







Vögel Deutschlands.

Zweyter Band,

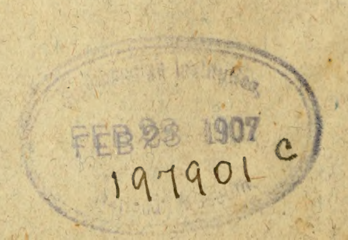
welcher die noch übrigen Ordnungen der Landvögel,

als:

die sperlingsartigen Vögel, Singvögel, schwalbenartigen Vögel, die tauben- und hühnerartigen Vögel

enthält.

Zweyte Abtheilung.


FEB 23 1907
197901 c

Siebente Ordnung.

Schwalbenartige Vögel. Chelidones.

Diese Ordnung enthält zwey Gattungen und in denselben sieben Arten. Die Kennzeichen der Ordnung findet man oben Band II. (I.) S. 248.

Neun und zwanzigste Gattung.

Schwalbe. Hirundo.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist klein, an der Spitze umgebogen und spitzig, und an der Wurzel platt.

Die Mundöffnung ist ohne Borsten.

Die Nasenlöcher sind rund und offen.

Der Rachen ist weiter als der Kopf, weil die Verbindung der äußern Haut weit nach hinten bis unter die Augen geht, und dient dazu, um die Insecten in der Luft desto sicherer wegzufangen.

Die Zunge ist kurz, breit, an der Spitze gespalten.

Die Füße sind kurz, breit, fast immer bis an die Fersen mit Federn bedeckt und mit scharfen Klauen zum Anhängen versehen. Sie gehen wenig und schlecht, sitzen mehrentheils auf der Erde, und hängen sich gern an.

Die

Die Flügel sind sehr lang, befördern ihren schnell anhaltenden Flug, und überkreuzen sich stark auf dem Schwanze.

Der Schwanz ist (meist) gabelförmig; und von demselben kömmt der Name: Schwalbenschwanz.

Sie fangen ihre Nahrung, löschen ihren Durst und baden sich im Fluge.

Die Füße können sie nicht gut brauchen, und wenn sie laufen müssen, so geschieht es aus Noth und mit Hülfe der Flügel.

Sie halten sich gern um das Wasser auf, weil ihre Nahrung vorzüglich aus Mücken, Schnaken, Haften und Wassermotten besteht, und sind Zugvögel.

Ihre Nester bauen sie aus Erde, Lehm, mit oder ohne Stroh und Grashalmen vermischt, oder in Löcher und Erdhöhlen von Federn, und schlafen in denselben. Wir kennen in Deutschland sechs Arten, wovon eine ungewiß ist.

Erste Familie.

Schwalben, die drey Zehen vorne und eine hinten haben: Eigentliche Schwalben.

(166) 1. Die Rauchschwalbe *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Feuer-, Bauern-, Küchen-, Schornstein-, Schlot-, Stadt-Haus-, Fenster-, Leimen-, Lehm-, Giebel-, Brüche- und Stachel-

*) Alte Ausgabe. IV. 760. n. (256) 1.

Stachelschwalbe, gewöhnliche, gemeine, und innere Hausschwalbe, Schwalm; in Thüringen: Stechschwalbe; Crainisch: Laustaza.

Hirundo rustica. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1015. n. 1.

Hirondelle de cheminée ou hirondelle domestique. *Buffon* Ois. VI. 591. t. 25. fig. 1. Ed. de Deuxp. XII. 270. t. 4. f. 2. Uebers. von Otto. XXII. 119. mit einer Figur.

Chimney Swallow. *Latham* Synops. II. 2. p. 561. n. 1. Meine Uebers. IV. 554. n. 1.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. p. 188. n. 1.

Frisch Vögel. Taf. 18. Fig. 1.

Naumann a. a. O. I. 207. Taf. XLII. Fig. 96 Männchen und 97 eine weiße Varietät.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 223. n. 1.

Donndorf a. a. O. S. 781. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Die Stirn und Kehle sind kastanienbraun; die schwarzen Schwanzfedern, die zwey mittelsten ausgenommen, mit einem weißen Fleck bezeichnet, und die beyden äußersten sehr lang und spitzig.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Ihre Länge ist sieben und die Breite der Flügel dreyzehn und ein halber Zoll *). Der Schwanz ist drey Zoll vier

*) P. Ms. Länge 6¼ Zoll; Breite 12 Zoll.

vier Linien lang, und die gefalteten Flügel reichen bis an die Mitte desselben, da wo sich der sogenannte Stachel anfängt. Das Gewicht ist eine Unze.

Der Schnabel ist vier Linien lang, an der Wurzel platt, an der Spitze übergekrümmt, schwarz, der Augenstern dunkelkastanienbraun; die Füße nackt und mit den scharfen Klauen schwarzbraun, die Fußwurzel fünf Linien hoch, die mittlere Zehe sieben und die hintere sechs Linien lang.

Die Stirn und Kehle sind schön kastanienbraun; der Kopf, Obertheil des Körpers, und die Deckfedern der Flügel schwarz mit einem blauen Glanze; ein Fleck vor den Augen mit vorwärts liegenden Federn dunkelbraun; die Wangen und Unterhals schwarz; Brust, Bauch, After und Seiten weiß mit einem rostfarbenen Ueberstrich; die letztern nach dem Rücken zu, so wie die Schenkel, rothgrau; die Schwung- und Schwanzfedern schwarz, mit einem grünen Anstrich, letztere, die beyden mittlern ausgenommen, am Ende mit einem weißen Fleck bezeichnet. Der Schwanz ist gabelförmig und unter allen Schwalbenarten am meisten getheilt, so daß die beyden äußern Federn wie Stacheln aussehen; daher der Name Schwalbenschwanz.

Das Weibchen ist wenig verschieden; doch ist die Stirn nicht so stark braun, der Unterhals nicht so breit schwarz, der Unterleib heller weiß, und die äußerste Schwanzfeder kürzer.

Far-

Farbenvarietäten.

1) Die weiße Rauchschwalbe. Hirundo rustica alba. Es fällt zuweilen eine Schwalbe aus, die entweder rein weiß, oder gelblichweiß ist, auch wohl dabey ein röthliches Kinn hat. Sonderbar ist es immer, daß diejenigen alten Schwalben, die einmal weiße Jungen bekommen, es fast beständig thun.

2) Die aschgraue Rauchschwalbe. Hirundo rustica cinerea. Sie ist durchaus aschgrau, nur hier und da etwas rauchfarben. s. Beseke N. G. der Vögel Kurlands. S. 84.

3) Die fuchsrothe Hausschwalbe. Hirundo rustica rufa. Die Farbe der Stirn und Kehle erstreckt sich nur in einem etwas hellern Lichte über alle Theile des Körpers, und geht fast ins Isabellfarbene über *).

4) Die Amerikanische Rauchschwalbe Hirundo rustica americana **).

Der Oberleib ist schwarz mit einem hochpurpurröthlichen blauen Glanze; die Stirn roth; die untere Seite rostfarbig.

Man giebt dieß zwar für eine Klimas-Verschiedenheit unserer Rauchschwalbe an, mir kömmt aber doch die Farbe etwas zu abweichend vor.

Merkwürdige Eigenschaften.

Diese Schwalbe ist außerordentlich schnell im Fluge, kann aber auch langsam umher schweben, und sich sogar in

*) Büffon l. c.

**) Latham a. a. O.

in der Luft überpurzeln, und für die andern Vögel ist sie um deßwillen sehr wichtig, weil sie ihnen die Ankunft jedes Raubvogels durch ein unaufhörlich scharfes Geschrey, das wie Zifit klingt, ankündigt, und denselben so emsig, wie die weiße Bachstelze, eine Strecke verfolgt. Sie kann letzteres auch um desto getroster, weil sie nicht nur durch die Schnelligkeit ihrer Flügel den Raubvögeln leicht entgehen kann, sondern auch ihr Fleisch denselben zuwider zu seyn scheint, da man sie nie von ihnen verfolgt sieht. Sowohl die Lockstimme, womit diese Vögel ihre Zärtlichkeit und Abreise, als ihr klirrender und schmatzender Gesang, womit sie in den Häusern den Tag anzukündigen pflegen, sind bekannt genug. Der gemeine Mann sagt sie sängen: da ich fortzog, da ich fortzog, waren alle Kisten und Kästen voll; da ich wieder kam, da ich wieder kam :,: war alles wüst und leerrrr; und wirklich besteht ihr Gesang aus so viel Strophen, die auch mit diesen Worten Aehnlichkeit haben, und sich in das schnurrende leerrr! endigen.

Sie wären angenehme Hausvögel, wenn sie nicht durch ihr Ungeziefer und ihren Koth so sehr beschwerlich würden. Man weiß daß ein Paar ihr Nest sechs und mehrere Jahre besuchen, sie müssen also noch älter werden.

Verbreitung und Aufenthalt.

Die Rauchschwalbe bewohnt, wie man sagt, die ganze alte bekannte Welt, geht weit gegen Norden hinauf, nur nicht bis zum arktischen Kreis. Auf der einen Seite sieht man sie von Norwegen bis nach dem Vorgebirge

gebirge der guten Hoffnung hin, und auf der andern von Kamtschatka bis Indien und China. In Nordamerika wird sie auch in allen Gegenden angetroffen und wandert daselbst wie bey uns von Norden nach Süden.

Diese, so wie alle Schwalben, sind Zugvögel, die uns im September, wenn kalte und neblichte Witterung einfällt, also bald oder spät verlassen *), und in wärmere Gegenden, vermuthlich nach Afrika ziehen **); es ist noch

*) Mehrmals und namentlich im Jahr 1804 habe ich bis zum 18ten October täglich noch kleine Heerden Rauch- und Hausschwalben über den Thüringer Wald nach Süden ziehen sehen. Es schienen mir allzeit (wenigstens sah ich dieß an den noch nicht ganz ausgebildeten Schwänzen der Rauchschwalben) junge Vögel zu seyn. In der Mittagsstunde flogen sie nach Insecten und waren sehr lustig. Sie kamen vermuthlich aus nördlichern Gegenden.

**) Anderson (Voy. to Senegal p. 121) sagt: Die Schwalben werden um Senegal nicht eher, als nach dem October gesehen, und zwar mit den Habichten, Bachstelzen, Wachteln und einigen andern Zugvögeln, welche jährlich von Kälte getrieben aus den gemäßigtern Theilen von Europa wegziehen. Sie bauen hier keine Nester, sondern liegen einzeln oder paarweise des Nachts an den Seeküsten, welche sie dem innern Lande vorziehen. Und (p. 163.) weiter unten sagt er abermals, die Schwalben hätten in seiner Hütte, in der es sehr dunkel war, ihr Nachtquartier aufgeschlagen, und auf den Queerbalken gesessen. Kalm (Voy. I. 24) traf sie auf einer Seereise 920 Meilen vom Lande an.

Pallas glaubt so wenig als ich aus eigner Erfahrung an den Winterschlaf der Schwalben, sondern schreibet es dem bloßen Zufall zu, wenn eine im Herbst oder Frühjahr im Wasser oder einer Erdhöhle erstarrt gefunden, und wieder lebendig worden ist (S. dessen Reise durch das Russische Reich im

noch gar nicht ausgemacht, daß sie alle, oder nur einige davon den Winter über im Schlamm, oder unter dem Ufer der Flüsse und Teiche, in einer Art von Schlafsucht, wie die Hamster, zubrächten; vielmehr sind die zuverlässigsten Erfahrungen und wichtigsten Gründe dagegen *).

Sie versammeln sich, ehe sie ihre Reise antreten, auf hohen Dächern, Kirchen, auch im Schilf, und begeben sich später als die andern weg. Freylich giebt es unter diesen, wie unter allen Zugvögeln, Spätlinge, die aber auch gewöhnlich mit dem Leben bezahlen müssen, und diese sind es, die man im späten October entweder erstarrt, oder gar todt im Schilf oder an den Ufern der Teiche findet, und zwar natürlich hier, weil die Gewässer allemal der letzte Zufluchtsort der Schwalben sind, wenn es ihnen an Nahrung fehlt; und sie hier immer noch, wenn sie nur nicht gefroren sind, Insecten und Insectenlarven ausfischen können. Im April und zwar der Regel nach in den ersten

Tagen

im Auszuge. 8. I. 99. II. 8. 9.). Man sehe auch was ich oben Band II. (I). S. 122 — 128. gegen den Winterschlaf der Schwalben nach meinen Beobachtungen gesagt habe.

Ueber das Wegziehen und Bleiben der Schwalben vergleiche man: Smellies Philosophie der Naturgeschichte von Zimmermann II. 235 — 247. Die Gründe für das Wegziehen findet man in: *Guenau de Montbeillard* hist. des Ois. Vol. VI. p. 557; und die Vertheidigung des Winterschlafs in: *Barrington* Miscellaneis. p. 225.

*) Schon in der Bibel werden sie als Zugvögel betrachtet: Jerem. 8, 7. Die Turteltaube, der Kranich und die Schwalbe (סיס; hirundo) merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen.

Tagen desselben kehren sie vereinzelt wieder zurück, und zwar unter den andern Schwalben am ersten.

In bewohnten Gegenden halten sie sich des Sommers über zu den Wohnungen der Menschen, in unbewohnten aber zu den hohen Felsen und großen Brücken *).

Nahrung.

Die Nahrung dieser Schwalbe besteht in allerhand weichflügligen Insecten, Schnaken, Mücken, Fliegen, Wassermotten, Haften, Hummeln, Bienen, Feldwanzen, Motten und andern kleinen Schmetterlingen, und da sie dieselben im Fluge fangen muß, so hat sie die Natur mit einem weiten Rachen begabt. Die Wasserwanzen fischt sie von der Oberfläche des Wassers im schnellsten Fluge weg, und die Mückenlarven holt sie, indem sie den Kopf ins Wasser taucht, aus den Teichen und Sümpfen heraus. Dieß thut sie besonders bey trüber und kalter Witterung, wo es in den hohen Lüften an Insecten mangelt. Daher hält man den niedrigen Flug der Schwalben auch für einen Vorboten unangenehmer Witterung. Auch fliegt sie alsdann aufs Feld, und nimmt die an den Getreide- und Grashalmen sitzenden Insecten im Fluge weg, so wie von den Wänden der Gebäude die Fliegen.

Fort-

*) Es ist eine fast allgemeine Beobachtung, daß diese Vögel in den nördlichen Gegenden Deutschlands seit 20 Jahren merklich abgenommen haben. Der Grund kann nicht darin liegen, daß unser Clima kälter und rauher worden ist; vermuthlich stellt man ihnen in Italien und andern Gegenden, wo sie auf ihren Zügen in Menge einfallen, im Herbst jetzt mehr als sonst nach, und verspeiset sie.

Fortpflanzung.

Diese Schwalben sind halbe Hausvögel. Sie legen in Städten und Dörfern innerhalb der Häuser an die Gesimse, Balkenköpfe, in den Hausflur, in Stuben, Kammern, Schorsteine, Scheunen, Ställe, auf die Böden, unter den Dachfenstern und auch, wiewohl selten, unter den Brücken, besonders da, wo sie ein Bretchen oder einen Nagel zur Unterlage haben, ihr Nest an. Dieß besteht aus nasser, thoniger oder anderer klebriger Erde oder aus feuchtem Gassenkoth mit Stroh oder Heu vermischt, wird wie eine Halbkugel fest angeklebt, und läßt oben eine halbrunde Oeffnung zum Ein und Ausfliegen. Inwendig ist es mit Moos, trockenem Grase und besonders mit Federn ausgelegt. Nur junge Schwalben vom vorigen Jahre, und diejenigen, denen die alten Nester zerstört worden, bauen neue, die andern beziehen die alten wieder, und bessern das nur aus, was den Winter über daran beschädigt worden ist.

Es verdient hier angemerkt zu werden, daß diese Schwalben, ohne von den giftigen Dünsten zu sterben, in den Bley- und Schmelzhütten nisten, wo doch Katzen, Sperlinge und andere Vögel sterben *).

Es ist angenehm einen solchen Vogel im Hause zu haben. Im Frühjahr, ehe man es vermuthet und ehe man ihn noch gesehen hat, meldet er seine Ankunft durch seinen Gesang im Hausflur.

Das

*) Naturforscher XX. 207.

Das Weibchen legt zweymal des Jahrs vier bis sechs Eyer, welche oben und unten stumpf, im Grunde weiß, und hellbraun und violet klar punktirt sind.

Die Aeltern erziehen die Jungen sehr sorgfältig, führen sie sobald als möglich in die freye Luft und füttern sie auf einem dürren Baumzweige, auch in der Luft mit ihnen herumschwebend. Diese letzte Erscheinung ist dieser und allen Schwalben unter den inländischen Vögeln ganz eigen. Es sieht ungemein artig aus, wie die Alten in der Luft flatternd und gegen einander in die Höhe gerichtet, die Jungen füttern.

Diese sehen schon im Neste den alten gleich, doch sind alle Farben bis zum kommenden Frühjahr matter; und man kann daher, beym Wegzug dieser Vögel, die Jungen noch sehr gut von den Alten unterscheiden; welches aber bey ihrer Wiederkunft wegfällt.

In öden, unbewohnten Gegenden bauen sie auf hohen Felsen und Abhängen, besonders auf solchen, welche durch ihren Ueberhang Schutz gewähren.

Mit dem bey der Nachtigall angegebenen Universalfutter von gedörrtem Semmelgries kann man sie aufziehen, sie lernen aber selten selbst fressen, wollen auch immer herum fliegen und beschädigen sich dann gewöhnlich. Man behält keine über ein Vierteljahr.

F e i n d e.

Die S c h w a l b e n l a u s f l i e g e und die sechsbeinige S c h w a l b e n l a u s *), jene mit zwey Flügeln, und diese ohne

*) Hippobosca hirundinis und Pediculus hirundinis. L.

ohne Flügel sind zwey große Feinde der Schwalben. Man findet oft todte und lebendige Junge im Neste, deren Säfte entweder ausgesogen, oder die von denselben angefressen sind.

Auch in den Eingeweiden hauset eine Bandwurmart *).

Sonst werden Junge und Alte zuweilen den Katzen zu Theil; die Alten besonders, wenn sie bauen. Die Katze schleicht sich alsdann tief niedergedrückt an einen solchen Platz, wo diese und die Hausschwalben sich versammeln und Koth holen, thut einen unversehenen Sprung unter sie, und erhäckelt gewöhnlich eine, zuweilen noch in der Luft.

Von den Raubvögeln haben sie nichts zu befürchten, da sich diese vielmehr vor ihnen fürchten, indem sie durch ihr Geschrey den andern Vögeln das Daseyn eines solchen Mörders ankündigen, und ihn sehr weit verfolgen.

Fang.

Es giebt Gegenden in Deutschland und Europa, wo sie für den Tisch gefangen werden. Man stellt ihnen daher Schlagwände, wie den Lerchen, und die Halloren in Halle fangen sie mit dem Spiegel.

Nutzen.

In Italien, Spanien, am Harz, um Halle wird ihr Fleisch gegessen.

Nütz-

*) Goeze N. G. der Eingeweidewürmer. S. 390.

Nützlicher aber werden sie durch Vertilgung mancher schädlicher Insecten, z. B. der Mücken, Fliegen, des Schmetterlings vom weißen Kornwurm. An und in den Ställen fangen sie eine Menge Bremen, Bremsen (Oestrus et Tabanus) und Stechfliegen, die das Vieh plagen, weg.

Wenn man sie nahe über der Erde, oder auf der Oberfläche des Wassers schweben sieht, so hält man dieß für einen Vorboten von stürmischem und regnerischen Wetter. Es ist aber gewöhnlich auch schon am Himmel zu sehen.

Man hat sie auch wie die Tauben gebraucht, Briefe von einem Orte zum andern zu bringen *).

In der Arzeney gebraucht man nichts mehr von ihnen.

Schaden, Irrthümer und Vorurtheile.

Den mehresten Nachtheil stiften sie beym gemeinen Manne durch Aberglauben; wovon ich nur folgendes bemerke. Man schätzt das Haus glücklich, worin eine Schwalbe nistet, und glaubt sogar, sie schütze vor Feuersgefahr, wenn man sie nicht beunruhige. Dasjenige Haus, an welchem man ein Schwalbenneſt oder junge Schwalben zerstört hat, soll vom Wetter getroffen werden, und der Pöbel sieht Leute, die sich unterstehen eine Schwalbe zu schießen, für gewissenlos an. In einigen Walddörfern Thüringens leidet man im Gegentheil keine solche Schwalbe

Mmm 2 ist

*) Plinii hist. natur. Lib. X. cap. 21.

in und nahe beym Viehstall, weil sie die Kühe in das Euter stechen sollen. Vermuthlich mit ihrem spitzigen Schwanze.

Einfältige Dirnen hängen ein Schwalbenherz vor die Brust, und glauben dadurch die jungen Mannspersonen ohne Widerstand an sich zu ziehen, u. s. w.

Sie sind es auch vorzüglich, die, wenn sie Junge haben, oder bey regenhafter Witterung, die Bienen vor den Stöcken wegfangen. Herr Naumann will aber bemerkt haben, daß sie den Stachel der Honigbienen fürchteten, und nur die Drohnen, die ja ohnehin getödtet würden, wegfiengen. Büffon sagt mit Unrecht, daß die Zweige, auf welchen sie des Nachts säßen, verdorrten. Sie wählen im Gegentheil fast allezeit dürre Zweige zu ihrem Sitz, am Tage und des Nachts.

Noch muß ich des Irrthums erwähnen, den Goeze mehrmals angiebt, wenn er sagt, die Rauchschwalben trügen den Koth zum Neste mit den Füßen zu, da sie es doch, wie alle Schwalben, mit dem Schnabel thun.

Von den vielen Fabeln, wie sie den Winter zubringen, will ich nur der erwähnen, daß sie von den frischen Eyern leben sollen, die sie zu dieser Zeit bey sich hätten. (Die Männchen auch?)

(167) 2. Die Hausschwalbe *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Fenster-, Giebel-, Leim-, Lehm-, Lauben-, Dach-, Dorf-, Land-, Kirch-, Spyr- und Spirkschwalbe, Speyerl, äußere Hausschwalbe, Schwalbe mit dem weißen Bürzel, Mursppr, Münsterspyr, Weißspyr, in Thüringen: Mehlschwalbe; Crainisch: Huda urnik.

Hirundo urbica. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1017. n. 3.

Hirondelle à croupion blanc ou de fenêtre. *Buffon* des Ois. IV. p. 614. t. 25. f. 2. Ed. de Deuxp. XII. 294. t. 4. f. 1. Uebers. von Otto XXII. S. 152. mit einer Abbild.

The Martin. *Latham* Synops. II. 2. p. 564. n. 2. Meine Uebers. IV. 557. n. 2.

Frisch Vögel. Taf. 17. Fig. 2.

Goeze, Europ. Fauna. V. 210. n. 2.

Naumann a. a. O. I. 210. Taf. XLIII. Figur 98. Männchen und Fig. 99. weiße Varietät.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 224. n. 2.

Donndorf a. a. O. S. 789. n. 3.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist ungefleckt; der Rücken bläulichschwarz; der Steiß und Unterleib ganz weiß.

Gestalt

*) Alte Ausgabe. IV. S. 770. n. (257) 2.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Ihre Länge ist fünf und einen halben Zoll, davon der Schwanz zwey Zoll, vier Linien mißt, die Breite ist ausgespannt ein Fuß *) und die Flügel bedecken den dritten Theil des Schwanzes.

Der Schnabel ist vier Linien lang, schwarz, inwendig gelb; der Augenstern dunkelbraun; die Füße sind neun Linien hoch und bis an die Klauen mit Pflaumfedern bekleidet, welche auch weiß sind, die Nägel grau, die mittlere Zehe sieben und die hintere fünf Linien lang.

Der Kopf ist flach, kurz am Leibe aufsitzend und so wie der Hals am Rücken schwarz, am Rücken mit einem blauen Glanze, die kleinen Barthaare schwarz; der Steiß, die obern Deckfedern des Schwanzes, Kehle, Brust und Bauch schneeweiß, an dem Hals etwas ins Röthliche spielend; die Schwungfedern schwärzlich, die drey letztern mit weißen Spitzen; die Unterflügel aschgrau; die Schwanzfedern bläulich schwarz.

Das Weibchen ist an der Kehle schmuzig weiß.

Farbenvarietäten.

1) Die weiße Hausschwalbe. Hirundo urbica candida.

Ich habe sie ganz weiß gesehen, sogar Schnabel und Augen, doch fiel der Stern der Augen etwas ins Gelbliche.

2) Die bunte Hausschwalbe. Hirundo urbica varia.

Sie

*) Par. Ms. Länge 5 Zoll; Breite 10½ Zoll.

Sie hat weiße Schwingen und Schwanz, oder ist wie die, von welcher Hr. D. Vogel zu Weilberg im R. A. 1803. No. 219. erzählt, weiß mit lauter schwarzen Punkten gesprenkelt.

3) Die blasse Hausschwalbe. Hir. urb. pallida.

Sie ist der gemeinen ähnlich, aber nur dunkelbraun an denjenigen Theilen, wo jene schwarz ist; die Schwingen, der Schwanz und seine obern Deckfedern sind an den Spitzen weiß.

Sie kommt von Nordamerika *).

Wenn man bey uns dergleichen Vögel sieht, so muß man sich wohl vorsehen, daß man sie nicht mit der Uferschwalbe verwechselt.

Zergliederung **).

1) Der Magen ist muskulös;

2) Der Schlund mißt 1 Zoll, 8 Linien, und erweitert sich, ehe er in einen kleinen drüsigen Beutel geht.

3) Der Darmcanal ist 6—7 Zoll lang.

4) Der kleinen Blinddärme sind drey.

5) Man findet eine Gallenblase.

6) Die Testikeln haben eine eyförmige Figur und sind ungleich; der große Durchmesser des größten ist 4 und des kleinsten 3 Linien. Sie sind mit gewundenen Gefäßen umgeben.

Merk-

*) *Latham* l. c.

**) *Buffon* l. c.

Merkwürdige Eigenschaften.

Sie fliegt nicht so geschwind als die Rauchschwalbe, aber desto höher. Wenn jene beym Regenwetter sich nahe an der Oberfläche der Erde aufhält, so schwingt sich diese fast bis zu den Wolken in die Luft. Man traf sie sonst in größerer Menge an, als die Rauchschwalbe; ich finde aber, daß sie sich in Thüringen seit 30 Jahren sehr vermindert hat. Sie kommt einige Tage später als jene im Frühjahr an und zieht auch einige Tage früher wieder weg. Sie ist es vorzüglich, die sich schon in der letzten Hälfte des Augusts auf den Dächern, besonders der Kirchen und Thürme, in Menge versammelt, sich auf gewisse Zeichen in einem gleichzeitigen Abfluge übt, und im September, je nachdem früh oder spät kalte und schlechte Witterung oder starke Nebel einfallen, dem Wind entgegen, in wärmere Länder begiebt. Sie lockt: Gärr und Ströhz! und das Männchen hat einen tieftönenden, geschwätzigen, anhaltenden Gesang, womit es seine Gattin im Frühjahr im Neste und in der Luft sehr oft unterhält. Sie setzt sich nicht gern auf die Bäume, wie die vorhergehende, nicht einmal gern auf die Dächer und diejenigen, welche kein Nest haben, klammern sich lieber des Nachts unter ein Wetterbrett an und schlafen daselbst.

Verbreitung und Aufenthalt.

Sie ist in den gemäßigten und nördlichen Theilen der Erde allgemein bekannt. Man findet sie bis Drontheim hinauf, und in Sibirien und Kamtschatka ist sie häufig anzutreffen.

In bewohnten Gegenden hält sie sich in der Nachbarschaft der menschlichen Wohnungen und in unbewohnten an den steilen Ufern der Flüsse und Meere auf. Sie kommt ungefähr vierzehn Tage später als die Rauchschwalbe an und reist auch eher wieder weg. Sie befliegt schon höhere Luftgegenden, als jene, um da Insecten zu ihrer Nahrung aufzusuchen; bey starkem Regen und kaltem Wetter geht sie aber auch in die Tiefe und über die Teiche herab.

Nahrung.

Sie nährt sich von fliegenden Insecten, Schnaken, Mücken, Fliegen u. d. gl., und vorzüglich von solchen, die hoch in der Luft fliegen, als von großen Bremen (Tabanus) u. d. gl.

Fortpflanzung.

Das runde Nest bauet sie in bewohnten Ländern außerhalb der Häuser unter die Dachkränze, Wetterbreter, Rinnen, Balkenköpfe u. d. gl. von Koth und Lehm, verschließt es rings herum bis auf eine runde Oefnung von der Dicke ihres Körpers und füttert es inwendig mit weichen Federn aus; in unbewohnten Gegenden aber hängt sie es unter die übers Meer hervorragenden Felsenwände. Sie macht es von solchem Umfange, daß Aeltern und Junge Platz darin haben. Wenn es im April und May anhaltendes heiteres Wetter ist, so bauet sie es in vierzehn Tagen fertig und trägt dazu Klümpchen von der Größe der Erbsen mit dem Schnabel herbey. Sie mauert die Koth- und Lehmklümpchen mit ihrem Schnabel so fest zusammen, daß man nicht wenig Gewalt nöthig hat, ein solches Nest zu zerstören. Da sie kein Stroh oder andere Verbindungsmittel dazu nimmt,

nimmt, wie die Rauchschwalbe, so hat sie auch nöthig, ihre Materialien desto fester in einander zu fügen; dieß thut sie auch mit ihrem spitzigen Schnabel und zwar mit einer solchen Anstrengung, daß die schnelle zitternde Bewegung ihres Kopfs dabey dem Auge fast unmerklich wird. Diejenigen, die ihr altes Nest wieder beziehen können, nisten zwey Mal des Jahrs; diejenigen aber, die ein neues verfertigen müssen, gewöhnlich nur ein Mal; denn nicht nur der Bau, besonders der Anfang desselben, erfordert lange Zeit, sondern auch die Unentschlüssigkeit und Wahl des Ortes, wo sichs am besten anbauen läßt, nimmt den Neuvermählten viele Tage weg. Wenn der Nestbau zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes beginnt, so sitzt gewöhnlich eine ganze Gesellschaft in einem Kothplatze und holt Baumaterialien. Vormittags bauen sie lieber als Nachmittags, und zwar sehr emsig bey Sonnenschein; beym Regen nie. Es sitzen oft mehrere Nester über und unter einander. Da wird denn zuweilen die Oefnung eines unbewohnten zugebaut; allein dieß kann nie geschehen, wenn eine Schwalbe oder ein Sperling darin wohnt. S. unten Feinde. — Sie begatten sich auf den Dächern unter Gesang.

Das Weibchen legt vier bis sechs egal eyrunde, weiße, mit braunen Punkten bestreute Eyer, und brütet sie abwechselnd mit dem Männchen in dreyzehn Tagen aus. So lange die Jungen noch unbehülflich sind, kriechen die Alten allezeit, wenn sie füttern, ins Nest, und bringen die Exkremente mit dem Schnabel heraus und werfen sie im Flug ab, und dieß geschieht so lange, bis sie sich herum bewegen und den After den Eingang hinaus stecken und sich reinigen können. — Die Jungen sehen vor dem ersten

Mau-

Mausern am Unterleibe weiß, mit Aschgrau überzogen, aus, und haben weiß und schwarze untere Deckfedern des Schwanzes. Sie schreyen beständig im Neste und auch noch lange Zeit, wenn sie ausgeflogen sind, und werden mit Bremen, Fliegen und dergleichen Insecten gefüttert, und zwar, wenn sie ausgeflogen sind, im Fluge, welches einen sehr artigen Anblick gewährt, da beyde, junge und alte Vögel, fast senkrecht gegen einander anfliegen. So lange sie die Fütterung der Aeltern nöthig haben, gehen sie allezeit des Nachts ins Nest und lassen sich auch nie auf dürren Zweigen sitzend füttern, wie die Rauchschwalben. Man hat auch Junge mit Insecten und Ameiseneyern aufgefüttert; sie leben aber nicht lange und gewöhnen sich an kein Universalfutter.

Krankheiten.

Sie werden leicht aussätzig, schuppig, und sterben oft an der Dürrsucht.

Feinde.

Der Baumfalke verfolgt sie; sie selbst aber verfolgen mit Geschrey alle Raubvögel, necken sie und werden ihnen daher zuweilen zur Beute. Die Schleyereulen, Wieseln, Haselmäuse und Hausratten besuchen ihre Nester und die Sperlinge jagen ihnen dieselben wieder ab, wie die Füchse den Dachsen ihre Baue. Ein solches Sperlingsnest erkennt man alsdann daran, daß lange Strohhalmen am Eingange heraushängen. Es währt oft etliche Tage, ehe die Schwalbe dem Sperlinge weicht, sie muß aber doch zuletzt als der schwächere Theil fort, und rächt sich nicht, wie man vorgiebt, dadurch, daß sie ihn in

sein

sein Nest, durch Verklebung des Eingangs mit Koth, einmauere. Es ist dieß eine Fabel zum Zeitvertreib von P. Bougeant (Amusement philosoph. sur le langage des Bêtes, à la Haye 1739. p. 79.) erdacht und erzählt.

Von den großen fliegenden Schwalbenläusen werden sie sehr geplagt, ja oft gar getödtet, und die gewöhnlichen Bettwanzen findet man auch in ihren Nestern.

Nutzen.

Durch ihr Fleisch, das im Herbst sehr fett ist, hin und wieder gegessen wird, und durch ihre Nahrung wird sie nützlich.

Die Medicamente, die sonst von ihr gemacht wurden, sind außer Gebrauch.

Schaden.

Sie sollen viel Bienen wegfangen.

(168) 3. Die Uferschwalbe *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Graue Schwalbe, Felsenschwalbe, Gestettenschwalbe, Wasser-, Strand-, Rein-, Rhein-, Sand-, Dreck-, Koth-, Erdschwalbe, Wasserschwalme, Rheinvogel, und in Thüringen: Meerschwalbe.

Hirundo riparia. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1019. n. 4.

Hirondelle de rivage. *Buffon* des Ois. VI. p. 632. Ed. de Deuxp. XII. 314. Uebers. von Otto XXII. 176. mit einer Abbildung.

Sand-

*) Alte Ausgabe IV. S. 775. n. (258) 3.

Sand-Martin. *Latham* Synops. II. 2. p. 568. n. 10.
Meine Uebers. IV. 560. n. 10.

Frisch Vögel. Taf. 18. Fig. 2. a.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 224. n. 3.

Goeze, Europ. Fauna. V. 2. S. 224. n. 4.

Naumann a. a. O. I. 211. Taf. XLII. Figur 106. Männchen.

Donndorf a. a. O. S. 792. n. 4.

Kennzeichen der Art.

Der Oberleib ist aschgraubraun; Kehle und Bauch sind weiß; die Füße fast nackt.

Beschreibung.

Sie ist fünf und einen halben Zoll lang, der Schwanz einen und drey Viertel Zoll, und die Flügel sind zwölf Zoll breit *).

Der Schnabel dieser Schwalbe ist fünf Linien lang, schwärzlich; der Augenstern schwärzlich; die Füße sind schwarz und glatt, nur an der Wurzel der hintern Zehe und an der zehn Linien hohen Fußwurzel herab stehen einige wollige schwarzbraune Federn; die mittlere Zehe ist sechs und die hintere vier Linien lang. Die Krallen sind sehr scharf.

Der Kopf und Obertheil des Körpers ist aschgraubraun (mäusefahl); die untere Seite weiß; der Unterhals mit einem aschgraubraunen (mäusefahlen) Ringe umgeben; die Kehle etwas röthlichgelb angelaufen; d . Flügel und Schwanz dunkelbraun; die Unterflügel grau. Der Schwanz ist

*) Par. Ms. Länge 5 Zoll; Breite 11 Zoll.

ist so kurz, daß die Fittige darüber wegreichen, und nicht tief gespalten.

Das Weibchen ist am ganzen Leibe etwas blässer.

Diese Schwalbe variirt in der Farbe; denn es fällt zuweilen eine weiße oder graulichweiße Uferschwalbe (Hir. rip. alba) aus.

Merkwürdige Eigenschaften.

Sie fliegt außerordentlich schnell, setzt sich auf die Bäume und Gebüsche und lockt Quezerr. Sie hat einen so schwankenden Flug, wie die weißen Schmetterlinge, neckt die Hausschwalben beständig, fliegt mit ihnen in ihre Nester und beißt sich mit denselben darin herum. Einen besondern Gesang habe ich nicht von ihr gehört. Sie ist überhaupt nicht sehr laut.

Verbreitung und Aufenthalt.

Es ist ein Vogel, der sich weit bis nach Norden in der alten und neuen Welt erstreckt und in Deutschland und Thüringen an Gestaden des Meeres und den Ufern der Flüsse und in den Gegenden der Seen nicht selten angetroffen wird.

Er bewohnt die sandigen Ufer des Meeres und der Flüsse und hält sich besonders in den Rheingegenden häufig auf, daher sein Name Rheinschwalbe. Da, wo er in Thüringen kein hohes Teich- oder Flußufer oder Löcher in steinernen Brücken antrift, quartiert er sich in ein verlassenes Hausschwalbennest oder in große Sand- oder Leimgruben oder Kalksteinbrüche ein, und lebt so gesellschaftlich,

daß

daß man in einem Sand- oder Steinbruche oft funfzig Nester antrift.

Diese Schwalbe ist ein Zugvogel, der schon im August wegzieht, und auch später als die andern Schwalben, gewöhnlich mit der Mauerschwalbe, wiederkehrt. Sie schwebt mehrentheils über den Gewässern, steigt aber auch hoch in die Luft nach ihrer

Nahrung,

die in Insecten aus diesem und vorzüglich jenem Elemente besteht.

Fortpflanzung.

Ihr Nest legt sie in Höhlen der sandigen Gestade und Ufer, vorzüglich in solche, die die Maulwürfe und Wasserratten gemacht haben, in den Ritzen der Steinbrüche und alten Mauern und in den Löchern der Leimgrubenwände an, trägt auswendig bloß etwas Erde und Gras zusammen und inwendig Federn hinein, damit die fünf bis sechs (gewöhnlich sechs) weißen, röthlich aschgrau gewölkten, glatten, länglichen Eyer sanft liegen; zuweilen bedient sie sich auch der Baumhöhlen, und, wie schon oben erwähnt wurde, für ihre Brut der Hausschwalbennester.

Wenn sie keine Höhlen vorfindet, so gräbt sie sich in sandigen Ufer mit ihrem Schnabel und scharfen Füßen selbst Höhlen ein, welches sie mit unglaublicher Geschwindigkeit bewerkstelliget. Eine solche Uferhöhle ist oft sechs bis sieben Pariser Schuh tief. Sie machen oft mehr als eine Höhle, um die Wahl zu haben, daher man in sandigen Ufern so viele und so viel leere Höhlen findet. Nicht länger als

als zwey Jahre bewohnt sie eine Höhle, weil sie es vor Gestank und Ungezieser nicht aushalten kann.

Feinde.

Den Verfolgungen des großen und kleinen Wiesels ist sie in ihren Löchern, auch dem Ausgraben des Fuchses, sehr ausgesetzt; sonst verschiedener Raubvögel.

Sie wird unter allen Schwalben am meisten von den Schwalbenlausfliegen geplagt. Ihr

Nutzen

besteht in Vertilgung schädlicher Insecten und im Fleische, das dem Ortolanenfleisch am Geschmacke gleich seyn soll. Sehr gut sollen besonders die fetten Jungen schmecken.

? 4. Die Felsenschwalbe *).

Hirundo rupestris. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1019. n. 20.

Hirundo rupestris. *Scopoli* Ann. I. p. 167. n. 253. Uebers. von Günther I. 207. n. 253.

Rock-Swallow. *Latham* Synops. II. 2. p. 569. n. 11. Meine Uebers. IV. 561. n. 11.

Uebers. von Büffons Vögeln durch Otto XX. S. 191.

Kennzeichen der Art.

Der Oberleib ist mäusefarben; der Unterleib weiß; der Schwanz wenig gespalten und die Federn auf der innern Seite mit einem eyrunden weißen Fleck besetzt.

Be

*) Alte Ausgabe IV. S. 778. n. 4.

Beschreibung.

Es ist wohl keine eigene Art, sondern nur von der vorhergehenden, wie schon Günther bemerkt, eine Varietät. Doch bezweifelt dieß Herr Otto und hält sie vielmehr für eine Abänderung der Bergschwalbe.

Sie hat die Größe der Hausschwalbe, ist oben mäusefahl, unten weiß. Die Schwanzfedern haben an ihrer innern Seite einen eyrunden weißen Fleck. Die Füße sind nackend und so wie der Schnabel schwarz. Die Schwungfedern sind etwas dunkler als der Rücken; der Schwanz ist nur etwas getheilt, aber nicht gabelförmig, und wie die Flügel gefärbt.

Sie baut ein Nest von Thon in die Höhlungen jäher Felsen.

Sie bewohnt Crain.

Dieß ist alles, was man von ihr weiß.

Die Bergschwalbe (Hirundo montana. *Gmelin Lin.* l. c. p. 1020. n. 21. Hirondelle grise des rochers. *Buffon* l. c. p. 641.) ist fünf Zoll, zehn Linien lang, zwölf und zwey Drittel Zoll breit, der Schwanz einen und drey Viertel Zoll lang, etwas gespalten und sieben Linien länger als die Flügel (Par. Maaß).

Diese Art, sagt Büffon, scheint zwischen der Hausschwalbe, von der sie fast das Geschrey und den Flug an sich hat, und der Uferschwalbe, von der sie die Farben zeigt, den Uebergang zu machen. Der Oberleib, die Schwung- und Schwanzfedern sind graubraun, wie bey der Uferschwalbe, nur alle Federn rothgelb gerändert; der

Schwanz ist kaum gabelförmig, seine zwey mittlern Federn und die äußern zu beyden Seiten einfarbig, zwischen diesen die vier zu beyden Seiten an der innern Fahne mit einem weißen Fleck bezeichnet; der Unterleib rothgelb, an den Seiten ins Braune spielend; die Füße mit grau und braunbunten Pflaumfedern bedeckt; der Schnabel und die Nägel schwarz.

Diese Schwalbe wohnt auf den Felsen und Steinklippen in den Savoyer Gebirgen. Sie kommt in der Mitte des Aprils an und geht meist den 15. August wieder weg. Nur einige Herumschwärmer bleiben bis zum 10. October. Man trift sie auch in den Gebirgen von Auvergne und Dauphine' und auf Gibraltar an.

Zweyte Familie.

Schwalben, die alle Zehen nach vorne gekehrt haben: Mauerschwalben.

(169) 5. Die Thurmschwalbe oder gemeine Mauerschwalbe *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Stein-, Mauer-, Kirch-, Geyer-, Pier-, Spir-, Spur-, Spürschwalbe, Speyer- und Gerschwalb, Peerdschwäl-

*) Sie macht nach ihrer Gestalt, besonders in Ansehung des Kopfs, den schicklichsten Uebergang zu den Nachtschwalben, und man könnte sie wegen des Baues der Nasenlöcher, der niedergebogenen untern Kinnlade, des Schnabels und der vorwärts gekehrten Zehen und Füße, zu einer eigenen Gattung (Apus) erheben. Alte Ausgabe IV. 779. n. (259) 5.

schwälken, Spierschwalken, große Thurmschwalbe, große Mauerschwalbe, und in Thüringen: Feuerschwalbe; Crainisch: Huda urnik.

Hirundo apus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1020. n. 6.

Le Martinet noir. *Buffon* des Ois. VI. p. 643. Ed. de Deuxp. XII. 326. tab. 4. fig. 3. Uebers. von Otto XXII. 193. mit einer Figur.

Swift. *Latham* Synops. II. 2. p. 584. n. 34. Meine Uebers. IV. 574. n. 34.

Frisch Vögel. Taf. 17. Fig. 1.

Goeze, Europ. Fauna V. 2. S. 217. n. 3.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 225. n. 4.

Naumann a. a. O. I. 205. Taf. XLII. Figur 95. Männchen.

Donndorf a. a. O. S. 796. n. 6.

Kennzeichen der Art.

Sie ist überall matt schwarz; nur die Kehle ist weiß.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Ihre Länge beträgt sieben Zoll, der Schwanz drey und die ausgespannten Flügel siebenzehn Zoll *).

Der Rachen ist groß und abwärts gebogen; der Schnabel kurz, drey Linien lang, gerade und schwarz, oben auf demselben liegen die eyrunden Nasenlöcher mit einer erhabenen Strichhaut; die Seiten des Schnabels sind mit rostgrauen Federn umgeben, so daß an den Seiten und unten

 am

*) P. Ms. Länge 6¾ Zoll; Breite 15 Zoll.

am Kinne kaum eine Linie vom Schnabel vorsteht; die Iris ist kastanienbraun, die Pupille indigblau; die Augenlieder kahl; die Füße bis auf die fleischbraunen Zehen oben mit wolligen Federn bedeckt und sechs Linien hoch; die Fußwurzel ist so platt, daß sie darauf zu gehen scheint; alle vier Zehen liegen vorwärts, oder vielmehr zwey nach der rechten und zwey nach der linken Seite; diejenige, welche eigentlich die hintere seyn sollte, liegt inwendig ganz zur Seite, ist drey Linien lang und kann sich im Nothfall auch rückwärts drehen, wie eine Hinterzehe, die mittlere ist sechs Linien lang und die stärkste.

Der ganze Leib ist schwärzlich, oben mit einem schwachen grünlichen Schimmer und dunkler, unten heller; die Kehle und die Seiten des Schnabels weißlich; die Stirn weiß und dunkelgrau gefleckt; der sehr flache Scheitel so wie der Steiß schwärzlich, graulich eingefaßt; die Flügel und der Schwanz oben schwarz, alle Federn zugespitzt und fein weißlich grau gesäumt, die Unterflügel schwarzgrau und so wie der After mit rostgrauen Federrändern; der ganze obere Flügelrand schwarz und sehr weißgrau gewellt. Der Schwanz ist gabelförmig und seine äußerste Feder einen Zoll länger als die beyden mittelsten.

Das Weibchen ist etwas kleiner; das Gefieder spielt mehr ins Schwarzbraune und das Weiße an der Kehle ist nicht so deutlich und rein, sondern mehr weißgrau *).

Zer-

*) Daß unter Hirundo apus und Hirundo templorum kein Unterschied der Species sey, brauche ich kaum zu erwähnen. Bocks N. G. von Preußen IV. 481.

Zergliederung *).

1) Der Schlund mißt zwey und einen halben Zoll und bildet unten einen kleinen drüsigen Beutel.

2) Der Magen ist muskulös und mit einer runzligen, nicht fest aufliegenden Haut gefüttert.

3) Es ist eine Gallenblase, aber

4) kein Blinddarm vorhanden.

5) Die Darmröhre ist sieben und einen halben Zoll lang.

Merkwürdige Eigenschaften.

Die Flügel sind sehr stark und lang, über den schmal gabelförmigen, aus zehn Federn bestehenden Schwanz hinreichend, und daher zum schnellen Flug sehr geschickt. Die Füße sind mit starken Muskeln und starken, scharfen, gekrümmten Krallen deswegen versehen, um sich an den steilsten und glättesten Mauern und Felsen fest anhängen zu können. Vor den Augen ist eine muschelförmige Vertiefung, welche vorne nach dem Schnabel zu mit einer Reihe kammförmig hingestellter Bartfedern besetzt, vermuthlich um zu verhüten, daß ihnen bey ihrem Klettern an Mauern und Löchern keine Unreinigkeit in die großen Augen falle. Die Augen sind wahrscheinlich deswegen so groß und mit einer so sehr sich erweiternden Pupille versehen, damit sie in ihren dunkeln Klüften, bey dem schnellen Flug und der Dämmerung im Stande ist, gehörig zu sehen. Man sieht sie oft erst in der Dämmerung von ihrem Insectenfang ins

Nest

*) *Buffon* l. c.

Nest zurückkehren. Sie ruht bloß auf den Dächern und in ihrem Neste aus, nie auf der Erde; denn die gar zu langen Flügel und kurzen Füße machen es ihr fast unmöglich, von der Erde wieder aufzufliegen. Wenn man sie in die Kleider einhäkeln läßt, so hat man viele Mühe, sie wieder los zu kriegen. Bey schwüler electrischer Luft durchschneidet sie dieselbe blitzschnell in großen Gesellschaften und schreyt dabey aus Leibeskraften. Sie bewegt beym Fliegen die Flügel selten, sondern durchschwimmt gleichsam nur die Luft.

Verbreitung und Aufenthalt.

Sie ist in der ganzen Welt bekannt, bewohnt im Sommer Europa bis Drontheim hinauf, und in dem nördlichen Amerika ist sie auch nicht selten. In Thüringen findet man sie sehr häufig und da sie sehr gesellschaftlich leben, gesellschaftlich an einem Gebäude, nur nicht in einem Neste, wohnen, und gesellschaftlich fliegen, so erkennt man sie leicht an ihrem stark schreyenden: I, I, I, I! Sie verführen ein unerträgliches Geschrey, wenn ihrer eine große Gesellschaft an einer Kirch-, Schloß- oder Thurmmauer wohnen, besonders 14 Tage lang bey ihrer Ankunft und ihrem Wegzuge.

In den Löchern, besonders in den Rüstlöchern hoher Oerter, Kirchmauern, Thürme, den Dachhöhlen hoher Gebäude, auch in Felsenritzen, in hohen und ungangbaren Steinbrüchen und hohlen Eichbäumen hält sie sich auf. Sie kommt sehr spät im April (den 22. bis 26.) und verläßt uns auch sehr früh wieder. Der 22. August ist nach meinen Beobachtungen in Thüringen die späteste Zeit ihres Hierseyns.

Nah-

Nahrung.

Ihre Nahrung besteht in Käfern, Mücken, kleinen Motten und andern fliegenden Insecten, die sich vorzüglich hoch in der Luft aufhalten, z. B. den großen Bremen (Tabanus). Da sie diese nicht eher als im Fluge fangen kann, so hat sie den ungeheuern Rachen nöthig, der einen großen Mannsdaumen leicht faßt, und dadurch noch mehr erweitert wird, daß sie eine besonders große Pergamenthaut im Winkel des Schnabels hat, die sich weit ausdehnen läßt. Daß sie so bald wegzieht und so spät wieder kommt, hat einen doppelten Grund; weil theils die höhern Luftgegenden, die sie zu durchstreifen bestimmt ist, bald zu kalt für sie werden, theils die Insecten, die sie bewohnen und die ihr hauptsächlich zur Nahrung angewiesen sind, bald wieder verschwinden. Sie nehmen ein sehr großes Revier zu ihrer Jagd ein; dieß können sie theils wegen ihrer ungewöhnlich langen Flügel, theils müssen sie es, da die höhern Luftregionen wenig Insecten enthalten. Wenn kalte Witterung einfallt, so begeben sie sich an entfernte Seen und Teiche und schnappen von den Wassergräsern und dem Wasser Frühlingsfliegen, Wassermotten, Tagfliegen und kleine Libellen weg. Hier trift man sie, wenn hohe alte steinerne Gebäude in der Nähe sind, im Julius, wo die Jungen ausgeflogen sind, in Menge an.

Fortpflanzung.

In Dach- oder Mauerhöhlen und auch in verlassene Hausschwalbennester trägt sie etliche Federn, auf Dächern liegendes und herumfliegendes Genist, als Stroh, Läppchen, Fäden u. d. gl. und Käferflügel zusammen. Es hat,

wie

wie alle Höhlennester, keinen künstlichen Bau, sondern nur eine unordentlich zusammengefügte weiche Unterlage. Wenn sie in der Luft und auf den nahen Dächern keine weichen Materialien zum Nestbau findet, so stiehlt sie dieselben auch wohl den Hausschwalben und Sperlingen aus ihren Nestern weg. Da ihre Bruthöhlen selten sind und immer von einem Paar, so lange es lebt, bewohnt, und wenn es stirbt, gleich von einem andern bezogen werden, so sind sie durch das Einkriechen an den Seiten ganz glatt, wie polirt. Daher sagt Scopoli*), daß das Nest inwendig mit einem aus dem Munde kommenden klebrigen Schleime lakirt sey. Sie legt nach einer mit großem Geschrey und Gequike verbundenen Begattung im Neste selbst gewöhnlich drey bis vier, selten bis fünf schmale milchweiße, kaum merklich grau gesprengte Eyer, und brütet des Jahrs nur ein Mal.

Die Jungen sehen etwas heller wie die Alten aus, und fast alle Federn sind schmuzig weißgrau eingefaßt.

Feinde.

Die Wieseln und Haus- und Wanderratten nehmen unter den Dächern ihre Brut aus und die Schwalbenfliegenläuse plagen sie sehr. Herr Otto**) hat auch eine besondere Thurmschwalbenlaus von brauner Farbe und 10 borstigen Einschnitten, die ein zähes Leben hatte,

*) Ann. I. n. 251. Uebers. von Günther I. S. 205.

**) Büffons N. G. a. a. O. S. 205.

hatte, auf ihr gefunden, und Goeze *) in den Eingeweiden einen haarförmigen Bandwurm.

Jagd.

Man kann sie im Julius an Teichen in Menge schießen, wenn in einer Stunde im Umfange alte Gebäude sind, an welchen sie nisten.

Nutzen und Schaden.

Sonst schrieb man ihrem Fleische und Neste in der Arzney heilsame Kräfte zu. Wer es jetzt noch thut, ist abergläubisch. Im Julius sind aber die Jungen sehr fett und schmecken gut. In Piemont und Savoyen werden sie häufig gegessen.

(170) 6. Die Alpenschwalbe oder weißbäuchige Mauerschwalbe **).

(Taf. XXXVII. Fig. 1.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Berg- und Gibraltarschwalbe, große und größte Gibraltarschwalbe, Barbarische und Spanische Schwalbe, größte Schwalbe, große Mauerschwalbe mit weißem Bauche.

Hirundo alpina. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1013. n. 11.

Hirundo

*) N. G. der Eingeweidewürmer. S. 390.

**) Alte Ausgabe IV. S. 783. n. (260) 6. Wahrscheinlich gehört sie zu *Plinii* Apodes (hist. nat. Lib. X. c. 39.); denn hierauf paßt ihre Geschichte.

Hirundo alpestris. *Scopoli* Ann. I. 166. n. 252. Uebers. von Günther I. 207. n. 252.

Le grand Martinet à ventre blanc. *Buffon* des Ois. VI. p. 660. Ed. de Deuxp. XII. 345. Uebers. von Otto XXII. S. 218. mit einer Abbild.

White-bellied Swift. *Latham* Synops. II. 2. p. 586. n. 36. Meine Uebers. IV. 575.

Seligmanns Vögel II. Taf. 53.

Mein ornith. Taschenb. S. 226. n. 5. mit einer Abbild.

La Vargia. *Cetti* N. G. von Sardinien II. 232.

Donndorf a. a. O. S. 803. n. 11.

Kennzeichen der Art.

Sie ist am Oberleibe schwarz- oder graubraun, an der Kehle und dem Bauche weiß.

Beschreibung.

Sie ist in den mehresten Stücken der vorhergehenden gleich und bewohnt die höchsten Gebirge, besonders die Alpen vom südlichen Europa; man findet sie daher auf der Insel Malta, in Spanien bey Gibraltar, in Sardinien, der Schweiz und in der Grafschaft Tyrol.

Den achten Junius 1791 sah ich auf unserm Thüringerwalde auch drey derselben in einer felsigen Gegend. Sie flogen so nahe und so lange um mich herum, daß ich deutlich genug ihre Größe und Farbe unterscheiden und sie daher nicht mit der Mauerschwalbe verwechseln konnte. Schade, daß ich keine Flinte hatte. Ihre Stimme war ein helles, reines, flötendes Skri! Skri! Man ver-

vergleicht es in Büchern mit dem Geschrey des Thurmfalken. Ich habe sie in der Folge nicht wieder gesehen.

Diese Schwalbe ist um ein merkliches größer als die vorhergehende. Sie ist der Gestalt nach ein Mittelding zwischen den eigentlichen Schwalben und der Mauerschwalbe; nur ihre Füße bringen sie dieser Familie näher, zwischen welcher sie in der Mitte steht. Ihre Länge ist neun und einen halben Zoll *) und die Schwere fünf Unzen, sieben Drachmen. Der Schwanz ist nur wenig getheilt und drey Zoll lang und die gefalteten Flügel reichen an sechszehn Linien über seine Spitze gekreuzt hinaus.

Der Schnabel ist sieben Linien lang, etwas gekrümmt und schwarz; der Regenbogen im Auge braun; die Füße sind kurz und bis auf die fleischfarbenen Zehen und einen dergleichen kahlen Streif von hinten im Schienbein herab mit einer graubraunen Wolle bekleidet.

Der Oberleib ist schwarz- oder graubraun, die Schwingen und der Schwanz, welcher nur zehn Federn hat, am tiefsten, mit einem rothen und grünen Glanze; die Gurgel, Brust und der Oberbauch weiß; der Hals bekommt durch seine dunkelbraunen und schwärzlich gemischten Flekken auf weißem Grunde eine Art von Halsband; der Unterbauch und After wie der Rücken; die Seiten und Unterflügel dunkelgrau und weiß gemischt.

Merkwürdigkeiten.

Sie fliegt noch höher als die Mauerschwalbe und kommt nie auf die Erde. Sie geht auf ihren Zügen im Frühjahr

*) Par. Ms. Länge 8½ Zoll.

jahr und Herbst zu den Sümpfen und besteigt im Frühling erst, wenn es in ihren höhern Regionen wärmer wird und Insecten für sie giebt, die Berge. Man trift sie überhaupt nicht häufig an, doch kommt sie alle Herbst in kleinen Flügen an den Bodensee.

In Sardinien ist sie so gemein, wie die Hausschwalbe, und geht auch in die Städte.

Sie nistet in Gebirgen und an Küsten in den Felsenhöhlen. In Sardinien holt sie die Materialien dazu aus bewohnten Gegenden.

Ihr Fleisch wird unter die Delikatessen gezählt.

Man fängt sie zu diesem Ende in Sardinien auf eine besondere Weise. An eine Angel wird eine Feder gesteckt und in die Luft geworfen. Die Schwalbe, welche die Feder zum Nestbau aufsucht, schnappt sie weg und bleibt hängen.

Dreyßigste Gattung.

Tagschläfer (Nachtschwalbe). Caprimulgus.

Der Schnabel ist klein, spitzig, etwas gekrümmt, an der Wurzel niedergedrückt, fast wie der der Schwalben.

Die Mundöffnung ist sehr weit und mit einer Reihe steifer Bartborsten besetzt.

Die Zunge ist spitzig, ganz und kann herausgestreckt werden.

Die

Die kurzen Füße sind vierzehig, die Seitenzehe ist mit der mittlern durch eine kleine Haut verbunden, die Kralle der mittlern Zehe ist breit gerändet und bey den mehresten kammförmig.

Der Schwanz ist ungetheilt, und besteht aus zehn Federn.

Die Ohren sind sehr groß.

Sie gleichen in ihrer Lebensart den Schwalben gar sehr, nähren sich auch von bloßen Insecten, gehen aber bey Nacht ihren Geschäften nach. Man sieht sie nie laufen. Eine Art.

(171) 1. Der Europäische Tagschläfer *).

(Taf. XXXVII. fig. 2.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Nachtschwalbe, große und Europäische Nachtschwalbe, Ziegenmelker, Europäischer Ziegenmelker, Ziegensauger, Geismelker, Milchsauger, Kuhsauger, Brillennase, Kalfater, Europäische Nachtschwalbe, bärtige und großbärtige Schwalbe, Kindermelker, Nachtvogel, Nachtschade, Nachtschatten, Nachtwanderer, Tagschläfer, Dagslap, Tagschlaffe, Nachtrabe, Nachtrabl, Nachträblein, Mückenstecher, Pfaffe, Hexe und in Thüringen: Tagschlaf.

Capri-

*) Alte Ausgabe. IV. S. 786. n. (261) 1.

Caprimulgus europaeus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 1027. n. 1.

Engoulevent. *Buffon* des Ois. VI. 512. n. 1. Ed. de Deuxp. XII. 184. t. 2. f. 3. Uebers. von Otto XX. 5. mit einer Figur.

European Goatsucker. *Latham* Synops. II. 2. p. 593. n. 5. Meine Uebers. IV. 580. n. 5.

Frisch Vögel. Taf. 100.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 231.

Naumanns Vögel. I. 212. Taf. 44. Fig. 101.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 228. n. 1.

Donndorf a. a. O. S. 809. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist aschgraulich mit dunkelbraunen Queerbinden und schwarzen und andern Flecken; der Körper überhaupt schwarz, aschgrau, dunkelbraun, rostfarben und weiß gefleckt; die Nasenlöcher sind etwas röhrig.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

An Größe und Gestalt gleicht sie dem gemeinen Kukuck. Ihre Länge ist ein Fuß und die Breite zwey Fuß *). Der Schwanz hat nur zehn Federn und mißt sechs Zoll, ist abgerundet und die zusammengelegten Flügel bedecken ihn fast ganz.

Der

*) P. Ms. Länge 10½ Zoll; Breite 1 Fuß 9½ Zoll.

Der Kopf ist in Verhältniß gegen den übrigen Leib groß; der Schnabel fünf Linien lang, dünne, platt, vorne etwas übergekrümmt und schwärzlich. Der Rachen ist erstaunend weit, öffnet sich abwärts bogenförmig bis unter die Augen, ist weich, so daß man nur am Unterkiefer ein hartes Spitzchen fühlt, und weißgelb; die Ränder des Oberkiefers sind mit dicken, steifen, schwarzen Borsten besetzt, die ihm zur Haltung seines Raubes beförderlich sind; die Nasenlöcher erheben sich cilinderförmig, wie ein Trichter; die Zunge ist zart, klein, sehr spitzig und an den Gaumen geheftet; die Augen sind groß, blau, und liegen tief; die Ohren sind wie bey den Eulen sehr weit; die Füße gleichen den Taubenfüßen, sind dünn, klein, bis unter die Kniee befiedert, und fleischbraun, die mittlere Zehe fast noch einmal so lang als die übrigen, und inwendig mit kammförmig gezähnten Schuppen versehen, die Hinterzehe zur Seite stehend und vermögend sich vorwärts zu den andern zu drehen, die Nägel stumpf, die Fußwurzel sechs Linien hoch, die mittlere Zehe zwölf und die hintere vier Linien lang.

An Farbe steht die Nachtschwalbe dem Wendehals ähnlich. Der Kopf und Rücken hat auf hellaschgrauem Grunde unzählige feine dunkelbraune Pünktchen und unregelmäßige Linien mit einzeln starken, der Länge nach spitzwinklich zulaufenden schwarzen Strichen, die besonders auf der Mitte des Kopfs sehr deutlich sind; die Wangen und Schläfe sind noch überdieß hellrostfarben eingefaßt und gewellt; vom untern Schnabelwinkel läuft bis in die Mitte

des

des Halses ein weißer, rostfarben angelaufener Strich; Kehle, Unterhals und Brust sind schwärzlich, mit hell rostfarbnen schmalen Wellenlinien, und in der Mitte des Halses und der Brust mit einigen rostgelben rundlichen Flecken; der Bauch und die Seiten rostgelb und schwarz egal und klein gewellt; die After- und Schenkelfedern blaßgelb mit einzelnen schwärzlichen Queerstreifen; die kleinern Deckfedern der Flügel wie der Rücken und noch mit einzeln ungleichen rostfarbenen Queerstrichen, die großen fein aschgrau und dunkelbraun gewellt, mit einzelnen eyrunden hellrostfarbenen Flecken; die Unterdeckfedern rostgelb und dunkelbraun gewellt; die Schwungfedern schwarzbraun auf der äußern und innern Fahne mit einzelnen rothgelben ungleichen Flecken, an den Spitzen aschgrau marmorirt, die drey ersten Schwungfedern haben auch einen weißen Fleck auf der innern Fahne, die letzten sind wie der Rücken; die Schwanzfedern röthlich aschgrau, dunkelbraun marmorirt und mit acht bis neun breiten schwärzlichen Queerstreifen besetzt, die zwey äußern mit einem schwärzlichen Flecke an der Spitze.

Das Weibchen ist etwas heller, vom Schnabel bis in die Mitte des Halses läuft an den Seiten hin ein weißer Streifen und an der Kehle steht ein großer rostgelber Fleck; die weißen Flecke an den ersten Schwung- und den letzten Schwanzfedern fehlen.

Zergliederung *).

Der volle steinharte Magen füllt die ganze Höhlung des Unterleibes dergestalt aus, daß man daneben das schlaffe

*) Goeze a. a. O. S. 235.

schlaffe sehr kleine Herz, und eine unbedeutende Leber, und dahinter eine sehr geringe Portion Därme gewahr werden kann. Der Magen besteht aus einer dicken lederartigen Haut.

Merkwürdige Eigenschaften.

Es ist ein Nachtvogel, der in der Dämmerung des Morgens und Abends seinen Geschäfften nachgeht, so lange es nicht äußerst finster ist; die übrige Zeit pflegt er der Ruhe. Daher gleichen seine Augen und Ohren diesen Theilen bey der Eule. Er mußte nämlich deswegen so weite Ohren erhalten, damit ihn am Tage das geringste Geräusch aufwecke, und er entfliehen könne. Und dieß geschieht denn auch; denn so bald als man sich ihm nähert, so fliegt er auf, niedrig an der Erde weg, und setzt sich bald wieder. Er fliegt wankend, und wegen seines feinen weichen Gefieders so leise, aber schneller als die Eulen. Auf einem Baume sieht man ihn des Sommers selten, doch immer auf seinem Zuge sitzen, lieber setzt er sich auf alte Baumstrünke, auf Erdhügel und in glatte ebene Wege und Gänge. Er läuft nie. Im Fluge und des Nachts läßt er ein Castagnettenartiges anhaltendes Geklapper oder eigentlich Schnurren, Jrrrrr, Urrrrr! hören, das der gemeine Mann sonst für Unglück bedeutend erklärte und das man in schönen Mai- und Juniusabenden im Thüringerwalde allenthalben hört, und wovon das Jrrrr höher als das Urrrr klingt. Wo ihrer mehrere sitzen, so wechseln sie gleichsam mit diesem schnurrenden Gesang, und einer löst den andern ab, welches keine unangenehme

Musik in einsamen Wäldern giebt. In der Angst aber, und wenn er aufgejagt wird, schreyt er hohl: Bääk, Bääk! und zur Zeit der Begattung I, I, Arr! Wenn er schnurrt, so setzt er sich auf einen dürren Baumzweig mit dem Kopf zur Erde gedrückt, und zwar sitzt er nicht, wie andere Vögel, in die Queere des Astes, sondern nach der Länge desselben.

Verbreitung und Aufenthalt.

Man trift diese Tagschläfer in Europa, Asien und Afrika, wiewohl allenthalben nicht häufig an. Sie sind die einzigen ihrer Gattung, die in Europa angetroffen werden. Sie gehen weit gegen Norden bis Sandmor hinauf. In Thüringen sind sie ziemlich gemein.

Sie gehören unter die Zugvögel, und zwar unter diejenigen, die spät ankommen und bald wieder weggehen; denn sie erscheinen erst zu Anfang des Maies, und zu Ende des Septembers bemerkt man sie auch schon nicht mehr. Die aus den nördlichen Gegenden kommen, sieht man einzeln zu Ende des Septembers und Anfang des Octobers bey uns. Sie lieben die Wärme, und man trift sie daher in Wäldern, und andern Gehölzen immer auf der Mittagsseite an solchen Orten, die viel Heidekraut und wenig Bäume haben, oder auf Blößen an. In Deutschland suchen sie bloß Waldungen zu ihrem Aufenthalte auf, in Sibirien aber auch freye Gegenden, wo sie nur Felsen unt hohe Ufer zum Schutz finden.

Nah-

Nahrung.

Ungeachtet dieser Vogel gewöhnlich tief in Waldungen wohnt, so geht er doch des Abends nach seiner Beute aufs freye Feld, daher man ihn gemeiniglich bey trüber Witterung, ehe es regnet, in Haferfeldern, über Schilfteichen und feuchten Wiesen herumfliegen sieht. Er fängt im Fluge allerhand Käfer, Roßkäfer, Maikäfer, Schlupfwespen, Raupentödter, Schnaken, Hafte, Tag-Dämmerungs- und Nachtschmetterlinge, und andere Insecten. Ich habe die dickbäuchigsten Nachtfalter in seinem Magen gefunden. Bey Mondschein und Wärme fliegt er die ganze Nacht hindurch, sonst aber nur in der Abend- und Morgendämmerung; denn bey Tage sieht man ihn gar nicht nach Nahrung gehen. Der Fliegen und anderer Insecten halber, fliegt er in waldigen Gegenden gern auf die Misthaufen und nach den Viehställen, woher die Fabel, daß er den Ziegen und Kühen die Milch aussauge, und die gemeinen Namen Ziegenmelker und Kuhsauger entstanden sind. Er nimmt auch die Insecten von der Erde weg, läuft aber nie nach denselben, sondern greift sie entweder im Fluge auf, oder setzt sich stille dabey hin.

Fortpflanzung.

Er baut kein eigentliches Nest, sondern man findet gewöhnlich auf der bloßen Erde zwischen dem Heidekraut, seltner in einem Felsenritze seine zwey länglichen, im Grunde schmuzigweißen, mit aschgrauen und hellbraunen Flecken marmorirten Eyer, aus welchen nach vierzehn Ta-

gen durch wechselsweise Bebrütung des Männchens und Weibchens, die wolligen, schwarz und röthlich gefleckten Jungen ausschlüpfen. Wenn sie flügge sind, so haben sie beynahe die Farbe des Wendehalses, sind oben braun aschgrau gesprengt mit einzelnen schwarzen Streifen, unten am Hals und Brust weiß mit braunen und schwarzen Wellen, am Bauche gelblichweiß mit einzelnen schwarzen Queerstreifen. Erst das folgende Frühjahr haben sie die dunklere Farbe der Alten. Sie können daher des Winters über nicht in hohlen Bäumen versteckt liegen, wie man sonst geglaubt hat, weil sich da unmöglich die Farbe ausbilden würde. Sie mausern sich auch nicht bey uns, sondern wahrscheinlich in Afrika, oder in denjenigen Gegenden, wo sie den Winter über zubringen.

Man kann die Jungen aufziehen, wenn man ihnen anfangs das bey der Nachtigall beschriebene Universalfutter mit Ameiseneyern vermischt giebt. Sie verdauen bald halbe Mäuse, die man ihnen auf einmal einsteckt. Sie erleben aber selten ein Paar Monate, weil sie gewöhnlich so dumm sind, daß sie das Fressen nicht finden können.

Feinde.

Füchse, Marder, Iltisse, Wieseln u. a. m. zerstören die Brut der Tagschläfer, und erschleichen auch zuweilen die Alten im Schlaf.

Jagd.

Wegen seiner dunkeln Erdfarbe sieht der Jäger diesen Vogel nicht leicht sitzen; er muß also, wenn er ihn aufjagt, wohl

wohl Acht haben, wo er sich hinsetzt, und ganz leise zu ihm schleichen, wenn er ihn mit klarem Hagel erlegen will. Am leichtesten bekömmt man ihn mit der Flinte in der Dämmerung und im Mondschein, wenn er über Teichen, Flüssen, Wiesen und Getraide der Insecten halber schwebt.

Da er nicht häufig ist, so ist der Liebhaber oft genöthigt ihn fürs Kabinet auf dem Neste zu fangen, um und auf welches man nur Leimruthen zu legen braucht. Diejenigen Hirten, welche im Walde weiden, finden ihre Nester leicht.

Nutzen und Schaden

ergiebt sich aus dem vorhergehenden; doch ist noch zu bemerken, daß sein Fleisch einen angenehmen Geschmack hat, und daß er ein vorzüglicher Vertilger der Maikäfer, und derjenigen Dämmerungs- und Nachtfalter ist, die den Forsten schädlich werden.

Achte Ordnung.

Tauben. Columbae.

Man sehe die Kennzeichen Band I. (II.) S. 250. Wir kennen nur Eine Gattung und fünf Arten in Deutschland.

Ein und dreyßigste Gattung.

Taube. Columba.

Kennzeichen *).

Der Schnabel ist weich, dünn, gerade, an der Spitze gekrümmt.

Die Nasenlöcher sind länglich und mit einer weichen aufgetriebenen Haut halb bedeckt.

Die Zunge ist ganz.

Die Füße sind kurz und mehrentheils roth; die Zehen bis an ihren Ursprung getrennt.

Sie leben paarweise, legen jedesmal zwey Eyer, einige des Jahrs zweymal, andere wohl acht bis zwölfmal.
Ihren

*) Da diese Ordnung nur eine Gattung enthält, so sind die Kennzeichen der Gattung auch meist schon oben in den Kennzeichen der Ordnung angegeben.

Ihren Jungen weichen sie das Futter, das vorzüglich aus Getraide besteht, im Kropfe ein. Ihr Nest bauen sie schlecht aus Reisern und Strohhalmen. Sie baden sich gern im Wasser und wälzen sich im Staube. Durch ihr Fleisch und ihren Mist, der sehr hitzig und treibend ist, werden sie nützlich. Ihre langen Flügel befördern ihren schnellen Flug, ihre kurzen Beine aber verursachen ein ungeschicktes Laufen. Die meisten haben einen geraden mittelmäßigen, einige ausländische aber einen keilförmigen langen Schwanz. Es wird daher im System diese Gattung in zwey Familien vertheilt.

Nur von der ersten Familie: Mit einem geraden mittelmäßigen Schwanze — haben wir in Deutschland vier Arten, und eine zahme.

(172) 1. Ringeltaube *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Große, gemeine und gewöhnliche wilde Taube, große Holztaube, Ring- Bloch- Holz- Kohl- Wald- Wild- und Schlagtaube; Krainisch: Griunik.

Columba Palumbus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 776. n. 19.

Pigeon-Ramier. *Buffon* des Ois. II. 531. t. 24. Ed. de Deuxp. IV. 264. t. 7. f. 1. Uebers. von Martini VI. 238. mit einer Abbildung.

Ring-

*) Alte Ausgabe. IV. S. 82. n. (169) 3.

Ring-Pigeon. *Latham* Synops. II. 2. p. 635. n. 40.
Meine Uebers. IV. 620. n. 40.

Frisch Vögel. Taf. 138.

Teutsche ornithol. Heft V. Taf. 5. Männchen.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 230. n. 1.

Naumann a. a. O. I. 73. Taf. XIV. Fig. 33. Männchen.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 278.

Donndorf a. a. O. S. 172. n. 19.

Kennzeichen der Art.

An beyden Seiten des Halses steht ein weißer Fleck, und die Schwanzfedern sind am Ende schwarz.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Sie ist unter den wilden Tauben die größte, und es vermuthen einige Naturforscher, daß unsere großen Haustauben von ihr abstammen möchten; doch scheint dieß nicht wahrscheinlich, denn sie läßt sich nicht einmal so leicht zähmen wie die Holztaube (Columba Oenas), noch vermischt sie sich im Felde gern mit den Haustauben. Auch liebt sie die Höhlen nicht, sondern will frey wohnen, und frey nisten. Ihre Länge ist ein Fuß sieben und einen halben Zoll, davon mißt der zugerundete Schwanz sechs und einen halben Zoll; die Breite aber ist zwey Fuß acht und einen halben Zoll *). Die zusammengelegten Flügel reichen bis zwey Zoll vor das Schwanzende. Der Schnabel ist einen

*) Par. Ms. Länge 17½ Zoll, Breite 29 Zoll.

einen Zoll lang, wie ein gewöhnlicher Taubenschnabel gestaltet, gerade, vorne etwas abwärts gekrümmt, die aufgeblasene Nasenhaut roth, weiß überpudert, das übrige röthlichweiß; der Augenstern rothgelb; die Beine bis etwas über die Fußwurzel befiedert, und roth, die Nägel schwarz, die Füße vierzehn Linien hoch, und geschildert, die Mittelzehe einen Zoll zehn Linien, und die hintere einen Zoll lang.

Der Kopf und die Kehle sind dunkelaschgrau; der Vorderhals und die Brust (ich weiß keinen andern Namen für diese graurothe Farbe) purpuraschgrau (weinfarbig); der Seiten- und Hinterhals prächtig taubenhälsig, d. h. blau, ins Purpurfarbne und glänzend Grüne spielend; an den Seiten des untersten Theils des Halses steht ein großer fast halbmondförmiger weißer Fleck, der nicht völlig um den Hals geht, und daher nur uneigentlich den Namen eines Rings führt, wovon die Taube benennet ist; der Bauch, die Deckfedern der Unterflügel, die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes, und die Schenkel sind hell weißgrau, ersterer auch kaum merklich purpurfarben überlaufen; die Seitenfedern hellaschgrau; der Oberrücken, die Schultern und kleinern Deckfedern der Flügel, die nach den Rücken zu stehen, aschgraubraun; der Mittelrücken und die kurzen Steißfedern hellaschgrau; die Deckfedern der ersten Ordnung der Schwungfedern schwarz; die vordern großen Deckfedern der Flügel mit einigen darüber stehenden kleinern schön weiß, daher am vordern Flügelrand ein großer weißer Fleck entsteht; die übrigen großen Deck-

Deckfedern hellaschgrau; die vordern zehn Schwungfedern schwarzgrau, auswendig fein weiß gesäumt, und durch die zweyte bis zur siebenten inwendig weißgefleckt, die übrigen braungrau, die Schwanzfedern schmuzig dunkelaschgrau, gegen das Ende zu ins Schwärzliche übergehend, und wenn man sie von unten besieht, in der Mitte mit einem breiten weißgrauen Bande durchzogen.

Die Ringeltäubin ist kleiner, der Schnabel mehr gelb als roth, der weiße Fleck an den Seiten des Halses nicht so stark, die Brust blässer, und die Deckfedern der Flügel ganz dunkelgrau.

Im Herbst 1792 habe ich die erste weiße Varietät von dieser Taube gesehen: die weiße Ringeltaube (C. Palumbus candidus.) Sie war fast schneeweiß, und hatte nur an der Brust einen röthlichen Anflug. Es war eine Täubin.

Einige Merkwürdigkeiten.

Sie ist außerordentlich scheu, lebt auch nicht in so großen Gesellschaften, wie die Holztaube, sondern wird mehrentheils nur familienweise angetroffen; unter den Gatten herrscht aber gleiche Zärtlichkeit.

Verbreitung und Aufenthalt.

Diese Taube ist in Deutschland in allen den Gegenden zu Hause, wo Waldungen angetroffen werden, in Thüringen ist sie daher sehr gemein. Sie liebt mehr den warmen und gemäßigten Himmelsstrich von Asien und Europa, daher sie auch in Sibirien

selten, und in Europa nicht höher als Schweden gefunden wird. Ueberhaupt bewohnt keine Taubenart die arktische Zone, nicht nur wegen der Kälte, sondern auch wegen Mangel an Futter.

Sie wohnt, wie gesagt, in Waldungen, und zieht unter denselben den Nadelwald immer dem Laubwald vor; daher sie im Thüringerwalde immer häufiger in denjenigen Gegenden ist, die mit Tannen und Fichten bewachsen sind, als in denjenigen, in welchen Buchen und Eichen stehen. In Deutschland ist sie ein Zugvogel (in Italien und dem südlichen Frankreich nicht), *) wandert zu Anfang des Octobers, wenn das Getraide eingeerndtet ist, weg, und kömmt in der Mitte des Märzes wieder; allemal aber vierzehn Tage bis drey Wochen, ja wohl gar einen Monat später als die Holztaube. Sobald die Erndte eintritt, zieht sie familienweise aus den großen Wäldern in die Feldhölzer, um den Aeckern näher zu seyn. Hier verbinden sich zuweilen etliche Familien, und wandern alsdann gemeinschaftlich. Man wird aber selten eine so große Heerde zusammen antreffen, wie von den Holztauben. Höchstens zwölf bis sechzehn Stück. Im Frühjahr kommen die nämlichen Flüge wieder zurück, und jedes Paar sucht sich

seinen

*) In England bleibt sie bis zu Ende des Jahrs. Daher man sie noch zuweilen in der Mitte des Decembers angetroffen hat, und ist früh im Frühling auch wieder da. Latham. Man trift auch in Deutschland oft mitten im Winter Ringeltauben an, welches entweder verspätete Familien aus dem zweyten Gehecke, oder verirrte Vögel sind, die durch den Wind vom rechten Wege abgekommen sind.

seinen Platz wieder aus, wo es das vorige Jahr gewohnt hat, und legt auch wohl auf den nämlichen oder doch den daranstehenden Bäumen sein Nest wieder an. Da sie größer sind als die Holztauben, so fliegen sie auch nicht so schnell; steigen aber höher.

Nahrung.

Diese besteht in Fichten- Tannen- und Kiefernsaamen, daher sie die Schwarzwälder so sehr lieben, in Buchecken, Eicheln, und allen Arten von Getraide und Hülsenfrüchten, doch trift man niemals Hafer in ihren Kröpfen an. Von den Heidelbeeren, die sie vorzüglich gern ablesen, bekommen die Jungen einen vortreflichen Geschmack. Im Frühjahr genießen sie auch Baumknospen. Man sagt auch, daß sie Kirschen, Gras, kleine Schnecken und Regenwürmer fräßen *).

Die alt gefangenen Ringeltauben, die man in der Stube halten will, lernen schwer fressen; die meisten sterben lieber Hungers, wenn man sie nicht wie junge Tauben stopft; sonst werden sie ziemlich zahm.

Fortpflanzung.

Sie girren oder ruckſen zur Zeit der Paarung und bey heitern Tagen viel stärker als die Haustauben, aber auch

*) Ich kann nicht glauben, daß sie Schnecken und Regenwürmer aufsuchten, da es ganz wider die Lebensart der Tauben ist. Kleine Schnecken verschlucken sie wohl in der Absicht, wie die zahmen Tauben den Kalch, um zur Legezeit das Wachsthum der Eyerschalen, und zu andern Zeiten die Verdauung zu befördern.

auch viel einfacher, Kruckguukguck! heulen auch, wie der zahme Tauber, wenn er die Täubin zum Neste ruft. Der Tauber macht auch gar possierliche Bewegungen, indem er bald vor, bald rückwärts und bald zur Seite springt, und den Kopf nach allen Seiten dreht. Die Täubin legt des Jahrs zweymal zwey große längliche weiße Eyer, selten drey, und brütet sie in neunzehn bis zwanzig Tagen aus. Der Tauber trägt ihr, wenn sie bald legen will, eine Menge dürrer Reiser auf einen Baum, sie legt sie nahe an den Stamm und rund um sich, und macht daraus ein sehr kunstloses, großes, flaches Nest, das von Stürmen, wenn es sehr hoch steht, viel zu leiden hat, und oft zu Grunde geht. Auch nehmen in Laubholzwäldern, wo das früh gebaute Nest ganz frey steht, die Raben, Krähen und Raubvögel gern die erste Brut aus; daher die Vermehrung dieser Tauben in solchen Gegenden nicht so häufig ist, wie die der besser gesicherten Holztauben.

Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, so wie sich beyde Gatten ihre Zärtlichkeit auch durch Füttern aus dem Kropfe zu erkennen geben. Der Tauber löst seine Täubin, so wie im Brüten, also auch in Versorgung der Jungen ab. Die ersten Jungen fliegen im Mai aus, die von der zweyten Brut zu Ende des Julius oder Anfang des Augusts.

Feinde.

Die Waldmarder zerstören ihre Brut oft, und Junge und Alte sind den Verfolgungen vieler Raub-

vögel

vögel ausgesetzt. Außerdem plagen sie auch noch die Taubenläuse, womit besonders die Jungen heimgesucht werden.

Jagd.

Da sie das Salz so sehr wie die Holztauben lieben, so werden sie auch wie jene in solchen Gegenden gefangen, wo sich dieses befindet. Sie gehen auch, wie die Holztaube, auf den Tränkherd, am liebsten zwischen eilf und ein Uhr; sind aber sehr behutsam dabey. Nach Sonnenuntergang kommen sie auch zuweilen. Wegen ihrer Scheuheit kann man sie durch den Schuß weder im Felde noch im Holze anders als durch Anstellen erlegen, wenn sie sich nämlich auf die dürren Bäume setzen, oder bey ihrem Neste oder am Wasser sind, um zu saufen.

Nutzen.

Die Alten haben ein zähes, hartes Fleisch, der Jungen ihres aber wird für ein Leckerbissen gehalten. Man sucht daher gern die Nester auf und nimmt sie aus.

Schaden.

In Waldgegenden thun sie an dem Getraide, wenn sich dasselbe bey großen Regengüssen an die Erde gelegt hat, vielen Schaden. Vorzüglich aber werden sie den Fichtenansaaten schädlich, wo sie auf einem Saatplatz, den sie ausfindig machen, alles auflesen. Deswegen sollte man auf sie eher als auf die unschädlichen Eulen Schießgeld legen, oder man muß die Saat mit Fichtenreißig bedecken.

(173) 2. Die Holztaube *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Bergtaube, Holztaube, kleine Holztaube; Waldtaube, Felstaube, Kohltaube, wegen ihres Aufenthalts; Lochtaube, Blochtaube, Blocktaube, Hohltaube, weil sie in Höhlen wohnen; blaue Holztaube, kleine blaue Holztaube, Blautaube, wegen ihrer Farbe.

Columba Oenas. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 769. n. 1.

L'Oenas ou le Pigeon Deserteur. *Buffon* des Ois. II. p. 498. Uebers. von Martini VI. S. 155.

The Stock-Pigeon. *Latham* Synops. II. 2. p. 605. n. 1. Meine Uebers. IV. 589. n. 1.

Frisch Vögel. Taf. 139.

Naumanns Naturgeschichte der Land- und Wasservögel I. 75. Taf. XV. Fig. 34. Männchen.

Goeze, Europ. Fauna V. 2. S. 249. n. 1. mit der folgenden verwechselt.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 231. n. 2.

Donndorf a. a. O. S. 139. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Die Nasenhaut ist roth; die Hauptfarbe bläulich; der Unterrücken bläulich; auf jedem Flügel befindet sich ein doppelter schwärzlicher Fleck, so wie auch die Spitze des Schwanzes schwärzlich ist.

Gestalt

*) Alte Ausgabe IV. S. 8. n. (167) 1.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Diese Taube nennen die Jäger gewöhnlich wilde Taube oder Hohltaube. Wenn ich bloß auf Thüringen Rücksicht nehmen dürfte, so würde ich sie für die Stammmutter der zahmen Taube mit allen ihren Varietäten ausgeben. Denn noch jetzt fliegt zuweilen die Holztaube mit den zahmen nach Hause, hält den ganzen Winter bey ihnen aus, paart sich auch wohl an und bleibt *); pflanzt sich in der Gefangenschaft mit ihnen fort, sucht eben so, wie die zahmen Tauben, Höhlen zu ihrem Neste auf, fliegt beständig aufs Feld, um zu ihrer Nahrung Getraide zu holen, und hat mit der gemeinen Feldtaube oder der wilden Haustaube (Feldflüchter) fast einerley Farbe und Größe. Doch da man in Italien, England, Rußland ꝛc. auch wilde Tauben antrift, die den unsrigen, die wir Feldtauben oder Feldflüchter nennen, ganz ähnlich sind, so kann ich wohl mit mehrerm Rechte diese letzten, die wir auch in eben dem Zustande an unsern Taubenschlägen finden, für die Stammältern halten; es können aber wohl beyde, so wie auch die Ringeltauben, zur Vervielfältigung unserer Haustaubenarten beygetragen haben.

Die

*) Vor drey Jahren im Winter habe ich dieß in meiner Nachbarschaft selbst gesehen und in den Thüringischen Walddörfern ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß sie in die Taubenhäuser eindringen, sich hier paaren wollen, auch wohl den ganzen Winter hier bleiben und sich mit füttern lassen. Der Tauber, den ich hier beschreibe, wurde von einem Forste herabgeschossen, da er eben um eine zahme Taube warb.

Die Länge der Holztaube ist vierzehn und einen halben Zoll und die Breite neun und zwanzig und ein Viertel Zoll *). Der Schwanz mißt vier Zoll und die Flügelspitzen reichen zusammengelegt bis einen Zoll vor das Ende.

Der Schnabel ist einen Zoll lang, weißlich, um die Nasenlöcher herum fleischfarben, auch wohl purpurfarben **); der Augenstern rothbraun; die Augenränder kahl und blaß fleischfarben; die geschilderten Füße blutroth, die Klauen schwarz, die Füße einen Zoll hoch, etwas über die Knie herab befiedert, die mittlere Zehe anderthalb Zoll lang und die hintere drey Viertel Zoll.

Der Kopf ist bis zum Mittelhalse sehr dunkelaschfarben (aschblau); Mittel- und Unterhals sind prächtig taubenhalsig; d. h. sie schimmern purpurroth und goldgrün; die Brust rothgrau, mit Purpurroth gemischt und glänzend; der übrige Unterleib hellaschgrau; der Oberrücken, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern aschgrau, letztere röthlich überlaufen; der Mittelrücken und Steiß, so wie die großen Deckfedern der Flügel, sind hellaschgrau; die vier äußersten Schwungfedern sind schwärzlich, etwas röthlich gemischt, und haben röthlichbraune Schäfte, die mittlern dunkelaschgrau, auf der äußern Seite von der Mitte an nach der Wurzel zu hellaschgrau und mit schwärzlichen Spitzen, und die, welche zunächst am Leibe stehen, aschgraubraun; durch die schwärzlichen Spitzen der mitt-
lern

*) Par. Ms. Länge 13 Zoll; Breite 26 Zoll.

**) Im Sommer ist er über und über blaßroth; dieß rührt, wie bey den zahmen Tauben, von dem Füttern der Jungen her.

lern Schwungfedern und die großen schwärzlichen Flecken auf der Mitte der äußern Fahnen der großen Deckfedern der Flügel entstehen zwey große schwärzliche Flecken oder Binden auf den Flügeln; die obern und untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang; der Schwanz ist bis zur Hälfte schön aschgrau, wird aber von hier aus immer dunkler, so daß er an der Spitze zuletzt ganz schwärzlich ist.

Das Weibchen glänzt auf dem Halse weniger grün und an der Brust weniger purpurfarben, und ist überhaupt schmuzig aschblauer als das Männchen, und wie bey allen Taubenarten die aufgeschwollene Nasenhaut schwächer und schmäler.

Verbreitung und Aufenthalt.

Diese Taube hält sich in ganz Europa in Wäldern und felsigen Gegenden auf und streift sogar bis Finnmark hinauf. In Asien ist sie allenthalben gemein, in Sibirien aber sieht man sie nur jenseit des Sees Baikal und zwar als eine kleinere Abart mit weißem Rumpfe *).

Die Holztauben sind gesellschaftliche Vögel. Im October ziehen sie heerdenweise und zwar am Tage von uns weg und kommen zu Anfang des Märzes, auch zuweilen schon, wenn das Wetter anhaltend gelinde ist, zu Ende des Februars wieder bey uns an. Eine Heerde (Flug) besteht gewöhnlich aus zwey bis fünf Familien, die im Umkreis von einer Stunde sich aufgehalten und zur Erndtezeit die Getraidefelder zusammen besucht haben. Die Familien kommen gewöhnlich so wieder an, wie sie abgezogen sind,

welt

*) Ich halte diese letztere aber für die wilde Race der Haustaube.

welches man daher abnehmen kann, weil sich jeder Zug im Frühjahr wieder in die Gegend begiebt, wo er im vorigen Herbst weggegangen war; denn nur alsdann erst, wenn ihr Fortpflanzungstrieb rege wird, ungefähr nach vierzehn Tagen oder drey Wochen, fangen sie an, sich zu trennen und in der ganzen Gegend zu vertheilen. Sie nehmen ihren Wohnort in Wäldern und Feldhölzern, und in denjenigen Feldern, die eine gebirgige Lage und viele Feldbäume haben. Tiefe Wälder lieben sie nicht, weil ihnen dann das Feld zu entfernt wäre. Man findet sie daher in Kettengebirgen allezeit in den Vorwäldern. Gegen die Art der Holzung sind sie gleichgültig und man trift sie daher sowohl in Nadel- als Laubhölzern an; doch ziehen sie diejenigen vor, wo beyde Holzarten vermischt stehen. Immer aber müssen sie alte hohle Bäume antreffen, weil sie nicht nur gern in denselben schlafen, sondern auch ihre Brut darin verrichten; denn nur höchst selten (wenigstens in Thüringen) trift man sie in den Löchern alter verfallener Schlösser und in Felsenritzen der Wälder an. Lieber gehen sie, wie z. B. in Franken, wo es so viel Feldobstbäume giebt, in die hohlen Obstbäume auf den Feldern. Dieß ist ihr Aufenthalt in Deutschland. In andern Gegenden, z. B. in Rußland, soll man sie bloß in steilen felsigen Ufern, in alten Mauern und Thürmen finden, wenn hier nicht, wie ich fast glaube, die wilde Haustaube, die Stammmutter unserer zahmen Feldtaube, gemeint ist. Wenn sich eine Gesellschaft dieser Tauben auf einen Baum niederlassen will, so heben alle die Flügel hoch in die Höhe, fast wie ein Thurmfalke, und schlagen dieselben so zusammen, daß es einen schellenartigen Ton von sich giebt. Sie

sind überhaupt hurtig und flüchtig. Ihr Flug ist blitzschnell und wenn sie auf der Erde Nahrung suchen, so laufen sie dazu noch ein Mal so geschwind, als unsere Haustauben.

Nahrung.

Ihre Nahrung besteht in Getraide, Roggen, Waizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken, Lein, in Wolfsmilch=, Tannen=, Kiefern= u. d. gl. Saamen, und auch hierin sind sie ganz den Haustauben ähnlich; denn auch diese fliegen in waldigen Gegenden im Winter und Frühjahr in den Wald und lesen den Fichtensaamen auf. Im Julius gehen sie auch nach den Heidelbeeren; Hanf aber ist ihre Lieblingskost.

Fortpflanzung.

Die Holztaube nistet zwey Mal des Jahrs. Der Tauber trägt der Täubin in einen hohlen Baum, den sie fast alle Jahre beziehen, wenn sie nicht verscheucht werden, gewöhnlich vorn in die Höhle eines abgestutzten Astes, seltener in einen Felsenritz oder in die Höhle eines alten Gebäudes etliche kleine Reiser zu; aus diesen baut sie ein unregelmäßiges Nest und legt jede Brut zwey ovale weiße Eyer, höchst selten drey. Die Brutzeit dauert, wie bey den zahmen Tauben, siebenzehn bis achtzehn Tage, und die Jungen fliegen nach vier Wochen aus. Der Tauber liebkoset seine Täubin nicht nur durch Schnäbeln, d. h. Füttern, sondern auch mit einem hellen Geschrey, das man in Thüringen bey diesen, so wie bey den zahmen Tauben, Rucksen oder Rucken nennt, weil diese Worte eine entfernte Aehnlichkeit mit diesen Tönen der Tauben

haben.

haben. Er bückt dabey den Kopf tief nieder und bleibt lange auf einem Flecke stehen. Sein Locken oder der Ausdruck seiner Sehnsucht nach dem Weibchen ist ein hohes Heulen, eben so wie es der zahme Tauber macht, und die Liebkosungen im Neste klingen eben so, nur tiefer und ruhiger. Er lößt das Weibchen am Tage im Brüten ab und hilft ihm auch in Erziehung der Jungen. Diese lassen sich leicht zähmen und zum Ausfliegen gewöhnen. Im Herbst vermischen sich auf dem Felde zuweilen die jungen Wildlinge mit den Haustauben, kehren mit ihnen nach Hause und bleiben im Schlage, wie die zahmen. Anfangs fürchten sich diese ein wenig vor ihnen wegen ihres außerordentlich schnellen Flugs.

Da das Fleisch der jungen Holztauben ungemein wohlschmeckend ist, so legt man auch in solchen Gegenden, wo sie jährlich nisten, und in alten Eichen, Espen und Buchen wohnen, Taubengehege an, und gewöhnt sie, in eben solchen künstlichen Löchern zu brüten, wie die zahmen in ihren Schlägen. Hiezu werden dicke, kernfaule und hohle Kiefern und Espen genommen, deren Stücke zu Taubenhöhlen von zwey und einem halben Fuß Länge geschnitten, inwendig gesäubert und so weit gemacht werden, daß eine Taube bequem darin sitzen kann; ein breterner Boden und dergleichen Decke wird so angepaßt, daß kein Regen hineinkommen kann, und neben dem Flugloch ein Stängelchen zum Aufsitzen angebracht. Solcher Höhlungen werden eine Menge auf die alten Eichbäume so fest angenagelt, daß sie der Wind nicht herunterwerfen kann. Wenn in der Gegend nicht geschossen wird, die Baummarder weggefangen werden und eine gute Baize (Sülze, Körrung) hingesetzt

wird,

wird, so werden sich die Holztauben gar bald in diese Höhle gewöhnen und die Jungen ausgenommen werden können. Zur Baize macht man einen Kasten, zwey bis drey Fuß lang und breit und acht Zoll hoch, und schlägt Backofenlehm, der mit Salz, Fenchel, Anis, Honig und Urin oder Heringslake angemacht ist, in der Mitte wie ein Berg hoch hinein. Einen solchen Kasten, deren man verschiedene nöthig hat, setzt man auf die Erde hin, umgiebt ihn mit Stangen, zur Abhaltung der Hut- und Waldthiere, läßt ihn das ganze Jahr stehen und erneuert nur im Frühjahr die Baize. Im ersten Jahre läßt man in einem solchen Taubengehege alle Jungen ausfliegen, diese kommen im folgenden Jahre wieder mit den Alten, bleiben auch da, und die Vermehrung wird dadurch nach und nach ansehnlicher.

Feinde.

Ihre Brut ist den Nachstellungen der Wieseln und Baummarder ausgesetzt und die Alten verfolgen die Sperber und andere Raubvögel.

Jagd und Fang.

Sie gehören zur niedern Jagd. Da sie weniger scheu als die Ringeltauben sind, so sind sie auch leichter mit der Flinte zu erlegen, besonders wenn man ihren Heerden in einem Feldholze, wo sie sich zur Erndtezeit gern aufhalten, nachgehet.

Mit Wänden und Garnen werden sie am besten an den Baizen, die entweder bey den Taubengehegen, oder am Holzacker sind, oder auch auf den Salzlecken, wel-

che

die man dem Rothwild gemacht hat, gefangen. Wo die Tauben häufig sind und an die Holzecken und in Menge auf die Aecker oder Lehden in der Nähe des Holzes fliegen, da trift man eigene Fangbaizen an, die gleich so eingerichtet werden, daß man Garne oder Wände bequem auflegen kann. Dieß thut man auch, wo Quellen und davon abfließende Bäche im Walde sind, an welchen sie zu trinken pflegen. Die Garne werden auf folgende Art verfertigt. Man strickt Wände auf eben die Art, wie die Wände zum Krammetsvogelherde, jedoch die Maschen viel weiter, daß sie auf drey Zoll weit sind. Man fängt dieselben mit zwey und siebenzig Maschen an, strickt sie zehn Klaftern lang und an beyden Seiten Zipfel, und verhauptmaschet sie oben und unten mit Bindfaden. Die Garne müssen aus gutem, festem und grobem Zwirn gemacht und oben und unten recht gute Leinen eingezogen werden. Diese Wände müssen auf eben die Art, wie Krammetsvogelwände, eingeschlagen werden, außer daß weder hinten, noch vorne Schwertstangen kommen, sondern die Stäbe werden unten mit ihren Lorven, worin sie an eisernen Bolzen gehen, weit aus einander geschlagen, wenigstens auf drey Fuß, daß also die Wände mit den Stäben nicht gerade aufstehen bleiben, sondern etwas über einander schlagen müssen. Dieß muß deswegen geschehen, damit, weil die Tauben stark im Fluge sind, sie die Wände nicht aus einander oder rückwärts mit ihrem Auffliegen bringen können. So wie am Krammetsvogelherde der Strauch in der Mitte ist, so ist es hier die Salzlecke oder Baize; oder sie wird auf eben die Art über die Bäche und Tränken gerichtet. Eben so sind auch einige Stücke Krackeln, An-

tritt-

tritt- oder Hackreiser an eine Ecke herumzusetzen, die aber recht hoch seyn müssen.

Man muß hiezu auch Lock- oder Ruhrtauben aufziehen, die man aus ihren Höhlen nimmt und beym Aufziehen recht zahm zu machen sucht. Auch kann man im Fall der Noth solche zahme Tauben nehmen, die den wilden an Farbe gleich kommen. Von diesen Tauben werden wenigstens zwey in den Herd gesetzt und gegen die Zipfel angefesselt, damit sie frey sitzen, auch nicht leicht in die Garne reichen und sich darin verwickeln können. Zwey von den Locktauben kann man auf die zunächst stehenden Bäume setzen, nachdem vorher daselbst ein Sitzbrett angebracht worden, daß die Taube frey darauf sitzen und sich umsehen kann. Es ist auch nicht unrecht, wenn man die Wände etwas bedeckt, daß sie nicht so gar frey liegen; denn sie scheuen sich doch anfangs davor. Außerdem kann man bey gutem Wetter die Wände zwar frey, jedoch etliche Tage hinter einander liegen lassen, daß, wenn sie gleich Betrug merken sollten, sie es doch endlich gewohnt werden müssen. Das tägliche Futter, das man ihnen an Weizen, Hanf, Wicken, Erbsen u. d. gl. hinstreut, reizt sie dazu, besonders wenn sie sehen, daß schon eine da sitzt und frißt, da denn auch die andern gern dabey seyn wollen; wenn sie aber auf die Baizen, Futter oder Quellen auffallen, so werden sie alsdann gerückt.

Man bringt sie auch vielfältig zum Herde und Fange, wenn einer sie auf dem Felde, wie auch in den Hölzern, doch sehr gemächlich, aufjaget und herbey zu treiben sucht. Denn wenn sie von Ferne oft aufgereget werden,

so

so kommt ihnen der Hunger zu stark an, daß sie dadurch genöthiget werden, auf die Baize zu fallen. Eines Mannes Arbeit aber ist dieß nicht, sondern es müssen etliche seyn, die zu treiben herumgehen. Zwey bleiben bey dem Herde.

Die Hütte muß auch eine ziemliche Ecke von den gerichteten Garnen und recht wie ein lebendiger Busch bekleidet seyn. Eben so nöthig ist es auch, daß die Wände mit Aufschnellstöcken und Schnellern eingerichtet sind, welche sie leicht abziehen, daß also dieselben schneller und hurtiger, als mit dem Rücken, die Wände hinauffahren. — Es ist dieses ein rechtes Vergnügen, darf aber nicht alle Tage in der Woche geschehen, sondern man muß sie auch wieder in Ruhe lassen, damit sie gern wieder auffallen. Die Zeit dieses Fanges geht schon in der Erndte an, sobald die jungen Tauben ausgeflogen sind, und dauert bis nach der Erndte, da sie denn ohnehin auch bald weggehen. — Es ist zwar viele Mühe bey diesem Taubenherde, indessen kann sie auch in einem oder zwey Rücken, wenn sie gut sind, wohl bezahlt werden.

In Persien gehört es unter die Ergötzlichkeiten des Volkes, auf dem Felde wilde Tauben zu fangen. Sie thun dieses durch Hülfe zahmer Tauben, die man hiezu besonders abzurichten pflegt. Man läßt sie den ganzen Tag hindurch den wilden Tauben volkweise nachziehen. Sie mischen sich mit unter die Züge der wilden und führen diese hernach so mit nach ihren Taubenschlägen.

Auch vor ihren Höhlen kann man sie fangen mit einem Garnsack oder mit Leimruthen.

Nutzen

Nutzen und Schaden.

Beydes ist schon oben erwähnt. Sie haben nämlich ein weit mürberes und schmackhafteres Fleisch, als die zahmen Haustauben; und sind dem Getraide, wo sie häufig sind, nachtheilig.

Gewöhnlich rechnet man noch zu ihrer Nutzbarkeit, daß sie auch schädliche Gewürme und Insecten fräßen; allein dergleichen Nahrungsmittel sind ihrer Natur ganz zuwider und sie rühren sie nicht an.

Abänderungen.

1) Die Felstaube (Columba saxatilis) *). Sie ist aschgrau; an der Brust verwaschen weinfarbig, auf jedem Flügel ein doppelter schwärzlicher Fleck; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die kleinern und die Deckfedern aschgrau mit schwarzen Spitzen.

Ist so wenig von unserer wilden Taube verschieden, daß auch die Weibchen und Jungen von dieser so aussehen.

2) Die Bergtaube (Columba livia). Einige setzen unter diese Benennung die Beschreibung der Holztaube (Columba Oenas), Andere sagen, sie sey aschfarbenblau, mit doppelten schwarzen Bändern auf den Flügeln und einem weißen Unterrücken. Die Letztern beschreiben die gewöhnlichste Art von Feldtauben (Feldflüchtern), und es ist so gut als ausgemacht, daß hier am Steiß der Ort ist, wo gewöhnlich die Feldtauben am ersten ausarten.

Denn

*) Daß die weiße Felstaube (Columba saxatilis alba. Briss.) mit braunem Kopf und Schwanz, welche wieder eine Spielart der Felstaube seyn soll, eine bloße einheimische Haustaube ist, wird jeder Taubenkenner ohne mein Erinnern wissen.

Denn bald erzeugen sie, wenn sie gerade wie die wilden Tauben aussehen, Junge mit weißem Steiß, und bald zeugen diese wieder Junge von anderer Farbe.

Beyde Varietäten gehören, wie wir bey der folgenden Art sehen werden, zu der wilden Race der Haustaube.

(174) 3. Die Haustaube *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Gemeine Taube, Feldtaube, gemeine Feldtaube, wilde und zahme Taube, Hohl-, Loch-, Bloch-, Schlag-, Thurm-, Berg-, Felsen-, Stein-, Klippen- und Ufertaube, blaue Taube, Blautaube und weißrumpfige Taube.

Columba domestica. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 769. n. 2.

Columba livia. *Brisson* Av. I. p. 82. n. 3. Ed. in 8. I. p. 12—18.

Columba saxatilis. *Brisson* l. c. p. 84. n. 4.

Columba rupicola. *Raji* Av. p. 63. n. 11.

Biset et Pigeon de roche. *Buffon* des Ois. II. 498. Pl. enl. n. 510. Ed. de Deuxp. IV. 230. 231. Uebersetzung von Martini VI. 155. 158. mit einer Abbild.

White-rumped Pigeon. *Latham* Synops. II. 2. 605. n. 2. Meine Uebers. IV. 590. n. 2.

Biset-Pigeon and Rock-Pigeon. *Latham* l. c. n. 2. Var. A. B.

Biset-

*) Alte Ausgabe IV. S. 14. n. (168) 2.

Biset-Pigeon. *Willughby* ornithol. p. 180. seq.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 249. n. 1.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 231. n. 3.

Donndorf a. a. O. S. 142. n. 2.

Kennzeichen der Art.

Die Nasenhaut ist weißlich; die Hauptfarbe bläulich, mit zwey schwarzen Binden auf den Flügeln, einer dergleichen Schwanzspitze, und mit weißem Unterrücken.

Beschreibung.

Wie ich oben bey der Holztaube schon gesagt habe, so würde man, wenn einen nicht die sichersten Erfahrungen und Beobachtungen und die wichtigsten Auctoritäten dazu nöthigten, diese Taube nicht als die Stammmutter unserer zahmen Tauben anzusehen brauchen, sondern sie schon selbst für einen Abkömmling der Holztaube halten können, so ähnlich ist sie ihr an Farbe und Lebensart. Am besten scheint es mir aber gethan zu seyn, wenn man diese Art in zwey Hauptracen, so wie die gemeine Katze (zu der sie überhaupt in der Ornithologie nach allen Rücksichten das Seitenstück abgiebt), die gemeine Gans und Ente, zergliedert und darnach die Geschichte dieser Vogelart entwirft.

A) Die wilde Haustaube.

Columba domestica, Livia et rupicola.

The Biset and Rock Pigeon. *Latham.*

Ihre Länge ist dreyzehn und einen halben Zoll und die Breite zwey Fuß, zwey Zoll *). Der Schwanz mißt fünf

*) Par. Ms. Länge 1 Fuß und Breite fast 2 Fuß.

fünf Zoll und die Flügel reichen zusammengelegt bis einen Zoll vor das Ende desselben.

Der Schnabel ist einen Zoll lang, schwarzhornfarben, aber die geschwollene Bedeckung der Nasenlöcher weiß, die Seiten desselben scharf und die Spitze etwas gekrümmt; der Augenstern rothgelb; die Füße sind hochfleischroth, die Nägel schwarz hornfarben; die Füße geschildert, einen Zoll, zwey Linien hoch, die Mittelzehe anderthalb Zoll und die hintere zehn Linien lang.

Die Farbe ist im Ganzen genommen hellblau, oder vielmehr aschblau; der glatte Kopf und der Hals sind schieferfarben, letzterer an der obern Hälfte ins Grüne und an der untern bis zu Anfang des Rückens und der Brust purpurfarben glänzend (taubenhälsig); der Oberleib bey den Alten heller, bey den jüngern dunkler aschblau; der Unterleib ist von der Brust an immer heller als der Oberleib; der Unterrücken oder Bürzel ist weiß; die zunächst am Schwanze stehenden mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes sind wie der Oberleib; auf den zusammengelegten Flügeln laufen zwey schwarzblaue Queerbänder hin, die auf beyden Seiten des Hinterleibes ein flachliegendes lateinisches X bilden und dadurch entstehen, daß die größern Deckfedern der Flügel an der Wurzel und die hintern Schwungfedern in der Mitte auf der äußern Fahne schwarzblau sind; die Schwungfedern selbst sind schwarzblau mit dunklern Spitzen und etwas heller auslaufenden innern Fahne; die zwölf geraden Schwanzfedern sind aschgrau, an den Spitzen aber schwarzblau; gewöhnlich ist auch die äußere Fahne der äußern Feder mit einem weißen Saume versehen.

In einem eigentlich wilden Zustande sieht man diese Taube in Thüringen, und, so viel ich weiß, in ganz Deutschland, nie, wenn man nicht diejenigen Feldtauben dahin rechnen will, die auf Thürmen, Kirchen, in alten Mauerlöchern, auch wohl in den Löchern und Höhlen verfallener Thürme und Schlösser nisten. In andern Gegenden aber, wie z. B. in Italien, und besonders in Sardinien, halten sie sich in unglaublicher Anzahl sowohl in den Höhlen der Felsen auf, die um das Meer herum liegen, als auch in stillen Felsenwinkeln im Lande selbst *). Hier bleiben sie, da sie der Schnee nicht nöthiget, ihr Futter weiter zu suchen, so wie die Ringeltaube, das ganze Jahr hindurch. Allein in Schottland, Irland ꝛc. gehen sie bey Annäherung des Winters in Menge aus dem Norden herab nach England und kehren im Frühjahr wieder zurück. Doch bleiben auch viele in dem mehr nordwärts gelegenen Theile Englands das ganze Jahr hindurch unter den Felsen, eingefallenen Gebäuden und in bergigen Gegenden, wo sie brüten. Auch im südlichen Rußland werden sie in großer Menge in den Felsenufern und auf den Thürmen der Dorfkirchen angetroffen. Diese ziehen auch gegen den Winter nach Süden **).

Ich glaube aber, man kann, ohne zu irren, annehmen, daß die in Italien, England, Rußland u. s. w.

noch

*) Cetti giebt in der N. G. von Sardinien (Uebersetzung II. S. 132.) hiervon eine weitläuftige Geschichte, und aus der Beschreibung des Vogels selbst ergiebt sich, daß es keine andere als die hier beschriebene wilde Taube ist.

**) Pennants arkt. Zool. von Zimmermann übersetzt. II. S. 306. A.

noch befindliche wilde Haustaube dieselbe ist, die wir in den meisten Gegenden Deutschlands auf Kirchen und Thürmen und in Taubenkästen und Rädern auf den Dörfern und in Städten antreffen. Da nämlich die Nahrung dieser Vögel vorzüglich in Getraidearten besteht, so haben sie sich wahrscheinlich mit der in Europa aus Süden nach dem Norden ausgebreiteten Feldcultur, wie die Haussperlinge, mit fort verbreitet, und da sie keine Felsenlöcher mehr fanden, auf Schlösser, Kirchen und Thürme, und von da in die ihnen bereiteten Höhlen auf die Höfe, in welchen sie ohnehin in schneeigen Gegenden und Jahrszeiten ihr Futter suchen mußten, begeben, und sind auf diese Art Hausthiere geworden.

B. Die zahme Taube.

Columba domestica mansueta. Le Pigeon de nos Colombiers. *Buffon.*

Sie hat mit allen ihren Varietäten zu ihrer Stammmutter die vorhin beschriebene wilde Taube, mit welcher sie auch in ihrer äußern Gestalt und Lebensart übereinkömmt. Vorzüglich kann man dieß von denjenigen zahmen Tauben behaupten, welche man Feldtauben nennt; denn die andern, die unter dem Namen Hoftauben begriffen werden, entfernen sich schon mehr von ihnen und müssen entweder als neue und eigene Varietäten derselben, die nur mehr die Spuren des verschiedenen Klimas und der weit eingeschränktern Freyheit an sich tragen, oder gar als eigne fremde, etwa orientalische Arten angesehen werden.

Diejenigen **Feldtauben** oder **Feldflüchter** *), die wir in Thüringen und überhaupt in **Deutschland** im eigentlichsten Verstande so nennen, haben, wie gesagt, alle Kennzeichen noch an sich, die man von den oben beschriebenen wilden angiebt, so daß auch nicht das geringste fehlet. Sie suchen sich auch nicht gern mit den andern zahmen Haustauben gemein zu machen, leben gern in Höhlen unter den Dächern, in äußern Taubenkästen, die an der Wand angenagelt sind, in wenigstens selten besuchten Taubenrädern, wollen nicht gern die Schläge befliegen, bemühen sich sogar, sich von der Gesellschaft der Menschen zu trennen, und nisten auch gern auf unzugänglichen Thürmen, Kirchen, in alten Schloßmauern rc.

Diejenigen von denselben, die sich fast das ganze Jahr hindurch allein ohne Beytrag der Menschen nähren müssen, **variiren auch selten** in der Farbe, sondern pflanzen sich in ihrem blauen Kleide so fort, wie sie in der Wildniß zu thun pflegen. Dahingegen andere, die sich auf die ausstreuende Hand des Fütterers verlassen, bald **in der Farbe** und **Gestalt abändern**. Ob wir daher in Thüringen und wahrscheinlich in allen Gegenden Deutschlands gleich keine solche **wilde Haustauben** haben, die wie die Holztauben für sich im Felde ganz außer der Gesellschaft der Menschen leben, so haben wir sie doch in ihrem ganzen Kleide, wie sie sich zuerst aus [illegible] der

*) Man nennt sie noch: Gemeine Tauben, einheimische und schlechte Tauben, Höhlen- Giebel- Flug- und Bauerntauben. Sie sind sehr fruchtbar und bringen ihre Jungen allzeit auf.

der Wildniß unter die Herrschaft der Menschen, es sey auf welche Art es wolle, begeben haben.

Da ich ein großer Freund dieser Vögel bin, so habe ich nicht bloß als Naturforscher, sondern auch als Liebhaber gar sorgfältig darauf geachtet, wie sich nach und nach von dieser wilden Race (denn darunter gehören sie noch) die verschiedenen zahmen Varietäten formiren.

Aus dieser gemeinen wilden Taube entsteht nämlich erstlich, und zwar auch wenn sie nicht im Hause gefüttert werden, die unten beschriebene hammerschlägige Feldtaube. Aus diesen werden nach und nach röthlichgraue und perlgraue mit rothbraunen Schnüren, grau und blaurothe, ganz dunkelblaue und schwarze; dann variiren die Flügel und Schwänze, werden anfangs hellgrau, in der Folge ganz weiß; weiter hin bekömmt man auch hoch und tief blaue mit weißen Köpfen und Schwänzen — ganz weiße — mit allen vorhin genannten Farben gefleckte; dann ferner auch gehäubte, die eine von den oben angegebenen Farben haben. Hier wird die Kuppe erst spitzig, breitet sich aber in den folgenden Generationen immer mehr aus, wird gerade und nach und nach auch muschelförmig.

Unterdessen fällt auch eine oder die andere Taube mit rauhen Füßen aus, wo die Federn Anfangs nicht ganz die Fußwurzel einnehmen, sich nach und nach aber auch auf die Zehen verbreiten. Nach mancherley geschehenen Ausartungen ergreift die Veränderung auch den Schwanz und macht ihn verschiedengestaltet, sogar

gabelförmig, und zuletzt erhalten durch das eigene Clima oder eine langdauernde Zähmung alle Federn eine verschiedene Richtung, drehen sich rückwärts und bilden die Strupptauben.

Wer die zahmen Säugethiere und Vögel und besonders unter letztern unsere Haushühner, Hausgänse und Hausenten beobachtet und nach Gestalt, Farbe und Lebensart genau studirt hat, der wird gefunden haben, daß die Ausartungen, welche die eingeschränkte Freyheit, das unnatürliche Futter, das Clima und so weiter hervorbringen, fast bey allen in der Folgereihe entstehen, wie ich sie gegeben habe. Aus der wilden grauen Gans (Anas Anser) entstehen röthliche, geschäckte, weiße u. s. w. Dann kuppige. Eben so bey der Ente. Das Haushuhn, das eigentlich glattfüßig seyn muß, brütet zuweilen, wider alles Vermuthen, ein Junges mit befiederten, rauhen Füßen aus. Wir finden weiter bey den Haushühnern, daß aus dem Fleischkamm ein Federbusch hervorsproßt, daß sich ferner der Schwanz verliert und ein Kluthuhn entsteht, und wir kennen sogar Haushühner, die vielleicht in keiner Gegend von Europa, sondern in irgend einem Theile Asiens oder Amerikas, wo das Clima auf ihr Gefieder so stark wie in Angora auf die Kaninchen wirkte, struppige oder verkehrt liegende Federn bekommen und sich nun auch bey uns in dieser Verkehrtheit fortpflanzen.

Alle diese Abänderungen kommen nun unsern einheimischen Tauben zu, und folglich allen, die unserer

wilden

wilden Haustaube als Stammutter angehören, und die wahrscheinlich in ganz Europa keine andern sind; allein ob auch die andern so genannten Haustauben, die ich um deswillen Hoftauben nenne, weil sie nur selten oder gar nicht aufs Feld fliegen und ihr Futter selbst suchen, sondern wie die Haushühner auf dem Hofe gefüttert werden müssen, von jener wilden Race abstammen, wo sie dann wahrscheinlich Climas-Varietäten anderer Welttheile wären, oder ob sie nicht vielmehr besondere Arten ausmachen, die von dorther schon gezähmt bey uns als Hofgeflügel eingeführt worden sind — läßt sich mit Gewißheit nicht behaupten. Da sie aber, obgleich an Gestalt so verschieden, doch in ihrer Lebensart so sehr mit unsern Feldtauben oder einheimischen zahmen Haustauben übereinstimmen, und eben die Haltung und Wartung verlangen, so sind sie auch mit Recht unten mit in der Naturgeschichte der Haustauben, aber, wie sich von selbst versteht, unter einer besondern Rubrik aufgeführt worden.

Büffon (dem ich aber freylich nicht in allen Stücken beystimmen kann) nimmt die Holztaube als Stammmutter an, und läßt sich über diese Ausartung folgendermaßen aus. Die wilde Taube *) läßt sich, sagt er, in den Feldtauben, die unsere Taubenhäuser entvölkern, und so gern die Gewohnheit, auf Bäumen zu sitzen, wieder annehmen, gar nicht verkennen. Das ist schon der erste und stärkste Zug ihrer Rückkehr zu ihrer natürlichen Frey-

*) Worunter er die oben beschriebene Holztaube versteht.

heit. Wenn gleich diese Tauben im häuslichen Zustande erzogen, und allem Ansehen nach, wie die andern, zu einem beständigen Aufenthalt und einer gemeinschaftlichen Lebensart mit andern Haustauben gewöhnt sind; so verlassen sie doch leicht ihre Wohnung, entsagen ihrer Gesellschaft, und suchen sich wieder in Wäldern niederzulassen. Sie kehren also durch ihren Naturinstinkt getrieben wieder zu ihrer natürlichen Lebensart zurück *).

Andere, die vielleicht weniger Muth haben, aber doch eben so sehr nach ihrer Freyheit verlangen, verlassen unsre Taubenschläge, um in den einsamen Löchern der Mauern zu wohnen, oder eine kleine Gesellschaft derselben nimmt ihre Zuflucht zu einem abgelegenen oder wenig besuchten Thurme, wo sie ungeachtet aller ihnen drohenden Gefahren, des Hungers und der Einsamkeit, von allem Nothwendigen entblößt, den Verfolgungen der Wieseln, Mardern, Ratten und Eulen ausgesetzt, und gezwungen, ihre äußersten Bedürfnisse immer mit der größten Mühe zu befriedigen, dennoch beständig aushalten, und also eine

höchst

*) Ob ich gleich vor dem Walde wohne, wo es viele zahme und wilde Tauben giebt, so habe ich doch niemals diese Erfahrung selbst machen können, noch gehört, daß sie von andern Beobachtern, die mitten im Walde unter den zahmen und wilden Tauben wohnen, gemacht worden wäre. Vielmehr ist das gerade Gegentheil gegründet, daß sie sich nicht gern auf die Bäume setzen. Nur so viel kann ich zur Bekräftigung dieser Behauptung sagen, daß in einem Dorfe, das fast gänzlich abgebrannt war, die Feldtauben sich in die Gärten auf die, nach dem Brande, abgestumpften Bäume zogen, und sich hier in den Höhlen, die man ihnen dahin baute, wie an den Häusern fortpflanzten.

höchst unangenehme Wohnung auf immer demjenigen Aufenthalte vorziehen, wo sie erzogen waren, und wo wenigstens das Beyspiel der Geselligkeit sie hätte zurückhalten sollen. Dieß ist also die zweyte Abweichung. Diese Mauer- und Thurmtauben pflegen aber nie ganz zu ihrer natürlichen Lebensart zurückzukehren, auch sich niemals, wie die vorigen, auf Bäume zu setzen, dennoch sind sie immer dem Zustande der Freyheit wiederum näher, als der eingeschränkten häuslichen Lebensart.

Die dritte Abweichung haben wir an unsern kleinen Haustauben, deren Sitten und Gewohnheiten jedermann bekannt sind, welche ihren Aufenthalt, so lange er ihnen gefällt, niemals, oder nur in der Absicht verlassen, um einen noch bequemern aufzusuchen. Da sich aber auch sogar unter diesen dergleichen Flüchtlinge, von welchen wir oben geredet haben, befinden, so erhellt hieraus, daß bey allen Arten der ursprüngliche Instinkt noch nicht verlohren gegangen ist, und ihre willkührliche zahme Lebensart noch nicht alle Züge ihres ersten Naturels, zu dem sie leicht wieder zurückkehren könnten, verlöscht hat.

Ganz anders ist es mit der vierten und letzten Abweichung in der stufenweisen Ausartung beschaffen. Zu dieser gehören die großen und kleinen Haustauben, deren Arten, Abänderungen und Vermischungen fast unzählbar sind, weil sie seit undenklichen Zeiten beständig unter das Hausgefieder gehörten. Indem der Mensch sich bemühete, ihre äußern Formen zu verschönern, hat

er

er zugleich ihre innern Eigenschaften verändert, und das Gefühl ihrer Freyheit bis auf den Keim erstickt.

Diese Haustauben sind nicht allein meistentheils viel größer und schöner, als die Feldtauben, sondern haben für uns noch überdieß den Vortheil, fruchtbarer *), fetter und schmackhafter zu seyn. Gründe genug, warum sie von jeher in der Nähe wohl abgewartet, und aller Fleiß angewendet worden ist, sie zu vermehren, so viel es auch Mühe kostet, sie zu erziehen und ihre zahlreiche Vermehrung, durch Erhöhung ihrer Fruchtbarkeit, zu befördern. Sie entfernen sich nie **) von der Gegend ihres Schlages, und müssen zu allen Zeiten daselbst gefüttert werden. Der dringendste Hunger kann sie nicht bewegen, ihre Nahrung anderwärts zu suchen; sie würden lieber verhungern, als ihrem Unterhalt selbst nachspüren. Sie sind einmal gewohnt, ihr Futter aus den Händen der Menschen zu erhalten, oder dasselbe immer an einerley Ort für sie bereit und ausgestreut zu finden. Sie leben bloß um zu fressen, und besitzen keine von den Fähigkeiten oder kleinen Erfindungen, welche das Bedürfniß allen Thieren einflößt. Man kann also diese letztern Tauben, als ganz zahm, als vollkommene Gefangene ohne Wiederkehr, und als gänzlich von den Menschen abhängend, betrachten. Wie nun der Mensch alles, was von ihm abhängt, nach seinem Geschmack und Absichten umgeschaffen hat; so ist gar nicht weiter

*) Dieß ist ungegründet; am fruchtbarsten sind die Feldflüchter.

**) Außer in Dörfern und Feldmühlen, wo sie auch in Gesellschaft der Feldflüchter mit auf die Aecker fliegen und ihre Nahrung selbst suchen.

weiter zu zweifeln, daß er auch der Schöpfer aller dieser sclavischen Gattungen ist, welche für uns desto mehr Vollkommenheiten erhalten, jemehr sie für die Natur verdorben und ausgeartet erscheinen *).

Nach dieser Voraussetzung zeigten sich also die Ausartungen der zahmen Taube in Deutschland oder vielleicht in ganz Europa am Kopf durch eine Haube, an den Füßen durch befiederte Fußwurzeln, am Schwanze durch die gabelförmige Gestalt, an den Federn überhaupt theils durch die verkehrte Lage und theils durch die mancherley Farben.

Darnach könnte man also, so weit wir die zahmen Tauben jetzt kennen, fünferley Hauptausartungen annehmen.

a) Zahme Tauben mit der Haube. Columba domestica cristata.

Wenn die Haustauben oft schon mehrere Abänderungen in der Farbe erlitten haben, so schwillt dann, ehe man

*) Dieser letzte Satz ist nur dann vollkommen wahr, wenn das Klima noch mit in Betrachtung gezogen wird. Denn noch bis jetzt ist in Thüringen aus einer Feldtaube keine türkische geworden. Wenn sie keine eigne Art ist, so mußte sie dort erst das Klima, die Gefangenschaft und das Futter, das sie in derselben bekam, dazu organisiren, und nur in dieser fortpflanzungsfähigen Organisation lebt sie auch jetzt bey uns und unserm Futter fort. Deswegen bleibt aber doch die Behauptung richtig, daß sie Sclaverey und fremdes Futter aus einer wilden Taube zu einer zahmen machten: denn so viel ist gewiß, daß alle wilden Tauben gewiß in dem verschiedensten Klima, im Ganzen genommen, einerley Nahrungsmittel zu sich nehmen; denn sie suchen ja immer einerley Gegenden zu ihrem Aufenthalte auf.

man sichs versieht, einer jungen hinten der Schädel und es entsteht eine **Spitzhaube**, an welcher die hintern Scheitelfedern etwas schief in die Höhe stehen und sich in eine kegelförmige oder pyramidalische Spitze endigen. Diese verwandelt sich nach mehreren Generationen und Farbenveränderungen in eine **Breithaube**, deren Federn im Nacken nach der Breite des Hinterkopfs über den Wirbel hinausreichen, und endlich in eine **Hohl- oder Muschelhaube**; wo nicht sowohl die am Hinterkopf erhöhten Federn in einer geraden Linie stehen, als sich vielmehr um den Kopf herum bis gegen die Augen in einen halben Cirkel ziehen. Doch habe ich auch selbst von den Feldflüchtern in meinem Taubenrade, die der wilden Race ganz gleich sahen, Spitzkuppentauben erhalten.

Wenn diese Breit- und Hohl-Kuppentauben zugleich eine schöne Farbenzeichnung haben, so werden sie von dem Taubenliebhaber vorzüglich geschätzt; ja manche Taubenfreunde verlangen von jeder schönen Haustaube, daß sie eine Kuppe haben müsse, so gar von den Schwalbentauben, Schildtauben, und Staarenhälsen, welche, so viel ich mich erinnere, vor dreyßig Jahren wenigstens in Thüringen noch alle glattköpfig waren, und es bis vor etwa zehn Jahren auch nach den **Tauben-Schönheitsregeln** seyn mußten.

b) **Zahme Tauben mit rauhen Füßen.** Columba domestica plumipes.

Bey diesen Tauben erhalten die glatthäutigen geschilderten rothen Füße, welche der Stammrace von Natur eigen

eigen sind, bald kleinere bald größere Federn. Beziehen die Federn nur die Fußwurzel, so nennt sie der Taubenliebhaber Hosen oder Strümpfe, und diese liebt er bey allen seinen schön gezeichneten Haustauben; bedecken sie aber auch die Zehen, so werden es Feder- oder Latschfüße. Nicht bloß die Trommeltauben sondern auch manche Feldtauben bekommen solche Latschfüße.

c) Zahme Tauben mit dem Schwalbenschwanz (Schwalbenschwanztaube). Columba domestica forficata.

(Taf. I).

Diese Ausartung muß selten erfolgen; denn ich habe diese Taube seit vier bis acht und zwanzig Jahren nur zweymal in einem Taubenfluge in Naumburg und Jena gesehen. Im südlichen Deutschland soll sie, wie ich erfahren habe, öfterer als im nördlichen vorkommen.

Sie hat die Größe einer gemeinen Feldtaube, ist aber länglicher und gestreckter gebaut. Das Ausgezeichnetste an ihr ist der gabelförmige Schwanz, der gerade die Gestalt des Schwanzes der Hausschwalbe hat. Sie ist selten, schwarz, auch schwarz und weiß gefleckt, mit und ohne Haube, mit und ohne Schnüre, und in ihrem Betragen sehr munter, pflanzt sich aber sehr sparsam fort. Der Liebhaber hält sie für eine der schönsten.

d) Zahme Tauben mit struppigen Federn (Strupptaube). Columba domestica hispida.

Pigeon frisé, *Buffon.* Laced Pigeon, *Latham.*

Sie heißt auch Straubtaube, rauhe Taube, wollige Taube, und ist von der Größe der Trommeltaube. Alle kleb-

kleinen Federn, zuweilen auch die hintern Schwungfedern und die Schwanzfedern stehen in die Höhe und vorwärts, wie an den Strupphühnern. Sie können daher auch nicht gut zuweilen gar nicht fliegen. Man trift sie sehr selten an. Sie sind gewöhnlich von weißer Farbe, welches eine Anzeige einer schwächlichen Natur ist. Es ist dieß der höchste Grad der Ausartung. Stubenvögel, z. B. Lerchen und Finken, die viele Jahre die Stubenluft und das Stubenfutter ausgehalten haben, bekommen zuweilen nach der Mauser solche struppige Federn, die sie dann bey jeder neuen Mauserung erhalten, bis sie sterben. Wenn diese Tauben warm sitzen, sollen sie sich, wie die Struphühner, stark vermehren.

e) Zahme Tauben mit verschiedenen Farben und Zeichnungen. Columba domestica varia.

Dieß ist der Folge nach die erste Ausartung der Haustauben; allein da sich an dieselbe eigentlich diejenigen Feldtauben, welche der Taubenfreund ihrer schönen Zeichnung halber sucht, anreihen lassen, so steht sie hier als die letzte.

Die Zeichnung ist entweder einfach, aber von der der wilden Race verschieden, oder mehrfach, und hier entweder unregelmäßig, oder regelmäßig. Unter diese letztern gehören diejenigen Haustauben, die sich der Liebhaber nach der einmal angenommenen Mode oder denjenigen ästhetischen Regeln (denn in der Taubenliebhaberey giebt es auch eine Aesthetik), die als wahre und richtige Schönheitsregeln angenommen sind, zu seinem Vergnügen kauft und erzieht.

Nach dem bisher Gesagten lassen sich also nun unsere verschiedenen zahmen Tauben in zwey besondern Abtheilungen beschreiben.

Erste Abtheilung.

Feldtauben.

Columbae domesticae arvenses.

Diese Haustauben verdanken alle unbezweifelt ihren Ursprung der oben beschriebenen wilden Race; und unsere gewöhnliche Feldtaube, welcher auch der Feldflüchter heißt, gehört, als ein noch in seinem ursprünglichen Kleide (wie unsere graue Hausgans) vorhandener Vogel, ebenfalls dahin. Ich gebe ihnen den eigenen Namen Feldtauben, wie schon erwähnt, um deswillen, weil sie sich den Sommer über aufs Feld begeben und ihr Futter selbst suchen, und nicht im Hofe aus der Hand gefüttert zu werden brauchen. Sie sind einheimisch und alle, wo nicht deutschen, doch europäischen Ursprungs. So wie bey den Hunden pflanzen sich die mit einer regelmäßigen Zeichnung an einem oder mehrern Körpertheilen versehenen Varietäten als Hauptracen der Regel nach fort; allein die verschiedene Verpaarung bringt dann auch wieder neue Sorten hervor, die um so viel schöner und kostbarer sind, je seltener und geregelter sie in ihren Zeichnungen erscheinen. So waren z. B. seither die Sorten der schwarzen Weißköpfe mit weißen Schwänzen, die weißbindigen schwarzen Mönche und die schwarzen Staaren=

renhälse bekannt, und wurden unter die schönen, aber gemeinen Feldtauben gerechnet; allein durch ihre Verpaarung entstanden die schwarzen Weißköpfe mit weißen Schwänzen, Flügelbinden und einem dergleichen Bruststreif, und diese gehören denn jetzt noch unter die kostbarsten und seltensten schönen Feldtauben.

Man trift der Regel nach fünf Hauptfarben bey den Tauben an, nämlich: Aschgrau, Schwarz, Roth, Gelb und Weiß. Die aschgraue Farbe läuft gewöhnlich ins Bläuliche und wird daher auch lichtblau und lichtgrau genannt. Die schwarze Farbe ist nicht rabenschwarz, sondern dunkel blauschwarz, und wird um so höher geschätzt, je dunkler sie ist. Das Roth ist zwar nicht hoch und hell, sondern gemeiniglich von der Farbe des Röthelsteins, und die gelbe Farbe fällt immer mehr oder weniger ins Rothe, und ist daher eigentlich erhöht rostgelb, und geschwächt erbsgelb; allein beydes, Roth und Gelb, sind doch die geschätztesten Farben der Taubenfreunde. Die weiße Farbe zeichnet sich bey den Tauben vor allen Thieren durch ihre Reinheit und Schönheit aus. Die Tauben sind im eigentlichen Verstande schneeweiß. Diese Hauptfarben sind aber nun nicht nur in mancherley Stufen und Schattirungen, sondern auch in zusammengesetzten und Mittelfarben vorhanden, so daß man silberweiße, milchgelbe oder mehlige, fahle, dunkelaschgraue, braunrothe, ziegelrothe und andere Tauben mehr findet, die mit den gehörigen regelmäßigen Zeichnungen versehen, alle in den Augen der Liebhaber einen ausgezeichneten Werth haben.

So

So verschieden aber die Farben überhaupt bey den Tauben sind, so verschieden sind auch ihre Zeichnungen, und es giebt keinen zahmen Vogel, der so mancherley und so regelmäßig schöne Zeichnungen aufzuweisen hätte, als die Haustaube *). Bald bildet die Zeichnung ein Dreyeck, bald ein Oval, bald ein Herz, bald einen Mantel, bald erscheint sie in runden, bald in eyrunden Flecken, bald in einfachen, bald in doppelten Streifen oder Binden; bald befindet sie sich auf einem Theile, bald auf zweyen und mehrern; bald auf dem Kopfe allein, bald auf diesem und dem Schwanze oder den Flügeln zugleich; bald auf dem Rücken oder Flügeln allein, bald auf der Brust, den Flügeln, Kopf und Schwanze zugleich u. s. w. Bey den meisten und schönsten dieser Zeichnungen ist Weiß die Grundfarbe; doch ist es auch vielmals umgekehrt, und die oben angegebenen Hauptfarben und ihre Mittelfarben machen den Grund und das Weiße die Zeichnung aus.

Die Schönheit einer Taube beruht nach den allgemein angenommenen Regeln der Liebhaber auf folgenden Eigenschaften: 1) Sie muß nach Verhältniß der Varietät oder Race, zu welcher sie gehört, von einer ansehnlichen Größe, besonders hoch und lang gestreckt seyn, 2) keine Spitz-, sondern wo möglich eine Hohlhaube haben, 3) eine stark und gleichförmig aufgetragene Farbe, die überall gleich ist, und besonders an den Spitzen der Flügel und an der Wurzel des Schwanzes nichts Helles oder Weißes durchschimmern läßt, haben, und endlich 4) mit einer schönen, reinen

*) S. Landbecks Anleitung, die zahmen Tauben sowohl mit Nutzen als Vergnügen zu unterhalten und zu erziehen. S. 8.

reinen und gleichförmigen Zeichnung versehen seyn. Dieß ist aber dem wahren Taubenfreund noch nicht genug, besonders wenn er rein gezeichnete Junge erzielen will. Er muß daher auch noch die Kennzeichen der Aechtheit einer Race beachten, welche sich vorzüglich an Schnabel und Augen bemerklich machen: 1) Tauben, auf deren Gefieder, besonders an Kopf und Hals die weiße Farbe die herrschende ist, müssen am Ober- und Unterschnabel allezeit weiß seyn und einen dunkel- oder braunrothen Augenstern haben. 2) Diejenigen, deren Stirn oder Oberkopf gefärbt, d. h. schwarz, roth, gelb, blau u. s. w. ist, müssen einen schwarzen oder braunen Oberschnabel und hochrothe Augen haben, die übrigen Theile mögen aussehen, wie sie wollen. 3) alle einfärbigen und nicht gezeichneten Tauben müssen einen dunkelbraunen oder schwarzen Ober- und Unterschnabel und hochrothe Augen, und endlich 4) diejenigen, deren Stirn oder Oberkopf weiß ist, einen weißen Oberschnabel haben.

Wir gehen nun zur Beschreibung derjenigen Varietäten der Haustauben über, die wir unter dem Namen Feldtauben begreifen, und zwar nach Anleitung ihrer verschiedenen Farben oder Zeichnungen. Hiernach entstehen zwey Hauptklassen, nämlich erstens solche, die ohne alle Zeichnung sind, und zweytens solche, welche eine regelmäßige Zeichnung aufzuweisen haben. Zu erstern gehören die einfarbigen, melirten und schäckigen, und zu letztern diejenigen, welche auf einem, zwey, drey, vier oder allen Theilen des Körpers regelmäßig gezeichnet sind.

A. Ein-

A. Einfarbige Feldtauben.

Sie sind von einförmiger oder einfacher Farbe, ohne alle Zeichnung, mit oder ohne Haube, werden aber wenig oder gar nicht von dem Liebhaber gesucht, und man trift sie daher auch bloß auf den Bauernhöfen an, wo sie von den gewöhnlichen oder gestoppelten Feldflüchtern ausfallen. Höchstens benutzt er sie zur Verpaarung mit andern gezeichneten Tauben, z. B. mit den Mönchen, um neue Sorten zu ziehen. Man bemerkt vorzüglich folgende:

1. Die lichtgrauen, hell- oder lichtblauen Feldtauben.

Sie haben die Grundfarbe der wilden Race, bald stärker, bald schwächer, weder rothe, noch schwarze Binden auf Flügel und Schwanze, aber eine schön roth und grün glänzende Brust und Hals, oder mit andern Worten, sie sind rein taubenhälsig.

2. Die dunkelaschgrauen Feldtauben.

Sie sind dunkler als die vorhergehenden und nähern sich den schieferfarbigen.

3. Die schwarzen Feldtauben.

Sie sind dunkler oder heller blauschwarz, nie kohlschwarz.

4. Die rothen Feldtauben (Kapuziner oder Fuchs).

Sie sind ziegel- oder fuchsroth, röthel-, kupfer- oder rothbraun, auch wohl grau-, gelb- und blauroth. Selten findet man sie an Flügeln und Schwanz rein oder unverschossen.

5. Die

5. Die fahlen oder fleischfarbenen Feldtauben.

Sie sind rothgrau und fallen selten ohne braunrothe Flügelbinden aus.

Diese fünf Varietäten sind sehr dauerhaft und fruchtbar. Weniger sind es die folgenden.

6. Die silberfarbige Feldtaube.

Es ist die Mittelfarbe zwischen lichtblau und weiß.

7. Die mehlige oder milchgelbe Feldtaube.

Sie zeigt die Mittelfarbe zwischen rothgrau und weiß, ist also hell röthlichgrau, oder auch perlgrau.

8. Die gelbe Feldtaube.

Sie ist sehr selten. Diese und die hochrothe Feldtaube oder die Kapucinertaube wird von manchem Taubenfreund geschätzt.

9. Die weiße Feldtaube.

In Mühlen findet man ganze Flüge dieser Tauben, mit oder ohne Hauben. Sie sind zwar etwas zärtlich, aber doch sehr fruchtbar.

B. Melirte Feldtauben.

Sie sind entweder gestoppelt (stopplig, getüpfelt) oder geschuppt. Zwey oder drey Farben zeigen sich auf den Obertheilen, besonders auf den Schultern und Deckfedern der Flügel in regelmäßiger Abwechselung, doch ohne eigentliche Zeichnung.

1. Die

1. Die hammerschlägige Feldtaube (Blauschuppen).

Die Grundfarbe ist lichtblau oder dunkelaschgrau mit schwarzblauen Flecken oder Tüpfeln (Stoppeln), welches man hammerschlägig nennt, weil die Flecken die Gestalt haben, wie mit dem Hammer kalt geschlagenes Eisenblech. Die Flügelbinden zeigen sich nicht mehr so deutlich, wie bey den Feldflüchtern, ob sie gleich da sind, aber nur als zwey große schwarzblaue sichelförmige Flecken.

Dieß ist eigentlich, wie eine kleine Aufmerksamkeit auf die Haustauben zeigt, die erste und nächste Ausartung der wilden Race, wo nämlich auf den Flügeln die lichtblaue Grundfarbe nicht mehr allein herrscht, sondern die Federspitzen sich verdunkeln und dreyeckige schwarzblaue Flecken bilden *).

Diese und den sogenannten Feldflüchter oder die gemeine Feldtaube kann man gewissermaßen nicht sein Eigenthum nennen, so scheu und flüchtig und so veränderlich sind sie

*) Da ich, wie gesagt, seit meiner Jugend fast alle Racen und Varietäten der Haustauben selbst besessen habe und noch besitze, so bin ich dadurch nicht allein in den Stand gesetzt, eine hinlängliche Beschreibung derselben zu liefern, sondern habe auch bemerkt, wie sich die Farben nach und nach in einander verwandeln. Diese hammerschlägigen Tauben bekommen darnach dann weiter oft Junge, wo die hellblaue oder aschgraue Grundfarbe ganz und gar verloschen ist und die daher dunkelblau aussehen; dieß giebt die sogenannten dunkelblauen (oder hellschwarzen) Tauben, welche man, wenn sie sich noch dunkler färben, schwarz nennt. Es scheint eine starke Organisation der Aeltern anzuzeigen, wenn die Farben der Jungen dunkler, so wie eine schwache, wenn sie heller werden.

sie in Ansehung ihrer Wohnung. Auf diese kann man daher mit Recht anwenden, was Büffon von den Feldtauben sagt, daß man sie weder als vollkommene Hausthiere, wie Hunde und Pferde, noch als Gefangene, wie die Hühner, betrachten könne, sondern als freywillige flüchtige Gäste ansehen müsse, welche sich in der ihnen angewiesenen Wohnung nicht länger aufhielten, als es ihnen gefiele. Sie haben einen schwalbenschnellen Flug und die Raubvögel haben ihnen in dieser Rücksicht sowohl, als weil sie eine dunkle Farbe haben und von ihnen von weitem für Raben oder Dohlen angesehen werden, nicht leicht etwas an. Sie hängen noch so sehr an ihrer Freyheit, daß sie auch das Futter, welches ihnen auf den Hof gestreut wird, verachten, sobald im Frühjahr die Aecker vom Schnee entblößt sind; ja sogar im Winter fliegen sie dann aufs Feld und nähren sich von den kleinen knolligen Wurzeln des umgestürzten Klees, des Feldknoblauchs, der Erdnüßchen und den ausgefallenen Unkrautsämereyen. In ihrer Zärtlichkeit aber sind sie den übrigen Haustauben gleich, nisten aber nicht leicht eher, als bis die schönen Märztage erscheinen.

2. Die lerchenstopplige Feldtaube.

Die Flügel und Schulterfarbe ist silberfarben oder perlgrau mit feinen dreyeckigen röthlichbraunen oder dunkelbraunen Flecken, die sie so gefleckt wie die Lerchen machen. Die Farbe der übrigen Theile ist gewöhnlich rothgrau, die Schnüre oder Binden auf den Flügeln drücken sich deutlich aus, und wenn dann vor der Schwanzspitze eine große röthlich- oder dunkelbraune Binde steht, und auf dem Kopfe eine Breit- oder Hohlhaube befindlich ist, so ist die Taube

nach

nach dem neuesten Geschmacke vorzüglich kostbar und schön. S. unten E. d. n. 4.

3. Die schimmelige oder grundfarbige Feldtaube.

Schulter- und Deckfedern der Flügel sind schwarzblau und weiß so in einander gemischt, wie an einem Schimmelpferde, und die Brust ist glänzend olivengrün. Hat diese Taube eine Haube, auf den Flügeln deutliche schwarzblaue Binden und auf dem Schwanze ein dergleichen Band, so hält sie der Liebhaber hoch. S. unten E. d. n. 6.

4. Die nagelschuppige Feldtaube (Nagelschuppen, Karpfenschuppen, purpurgraue karpfenschuppige Taube).

Sie ist am Oberleibe schwarz, blau und roth in schuppenartigen Flecken gemischt, und am Unterleibe purpurgrau. Wenn sie was werth seyn soll, so muß sie eine Haube und an dem Schwanzende einen schwärzlichen breiten Streif haben.

5. Die schwarzschuppige Feldtaube (Schwarzschuppen, schwarze Karpfenschuppen).

Der Oberleib ist schwarz und weiß geschuppt und der Unterleib zeigt die schwarze Farbe.

6. Die rothschuppige Feldtaube (Roth- und Kupferschuppen, ächte Karpfenschuppen oder karpfenschuppige Taube).

Die Flügel sind roth, blau und weiß geschuppt, und der Unterleib ist schwarz, röthlich schillernd. Fließen die Farben nicht in einander, sondern sind gleichmäßig vertheilt,

theilt, und die Taube ist gehaubt und der blaue Schwanz mit einem schwarzen Endstreif versehen, so wird sie von manchem Liebhaber gern gesehen. Man trift auf den Dörfern oft ganze Flüge an. Sie ist nach dem Geschmack der Landleute; und dieß hat auch seinen ökonomischen Grund, denn es ist eine kurze, starke, dauerhafte und fruchtbare Taube. Auch die vorhergehende hat diese empfehlenden Eigenschaften.

C. Schäckige Feldtauben.

Sie werden auch Schäcken, Buntschäcken, Raigeln und Elstertauben genannt, und der Taubenfreund achtet sie wegen ihrer unordentlichen und unregelmäßigen Zeichnung nicht; desto mehr der Bauer, denn sie hecken so oft und so gut, wie die Feldflüchter. Man unterscheidet vorzüglich viererley Sorten.

1. Die blauschäckigen Feldtauben (Blauschäkken, Blauraigeln).

Auf dem Ober- und Unterleibe schwarz und weiß gefleckt.

2. Die schwarzschäckigen Feldtauben (Schwarzschäcken, Schwarzraigeln).

Weiß und schwarz gefleckt.

3. Die rothschäckigen Feldtauben (Rothschäkken, Rothraigeln).

Mit weißen und rothen Flecken.

4. Die buntschäckigen Feldtauben (Buntschäkken, Doppelschäcken, doppeltfarbige Raigeln).

Auf

Auf einem weißen Grunde stehen rothe und schwarze Striche und Flecken.

D. Feldtauben mit eintheiliger Zeichnung.

Die von der Grundfarbe abstechende Zeichnungsfarbe nimmt nur einen Theil des Leibes, z. B. die Flügel, den Kopf, Schwanz ꝛc. ein.

a. Auf dem Kopfe: Mönche.

Man nennt sie gewöhnlich Mönche, Mönchstauben und Bläßen, dann weiter Koppen-, Kapp- und Kappentauben, Mond- und Monatstauben und Cyprische Tauben.

? Columba domestica cristata. *Gmelin Lin.* l. c. n. 2. ξ.

? Le pigeon huppé. *Buffon* l. c. p. 510. Uebersetz. a. a. O. 180.

Unter dieser Race giebt es sehr schöne Tauben. Sie müssen aber eine Breit- oder Hohlhaube haben; denn die glattköpfigen sind ohne Werth. Der Scheitel ist allezeit rein weiß und der Liebhaber sieht vorzüglich darauf, daß bloß der Oberkopf von dem Schnabelwinkel an scharf durch die Augen weggezogen, so wie der Oberschnabel rein weiß ist. Ist sie dabey rauhfüßig, d. h. hat sie weiße Strümpfe oder Hosen, so ist sie um desto mehr werth. Sie ist etwas größer und stärker von Leibe, als der Feldflüchter, aber nicht so fruchtbar und dauerhaft, besonders die rothen und gelben. Man hat sie von verschiedenen Farben.

1. Der schwarze Mönch.

Schwarz ist die Hauptfarbe. Soll er schön seyn, so muß er eine dunkelschwarzblaue Farbe und weiße Strümpfe haben.

2. Der blaue Mönch.

Er ist hellblau mit zwey schwarzen Schnüren oder Binden über die Flügel und einem schwarzen Schwanzstreif.

3. Der aschgraue Mönch.

Dunkelaschgrau.

4. Der fahle Mönch.

Er ist röthlichgrau, mit oder ohne rostbraune Binden und Schwanzstreifen.

5. Der silberfarbige Mönch.

Er ist silberfarben mit schieferfarbigen Flügelbinden, dergleichen Schwanzstreifen und dunkler, grünlich schimmernder Brust.

6. Der mehlige Mönch.

Er ist hellröthlichgrau mit rostfarbenen oder bräunlichen Schnüren, dergleichen Schwanzbinde und Brust.

7. Der rothe Mönch.

Einfärbig braun-, röthel-, ziegel-, fuchs- oder blutroth. Weiße oder bläuliche Spitzen an Flügeln und Schwanz sind Fehler. Dieser Mönch wird, wenn er rein ist, sehr geschätzt. Eben so

8. Der gelbe Mönch.

Er ist überall rost-, roth- oder erbsgelb. Sehr schön, aber auch sehr zärtlich!

9. Der

9. Der schimmelige oder grundfarbige Mönch.

Die Farbe ist oben B. n. 3. angegeben.

10. Der karpfenschuppige Mönch.

Schwarzblau mit weißem Scheitel und schwarz und röthlichweiß geschuppten Flügeln. Auch wie B. No. 4. und 6.

11. Der hammerschlägige Mönch.

Wie B. No. 1. gefärbt.

12. Der lerchenstopplige Mönch.

Sie ist rothgrau, hat silberfarbige Flügel, an welchen rothbräunliche Flecke stehen, dergleichen Flügel und Schwanzbinden. — Sie wird für sehr schön gehalten.

a) Trift man zuweilen Schwarz- und Rothblässen an, an welchen der Oberkopf nur bis an die Augen, oder die Stirn nur allein weiß ist, so nennt man sie Halbblässen oder Halbmönche. Der Liebhaber achtet sie nicht. Eben so wenig als

b) die spitzkuppigen Mönche, die zwar einen weißen Oberkopf, aber eine Spitzhaube haben. Sie entstehen daher, wenn sich ächte Mönche mit glattköpfigen Tauben paaren, und man sieht sie von allerley Farben.

b. Auf der Brust: Halsbandstauben.

Man nennt sie auch Ordensbänder. Sie haben am Unterhalse, oder eigentlich vor der Oberbrust, ein breites rothes, braunes oder weißes halbmondförmiges Band.

1. Das rothe Ordensband.

Sie ist weiß mit einem rothen Bande über die Brust. Ein solches Band muß Fingers=, oder höchstens Daumensbreit seyn.

2. Das gelbe Ordensband.

Weiß mit gelbem Band über der Brust. Beyde Sorten gehören zu Büffons Schweizertauben (Pigeons Suisses). Sie haben die Größe der gemeinen Feldtauben, sind eben so leicht und schnell, gewöhnlich glattköpfig und [illegible]attfüßig. Haben sie eine Haube und Strümpfe, so sind sie von ausgezeichnetem Werthe. Büffon sagt noch von sein Schweizertauben, daß sie von mancherley Art und [illegible]f weißem Atlasgrunde roth, blau oder gelb gefleckt und a[illegible] der Brust mit einem rothen Halsbande geziert wären, [illegible]lches auf ihrer Brust gleichsam einen gefärbten Harnisch vorstellte.

3. [illegible]er einfache Staarenhals oder das weiße Ordensband.

Si[illegible] ist schwarz und über die Brust läuft ein weißes Halsband das nur kleinen Fingers breit seyn darf, wenn die Zeichung regelmäßig seyn soll. Diese Taube mag glattköpfig od[illegible] gehaubt seyn, so steht sie in keiner sonderlichen Achtung, ob sie gleich gut feldet und hecket.

4. De[illegible] staarenhälsige oder gestaarte Schwarzsch[illegible]ppen.

De[illegible] Oberleib ist karpfenschuppig und über die schwarze Brust läst ein weißes Halsband, wie bey Nr. 3. Ich habe dies[illegible] Varietät aus dem bindigen Staarenhals entstehen sehen.

5. Auf

c. Auf dem Rücken: Herztauben.

Sie haben eine herzförmige Zeichnung auf dem Rücken, welche auf den Schultern die breite Seite und nach dem Steiß zu die Spitze zeigt, bloß die Schultern und Rückenfedern sind gezeichnet, die übrige Farbe ist weiß und die Taube ist gehaubt oder glattköpfig. Sie darf daher nicht mit den Schildtauben verwechselt werden.

1. Die blaue Herztaube.
Mit blauem Herze.

2. Die schwarze Herztaube.
Mit schwarzem Herze.

3. Die rothe Herztaube.
Mit rothem Herze.

4. Die gelbe Herztaube.
Mit gelbem Herze.

Nicht bloß zufällig fallen solche Tauben aus, sondern auch dann, wenn sich weiße und Schildtauben zusammen paaren. Sie sind nicht dauerhaft, hecken und felden auch nicht gut, und können daher nicht empfohlen werden.

d. Auf den Flügeln.

α) Schildtauben. Columba domestica clypeata.

Sie heißen auch gedachte und geschildete Tauben, Schilder, Schildertauben, Dachen und Herztauben. Der Liebhaber rechnet sie zu den schönsten Tauben und in einigen Gegenden müssen sie keine, in andern aber eine Haube haben, in einigen ohne, in andern und gewöhnlich mit Strümpfen seyn. Das Gefieder ist am ganzen Körper rein

weiß,

weiß, außer auf den Flügeln, wo die Deckfedern, Schulterfedern und zehn hintern Schwungfedern anders gefärbt sind und ein Schild oder Herz bilden. Diese Zeichnung äußert sich in allen Taubenfarben. Es giebt daher:

1. Die lichtblaue Schildtaube.

Mit schwarzen Flügelbinden und der gewöhnlichen lichtblauen Schildfarbe.

2. Die schwarze Schildtaube.

Das Schild ist schwarz.

3. Die fahle Schildtaube.

Mit röthlichgrauem und braunbindigem Schilde.

4. Die silberfarbige Schildtaube.

Mit silberfarbigem Schilde, das dunkelbraune oder schieferfarbene Binden hat.

5. Die mehlige Schildtaube.

Mit hell röthlichgrauem, fast weißem Schilde, auf welchem blaß rostfarbene oder rostgraue Binden stehen.

6. Die hammerschlägige Schildtaube.

Mit hellblau und schwarz geflecktem Schilde.

7. Die lerchenstopplige Schildtaube.

Mit silberfarbenem und rothbräunlich oder dunkelbräunlich geflecktem Schilde.

8. Die rothe Schildtaube.

Mit fuchs-, röthel- oder blutrothem Schilde. Je höher die Farbe, desto schöner ist die Taube.

9. Die gelbe Schildtaube.

Das Schild ist rost- oder erbsgelb.

10. Die rothgeschuppte Schildtaube.

Sie ist am Schilde roth und aschgrau geschuppt und diese artige Varietät entsteht gewöhnlich, wenn man die lichtblaue und rothe Schildtaube zusammenpaart.

11. Die schwarzgeschuppte Schildtaube.

Das Schild ist schwarz und roth geschuppt. Aus der Paarung des schwarzen und rothen Schilders. Nr. 4, 7, 8 und 9 sind die geschätztesten Sorten dieser Hauptvarietät der Taubenfreunde. Sie sind aber gegen Nässe und Kälte empfindlich und gehören daher zu den zärtlichen Haustauben.

β) Bindentauben.

Sie heißen auch Strichtauben, Strichen, einfach bindige Tauben, Schnürtauben, einfache Schnürtauben. Ihre Hauptfarbe ist dunkel und auf den Flügeln laufen die gewöhnlich doppelten Binden, die bey zusammengelegten Flügeln ein liegendes Kreuz, auf einem einzelnen Flügel aber ein stumpfwinkliches Dreyeck bilden, in einer hellern oder ausgezeichnetern Farbe hin. Ich erwähne hier der blauen, silberfarbigen, mehligen und anderer Tauben nicht, die dunkle Schnüre auf den Flügeln haben, ob man gleich auf den Bauerhöfen dergleichen findet; denn wenn sie dabey keine Haube und keine dunkle Schwanzbinde haben, so werden sie nicht geachtet.

1. Schwarze Weißstriche.

Sie sind schwarzblau mit weißen Binden und ohne oder mit Kuppen. Sie gehören eigentlich zu den doppelten Staarenhälsen und fallen von diesen aus, wenn einfarbige schwarze Feldtauben angepaart sind.

2. Blaue

2. Blaue Weißstriche.

Blau mit weißen Strichen; welche entweder rein sind oder ein rothes oder schwarzes Nebensäumchen haben.

3. Rothe Weißstriche.

Ich habe sie bloß blauroth mit weißen Schnüren gesehen. Wären sie hochroth gewesen, so würden sie unter die schönsten zu rechnen gewesen seyn.

4. Hammerschlägige Weißstriche.

Die Flügel sind hammerschlägig und die Striche auf denselben entweder rein weiß, oder weiß mit rother Einfassung.

5. Blaue Rothstriche.

Die Farbe ist blau und die Flügelstreifen sind entweder rostroth, oder schwarz und rostroth zugleich, also eigentlich vierbindig.

Alle diese Tauben gehören unter die guten Feldtauben, werden aber nicht sonderlich geachtet.

e. Auf dem Schwanze: Weißschwänze.

So viel als es einfarbige Tauben giebt, so viel giebt es auch solche, die weiße Schwänze haben. Sie stehen aber, wenigstens in Thüringen und Franken, in keinem sonderlichen Werthe, ob sie gleich die schönste Muschelhaube haben, wenn der Kopf dabey nicht ebenfalls weiß ist, wie bey den Mönchen, oder wenn es nicht sogenannte Weißköpfe sind. Nicht bloß die Schwänze, sondern auch die Steißfedern müssen weiß seyn. Es giebt daher:

1) Blaue,

1) Blaue, 2) schwarze, 3) rothe, 4) gelbe, 5) hammerschlägige, 6) lerchenskopplige Weißschwänze u. s. w. Nr. 4. und 6. sind noch die angenehmsten, aber weder fruchtbar, noch dauerhaft.

E. Feldtauben mit doppelter oder zweytheiliger Zeichnung.

Die Zeichnung befindet sich an zwey Theilen des Körpers. Der Liebhaber findet hier eigentlich seine Rechnung, indem es unter denselben die schönsten Tauben giebt.

a. Auf Kopf und Flügeln.

α) Schwalbentauben.

Columba (domestica) Mercurialis. *Brünnich* ornith. boreal. 62. n. 215.

Pigeon-Hirondelle. *Buffon.*

Sie heißen in Thüringen und Sachsen Nürnberger Tauben, weil sie von daher durch die Frachtfuhrleute zu uns gekommen sind. In Franken nennt man sie Fee- oder Vehtauben; sonst noch Flügeltauben, Flügel, Flügler. Sie sind rein weiß und haben auf dem Scheitel und den Flügeln eine verschiedene Farbe. Sonst mußte der Kopf glatt; jetzt muß er aber gehaubt seyn, und die Füße müssen kurzfederige, mit der Zeichenfarbe bemahlte Strümpfe haben. Nicht der ganze Scheitel, sondern nur ein runder oder vielmehr rundlichovaler Fleck von der Stirn an bis in die Augengegend oder bis an den Hinterkopf muß mit dem Oberschnabel die von dem weißen Grunde abstechende Farbe zeigen, und die ganzen Flügel mit Ausnahme der Schulterfedern sind von gleicher Farbe. Zur Aechtheit gehört,

daß

daß die Spitzen der Schwungfedern gehörig ausgefärbt sind und nicht weißlich oder graulich auslaufen. Es sind gute, schnelle Feldtauben, allein weder sonderlich dauerhaft, noch fruchtbar. Der Schnabel ist etwas dünner und gestreckter, als bey andern Tauben, und der Leib schlanker. Merkwürdig ist, daß sie sich so gern zusammen halten, und wenn man sie unter andern Haustauben vermischt in einem Schlag hat, sie sich daher dahin begeben, wo sie an einem Orte mehrere ihrer Race beysammen finden. Ein ganzer Flug solcher Schwalbentauben sieht aber auch sehr schön aus, schöner noch als ein Flug Schildtauben. Ich will die Farbensorten der Rangordnung nach aufführen.

1. Die gelbe Schwalbentaube.

Rost-, roth- oder erbsgelb. Letztere ist die schönste.

2. Die rothe Schwalbentaube.

Röthel- oder ziegelroth.

3. Die lerchenstopplige Schwalbentaube.

Die Deckfedern der Flügel sind lerchenstopplig, Scheitelblässe und Schwungfedern aber silberfarben.

4. Die silberfarbene Schwalbentaube.

Scheitel und Flügel sind silberfarben und letztere mit Binden.

5. Die fahle Schwalbentaube.

Röthlichgrau mit braunbindigen Flügeln.

6. Die lichtblaue,

7. Die hammerschlägige, und

8. Die schwarze Schwalbentaube.

Ich

Ich besitze noch eine Sorte, welche ich die verkehrte Schwalbentaube nennen möchte.

9. Die schwarze Schwalbentaube mit weißem Scheitel und Flügeln, und

10. Die rothe Schwalbentaube mit weißem Scheitel und Flügeln.

Letztere erhielt ich aus Cassel; erstere aber ist mir an meinem Taubenrade von ungefähr ausgeflogen. Sie sind die seltensten unter allen.

Noch muß ich erwähnen, daß wenn sich Schwalben- und Schildtauben zusammen paaren, so erhält man Schildtauben mit Blässen, die ich aber wenigstens nicht schön finden kann, besonders wenn die Schulterfedern nicht ausgezeichnet, sondern weiß oder gefleckt sind.

β) Bindige Mönche.

Sie heißen noch: Bindige oder schnürige Weißköpfe, Bindenmönche oder Mönchstauben. Man trift sie vorzüglich von dreyerley Varietät an:

1. Den schwarzen bindigen Mönch.

Schwarz von Farbe, mit einem weißen durch die Augen ziehenden Scheitel und weißen Flügelschnüren. Dieß ist der gewöhnlichste. Vor dem ersten Mausern sind die Binden roth.

2. Den blauen bindigen Mönch.

Lichtblau oder aschgrau mit weißem Scheitel und weißen Flügelschnüren. Er wird weniger geachtet. Beyde Varietäten sind gute Feld- und Hecktauben.

3. Fallen

3. Fallen zuweilen bindige blaue oder schwarze Mönche mit weißem Scheitel und rothen Schnüren aus, so werden sie nicht geachtet.

4. Der rothe bindige Mönch.

Er ist roth mit weißem Kopf und Schnüren. Will man sich diesen seltenen und schönsten Mönch ziehen, so paare man Nr. 1. mit dem rothen Mönch zusammen. Zum ersten Mal werden freylich nicht allezeit rothe Bindenmönche ausfallen. Wenn man aber diese Abkömmlinge wieder mit rothen Mönchen verpaart, so kommen zuletzt wahre rothe Bindenmönche heraus. Ich hatte im Jahre 1795 eine rothe Mönchstäubin und einen schwarzen Bindenmönch, die allezeit rothe bindige Mönche mit blendend weißen Schnüren heckten.

γ) Nonnentauben.

Der Oberkopf und die Schwungfedern der ersten Ordnung mit ihren Deckfedern sind weiß, der übrige Leib anders gefärbt. Man hat sie zwar von mehrerley Hauptfarben; der Taubenfreund schätzt aber nur eine Sorte.

1. Die schwarze Nonnentaube.

Die Hauptfarbe ist sehr dunkelschwarz; die Blässe und die vordern Schwungfedern sind weiß. Ihre Farbe giebt ihr den Namen und sie ist schön, aber selten.

2. Die rothe Nonnentaube.

Roth mit weißem Scheitel und Schwungfedern. So selten sie ist, so wenig Werth hat sie u. s. w.

δ) Spieß-

δ) Spießtauben.

Man nennt sie auch: Spitz-, Degen- und Schwerdt-tauben, schwingige und spießige Maskentauben. Der Leib ist weiß, nur vor der Stirn steht, wie bey den Masken-tauben, ein eyrundes farbiges Plättchen oder Schnippe, und die vordern Schwungfedern mit ihren Deckfedern haben gleiche Abzeichnung.

1. Die rothschwingige Spießtaube (roth-schwingige Maskentaube).

Weiß mit fuchsrother Schnippe und dergleichen vordern Schwungfedern.

2. Die schwarzschwingige Spießtaube (schwarz-schwingige Maskentaube).

Weiß mit schwarzer Schnippe und Schwungfedern.

Güte und Gestalt haben diese Tauben mit den Maskentauben, an welche sie sich auch anschließen, gemein.

b. Auf Kopf und Schwanze.

Man benennt sie gewöhnlich nach der Kopfzeichnung.

α) Die Weißköpfe.

Sie heißen auch weißschwänzige oder weißgeschwänzte Mönche, Weißschwanzblässen, Weißschwänze. An Größe, Gestalt, Dauerhaftigkeit und Fruchtbarkeit gleichen sie den Mönchen, denen sie sich auch gern zugesellen. Alle werden gesucht und geschätzt. Sie haben einen weißen Schnabel, denn die weiße Scheitelfarbe geht nicht bloß durch die Augen, sondern unter den Augen weg, und Manche verlangen gar, daß sie ein weißes

Kinn oder Kehlchen haben sollen. Die Schwänze mit den Steißfedern müssen ebenfalls weiß seyn. Ich führe sie der Rangordnung nach auf, muß aber, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, wegen der Hauptfarben auf die Mönche verweisen.

1) der gelbe, 2) der rothe, 3) der lerchenstoppige, 4) silberfarbige, 5) mehlige, 6) schimmelige oder grundfarbige; 7) karpfenschuppige, 8) fahle, 9) hammerschlägige; 10) schwarze, 11) aschgraue, und 12) blaue Weißkopf.

Die allerschönste, theuerste und seltenste Varietät ist:

13) Der rothflüglige Weißkopf, den ich deshalb hierher zähle, weil er in keine Rubrik besser paßt. Der Leib ist schwarzblau, der Scheitel und Schwanz sind weiß und die Flügel rost- oder fuchsroth. Sie ist bis jetzt bloß in und um Baireuth herum bekannt und stammt wahrscheinlich vom karpfenschuppigen Weißkopf (der schwarz- und rothgeschuppte Flügel hat) ab.

Einige Liebhaber wollen an diesen weißschwänzigen Mönchen, daß die äußerste Schwanzfeder allemal an der äußern Fahne einen Längestreif von der Hauptfarbe, oder, wie sie sagen, daß der Schwanz Endfedern haben soll; einige aber lieben alle Schwanzfedern rein weiß und rupfen daher die äußerste Feder etliche Mal außer der Mauserzeit aus, damit sie sich nach und nach, wenn sie nicht rein seyn sollte, rein ausfärbt und ganz weiß wird.

β) Kappentauben oder Holländische Muscheltauben.

Pigeon Coquille-Hollandais. *Buffon.*

Diese Taubenrace ist schlank, so groß als die Mönchstauben, und zeichnet sich vorzüglich durch die schöne muschelförmige Haube aus. Die vorwärts gebogenen Federn am Hinterkopfe (Kuppe, Haube) laufen an den Seiten bis fast zur Hälfte des Halses herab, sind etwas länger als bey den Mönchen, stehen daher lockerer und nicht so dicht, sind wie in einander geflochten und bilden eine Art von Muschel. Sie fliegt sehr schnell, feldet aber nicht so gut und ist eben so fruchtbar als der breitkuppige Mönch. Sie ist rein weiß, nur Oberkopf und Schwanz sind anders gefärbt. Wenn sie ächt und schön seyn soll, so darf bloß der Oberkopf durch die Augen weg bis zur Hälfte der Kuppe und der Oberschnabel gefärbt seyn. Wegen der gleichartigen Muschelhaube und Gestalt sind die Kopftauben und Strüster mit ihr verwandt.

1. Die schwarze Kappentaube.

Der Oberkopf und Schwanz sind schwarz.

2. Die rothe Kappentaube.

Oberkopf und Schwanz sind braun- oder fuchsroth.

3. Die gelbe Kappentaube.

Mit gelbem Oberkopf und Schwanz.

4. Die blaue Kappentaube.

Mit hellblauem Oberkopfe und Schwanze. Letztere muß eigentlich ohne dunkle Binde seyn, wenn die Taube von Werth seyn soll.

γ) Maskentauben.

Columba domestica maculata. *Gmelin Lin.* Pigeon heurté. *Buffon.* Spot-Pigeon. *Latham.*

Sie haben die Größe des Feldflüchters, sind aber etwas schlanker und entweder ohne oder mit einer spitzigen oder breiten Haube, und haben glatte Füße. Sonst liebte man die glattköpfigen, jetzt aber will man auch bloß gehaubte haben. Diese aber sind nicht so häufig anzutreffen. Es sind niedliche Tauben. Ihre Grundfarbe ist weiß und sie haben ihren Namen daher, weil sie gleichsam durch einen schwarzen, blauen oder fuchsrothen Pinselstrich über den Schnabel bis zur Mitte des Kopfs maskirt sind. Die Gestalt dieses Flecks ist oval, wie bey dem Wasserhuhn (Fulica atra); man nennt dieß in Thüringen eine Schnippe und diese Tauben erhalten daher den Namen Schnippentauben. Sonst heißen sie auch Brillentauben. Wie die Schnippe gefärbt ist, so ist auch der Schwanz und Steiß gefärbt, und zur Aechtheit gehört, daß dieser recht rein ausgefärbt ist und nichts Weißes enthält.

1. Die rothschnippige Maskentaube (Rothschnippe, Rothschwanz).

Schnippe und Schwanz sind fuchsroth. Die schönste!

2. Die schwarzschnippige Maskentaube.

Schnippe und Schwanz sind schwarz.

3. Die blauschnippige Maskentaube.

Mit blauer Schnippe und Schwanz. Diese ist von keinem Werthe.

4. Die

4. Die verkehrte Maskentaube.

Mit weißer Schnippe und Schwanz und schwarzer Hauptfarbe. Sie ist selten rein und entsteht eigentlich aus dem schwarzen Weißkopf.

c. Auf Brust und Flügeln.

α) Doppelte oder bindige Staarenhälse.

Auf dunkelm, vorzüglich schwarzen Grunde stehen auf den Flügeln zwey weiße Binden und auf der Brust ein weißer, nicht über klein Fingers breiter, aber nicht deutlich abgeschnittener Queerstreif, der sich auf dem taubenhälsigen Grunde gar schön ausnimmt. Es sind starke, flüchtige und sehr fruchtbare Feldtauben. Der Schnabel ist auch etwas dicker als an den andern Racen. Sie halten sich gern zusammen und lassen sich nicht auf dem Hofe füttern, sondern suchen, wo möglich, ihre Nahrung auf dem Felde, oder auch im Walde auf.

1. Der schwarze bindige Staarenhals.

Schwarz mit einfacher weißer Brustbinde und doppelten Flügelbinden. Wenn die Brust und der Vorderhals schimmelförmig gemischt, oder der Kopf und die Flügel weiß gesprenkelt sind, oder das Brustband zu breit ist, so heißt er unrein oder unächt. Einige sagen, wenn diese Art recht schön seyn soll, so müßten nicht nur alle Schwungfedern weiße Spitzen haben, sondern die eine weiße Binde, welche die großen Deckfedern der Flügel bilden, müßte auch unterbrochen seyn. Hierdurch entstehen auf den Flügeln zwey weiße Bänder, die aus weißen runden Perlen zusammengesetzt zu seyn scheinen.

2. Der

2. Der schuppige bindige Staarenhals.

Die Deckfedern der Flügel sind fein schwarz und weiß geschuppt; die Binden auf den Flügeln zeichnen sich aber noch deutlich aus und auf schwarzem Vordergrunde steht das weiße Staarenhalsband.

3. Der blaue bindige Staarenhals wird so wenig, als

4. der hammerschlägige geachtet.

β) Doppeltes Ordensband.

Die Farbe ist rein weiß mit gefärbten Bändern auf Flügel und Brust.

1. Das rothe doppelte Ordensband.

Bey weißem Grunde stehen auf den Flügeln zwey braun- oder fuchsrothe Bänder und auf der Brust ein einfaches fingerbreites in halbmondförmiger Gestalt.

2. Das gelbe doppelte Ordensband.

Mit dergleichen erbsgelben Bändern. — Beydes sind sehr seltene und schöne, aber auch zärtliche Tauben.

d. Auf Flügeln und Schwanz.

Die hierher gehörigen Tauben nennt man Schweiftauben oder einfarbige Mönche. Sie haben nämlich auf den Flügeln zwey dunkle Binden und auf dem Schwanze vor der Spitze einen breiten dergleichen Streif, welcher sich im Fluge sehr gut ausnimmt und welchen die Taubenliebhaber dann einen Schweif nennen. Sie scheinen aus Weißköpfen und einfarbigen Tauben entstanden zu seyn, wo nämlich auf dem Scheitel und am Schwanze sich

die

die weiße Farbe verwischt hat; denn diese Theile sind auch etwas heller als die übrigen. Vor und hinter dem Thüringerwalde sind dieß jetzt die Hauptmodetauben. Man hat folgende Varietäten, die wie die Mönche (s. D. a.) gefärbt und gezeichnet sind, nur daß die weiße Scheitelfarbe fehlt.

1. Die silberfarbene Schweiftaube.
2. Die fahle Schweiftaube.
3. Die mehlige —
4. Die lerchenstopplige —
5. Die hammerschlägige —
6. Die schimmlige oder grundfarbige Schweiftaube.

Sie hat dunkelbraune Flügel- und Schwanzbinden.

Die übrigen Farben werden nicht geachtet.

F. Feldtauben mit dreytheiliger Zeichnung.

Die hierher gehörigen Taubenracen haben an drey Theilen des Körpers eine regelmäßige Zeichnung und gehören fast alle unter die gesuchten Modetauben.

a. Auf Kopf, Hals und Brust.

Man nennt diese Tauben gemeiniglich Brüster, weil die Zeichnung vom Scheitel am Vorderhals herab bis zur halben Brust reicht und sich hier rund abschneidet. Sie scheinen zu Büffons Schweizertauben (Pigeons Suisses) zu gehören. Zur Aechtheit gehört, daß die Haube muschelförmig, wie bey der Kappentaube, beschaffen seyn und bis zur Hälfte der Gurgel herablaufen muß, oder nicht gefärbt seyn darf; daß die Farbe nicht bloß Kehle und Gurgel,

gel, sondern auch die halbe Brust einnehmen und Steiß und Schwanz ungefleckt seyn muß. Die Grundfarbe ist weiß.

1. Der Gelbbrüster (Gelbbrust).

Die Abzeichnung ist rost- oder erbsgelb.

2. Der Rothbrüster (Rothbrust).

Die Zeichnung ist rothbraun oder fuchsroth.

3. Der Schwarzbrüster (Schwarzbrust).

Mit schwarzer Zeichenfarbe. Diese macht der Glanz vorzüglich schön.

4. Der Braunbrüster (Braunbrust).

Scheitel, Vorderhals und Oberbrust sind glänzend kastanien- oder purpurbraun *).

b. Auf Kopf, Hals und Schwanz.

Sie reihen sich auch in der Natur an die vorige Race an. Gestalt, Haube, Größe und Lebensart ist dieselbe. Die Auszeichnung streckt sich vom Scheitel nur an den Vor-

der-

*) Von dieser Varietät habe ich ein Mal eine bewunderungswürdig schöne Taube gesehen. Sie hatte nämlich außer ihren Hauptfarben noch doppelte schwarze Binden auf den Flügeln und war von vorzüglicher Größe. Einen Schwarzbrüster mit schwarzen Flügelbinden hat meines Wissens die Natur noch nicht hervorgebracht. Die Taubenfreunde wünschen ihn aber so sehr, daß Betrüger zuweilen dergleichen mit gemahlten Bändern zum Verkauf bringen. Man muß sich also vor Betrug hüten. Ich glaube, ich hätte sie von der Natur erzwingen wollen, wenn ich die oben beschriebene Braunbrust erhalten hätte, nämlich mit Verpaarung an eine Schwarzbrust. Allein den Tag, da ich sie bekommen sollte, wurde sie ihrem Herrn entweder von einem Nachbar oder Raubvogel weggefangen.

derhals oder die Gurgel bis zum Anfang der Brust herab und der Schwanz hat gleiche Farbe. Die Grundfarbe ist weiß. Fehlerhaft sind sie, wenn die Muschelhaube mit gefärbt, die Zeichnung nur bis an die Kehle oder bis über den Anfang der Brust reicht und der Schwanz eine weißliche Mischung hat. Man nennt sie Kopftauben, Köpfe, und Büffon scheint sie mit zu seinen holländischen Muscheltauben (Pigeon Coquille-Hollandois) zu rechnen *).

1. Der Schwarzkopf oder Mohrenkopf.

Scheitel, Vorderhals und Schwanz sind schwarz.

2. Der Rothkopf.

Kopf, Vorderhals und Schwanz sind fuchsroth.

c. Auf Kopf, Hals und Flügeln: Schleyertauben.

Kopf, Hals und die vordern Schwungfedern sind weiß, die übrigen Theile gefärbt. Das Weiße am Kopf und Vorderhals muß sich wie ein Schleyer oder Halstuch gestalten, vorn nach der Brust sich zuspitzen und schief nach dem Hinterhals zu sich ausbreiten, abrunden oder gerade werden.

1) die schwarze, 2) die rothe, 3) die gelbe und 4) die blaue Schleyertaube sind bekannt. Manche Taubenfreunde lieben sie; ich für meinen Theil kann sie aber nicht schön finden.

d. Auf

*) Büffon zieht auch hierher die schwarzen Tauben, welche einen weißen Kopf, dergleichen Schwanz und vordere Schwungfedern haben. Sie fallen bey uns von schwarzen Weißschwänzen aus und werden nicht geachtet.

d. Auf Kopf, Brust und Flügeln: Staarenhälsige bindige Mönche.

Man nennt diese schönen Tauben auch gestaarte Weißstrichblässen und staarenhälsige Bindenmönche. Die Hauptfarbe ist schwarz, der Scheitel weiß, auf der Brust steht eine und auf den Flügeln zwey weiße Binden.

e. Auf Kopf, Flügeln und Schwanz.

α) Bindige Weißköpfe.

Dieß sind sehr schöne Tauben und noch nicht lange in der Mode. Ich habe sie nur in Hessen, im Fuldaischen und Meiningischen gesehen. Bey einer dunkeln Grundfarbe ist Kopf, Schwanz und Flügelbinden weiß. Sie scheinen aus Weißköpfen und bindigen Mönchen entstanden zu seyn.

1. Der schwarze bindige Weißkopf.

Er ist dunkelschwarz mit weißem Scheitel, Schwanz und Flügelschnüren. Die schönste Art.

2. Der blaue bindige Weißkopf.

Er hat eine hellblaue Grundfarbe mit den gewöhnlichen Abzeichnungen und ist von keiner sonderlichen Schönheit; nur die Seltenheit empfiehlt ihn.

3. Der hammerschlägige bindige Weißkopf.

Die Flügelfarbe ist hammerschlägig, übrigens hat er die gewöhnliche Zeichnung. Er ist äußerst selten.

β) Helm-

β) Helmtauben.

Columba domestica galeata. *Gmelin Lin.* Pigeon cuirassé. *Buffon.* Helmet-Pigeon. *Latham.*

Man nennt sie auch doppelte Schwalbentauben und Meventauben. Oberkopf, Schwanz und Flügel sind schwarz oder mit einer andern abstechenden Farbe gezeichnet, der übrige Leib weiß und der Kopf hat eine Spitzhaube.

1. Die schwarze Helmtaube.

2. Die rothe Helmtaube.

Beyde sind schön.

3. Die blaue Helmtaube.

Die Abzeichnung ist lichtblau und über die Flügel und den Schwanz laufen schwarze Binden. Nach Büffon muß es auch

4. die gelbe Helmtaube

geben, die ich aber noch nie gesehen habe. In Thüringen und Franken achtet man überhaupt diese Race nicht. Sie hält sich auch nicht gern rein. Ich habe Nr. 1. erhalten, da sich von ungefähr eine schwarze Schwalbentaube mit einem Schwarzkopf gepaart hatte.

G. Feldtauben mit viertheiliger Zeichnung.

Hierher gehören die allerseltensten Tauben. Sie scheinen aber von keiner reinen, sondern von einer zusammengesetzten Race zu seyn.

a. Auf Kopf, Brust, Flügel und Schwanz.

Diese Theile sind nämlich weiß gezeichnet. Ich kenne nur eine, aber auch in meinen Augen die schönste Taubenvarietät.

1. Der

1. Der staarenhälsige bindige Weißkopf.

Die Hauptfarbe ist dunkelschwarz, der weiße Scheitel wie beym schwarzen Mönch, die Brustbinde und die Flügelschnüre wie bey dem bindigen Staarenhals und der Schwanz wie bey dem schwarzen Weißkopf. Sie ist wahrscheinlich durch Verpaarung mit einem schwarzen bindigen Staarenhals und Weißkopf nach und nach entstanden. In Thüringen ist sie sehr selten und theuer, in Franken sieht man sie aber mehr und das Pack kostet hier nicht mehr als einen Laubthaler.

b. Auf Kopf, Hals, Brust und Flügeln.

1. Der bindige Gelbbruster.

Ich habe nur eine einzige Taube der Art in Erfurth gesehen, die ein Gelbbrüster war, mit gelben Binden auf den Flügeln, sonst rein weiß. Wenn diese Sorte mit gelber, rother und blauer Zeichnung Büffon nicht mit unter seinen Schweizertauben versteht, so ist sie gar nicht gewöhnlich. Man kennt keine als die erbsgelbe Varietät.

c. Auf Kopf, Brust, Hals und Rücken *).

1. Die Bändertaube.

Sie hat eine Muschelhaube. Die Hauptfarbe ist weiß und auf der Brust entstehen zwey rothe Binden, die sich auf beyden Seiten des Halses hinauf ziehen, über den Kopf weglaufen und auf dem Rücken sich endigen. Es muß eine prächtige Taube seyn, ich habe sie aber nie gesehen. Sie soll sehr zärtlich seyn.

*) Landbeck a. a. O. S. 44.

H. Feldtauben, die auf allen Theilen regelmäßig gezeichnet oder getiegert sind.

Man nennt sie Tieger oder Tiegertauben. Manche Liebhaber machen viel Wesens von denselben. Sie sind groß und müssen Breit- oder Höhlhauben haben. Die Grundfarbe ist weiß und auf Kopf und Hals stehen kleinere, auf Brust, Rücken und Flügeln aber größere halb eyrunde, gefärbte Flecken in regelmäßiger Größe und Entfernung. Es sind fruchtbare, dauerhafte und gute Feldtauben. Ist die Zeichnung in einander fließend oder sonst irregulär, so sind es Schäcken und gehören zu C. Ich will sie nach der Rangordnung aufstellen.

1. Die gelben Tieger.
2. Die rothen Tieger.
3. Die schwarzen Tieger.
4. Die blauen Tieger.

Man rechnet diejenigen Tauben auch hierher, die eine regelmäßige Mischung der schwarzen, gelben, rothen und blauen Farbe bey weißem Grunde haben.

Dieß wären denn alle Moderacen unter den Feldtauben, die mir in Sachsen und Franken bekannt geworden sind. Es kann derselben freylich mehrere geben, allein ich kenne weder mehrere in der Natur selbst, noch in Schriften. Sie sind alle, ohne Ausnahme, fruchtbarer und dauerhafter, als die folgenden Hoftauben, fliegen auf den Dörfern alle aufs Feld, nur in Städten wollen sich einige zärtlichere Racen oft mit Schwierigkeit daran gewöhnen. Diejenigen, welche helle Farben haben, sind den Verfolgungen der Raubvögel sehr ausgesetzt.

Ihre allgemeinen Eigenschaften und ihre Lebensart zeigen, daß sie sicher und bloß Abkömmlinge unserer wilden Haustauben sind. Ausgezeichnet sind die Töne, womit alle diese Racen sich paaren. Wenn nämlich ein Feldtauber um eine Braut wirbt, so läßt er die lauten Sylben Darruckgua! ertönen, wiederholt sie oft, zieht dabey den Hals in die Höhe, bückt sich verschiedene Male, dreht sich in ganzen und halben Kreisen herum und geht mit ausgebreitetem und auf der Erde hinstreichendem Schwanze auf die Braut los. Diese Stimme giebt er aber auch im Zorn von sich und die Täubin ahmet sie auch in beyderley Affect, doch abgebrochener und höher, nach. Noch andere Töne, die man von beyden Gatten hört, entspringen theils aus Liebe, theils aus Betrübniß. Man nennt sie das Heulen oder Seufzen der Tauben. Sie klingen tief und dumpfig Huu, huu! Aus Liebe entspringen sie, wenn ein Gatte den andern zum Nest oder zur Begattung ruft — aus Betrübniß, wenn einer den andern verloren hat, oder derselbe allzulange abwesend ist. Ihr Gang ist schrittweise, ordentlich und ziemlich geschwind. Wenn sie getrieben oder verfolgt werden, laufen sie mit gelüfteten oder flugfertigen Flügeln. Sie wohnen alle gern hoch, im Giebel eines Hauses oder unter dem Dache. In tiefen Schlägen befinden sie sich nicht wohl und gewöhnen sich von solchen Häusern gern weg in Behälter, die hoch liegen, damit sie eine freye Aussicht, Licht, Luft und Sonne haben.

Zweyte Abtheilung.

Hoftauben.

Columbae domesticae aulicae.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß diejenigen Tauben, welche ich Hoftauben nenne, nicht von Einer Hauptart abzustammen scheinen, daß also vielleicht nur einige, oder auch wohl keine unserer wilden Haustaube als Stammmutter angehören. Jedoch weiß man von den Hunden, wie auffallend die Racen, die zu einer Art gehören, sind, wie ähnlich die besondere Art der Fuchs dem Spitz und wie unähnlich diese Race dem ihr zugehörenden Mops ist. Es kann also immer seyn, daß unsere Haustauben, ob sie sich gleich nicht bloß und hauptsächlich durch ihre Farbenverschiedenheit von den Feldtauben, sondern mehr durch ihre Gestalt und durch wesentliche Kennzeichen an einzelnen Theilen von denselben unterscheiden, Clima's-Varietäten anderer Welttheile sind. Ich werde sie daher auch nicht, wie jene, nach den Farben und ihrer Abzeichnung, sondern nach den Merkmalen, die ihre Gestalt und die besondere Bildung ihrer einzelnen Theile darbieten, aufführen, und diejenigen, welche unsern Feldtauben am nächsten verwandt sind, voran gehen und die minder ähnlichen nachfolgen lassen. Als Hoftauben, die das ganze Jahr, wenn sie nicht auf den Dörfern gar zu nahe am Felde wohnen, und theils durch Hinaustragen, theils durch Nachfolge der Feldtauben, wenn sie hungern müssen, sich aufs Feld zu fliegen gewöhnen, auf dem Hofe gefüttert werden müssen, sind sie der Regel nach nicht so dauer-

dauerhaft und nicht so fruchtbar wie jene, und diesen Mangel müssen sie dem Liebhaber fast ganz allein durch ihre Seltenheit ersetzen; denn selbst eine schöne Zeichnung haben die wenigsten aufzuweisen.

1. Die Trommeltaube.

Columba (domestica) dasypus. *Gmelin Lin.*
Pigeon Tambour. *Buffon.*
Roughfooted Pigeon. *Latham.*
Frisch Vögel. Taf. 145.

Sie heißt auch Federfuß, Straußtaube, Rodler, Glu-Glu, Mohntaube, gehäubte Monatstaube, gehäubter Rauchfuß, gehäselte Zopftaube, rauchfüßige reußische oder russische und türkische Taube.

Ihren Hauptnamen Trommeltaube hat sie daher, weil ihre Stimme der Zärtlichkeit und des Zorns eine Art von Trommeln ausdrückt, das desto schöner ist, je mehr sie Wirbel schlägt und je länger sie damit anhält. Einige thun es fünf Minuten, ohne abzusetzen. Sie sind etwas größer und dicker als die Feldtauben, haben einen etwas kürzern und stärkern Schnabel, einen dickern Kopf, eine Hohlhaube, und auf der Stirn noch einen Busch von vorwärts stehenden Federn, der ihnen oft die Hälfte des Schnabels bedeckt. Wenn dieser Busch recht groß ist, so wird die Taube für besonders schön gehalten und eine doppelthäubige (doppeltschneppige) Taube genennt. Ihre Augensterne sind rothgelb und die Füße über und über mit Federn bedeckt (Latschfüße), so daß sie oft kaum davor gehen können. Da sie schwerfällig sind und leicht fett wer-

den,

den, so sind sie nicht vermögend, schnell und weit zu fliegen. Sie gehen daher auch selten ins Feld, obgleich mehr als die andern Hoftauben, besonders wenn sie auf den Dörfern wohnen. Der Bauer hat sie gern in seiner Hausflur, um sich an ihrem Trommeln zu vergnügen. Unter allen Haustauben sind sie die dauerhaftesten und fruchtbarsten.

Sie sind verschieden gefärbt, gewöhnlich schwarz und weißbunt, seltner braun und weißbunt, oder ganz weiß, oder ganz schwarz. Für die schönsten wurden sonst diejenigen gehalten, welche einen ganz schwarzen Unterleib und Schwanz und regelmäßig schwarz und weiß gefleckte Flügel und Kopf hatten, oder ächte schwarze Tieger an diesen Theilen waren. Jetzt aber hat man auch Trommeltauben, die Mönche sind, und zwar weißköpfige rothe, gelbe, silberfarbene, blaue und fahle Trommeltauben. Auch die hellblauen mit schwarzen Bändern auf den Flügeln und dem Schwanze, ohne weißen Kopf, liebt man, so wie die ganz schwarzen und ganz weißen. Vielleicht daß jene schöne Racen aus Verpaarung mit Feldtauben, die Mönche waren, nach und nach entstanden sind. Doch kann man die Bastarde, die man jetzt erzieht, leicht von den ächten Trommeltauben unterscheiden; jene Mönchstrommeltauben sind aber in jeder Rücksicht ächter Art, sowohl in Größe, als Gestalt, Trommeln u. s. w. Ich habe sie auch in Sachsen nicht gesehen, sondern erst in Franken und in der Nähe bey und in Coburg.

Mit andern Haustauben verpaart giebt es verschiedene Bastarde, die wohl zuweilen die Trommel-

stimme behalten, aber die Fußfedern und gewöhnlich auch die Buschfedern über dem Schnabel verlieren und daher nicht geachtet werden. Doch fällt zuweilen von einer Trommeltaube eine glattköpfige Haustaube aus, die ein Liebling der Taubenfreunde geworden ist. Es ist die sogenannte

Trompetentaube.

Sie hat keine Nackenhaube, aber dafür die gekrümmten Stirnfedern und fedrige Füße. Wenn sie dabey trommelt, so steht sie in großem Werth.

2. Die Burzeltaube.

Columba (domestica) Gyratrix. *Gmelin Lin.*
Pigeon culbutant. *Buffon.*
Tumbler Pigeon. *Latham.*
Frisch Vögel. Taf. 148.

Die Burzeltauben haben einen runden glatten Kopf, dünnen Hals, kurzen Schnabel, große rothe kahle Augenkreise, starke Brust, sonst die Größe und die Gestalt der Feldtaube, sind auch wohl etwas kleiner. Sie haben einen außerordentlich hohen und schnellen Flug, schlagen weite und enge Kreise und stürzen von der größten Höhe blitzschnell in gerader Linie herab, indem sie sich während des Falles immer um sich selbst bewegen oder überburzeln. Sie thun es zwar nicht immer, aber dann, wenn es schön Wetter ist, wenn sie schnell zu ihren Jungen wollen, oder von einem Raubvogel verfolgt werden, am öftersten. Wenn sie rucksen, welches sie öfter als die andern Tauben thun, so drehen sie sich weit hurtiger und häufiger im Kreise herum. Sie fliegen, wie andere flüchtige Tauben, gern aufs Feld. Ihre Farbe ist

blau,

blau, schwarz, braunroth und gelbroth. Letztere sind die schönsten, weil sie in der Sonne wie Gold blitzen. Frisch bemerkt schon, daß sich die Taubenfänger dieser Haustauben bedienten, um fremde Tauben auf ihren Schlag zu locken. Denn wenn ein anderer Taubenfreund seine Tauben ausläßt und eine Burzelttaube in die Höhe gelassen wird, so gesellen sich jene zu ihr, und wenn sie dann so blitzschnell und in Burzelbäumen herab auf ihren Schlag stürzt, so folgen sie, weil sie glauben, es sey ein Raubvogel hinter ihnen, nach und werden weggefangen.

Sie haben noch verschiedene Namen: Pantomimentauben, Tummler, Tümmler, Tummeltauben und Burzler, und werden im Orient besonders hochgeschätzt.

3. Die Schlagtaube.

Columba (domestica) percussor. *Gmelin Lin.*
Pigeon batteux. *Buffon.*
Smiter-Pigeon. *Latham.*

Man nennt sie auch Wendetaube, Klatschtaube, Klatscher, Plätscher.

Man darf sie nicht mit der Trommeltaube verwechseln, welche auch die Gewohnheit an sich hat, im Auffliegen die Flügel zusammenzuschlagen. Diese Taube hat die Größe der Feldtaube, ist glattköpfig, mehrentheils grau, und auf den Flügeln schwarz gefleckt. Sie dreht sich im Fliegen beständig in der Runde herum, schlägt dabey mit ihren Flügeln so oft und so heftig zusammen, daß man eine starke Klapper zu hören glaubt, und oft einige von den Schwungfedern durch die Heftigkeit der Bewegungen, die, wie

Büffon sagt, Convulsionen ähulich sehen, zerbrechen. Man weiß weiter nichts von ihr. Vielleicht ist es bloß die vorhergehende Burzeltaube oder eine Bastardart von dieser und einer gemeinen Feldtaube, die diese Gewohnheit des Flügelklatschens an sich trägt. Ich kenne sie wenigstens nicht.

4. Die Karmelitertaube.

Pigeon-carme. *Buffon.*

Sie ist die niedrigste und kleinste Taubenart. Sie scheint gleichsam wegen ihrer kurzen Füße, die mit langen Federn bedeckt sind, auf der Erde zu ruhen. Ihr Schnabel ist außerordentlich klein und hinten am Kopfe steht ein so spitziger Federbusch, wie an der Haubenlerche. Der Unterleib und die Flügel sind allemal weiß, der Obertheil des Körpers hingegen aschblau, rothgelb, erbsgelb oder grau. Vielleicht daß diese Taube zur folgenden Art gehört. Denn es sind mir selbst von den Mövchentauben zuweilen Junge ausgefallen, die keine Krause, aber federige Füße gehabt haben. Man bekommt auch dergleichen Bastarde, wenn man Mövchen und Feldtauben zusammenpaart.

5. Die Mövchentaube.

Columba (domestica) turbita. *Gmelin Lin.*

Pigeon-Cravatte. *Buffon.*

Turbit-Pigeon. *Latham.*

Frisch Vögel. Taf. 147.

Man nennt sie auch Mövchen, Meeventaube, Kreuztaube, den Kräuselschnäbler, die Halskrausentaube, Cretische Taube, Turtel. Sie ist kaum größer als eine Turtel-

teltaube, doch stärker in der Brust. Der Schnabel ist sehr klein, die Nasenhaut dick, die Stirn sehr hoch, der Kopf fast eckig, entweder glatt oder mit einer Spitzhaube, seltner mit einer Hohlhaube, wo sie dann aber auch sehr hoch geschätzt wird, versehen. Von der Kehle bis zur Brust herab läuft eine Reihe auswärts gesträubter Federn, welche der Taube ein gar eignes und schönes Ansehen verschaffen, wenn sie sich bey ihren zärtlichen Bewegungen öfnen und schließen. Auch die Farbe macht sie zu einem überaus niedlichen Vogel; denn gewöhnlich ist sie ganz weiß und auf den Flügeln steht nur ein rothbraunes, erbsengelbes, blaues oder schwarzes Schild (Mantel, Herz), weil bloß die Deckfedern und hintern Schwangfedern diese Farben haben. Es sind also eigentlich Schildtauben und die Roth- und Gelbschilder sind die schönsten. Doch findet man sie auch weiß und gefleckt.

Sie ist dauerhaft, sehr flüchtig, entgeht daher dem Raubvogel leicht, vermehrt sich aber nicht stark. Auf den Dörfern fliegt sie, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, mit andern Feldtauben aufs Feld.

Nach etlichen Generationen erhält man von der Zusammenpaarung eines Pfauenschwanzes mit einem Mövchen eine große, überaus schöne Taube, welche ich das

Pfauenmövchen

nennen möchte. Denn sie ist ein vollkommenes Mövchen und ächter Pfauenschwanz, d. h. sie hat den Schwanz der Pfauentaube und die Halskrause des Mövchens.

Auch bekommt man von ihnen, wenn man sie mit andern Haustauben, z. B. mit den Schildtauben, paart,

sehr

sehr artige Bastarde von Feldtauben mit kleiner, auch keiner Krause, aber von niedlichem Wuchs.

6. Die Pfauentaube.

Columba (domestica) laticauda. *Gmelin Lin.*

Pigeon-Paon. *Buffon.*

Shaker-Pigeon. *Latham.*

Frisch Vögel. Taf. 151.

Sie heißt auch Breitschwanz, Hühnerschwanz, Schütteltaube, Zittertaube, Zitterkopf, Schüttelkopf, Quäcker, Hühnertaube.

Sie ist etwas größer als eine Feldtaube, hat einen glatten Kopf und einen Schwanz, welcher aus mehr als sechszehn Federn besteht, und wie der Schwanz eines Pfaues, oder vielmehr eines Haushuhns, hohl und über sich ausgebreitet werden kann. Dieser macht ihr auch im Fluge, zumal beym Winde, das größte Hinderniß, da er ihr, wie andern Tauben, zum Ruder dienen sollte. Wenn sie ruhig sitzt, so zieht sie den Schwanz vorwärts und den Kopf rückwärts und pflegt alsdann fast mit diesem jenen zu berühren. In dieser Stellung ist Kopf und Hals in einer stäten zitternden Bewegung, vielleicht aus einer zu starken Anspannung zusammenhängender Muskeln. Man sagt, die schönsten müßten zwey und dreyßig Federn im Schwanze haben; ich habe aber noch keine von dieser Gattung gesehen. Die Täubin hebt und breitet ihren Schwanz eben so gut aus, wie der Tauber; und beyde thun es vorzüglich oft zur Paarungszeit. Die weißen sind die gewöhnlichsten, diejenigen aber mit schwarzem Kopf und Schwanz und weißem Leibe die schönsten, besonders wenn sie die Flügel unter dem

Schwanze tragen. Beliebt sind noch diejenigen mit schwarzen, rothen oder blauen Herzen oder Schilden auf den Flügeln; die bunten aber werden nicht sonderlich geachtet. Es sind wahre Hoftauben, die sich nicht einmal auf hohe Forste wagen dürfen, um nicht vom Winde ergriffen und weggeschleudert, oder gar an die Erde geschmettert zu werden. Sie sind auch zärtlich und pflanzen sich nicht zahlreich fort.

Man unterscheidet noch a) die pfauenartige und b) hühnerartige Taube — jene breitet den Schwanz sehr aus und hat mehr Federn darin, als diese, welche ihn mehr zusammenzieht.

7. Die Hinkeltaube.

Es ist ungewiß, ob sie eine reine Art oder Race ist. Am Rhein wird sie Piemontesertaube genannt. Sie hat fast die Größe eines kleinen englischen Huhns, einen glatten Kopf, kurzen Hals, starken Körper, hohe Beine, und einen sehr kurzen, gerade in die Höhe stehenden, nicht aber wie die Pfauentaube winklichen Schwanz. Sie kann wegen ihres kurzen Schwanzes nicht gut fliegen. Da sie auch wie die Pfauentaube den Kopf hinterwärts trägt und ihn oft bewegt, so wird sie von Einigen Zitter- oder Schütteltaube genennt. Sie erscheint mehrentheils weiß mit blauen Schilden und blauem Kopf.

8. Die Perückentaube.

Columba (domestica) cucullata. *Gmelin Lin.*

Pigeon-Nonain. *Büffon.*

Jacobine Pigeon. *Latham.*

Frisch Vögel. Taf. 150.

Sie wird auch Jacobiner-, Hauben-, Dichter-, Schleyer-, Koppen-, Kappen-, Kragen-, Zopftaube, Koppennonne, Venustaube, zahme Schlagtaube, Taube mit der Mönchskappe, gekrönte Dichtertaube genannt.

An Größe gleicht sie der Feldtaube, ist aber etwas gestreckter und daher länger. Die Stirn ist hoch, der Scheitel platt, der Schnabel sehr kurz, der Stern kastanienbraun, die Beine rauh, die Schwingen äußerst lang, oft so lang, daß sie sie schleppet. Vorzüglich merkwürdig ist an ihr die Kapuze, welche ihr den halben Hinterkopf bedeckt und längs dem Halse herunterhängt. Die Federn des Hinterkopfs und die der Seiten des Halses stehen nämlich so verkehrt empor, daß sie sich bis zur Brust herab in Form eines Halstuches oder einer Palatine zurückkrausen. Sie steht mit der Brust und dem Halse hoch und hat ein kürzeres und höheres Geschrey als die Feldtaube. Ihre Farbe ist an Kopf, Schwanz und vordern Schwungfedern weiß, übrigens blau, roth, rothbraun, gelb und isabellfarbig und mit allen diesen Farben gefleckt, auch schwarz. Es sind daher der Regel nach sogenannte Schleyertauben. Ein ganzer Flug solcher Tauben mit ihren großen Krausen, in welche Kopf, Hals und halbe Brust eingehüllt sind, sieht sehr schön aus. Sie sind in den mittlern Gegenden Deutschlands theuer. Es werden vom Liebhaber vorzüglich geschätzt:

a) Die Mohren-Perückentaube (Pigeon Maurin. *Buff.*). Sie ist überall schwarz mit weißem Scheitel und weißen vordern Schwungfedern. Frisch a. a. O.

b) Die

b) Die rothbraune Perückentaube. Sie ist außer dem weißen Scheitel, Schwanz und vordern Schwungfedern rothbraun.

c) Die isabellfarbige Perückentaube. Außer dem weißen Scheitel, Schwanz und vordern Schwingen ist alles isabellfarbig.

d) Die blaue Perückentaube. Sie ist hell- oder himmelblau auf dem Scheitel, an Schwanz und vordern Schwungfedern.

Ihr Flug ist schwer und ihr ganzes Betragen träge. Sie sitzen fast den ganzen Tag und haben den Kopf in ihre Halskrause versteckt, welches einen sonderbaren Anblick verschaft. Sie sind zärtlich und legen nicht nur wenig, sondern bringen auch die Jungen nicht immer auf, daher man die Eyer gern andern Tauben auszubrüten giebt *).

Wenn

*) Hier muß ich eine Bemerkung einschalten, die ich viele Jahre hindurch gemacht habe, diese nämlich, daß die Perückentauben und andere ähnliche Haustauben von Natur so zärtlich sind, daß sie schwer aufkommen und daß auch das Brüten von schwächlichen oder starken Aeltern selbst auf die Jungen Einfluß hat. Lege ich zum Beyspiel solchen Feldtauben Eyer von Perückentauben unter, die allemal ihre eigenen Jungen aufgezogen haben, so bringen sie doch selten, ja zuweilen gar nicht, die schwächlichen Perückentauben auf, und lege ich z. B. den rothen Perückentauben Eyer von schwarzschwingigen Spießtauben unter, so bringen sie sie nicht nur immer gewiß auf, sondern die Jungen, die von ihren eigentlichen Aeltern nie in der Farbe variiren, werden auch rothschäckig, bekommen einzelne rothe Flügel- und Schwanzfedern, rothe Flecken auf dem Rücken, und tragen gar keine Spur von ihrer eigentlichen Abstammung an sich.

Wenn man eine Täu[illegible]n mit einem Trommeltauber paart, so bringen sie sehr bunte und schöne Bastarde zum Vorschein.

9. Die Mähnentaube.

Columba (domestica) jubata. *Gmelin Lin.*

Turner-Pigeon. *Latham.*

Sie hat einen Federbüschel vom Scheitel hinten herabhängen, wie eine Pferdemähne, und hat die Größe der gewöhnlichen Haustauben. Man nennt sie auch Zopftaube. Sie ist noch sehr selten. Vielleicht daß sie ein Abkömmling der Perückentaube ist, oder vielleicht gar nur eine Race irgend einer unserer Feldtaubenvarietäten, z. B. der Kappentauben.

10. Die Kropftaube.

Columba (domestica) gutturosa. *Gmelin Lin.*

Pigeon Grosse-gorge. *Buffon.*

Powter-Pigeon. *Latham.*

Frisch Vögel. Taf. 146.

Im Ganzen genommen haben sie das Ansehen der Perückentauben, die hohe Stirn, den kurzen Schnabel, auch zuweilen eine spitzige Haube, die langen Schwungfedern und rauhen Füße; doch sind sie merklich größer, fast noch ein Mal so groß, als eine gemeine Feldtaube, und vorzüglich ausgezeichnet durch den Kropf, den sie so sehr aufblasen können, daß er so groß als der ganze Körper wird, und welcher macht, daß sie immer mit zurückgebogenem Kopfe gehen müssen. Wenn sie nicht fressen, so blasen sie ihn immer auf, und manchmal so stark, daß man nicht vermögend

gend ist, den Kopf vor demselben zu sehen. Sie sind daher auch schwerfällig, fliegen, ungeachtet ihrer langen Flügel, schwer, können den Wind nicht gut aushalten, und werden den Raubvögeln leicht zu Theil. Obgleich alle Taubenarten gewissermaßen das Vermögen haben, ihre Kröpfe aufzublasen, so besitzen sie es doch nicht in einem so hohen Grade. Es setzt also dieser ungeheure Kropf noch einen ganz besondern Bau der Organe voraus. Bey alledem aber dämpft dieser große Kropf die Stimme mehr, als daß er sie erhöhen sollte; denn sie schreyen nicht stärker als die Perückentauben. An den meisten sind die vordern Schwungfedern weiß. Ihre Vermehrung ist mittelmäßig, indem sie des Jahrs höchstens drey Bruten und von diesen selten beyde Jungen aufbringen. Sie sind noch unter folgenden Namen bekannt: Kröpfer, Kropfer, Kropper, Kröpper, Krapper, Blaser, Blasetauben, holländische Tauben. Ihr Vaterland soll das glückliche Arabien seyn.

Die gemeinsten sind:

a) Die weinfarbige Kropftaube (Pigeon Grosse-gorge soupe-en-vin. *Buff.*)

b) Die bunte isabelfarbige Kropftaube (Pigeon Grosse-gorge chamois, panaché. *Buff.*).

c) Die schneeweiße Kropftaube (Pigeon Grosse-gorge blanc. *Buff.*).

d) Die geschäckte Kropftaube. Sie ist schwarz und weiß, blau und weiß, roth oder gelb und weiß unregelmäßig gefleckt.

e) Die

e) Die blaue Kropftaube. Sie hat die Farbe des Feldflüchters, ist hellblau mit zwey schwarzen Binden über die Flügel *).

Die schönsten aber sind:

f) Die feuerfarbige Kropftaube (Pigeon Grosse-gorge couleur de feu. *Buff.*). Alle Federn haben einen braunen und einen rothen Queerstrich und sind schwarz gerändert.

g) Die braune Kropftaube (Pigeon Grosse-gorge couleur de marron. *Buff.*). Sie ist kastanienbraun mit weißem Kopf und Schwungfedern. Sie gehört daher wie die folgende zu den Kropftauben, welche die Farbe der Schleyertauben aufzuweisen haben.

h) Die gelbe Kropftaube. Die Hauptfarbe ist fuchs- oder rothgelb mit weißen Kopf- und vordern Schwungfedern.

Frisch a. a. O.

i) Die silberfarbene Kropftaube. Der Kropf und die vordern Schwungfedern sind weiß, der Unterleib hellblau, der Oberleib silberfarben.

k) Die Mohrenkropftaube (Pigeon Grosse-gorge maurin. *Buff.*). Sie ist schwarz, die vordern Schwungfedern und ein Band unten am Halse sind weiß. Dieß ist die seltenste Art.

11. Die

*) Wenn man diese Gattung mit einem gemeinen Feldflüchter paart, so giebt es eine ganz vortrefliche Race Haustauben, die groß, flüchtig, so fruchtbar wie die Feldtauben sind und gern aufs Feld fliegen. Ich habe im Altenburgischen mehrere adliche Höfe gesehen, auf welchen nichts als diese Bastarden flogen. Die Jungen wurden noch ein Mal so theuer als von gewöhnlichen Feldtauben bezahlt.

11. Die Türkische Taube.

Columba (domestica) turcica. *Gmelin Lin.*
Pigeon Turc. *Buffon.*
Persian Pigeon. *Latham.*
Frisch Vögel. Taf. 149.

Sie heißt auch Arabische, Cyprische und Persische Taube, weil sie in jenen Gegenden eigentlich zu Hause gehört. Sie ist stärker als die Trommeltaube, gehäubt, kurzschenklig, mit kastanienbraunen Augen, mittelmäßigem Schnabel, dessen Nasenhaut höckerig, aufgeblasen, rauh, und weiß überpudert ist, und hat einen breiten, kahlen, warzigen, rothen Augenkreis. Es ist eine schwere Taube, welche wegen ihrer Größe und Fruchtbarkeit von den Taubenfreunden geliebt wird. Auf den Dörfern fliegt sie mit den Feldtauben auf die Aecker und der Habicht scheut sie, weil er sie für eine Krähe hält. Sie ist auch mehrentheils von schwarzer Farbe; doch giebt es auch erbsgelbe, blaue, graue, rothbraune und weiße. Der Taubenfreund liebt die rothbraunen als die schönsten.

Hierher gehört wahrscheinlich auch die Posttaube (Columba (domestica) tabellaria. Carrier Pigeon, *Latham*), welche sich durch weiter nichts als durch außerordentlich große und starke weiße Höcker auf dem Schnabel und um die Augen herum auszeichnen, scharlachrothe Augensterne und rothe Füße haben soll. Ich habe dergleichen Tauben oft unter den Türkischen gefunden, besonders sehen die alten Tauber so aus.

Von der Türkischen Taube und der Kropftaube hat man eine sehr schöne und geschätzte Spielart, welche man

die

die Rittertaube (Columba Eques. Pigeon Cavalier. Horseman Pigeon. *Lath.*) nennt. Sie werden größer als die Türkischen Tauben und haben von beyden Aeltern etwas angenommen, von diesen den schwammigen Schnabel und von jenen den großen Kropf. Sie sind sehr fruchtbar und werden gern zu Briefträgern gebraucht, und heißen daher Brief- und Posttauben.

12. Die Höckertaube oder Pagadette.

Columba (domestica) curvirostra. *Gmelin Lin.*
Pigeon Bagadais. *Buffon.*

Büffon rechnet sie unter seine Mond- oder Monatstauben (Pigeons Mondains), wohin er diejenigen Tauben zählt, die fast noch halb so groß als die Feldflüchter sind und einen rothen Ring um den Hals haben, also Türkische Tauben und Bastarde von denselben. Sie zeichnen sich durch ihre Dauerhaftigkeit und Fruchtbarkeit aus. Unsere Höckertaube heißt auch große Höckertaube, große Mondtaube, Montenegrinertaube, Pavdutte, Bankatete, Pavedette, und ist fast so groß als eine Zwerghenne, nur lang gestreckt. Der Schnabel ist lang, vorne merklich übergekrümmt, und auf den Nasenlöchern steht ein warziger, weiß gepuderter Höcker in Gestalt einer Spitzmorchel, wodurch diese Taube sogleich auffällt; die Augen umgiebt ein breiter weißwarziger Kreis; der Kopf und die Füße sind glatt. Wegen ihrer Stärke sucht sie sich leicht zum Herrn über das ganze Taubenhaus zu machen; daher man ihr gern eine eigene Wohnung anweist. Sie ist nicht sonderlich fruchtbar und bringt selten mehr als ein Junges aus. Ihre Hauptfarben sind schwarz,

weiß,

weiß, erbsgelb und braunroth, gewöhnlich schwarz und weiß gefleckt, oder schäckig. Wenn sie weiß ist mit schwarzen Schnüren, so wird sie Mahometstaube genennt und ist von großem Werthe. Wenn man die Pagadette und Türkische Taube zusammenpaart, so erhält man

die Spanische Taube (Columba (domest.) hispanica. *Gmelin Lin.* Pigeon Espagnol. *Buff.* Römische Taube).

Man hat sie von unterschiedlicher Größe, bald so groß als eine Henne, bald nur als eine Türkische Taube. Der Schnabel ist kurz, dick und gerade, seine Warzenhaut nicht morchelförmig, sondern breit, der Augenring schmäler als bey der Pagadette, aber weiß. Es werden sehr fruchtbare Tauben und erhalten die Farbe der Pagadetten und Türkischen Tauben.

Wenn man eine Pagadettentäubin und einen Türkischen Tauber zusammenpaart, so sieht man nicht nur, wie wenig jener des letztern Zärtlichkeit wegen ihrer natürlichen Kälte behagt, sondern auch, wie sie die Oberherrschaft zu behaupten sucht. Denn sobald sich ihr der türkische Tauber nähert und seine Töne der Zärtlichkeit hören läßt und sie nicht dafür gestimmt ist, so jagt sie ihn und schlägt ihn mit ihren großen Flügeln im ganzen Taubenhause herum, bis er zu Kreuz kriecht und ganz demüthig vor ihr erscheint. Ich habe dieses Schauspiel fast alle Tage gehabt.

13. Die Polnische Taube.

Columba (domestica) polonica.

Pigeon Polonois. *Buffon* l. c. tab. 9.

In Sachsen und am Rhein ist sie unter dem Namen der Indianischen Taube oder des Indianers bekannt. Sie hat die Größe der Maskentaube, einen sehr dicken, überaus kurzen Schnabel, Augen mit einem rothen, breiten Rand umgeben, und sehr niedrige Beine. Ihre Farbe ist sehr verschieden. Viele sind schwarz, einige rothbraun, erbsgelb, weiß, oder auch mit diesen Farben gesprenkelt.

Merkwürdige Eigenschaften.

Dieß sind nun alle zahme Haustauben, welche man in den mittlern Gegenden Deutschlands kennt, und welche der Taubenfreund als Feld- oder Hoftauben in seinen Schlägen und Taubenhäusern hält. Außer den allgemeinen Eigenschaften ihrer Töne, ihres Betragens bey der Paarung, der Auferziehung ihrer Jungen, des Aufenthalts, des Ernährens u. s. w. lobt man auch besonders an allen die Geselligkeit, Sanftmuth, Treue, Reinlichkeit, Zärtlichkeit und Keuschheit *).

Ihre große Neigung zur Geselligkeit macht, daß ein einzelnes Paar nur höchst selten ein Haus allein bewohnen

*) Wer weitläuftiger die Kennzeichen, Eigenschaften, Verpflegung, Nahrung u. d. gl. der Tauben zu lesen wünscht, den muß ich auf die Geschichte der Tauben im 2. Bd. der Leipz. Oekon. Phys. Abhandl. S. 65. bis 160, auf das Nützliche und vollständige Taubenbuch. Ulm 1790. 8. auf den Gründlichen Unterricht in der Taubenzucht nach dreyßigjährigen Erfahrungen aufgesetzt und zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen herausgegeben von einem Taubenfreunde. Berlin 1798. und auf die Spanische Miscellen von Ch. A. Fischer. Berlin 1803. S. 48. Die Haustauben in Spanien, — verweisen.

nen will, sondern dasselbe verläßt, und sich zu den ihm zunächst wohnenden Tauben begiebt. Eben so wenig gefällt es nur einigen Paaren in einem weitläuftigen Taubenhause, und sie suchen, wenn es ihnen möglich ist, lieber noch andere herbeyzulocken, wenn sie keinen bequemern Ort in der Wohnung ihrer Nachbaren entdecken. Ferner sieht man sie immer zusammen auf den Dächern sitzen, zusammen fliegen, zusammen fressen, zusammen trinken und zusammen baden. So bald es Tag wird, begrüßt ein Tauber den andern und ihre Täubinnen mit einem trommelartigen Morgengruß, und sie scheinen desto vergnügter, je allgemeiner und lauter diese Töne werden. Wenn sie lange nicht ausgeflogen sind, oder im Winter oder Frühjahr ein besonders schöner Tag erscheint, so belustigen sie sich mit einem gemeinschaftlichen Flug, der in allerhand regelmäßigen und unregelmäßigen Schwenkungen besteht.

Ob man gleich den Tauben nicht alle Galle abstreiten kann, so bezeigen sie sich doch im Ganzen genommen sehr friedfertig und sanftmüthig. Denn sie vertragen sich nicht nur, wie wir oben gesehen, sehr wohl bey einander, beunruhigen sich einander so gar nicht leicht in dem Platze, den ein Paar im Taubenhause einmal für sich ausgewählt hat, sondern leiden auch andere Vögel, und sogar die kleinen Mäuse geduldig neben sich. So lassen sie auch gern die Hühner und Sperlinge mit in ihrer Gesellschaft fressen, verstatten letztern in ihren Häusern zu nisten, und können die Mäuse geduldig vor ihrem Neste spielen sehen, wenn sie auf demselben sitzen und brüten oder ihre Jungen erwär-

men. Nur dann scheint sich ihr Zorn zu regen, wenn sich eine Taube oder ein Mensch ihrer Brut nähert; denn alsdann hacken sie mit dem Schnabel oder schlagen mit den Fittigen nach ihnen. Auch auf den Gesellschafter schlägt der Tauber los, der ihm seine Gatlin abspenstig machen will; und als etwas ganz besonders, das man auch bey anderm Federvieh, z. B. den Gänsen, wahrnimmt, kann man die böse Neigung betrachten, daß sie sich einander, so oft sie es bemerken, in den Geschäften der Zärtlichkeit zu stören suchen, ja oft darüber so böse werden, daß sie die Taube, die sich so eben gepaart hat, mit den zornigsten Bissen weit verfolgen. Der Hauptgrund ihrer Sanftmuth ist wohl in dem Gefühle ihrer Schwäche, und in der Menge ihrer Feinde zu suchen; nicht aber in dem Mangel der Galle, wie man sonst geglaubt hat.

Ihre Treue beweisen sie vorzüglich gegen das Haus, in welchem es der Besitzer gut mit ihnen meint, ihnen immer eine gute reinliche Wohnung, und reinliches Futter verschaft. Sie verlassen daher ein solches Haus nicht leicht, besonders wenn sie darin jung geworden sind, ja opfern sogar oft die zärtlichste Liebe einer solchen Wohnung auf. Denn man hat Beyspiele, daß ein Tauber, der sich an eine Täubin von einem fremden Hause paarte, sich deswegen wieder von ihr trennte, weil sie sich nicht mit ihm in seine Wohnung begeben wollte. Ja sie lieben ihren Geburtsort so sehr, daß ihnen etliche Meilen nicht zu weit sind, und wenn sie auch über ein hohes Gebirge fliegen sollten, um wieder dahin zu kehren, wie die Taubenlieb-

haber

haber gar oft erfahren. Im Orient weiß man sich diese Eigenschaft besonders zu Nutzen zu machen, indem man sich derselben zum Brieftragen bedient. Hiezu sollen besonders die Türkischen Tauben gut zu gebrauchen seyn. Man liest in Reisebeschreibungen, daß man in Kairo einige Männchen von ihren Weibchen zu trennen und sie in die Städte zu schicken pflege, aus denen man hurtig Nachrichten zu erhalten wünscht. Man schreibt seine Gedanken auf ein Stückchen Papier, schlägt es zusammen, versiegelt es, paßt und befestiget es unter den Flügeln des Taubers, und läßt ihn, wenn man ihn vorher gut gefüttert und dadurch alle Furcht seiner Zögerung gehoben hat, am frühen Morgen in Freyheit. Er eilt alsdann in größter Geschwindigkeit nach dem Taubenschlage, in welchem sich sein Weibchen befindet, und thut in einem Tage eine Reise, die ein Fußgänger in sechs Tagen nicht würde vollenden können. Ja in Aleppo bedient man sich einiger Tauben, welche vor Ablauf völliger sechs Stunden Briefe von Alexandrette bis Aleppo, also zwey und zwanzig starke Meilen bringen *). Man kann zu diesem Ge-

*) Wenn man bedenkt, daß die sogenannten Brieftauben Haustauben sind, so möchte Einem wohl mancher Zweifel gegen eine so große und gewisse Reise einfallen. Mir ist kein Beyspiel bekannt, daß auch die munterste und flüchtigste Feldtaube ihr altes Haus wieder gefunden hätte, wenn es über drey bis höchstens vier Meilen entfernt war. Es müssen also ganz besondere Vorbereitungen und Uebungen mit einer solchen Brieftaube vorgenommen werden. Die Zugvögel wandern freylich auch so gewiß und viel weiter, allein diese machen hier, wie bekannt, keinen Einwurf.

In

Gebrauche auch unsere gemeinen Feldflüchter brauchen. Oft dient auch diese Neigung gegen ihre Wohnung ihnen zum Verderben. Denn man hat es oft mit Erstaunen gesehen, daß sie bey entstandener Feuersbrunst sich blindlings in die Flammen gestürzt haben, bloß weil sie dieselbe nicht verlassen wollten. Nur unleidlicher Gestank und wiederholte Verfolgungen können sie wegtreiben. Wenn sie von einer Katze, Marder, Iltis, Wiesel oder von andern Feinden überfallen werden, so suchen sie sich auch in der dunkelsten Nacht durch die Flucht zu retten, und sie begeben sich nicht eher wieder in gleiche Gefahr, bis man durch Reinigung und Räuchern den Geruch vertrieben hat, den diese stinkenden Thiere, besonders die Marder, von sich zurücklassen. Aus Liebe zu ihrer alten Herberge sieht man sie daher den ganzen Tag auf dem Dache sitzen oder auch am Tage ihre Wohnung auskundschaften, ob noch etwas vom Feinde zu spüren sey, und sie beziehen sie nach etlichen Tagen wieder alle, wenn sie sonst einer guten Behandlung von ihrem Wirthe gewohnt sind.

Bey ihrer Treue aber sind sie sehr einfältig. Sie lassen sich leicht fangen, und ertragen auch mit der größten Gelassenheit, daß man ihnen ihre Jungen vor den Augen wegnimmt. Andere Vögel, denen dieß wiederführe, würden einen solchen Ort nicht leicht wieder besuchen. Die

Taube

In Spanien hat man diese Taubenposten noch wie im Orient, und Fischer sagt in seinen Gemälden von Valencia II. S. 102. daß eine solche Brief- oder Posttaube einen Weg von 10 — 12 Stunden in 40 — 50 Minuten zurücklege.

Taube aber vergißt dieß Unrecht gleich den ersten Tag, begattet sich von neuem, und legt ihre Eyer wohl gar in dasselbe Nest wieder, aus welchem ihr vor etlichen Tagen die Jungen geraubt wurden. Bey all ihrer Einfalt aber sind sie nicht ganz ungelehrig; denn man kann sie abrichten, daß sie zu gewissen Zeiten an einem bestimmten Ort aus der Hand ihres Herrn ihr Futter hohlen und die Geschichte von Mahomet ist ja bekannt genug, der eine unterrichtet hatte, ihm aus den Ohren zu fressen, und dadurch das Volk täuschte. Ja man weiß, daß Kinder, wie die Venus, ein Paar Tauben gewöhnen mit ordentlichem Geschirr einen Wagen zu ziehen, ohne aufzufliegen.

Auch ihre eheliche Treue ist fester und zärtlicher, als man sie bey vielen andern Thieren findet; ob sie gleich nicht als die unverfälschteste und bewährteste zum Muster empfohlen werden sollte; denn die Beyspiele sind zu häufig, daß die Tauber alsdann, wenn das Weibchen befruchtet ist und brütet, sich mit andern ledigen und unledigen zu begatten suchen *).

Aus einer besondern Neigung zur **Reinlichkeit** putzen und baden sie sich öfters, legen sich bey einem rieselnden Regen mit einem ausgebreiteten und erhabenen Flügel auf die Dächer, um die Tropfen unter denselben aufzufangen. Ja sie haudern sich auch im Staube und Sand, um die Haut zu reinigen, und das Ungeziefer zu vertilgen. Sie verabscheuen daher auch den üblen Geruch von ihrem eignen Miste, der zu lange in ihrer Woh-

*) S. auch 2. B. S. 104.

Wohnung liegt, und man ist daher genöthigt, dieselbe zu Zeiten zu reinigen. Bloß der Hunger und die Liebe zum Leben kann sie verleiten im Pferdemist unverdaute Körner auszusuchen, welches anderes Federvieh beständig ohne Eckel thut. Eben so empfindlich sind sie gegen den Gestank von todtem faulenden Aase und Eyern, und wegen des Geruchs von Teufelsdreck (Asa foetida) verlassen sie auch den geliebtesten Aufenthalt. Boshafte Menschen gebrauchen daher dieß Mittel schon lange ein Taubenhaus zu entvölkern, indem sie entweder eine Taube einfangen und ihr von dieser Materie etwas unter die Flügel streichen oder eine Portion selbst in den Schlag zu bringen suchen. Angenehm sind ihnen hingegen fast alle starken Wohlgerüche, und sie lieben daher den Geruch von Anisöl so sehr, daß sie diejenigen nach Hause begleiten, an welchen sie diesen angenehmen Geruch bemerken, auch sich so gar bemühen, an einem solchen Orte ihre Wohnung aufzuschlagen. Auch Salz, Salpeter, und mit andern Schärfen vermischter Lehm ist ihnen angenehm.

Man schreibt ihnen gewöhnlich ein Alter von acht Jahren zu; allein es ist gewiß, daß sie wenigstens sechszehn, ja sogar zwanzig Jahre erleben können.

Aufenthalt.

Es giebt vorzüglich dreyerley Arten von Behältnissen, in welchen die Tauben ihre Wohnung gern aufschlagen: Taubenhäuser, Taubenschläge und Taubenkasten (Köten).

Die

Die Taubenkasten sind längliche, viereckige, aus Brettern zusammengeschlagene und an den Wänden reihenweise über einander befestigte Behältnisse, die inwendig mit Durchzügen und auswendig mit eingeschnittenen Fluglöchern und Tritten versehen sind. Da sie allezeit an die Wände fest angesetzt werden, so sind keine Rückenbreter nöthig. Die Wand muß deren Stelle vertreten. Doch ist es gut, wenn die Ritzen mit Leisten oder mit Kalch verschlossen werden, damit Kälte, Wind und Schnee abgehalten sind. Eben deshalb wäre es auch nützlich, die Decke der obersten Reihe mit Dachziegeln schräg zu belegen. Jede Reihe dieser Kästen ist gemeiniglich ein Fuß und etwas drüber breit und hoch, jedes Fach aber zwey Fuß lang. Mitten in jedem Fache wird das Flugloch viereckig oder oben bogenförmig eingeschnitten. Es ist groß genug, wenn eine Taube bequem aus und eingehen kann, also ungefähr sechs Zoll hoch und vier Zoll breit. Vor den Fluglöchern werden die Tritte angebracht, wozu sich sechs Zoll lange und verhältnißmäßig breite Lattenstückchen am besten schicken. Denn gar zu weit dürfen dieselben nicht herausstehen, damit nicht etwa eine Katze, ein Marder oder anderer Taubenfeind von oben herab auf dieselben springen könne. Sind sie aber schmäler, so wird den Tauben der Aus- und Einflug sehr beschwerlich. Man setzt gemeiniglich so viele Kästen über einander, als der Platz verstattet; und wenn es möglich ist, alle vorwärts gegen Morgen, wenigstens keine gegen Abend, weil sonst die Tauben vor dem Widerschlagen des Regens und starken

Win-

Windes nicht sicher sind, und nicht lange aushalten. Diese Art der Taubenbehältnisse ist auf dem Lande sehr gebräuchlich, und vortheilhaft, denn es lassen sich dergleichen Kästen überall und besonders in einfachen Reihen recht bequem zwischen den vorspringenden Dachsparren anbringen, ja sogar auf den Boden, wenn man die Fluglöcher zwischen die Sparren macht, und eine Stange zum Aufsitzen der Tauben in die Queere befestigt. Sie schmälern überdieß den Hofraum nicht, erfordern wenig Kosten, und die Tauben, sonderlich die Feldflüchter, halten sich sehr gern in diesen Kästen auf, weil sie dunkel, und von den öftern Besuchen der Menschen befreyt sind. Doch leisten sie nicht allen erwünschten Vortheil; denn sie sind kalt, und auf keine Weise vor dem Einfluge des Schnees und der Eulen zu sichern; daher in dergleichen Kästen gewöhnlich die erste und letzte Brut verloren geht, die Eyer zerbersten oder die Jungen erfrieren. Zudem genießen auch die Tauben einer allzugroßen Freyheit, und man kann niemals sagen, von wie vielen Paaren man Herr sey. Selbst über die Jungen hat man keine freye Gewalt, denn ehe sie noch zum Essen ganz flügge werden, so suchen sie sich schon in Freyheit zu setzen; und ihr Ausnehmen ist ohnedieß mit Gefahr verbunden. Zuletzt ist man auch nicht im Stande eine kranke Taube habhaft zu werden, und sie durch dienliche Mittel zu heilen.

Die andere Art der Taubenbehältnisse die Taubenschläge (Schläge) sind daher weit bequemer und besser. Es werden darunter diejenigen Behältnisse verstanden,

welche

welche in den Giebeln der Häuser, oder über den Ställen, oder an sonst einem schicklichen Orte, gleich einer Kammer, verschlagen, und zur bequemen Wohnung für die Tauben gehörig zubereitet werden. Die Größe richtet sich nach der Anzahl Tauben, die man halten will. Jedes Paar muß zwey Nester haben, und der Bodenraum muß so weit seyn, daß wenn die Tauben gefüttert werden und zusammensitzen sie nur den vierten Theil desselben einnehmen. Sie werden vermuthlich von ihren Fluglöchern Schläge genannt, weil diese mit Schlagbrettern oder Gittern verwahret und geöffnet werden können. Es erfordert wenig Kunst einen solchen Taubenschlag anzulegen. Am liebsten wählt man dazu einen freystehenden Dachgiebel, läßt solchen in beliebiger Länge und Höhe mit Bretern verschlagen und den Fußboden dielen. So nöthig es ist, das Dach vor Regen und Schnee zu verwahren, eben so nöthig ist es auch, daß die Dielen in einander passen, unten und oben Leisten aufgeschlagen werden, damit keine Unreinlichkeit aus dem Taubenschlage auf den Getraideboden oder auf andere Böden fallen könne. Am besten thut man, wenn man den Fußboden mit einem Lehmguß überziehen läßt. Eben so sorgfältig müssen auch alle Löcher und sonderlich diejenigen, welche zwischen den Latten und Sparren bleiben, mit Lehm, unter welchen Werg und Glasstücke gemengt sind, verklebt werden, damit keine Ratten oder Wiesel sich durchdrängen oder durchbeißen können. Die Thür im Schlage muß nicht allein wohl passen, sondern auch mit einem guten Riegel oder besser mit

einem

einem Schlosse versehen werden, damit sie nicht jedermann öffnen könne. Beym innern Ausbau kann man nicht besser thun, als wenn man längs dem Schlage hin doppelte mit dem Rücken an einander fassende Reihen oben beschriebener Kästen setzt, so viel die Höhe des Giebels übereinander erlaubt; in der Höhe des Giebels aber, wo die Balken schief zulaufen, werden dünne Latten etwa anderthalb Fuß von einander, reihenweise queer über einer Ziegellatte angenagelt, hernach zwischen dieselben die gewöhnlichen Nester aufgehangen und befestigt. Legt man den Schlag da an, wo die Wände gerade sind, so besetzt man alle Wände mit solchen Reihen Kästen, die vorne kein Bret brauchen, sondern nur eine vorgenagelte Latte, damit der Platz nur einigermaßen das Ansehen einer Höhle erhalte. Damit sie diese Behältnisse nicht mit ihrem Kothe verunreinigen, so bringt man in einer Entfernung von acht Zoll eine Stange vor jede Reihe Kästen an, auf welche sie sich setzen und schlafen können. Da wo man aber dieß nicht haben kann, bringt man Nester an, welche aus Stroh oder Ruthen nach Art der Backschüsseln oder Gartenkörbe geflochten werden. Manche machen auch nur einen Reif, umhängen ihn mit langem Stroh und binden dasselbe unten so zusammen, daß eine Vertiefung entsteht. Diese Nester nun werden entweder an die Balken und Latten angenagelt, oder man steckt auf zweyen Seiten gegen einander über, mäßige Stäbe hindurch, so daß sie mit den hervorragenden Enden derselben auf die Dachlatten und die innern Stangen zu stehen kommen.

Des-

Dessen ungeachtet ist es aber doch immer nöthig, auch diese Ruhestäbe aus Vorsorge mit Bindfaden an den Stangen zu befestigen. Man setzt aber das Nest gemeiniglich so, daß es den Sparren zur Seite hat und niemals in der Mitte, Theils weil die Tauben gern im Dunkeln nisten, Theils auch, damit die Jungen, wenn sie aus dem Neste kriechen einen Rückhalt haben und nicht herunter fallen. Will man, um mehrere Tauben halten zu können, mehrere Nester anbringen; so muß man zwischen die Sparren einen oder mehrere Durchzüge von Bretern die Länge hinauf machen und an derselben Seite Nester setzen und befestigen. Außerdem muß man auch auf dem Boden einige geräumige Vergitterungen anbringen, in welchen man kranke Tauben, und besonders diejenigen, welche sich nach dem Willen des Eigenthümers paaren sollen, einstecken kann. Die Fluglöcher müssen in der Höhe von einigen Ellen, nicht aber auf dem platten Boden, vorn im Giebel oder auf einer Seite desselben im Dache angelegt werden. Im ersten Falle hat man weiter nichts nöthig, als ein Loch durch die Wand brechen zu lassen. Im andern Falle aber wird ein ordentlicher, länglicher, durchzogener Kasten, fast wie ein Zugloch in den Scheuern nach Art eines Kappfensters in das Dach eingesetzt und allda befestigt. Es ist nicht nöthig mehr als ein großes, oder ein bis zwey Paar kleinere Fluglöcher zu machen. Doch müssen letztere in die Höhe und Breite wenigstens um die Hälfte geräumiger, als in den Kästen seyn, damit allenfalls zwey Tauben auf einmal durch ein Loch gehen können; denn ge-

wöhnlich sucht sich ein Tauber zum Herrn über ein solches Loch zu machen, hat es beständig besetzt, und verhindert daher das Aus- und Eingehen der Tauben. In den Fluglöchern liegen unten die beyden Arme oder Tritte, die ungefähr eine Elle lang hinaus in die freye Luft und mit der andern Hälfte einwärts in den Schlag zu stehen kommen. Sowohl die äußern als innern Arme werden mit einem Queerriegel geschränkt, und in den Fluglöchern oder sonst befestigt. Gut ist es, wenn neben das Flugloch noch einige lange Stangen angebracht werden, auf welchen sich die Tauben sonnen und dann setzen können, wenn sie beissige Tauberte nicht zum Flugloch lassen. Das Hauptwerk aber bey Anlegung der Fluglöcher kommt darauf an, daß sie, wenn es seyn kann, gegen Morgen zu stehen kommen, keinem andern Gebäude oder Dache aber so nahe sind, daß Katzen oder Marder von oben oder von den Seiten auf die Arme springen und sich in den Schlag einschleichen können; und endlich, daß sie wider alle Feinde, auch sonst verwahret werden. Solches geschieht am besten durch Fallgitter und Zugbreter. Die Fallgitter sitzen inwendig vor den Löchern zwischen zwey Hohlleisten, damit sie aufgezogen und niedergelassen werden können. Es müssen aber diese Gitter dichte und unten mit einem Gewicht beschwert seyn, damit weder ein Taubenfeind durch dieselben hindurch brechen, oder sie aufheben könne, noch dieselben, wenn sie niederfallen sollen, ihrer Leichtigkeit wegen über den Fluglöchern stehen bleiben. Die Zugbreter sind ordentliche nach dem Maaß der

Flug-

Fluglöcher zugeschnittene Bretter, die in den Fluglöchern durch eiserne Bänder befestigt werden. Sie kommen bald inwendig, bald auswendig zu stehen; welches letztere aber, um die Quetschung der Tauben zu verhüten, desto sicherer ist. Sie ruhen auf den Armen und werden ebenfalls durch eine Leine angezogen und losgelassen. Diese Zugbretter sind zwar darin vor den Gittern vorzüglich, daß sie den Schlag im Winter wärmer und rein von dem nächtlichen Schneegestöber halten. Sie benehmen aber auch hingegen alles Licht, welches indeß, wenn die Tauben einmal fliegen, nichts zu bedeuten hat, weil die Schläge sodann doch nur des Nachts zugezogen werden *).

Die letzte Art der Taubenbehältnisse sind die dazu besonders erbauten Taubenhäuser, (Taubenräder). Eigentlich sind sie nichts anders als ins Gevierte oder auf andere beliebige Art zusammen- und über einander gesetzte Reihen oben beschriebener Kästen (Köten), die gewöhnlich auf einer oder vier steinernen oder hölzernen Säulen stehen und oben mit einem Dache überlegt sind. Es gilt daher von ihnen fast alles, was oben von den Kästen ist gesagt worden. An vielen Orten pflegt man die Kästen, die ein sol-

*) Wo das Taubenfangen Mode ist, hat man unter dem Flugbrete eine Korbe d. h. ein durch 2 hölzerne Backenbreter mit Stäbchen verbundenes halbrundes Gitterwerk angebracht, das mit einem eisernen Zapfen auf jeder Seite in dem Loche des Flugbrets oder einer Leiste läuft, und oben vermittelst eines Bindfadens über das Flugbret und Loch in die Höhe gezogen werden, und dadurch die auf dem Flugbrete sitzenden Tauben in den Schlag werfen kann, ohne sie zu beschädigen.

solches Haus ausmachen, aus gedrehtem Stroh zu flechten. Ob nun dieß gleich erwärmt, so hat es doch den Nachtheil, daß das Stroh den Wanzen und Flöhen zu sehr ausgesetzt ist, und den Tauben die Strohkästen in kurzer Zeit unbewohnbar werden. Doch sie mögen verfertigt seyn, wie sie wollen, so setzt man solche Taubenhäuser auf den Hofraum, so daß ihnen die Nähe keines Gebäudes schädlich seyn kann, oder um den Hof zu schonen, gemeiniglich mitten in den Mistpfuhl, wo sie noch den besondern Nutzen haben, daß so leicht kein Junges von starkem Pochen und Schlagen in dem Eye ertäubt werden kann; weil der Schall ins Wasser fällt und dadurch sehr gemindert wird, und ihr Unrath auch sogleich an seinen bestimmten Ort kömmt. Es mag aber ein Taubenhaus auf dem Trocknen oder über dem Wasser stehen, so müssen die Säulen desselben von oben herab, etwa zwey Ellen mit Blech beschlagen werden und dieß noch weit mehr, wenn die Säulen mit Bretern verschlagen und zu Federviehställen zubereitet werden sollen *).

In Städten, wo ohnehin die Höfe nicht geräumig sind, und immer reinlich seyn sollen, sind unter den drey Arten der Taubenbehältnisse die Schläge die bequemsten, und auch auf dem Lande würden sie hinlänglich seyn, wenn man nicht das Taubenhaus noch zu anderm Behuf einrichten könnte. Man läßt nämlich, wenn man noch anderes Federvieh halten will, ein rundes oder viereckiges Ge-

*) Mein Taubenrad steht auf einer großen Steinsäule und hat also den Blechbeschlag nicht nöthig.

Gebäude von beliebiger Höhe und Weite mitten in dem Hofraum aufführen, die Felder mit Steinen, wenn es nicht ganz steinern seyn kann, aussetzen und mit Kalch gut bewerfen, denn dieß hält alle Feinde der Tauben ab, von unten hinauf zu klettern. Man theilt das Gebäude in zwey gleiche Hälften. Die obere und größere legt man nach Art eines Schlages, aber rund um mit Kästen für die Tauben an, führt eine Treppe hinauf, macht oben eine Gallerie um bequem zu den Kästen und zu den Nestern zu kommen, und läßt alles von außen mit Fluglöchern oder besser fallenden Fenstergittern zur nächtlichen Verwahrung gehörig aussetzen. Man kann auch der Wärme im Winter und der Kühlung im Sommer halber die Decke wölben lassen. Die untere kleine Hälfte bestimmt man in besondern Abtheilungen für das übrige Federvieh, das nicht in der Höhe wohnt, Hühner, Gänse, u. d. g. Dieser etwas größere Aufwand wird durch den weit beträchtlichern Nutzen reichlich ersetzt werden.

Wenn man ein Taubenbehältniß besetzen will, so kaufe man keine allzu alte Tauben, weil sie sich theils schwerer gewöhnen lassen, theils auch zur Fortpflanzung wenig taugen. Beyde Fälle kann man dadurch vermeiden, wenn man sich lauter junge Tauben, die noch nirgends geflogen haben, anschafft, und sich alsdann im kommenden Frühjahr die Mühe nicht verdrießen läßt, Tauberte und Täubinnen gehörig zu sortiren und nach Gefallen zu verpaaren. Für das zu große Alter der Tauben hat man keine gewissere Kennzeichen, als Mangel an Munterkeit, blasse

blasse und schuppige Farbe der Haut und Beine, verhärtete Nasenhaut und verschossene Farbe und Unreinigkeit der Federn. Ferner sehe man sich vor, keine Taube zu kaufen, die in der Nähe geflogen hat, weil man fast gewiß seyn kann, daß sie ihre alte Wohnung wieder aufsucht, und man sich alsdann bloß auf die Redlichkeit des Verkäufers verlassen muß. Sicherer ist man, wenn man sie sich etliche Meilen weit herschaffen kann. Auch ist es besser, den Schlag auf einmal ganz zu besetzen, weil diese gesellschaftlichen Thiere sich da besser zu befinden scheinen, wo ihre Gesellschaft groß ist. Nur muß man, wenn man alte Tauben kauft, gar sehr darauf sehen, daß man so viel Tauberte als Täubinnen erhalte, weil sonst in der Verpaarung und Vermehrung immer Aenderungen entstehen. Einen Tauber erkennt man an seinem anhaltenden und gröbern Trommeln, an seinem kurzen Halse, längern Beinen und vorzüglich an seinem dickern Schnabel, an welchem die Nasenhaut aufgetriebener, höher und breiter ist. Man sagt auch, daß ein Tauber, wenn man ihn in den Händen hielte, und mit angedruckten Flügeln sachte auf und nieder schwänge, den freyen Schwanz allemal nach unten senke, da hingegen die Taube ihn in ähnlichem Falle allezeit aufwärts erhebe; wovon die Ursach in der Paarung zu suchen ist. Weiter sollen auch die Tauben in dieser Stellung die Füße, wenn man sie ihnen abwärts streicht, ruhig lassen, die Tauber aber sie stets bewegen. Beyde Kennzeichen treffen aber nur mehrentheils zu. Sicherer ist noch dieß,

daß

daß die Schaamknochen bey den Taubern enger, als bey den Täubinnen sind, die schon gelegt haben.

Für die beste Zeit, einen Taubenschlag zu besetzen, halten einige die Fasten, weil sie sich alsdann bald vermehren, weniger Futter kosten und man ihren ganzen Nutzen sogleich genießt. Allein besser ist wohl der Winter, denn alsdann sind nicht nur die Tauben wohlfeiler, sondern man ist auch fast allezeit sicher, daß keine davon fliegt; oder man kauft, wie oben erwähnt wurde, im Sommer Junge, setzt sie an, und paart sie im Frühjahr.

So bald sich die Tauben gepaart haben, jedes Paar von seiner Stelle Besitz genommen, oder wie es in der Kunstsprache heißt, sich eingebissen hat, und kein anderes Paar dahinkommen darf, so zieht man die Flugbreter oder Gitter auf. Man hat dabey keine besondere Künste nöthig, wenn man die Tauben gut füttert, besonders an dem Tage, wo man sie auslassen will, ihnen einen bequemen Wohnplatz gegeben hat, und die Fluglöcher so angelegt sind, daß sie sich in denselben allenthalben umsehen und sie von weiten sehen können. Will man noch ein Ueberflüssiges thun, so besprenge man die Tauben den Tag, wo man sie ausläßt, mit Anisöl und bestreiche auch die Fluglöcher damit; dieß wird sie nicht nur unter sich des Geruchs halber zusammenhalten, sondern ihnen auch ein Wegweiser zu ihrer Wohnung seyn. Außerdem nimmt man auch noch gebrannten Lehm, am besten Backofenlehm, groben Sand, Anis, Wicken, Honig, Salz, Menschenharn und Heringslake, mischet alles wohl untereinander, läßt

diese Masse sieden, kalt werden, und setzet sie den Tauben etliche Tage vorher, ehe sie ausgelassen werden sollen, in einem hölzernen Kasten in ihr Behältniß. Sie lieben den Geschmack dieses Gemisches so sehr, daß sie einen solchen Ort nicht leicht verlassen. Andere preisen folgendes Mittel, Tauben zu gewöhnen: Man nimmt für einige Groschen Spicköl und eben so viel Nelkenöl, mischt beyde Oele zusammen und bespritzt damit die Latten, an denen die Nester befestigt sind, oder überhaupt die inwendigen Seitenwände des Schlages. Auch wird ungefähr für einen halben Gulden Zibeth auf den Schlag herum vertheilt, auch etwas davon an die Fluglöcher. Alsdann nimmt man einige Hände voll gelben Mauerlehm, feuchtet ihn an und mischt unter denselben etwa einen Eßlöffel voll Anis und eben so viel Fenchel und pulverisirten Feldthymian, knetet dieß alles mit dem Lehm wohl untereinander, befestigt aus dieser Masse Kugeln von beliebiger Größe und vertheilt diese auf dem Schlage herum in die Fluglöcher. Die Tauben wittern diese Speise, und Zibeth und die Oele locken sie in den Schlag.

Will man nach der Zeit Tauben in den Schlag gewöhnen, so paart man sie, steckt sie etliche Tage in das in demselben angebrachte Gitter, öfnet alsdann diese Gitter und läßt sie in den Schlag, nach drey Tagen kann man sie in Freyheit lassen und sie werden selten wegfliegen. Ich habe bey den vielen Tauben, die ich schon angesetzt habe, weiter keine Künsteleyen angewandt, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß mir eine einzige davon geflogen sey, ungeachtet ich in einem Schlage fast alle Sorten Tauben

unter

unter einander halte, die sich doch sonst nicht immer gern zusammen vertragen wollen.

Bey dem Auslassen hat man noch diese Vorsicht zu gebrauchen, daß man es nicht früh, sondern Nachmittags, nicht bey heiterm Wetter, sondern bey Sturm und Regen, thue, damit sie sich nicht zu weit verfliegen. Außerdem muß zu der Zeit in der Gegend alles stille seyn, damit sie nicht scheu oder gar verscheucht werden, wenn sie aus ihrem Gefängnisse gehen, sondern sich erst auf dem Trittbrete einige Zeit aufhalten, gehörig umsehen und aus- und eingehen können.

Man hat noch vielerley Künsteleyen und Mittel, die Tauben an ihre Wohnungen zu gewöhnen und darin zu erhalten, allein es ist nach vieler Erfahrung nichts weiter nöthig; und wer seinen Schlag immer reinlich hält, seine Tauben gehörig füttert, der wird nicht nur vor dem Weggewöhnen gesichert seyn, sondern auch nicht über die schlechte Vermehrung zu klagen Ursache haben.

So lange die Tauben gesund sind, besteht ihre vorzügliche Wartung darin, daß ihre Wohnung gegen die Nacht zugezogen und vor dem Anfall der Feinde gesichert, gegen Anbruch des Tages aber wieder geöfnet werde. Und weil die Tauben die Reinlichkeit so sehr lieben, so muß man ihre Behältnisse so oft räumen, als es ohne Nachtheil der Brut geschehen kann; wenigstens alle drey Monate ein Mal. Besonders ist nöthig, daß man die Nester von den eingetragenen Ruthen, Stroh, Mist und Ungeziefer reinige, so oft Junge ausgenommen werden, denn sie bauen ohnehin allemal von neuem wieder. Man muß sich auch vor der

Ausbesserung des Behältnisses zur Heckzeit und vor allem Pochen, sonderlich auf Eisen, hüten. Sollte dieß aber nicht vermieden werden können; so hänge man nur ein Gefäß mit Wasser an die Nester, so wird der Schall daselbst sehr gemäßigt und zur Ertödtung nicht durchdringend genug seyn.

Weil die Tauben nach Verlauf des vierten Jahrs einen großen Theil ihrer Fruchtbarkeit verlieren, so stellt man deshalb alle Jahre eine Musterung an. Dieß geschieht am besten, wenn man allen Tauben, die ein Jahr alt sind, eine Klaue fast bis zum Ende beschneidet, damit bis zum vierten Jahre fortfährt und sie nach Verlust aller vier Klauen abschaffet.

Nahrung.

Die Feldtauben und diejenigen Haustauben, welche ihnen im Fluge gleich sind, fliegen vom Frühjahr bis zum Herbst aufs Feld und nähren sich von dem ausgestreuten und reifen Getraide und andern Sämereyen. Wenn sie in Walddörfern wohnen, wo das Getraide nicht häufig ist, fliegen sie im Julius und August in die Wälder und fressen Heidelbeeren *). Auch sogar im Winter begeben sie sich bey entblößter Erde auf die Aecker, und suchen, wenn sie keine Körner mehr finden, die kleinen knolligen Wurzeln des Klees und Saubrods (Lathyrus tuberosus. *Lin.*) auf, fliegen sogar in den Wald und nähren sich von Wachholderbeeren **), fressen aber selten etwas Grünes, das doch andere

*) Daher sieht in einem Walddorfe zu dieser Zeit der Taubenschlag ganz schwarz aus und stinkt unerträglich.

**) Ich weiß ein Beyspiel, daß in einem Waldorte einige Paar Tauben des Winters immer Junge hatten und sie fast mit nichts

andere körnerfressende Vögel in Menge genießen, und niemals Insecten und Würmer, ob man gleich letzteres schon oft behauptet hat *). Sie genießen Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken, Lein, Rade, Trespe, Kiefern-, Fichten- und Tannensaamen, und das Gesäme von vielem Unkraut; lieben aber vorzüglich Weizen, Gerste, Erbsen, Wicken und den Saamen des Wolfsmilchkrauts (Euphorbia. L.). Der Roggen ist nicht nur den Alten, in Menge genossen, schädlich, sondern tödtet allezeit die Jungen, wenn er von jenen diesen noch unreif gefüttert wird. Daß die Jungen von dem Lein- und Schwarzholzsaamen einen öligen Geschmack annehmen, ist bekannt genug. Im Winter hat man sie mit nichts als mit Hafer zu füttern nöthig; gegen das Frühjahr wärmt man ihn etwas und vermischt ihn mit Wicken, weil sie sich dann früher und emsiger zur Vermehrung anschicken. Außerdem lieben sie Salz, Salpeter und alle Schärfen, Lehm, Sandkörner, und zur Zeit der Fortpflanzung auch Kalk. Man kann ihnen daher nichts bessers zu gute thun, als wenn man im Hofe einen Haufen mit Sand vermischten Lehm hinschüttet, den man zuweilen mit Harn begießt. Ihr Trank, welchen sie mit eingesenktem Schnabel gleichsam einpumpen, ist reines Wasser. Mistwasser genießen sie nur aus Bequemlichkeit, weil sie es gewöhnlich in der Nähe haben, es ist ihnen aber nicht nur ungesund, besonders den Jungen, son-

nichts als mit Wachholderbeeren auffütterten, wornach sie eine weite Strecke auf eine Waldblöße flogen.

*) Im Winter fressen die meinigen, wenn sie sehr hungrig sind, mit den Hühnern gesottene Kartoffeln und mit den Gänsen mit etwas Kleye eingemachte leere Leinknoten.

sondern auch nicht so angenehm, wie man die Erfahrung durch Hinstellung beyderley Getränkes sehr leicht machen kann. Im Winter scheint es ihnen noch zuträglicher zu seyn, weil es ihnen Hitze verursacht.

Die andern Haustauben, die man mit dem Namen Hoftauben belegt, und welche niemals aufs Feld fliegen, oder doch nur auf die nahe gelegenen Aecker, müssen das ganze Jahr zu Hause gefüttert werden. Ein Gemisch von Gerste und Wicken ist ihnen das zuträglichste und für den Taubenliebhaber das wohlfeilste Futter. Auf sechszehn Paar kann man monatlich vier Metzen rechnen, wenn sie Junge haben. Allzureichlich darf man sie nicht füttern, weil sie sonst zu fett werden und unfruchtbare Eyer legen; auch darf man ihnen nicht mehr als des Tages zwey Mal vorwerfen, früh und Abends. Man füttert sie auf dem Hofe oder im Schlage; doch ist die erstere Art nicht nur wegen Verhinderung ungebetener Gäste, z. B. der Mäuse, sondern auch wegen Nähe der Sandkörner und des Getränkes vorzuziehen.

Zur Mästung der Jungen nimmt man in Milch eingeweichte Erbsen oder Weizen; Alte mästet man gewöhnlich nicht, kann sie aber durch ein gleiches Futter fleischig und eßbar machen.

Fortpflanzung.

Die Tauben paaren sich da, wo sie nicht des Winters über recht warm sitzen, erst zu Ende des Februars und zu Anfang des Märzes. Der Tauber fängt alsdann an, mit seinem ruckſenden Gesang um seine Täubin herum zu gehen, und diese nickt ihm zu, wenn sie willig ist, seine Liebkosungen anzunehmen. Zuweilen geschieht es auch, daß alsdann der Tauber oder die Täubin eine andere Bekanntschaft macht

und

und sich also das Paar trennt. Gemeiniglich bleiben sie so gepaart ihr ganzes Leben hindurch, wie sie es einmal werden. Wenn man aber eine solche Trennung verspürt, so ist das sicherste Mittel sie abzuwenden, daß man die beyden Gatten einige Zeit zusammen einsperrt und sie alsdann von neuem fest an einander gewöhnen läßt, ehe man ihnen ihre Freyheit wieder giebt. Ueberhaupt läßt man die Tauben sich nicht gern von selbst paaren, nicht sowohl, weil nicht die gehörigen Farben zusammentreffen würden, welche man wünscht, sondern weil auch eben dadurch der Unordnung des Verpaarens vorgebeugt wird. Sobald die Täubin die Liebkosungen des Taubers angenommen hat, so sucht dieser einen bequemen Platz aus, wo er sein Nest anlegen kann, setzt sich dahin, legt den Kopf auf die Erde und heult. Die Täubin, welche es hört, kommt herzu und bestätigt diese Wahl dadurch, daß sie mit ausgebreitetem und aufstreichendem Schwanze auf ihn zuläuft und ihm mit dem Schnabel alle Federn des Kopfes und Oberhalses durchputzet, welches man lausen nennt.

In der That ist diese Liebkosung, die auch der Tauber der Täubin, doch nicht so häufig macht, ein eigentliches Lausen; denn sie verjagen und tödten sich einander an solchen Orten das Ungezieferr, wo sie es sich selbst mit Schnabel und Füßen schwerlich wegtreiben können. Daher wird man auch finden, daß sich die Läuse in diesen Gegenden am gewöhnlichsten aufhalten. Auch fühlen sie um den Schnabel herum, besonders wo sich die Haut desselben an der Stirn endigt, ein angenehmes Kitzeln, welches man ihnen durch einen Federkiel, auch wenn man sie in der Hand hält, leicht hervorbringen kann. Wenn sie in so weit einig sind,

so schnäbeln sie sich. Der Tauber giebt dieß Verlangen, auf welches die Begattung unmittelbar folget, durch wiederholtes Reiben seines Kopfes auf dem Rücken zu erkennen. Die Täubin thuts zuweilen nach, oder kommt doch herbey und wird alsdann erstlich von dem Tauber gefüttert, alsdann füttert sie ihn wieder; welche Handlung man eben Schnäbeln nennt. Sie wiederholen es etliche Male, ehe sie sich begatten. Nach der Begattung gehen sie entweder einige Augenblicke stolz einher, oder fliegen eine kleine Strecke spielend und mit den Flügeln klatschend in der Luft herum. Auch setzt sich wohl der Tauber gar nieder und erwartet von der Täubin, daß sie ihn auch besteigen möge; welches auch nicht selten geschieht. Alsdann setzen sie sich stille nieder und bringen ihre Federn wieder in Ordnung. Sobald sie sich etliche Tage begattet haben, so treibt der Tauber seine Täubin vor sich hin an den Platz, wo das Nest angelegt werden soll, fliegt alsdann auf den Hof und trägt ihr Holzreischen oder Stroh- und Grashalmen zu *); diese legt sie um sich herum und baut sich so ein Nest, welches weder regelmäßig, noch weich ist, wie man es schon von Höhlenbewohnern gewohnt ist. Nach neun bis zehn Tagen, während dessen der Tauber nicht nur seine Täubin des Tags sehr oft tritt, sondern sie auch beständig nach dem Neste treibt, legt diese das erste weiße Ey **). Mehrentheils

*) Einige Haustauben bauen mit Holz, andere mit Stroh und Gras. Erstere hält man für dauerhaftere und bessere Hecktauben.

**) Von einer schwarzen Kappentaube, die mir des Jahrs neun Mal gelegt hatte, erhielt ich voriges Jahr ein Ey, das vollkommen wohl gestaltet war, durch welches sich aber im Nothfall ein Columbus aus der Noth hätte helfen können. Es stand

theils geschieht dieses des Morgens. Sie besitzt es jetzt noch nicht beständig, sondern verläßt es zuweilen etliche Stunden. Den dritten Tag früh legt sie das zweyte Ey und mit diesem hört sie dann auf zu legen; denn die zahmen Tauben legen nur selten ein Ey, noch seltener aber drey oder gar vier. Das erste, sagt man, sey stärker und stumpfrund und fasse allezeit einen Tauber in sich, das zweyte aber laufe unten viel spitziger zu und enthalte eine Täubin. Allein allgemein wahr ist diese Beobachtung nicht, wie sich sogleich jeder überzeugen kann, der sie nachbeobachten will; denn zu geschweigen, daß man aus einem stumpfen und spitzigen Ey zwey Tauber oder zwey Täubinnen bekommt, so enthalten auch zuweilen zwey stumpfe oder zwey spitzige Tauber und Täubinnen, oder ein spitziges einen Tauber und ein stumpfes eine Täubin. Die Täubin legt nicht gern in ihr Nest mehr als ein Mal und bezieht sie es wie gewöhnlich, wechselsweise, so baut sie doch von neuem. Die Eyer pflegen meistens fruchtbar zu seyn, wenn der Tauber nicht zu alt ist; und daß diejenigen, welche gegen die Mittagszeit oder des Nachmittags gelegt würden, allezeit unfruchtbar wären, ist gegen meine Erfahrung.

Sobald das zweyte Ey gelegt ist, geht die eigentliche Brütezeit, die im Sommer sechszehn bis siebenzehn, in der kältern Jahrszeit aber achtzehn bis neunzehn Tage dauert, an. Der Tauber nimmt, wie fast bey allen Vögeln, die in

stand nämlich beständig auf der Spitze, man mochte es legen wie man wollte, und tanzte daher so geschickt auf dem Tische herum, wie die sogenannten Gaukelmännchen, die man von Holundermark macht. Bey genauer Untersuchung fand ich, daß das Ey ganz leer war, bis auf einen sehr kleinen Dotter, welcher in der Spitze saß und mit einer Haut überspannt war.

in Monogamie leben, der Täubin die Last des Brütens am Tage etliche Stunden ab, mehrentheils von früh zehn Uhr bis Nachmittags drey Uhr. Unterdessen frißt die Täubin, badet sich, setzt sich in die Sonne und ruhet aus. Zuweilen, wenn einer von beyden Gatten zu lange ausbleibt, so erhebt der Brütende, besonders wenn es der Tauber ist, ein klägliches Geheul. Der Tauber sitzt die ganze Nacht hindurch neben dem Neste seiner Gattin und beschützt sie gegen alle Nachstellungen; daher darf sich auch keine andere Taube dem Neste nähern. Wenn sie acht Tage gesessen haben, so fangen die Eyer schon an, dunkel zu werden, und dieß ist ein Zeichen, daß sie fruchtbar gewesen sind; denn sind sie alsdann noch durchscheinend, so kann man sie als unbefruchtet wegwerfen.

Nach Verlauf von sechszehn bis neunzehn Tagen kommt das erste Junge zum Vorschein und den Tag darauf das zweyte. Sie helfen sich durch ihre eigne Kraft und zersprengen die Schale in zwey ungleiche Theile. Die Alten tragen alsdann die Stücken aus dem Neste, oder wohl gar aus dem Schlage. Die Jungen sehen anfangs nicht und haben einzelne hellgelbe Milchfedern. Den ersten Tag bedürfen sie kein Futter, weil sie so wohl gesättigt aus ihrer Schale kommen, daß sie noch so lange aushalten können. Die Alten thun also weiter nichts, als daß sie die noch nassen Jungen durch ihre natürliche Wärme abtrocknen. Den andern Tag fangen sie an, sie mit fast gänzlich verdautem und zu weißer Milch gewordenem Futterbrey *) zu füttern.

*) Diese wie weißer welcher Käse aussehende Materie soll nach Einigen eine eigene Absonderung im Kropfe der alten Tauben seyn.

füttern. Diese so zubereitete Nahrung erhalten sie fast sechs Tage, alsdann füttern sie sie mit alle dem, was sie sogleich selbst genossen haben, und mengen immer Steinchen und Lehm mit unter. Gegen den neunten Tag werden die Jungen sehend und kurz darauf brechen die großen Kiele an ihren Flügeln und Schwänzen durch. Auch erhält der Kropf und Schnabel ein besseres Ansehen; denn zuvor sehen diese Theile sehr groß und ungestaltet aus. Diesen Kielen folgen die kleinen Federn und in einem Alter von vierzehn Tagen sind die Tauben schon ziemlich mit denselben bewachsen, so daß man von den Milchfedern wenig mehr sieht. Sie kriechen nun schon aus der Mitte des Nestes heraus und setzen sich in dessen Winkel. Daher hört auch die Mutter auf, sie des Nachts zu wärmen, und bey Tage thut sie das noch eher, gewöhnlich schon nach dem achten Tage, wenn nur die Federn etwas heraus sind. Sie besitzt sie auch bloß die ersten vier Tage den ganzen Tag hindurch, weil sie alsdann schon mehr für ihren zureichenden Unterhalt sorgen muß. Sobald die Täubin des Nachts nicht mehr auf den Jungen sitzt, geht sie ihrem Tauber wieder nach und giebt seinen Liebkosungen Gehör; daher es dann kommt, daß sie sich des Jahrs wohl acht bis neun Mal vermehren können. Unterdessen versorgen beyde Gatten ihre Jungen treulich mit Speise, bis sie endlich nach Verlauf von vier Wochen das Taubenhaus verlassen und ihren Unterhalt allein finden können. Nach sechs Wochen sind sie zuweilen so groß, daß man sie nur an ihrer piepigen Stimme

seyn. S. John Hunters Bemerkungen über die thierische Oekonomie; übersetzt von Scheller. Aufs. XII.

Stimme von den Alten unterscheiden kann. Nach Verlauf von vier Monaten sind sie völlig mannbar, und diejenigen, die im Frühjahr jung geworden, vermehren sich noch im Herbste. Ja ich weiß Beyspiele, daß sie sich nach acht Wochen gepaart und Junge gezogen haben. Sie machen sich auch gleich zu diesem Werke in den ersten Wochen geschickt, indem sie sich als Nestjungen einander liebkosen, und sich sogar, doch ohne Erfolg, begatten. Wer eine gute Nachzucht haben will, der läßt die ersten Jungen ausfliegen, wenn ihre Entstehung nicht noch in einer zu kalten Jahrszeit fällt, die ihrem Wuchse nachtheilig ist. Die Jungen, welche im späten Herbste ausfliegen, bleiben nicht nur klein, sondern gehen auch gewöhnlich darauf, vorzüglich wenn ihre Mauserzeit in den Winter fällt.

Denjenigen Tauben, welche das Geschäft des Brütens und Fütterns nicht emsig genug treiben, wie die Perückentauben, Pfauentauben, Pagadetten u. a. m., nimmt man die Eyer weg und legt sie andern Haustauben, oder besser, den Feldtauben unter. Dadurch kann man doch des Jahrs über auf eine ansehnliche Vermehrung rechnen. Freylich wollen diese sie nicht gerne leiden, wenn sie ausgeflogen sind.

Krankheiten.

Einige Krankheiten haben die Tauben mit anderm Federvieh gemein, wie das Mausern, den Durchfall und die Darre (Dürrsucht); andere aber sind ihnen besonders eigen, als die Schwermüthigkeit, Krätze und Pocken.

Dem Mausern sind sie, wie alle Vögel, alle Jahre zu Ende des Sommers unterworfen, und man läßt dabey der Natur ihren Lauf, füttert sie aber gut.

Gefährlicher ist die Dürrsucht. Sie entsteht nicht immer aus Verstopfung der Fettdrüse auf dem Steiße, sondern auch aus andern Ursachen. Die Tauben, die damit befallen werden, nehmen sogleich ab, sitzen traurig, fliegen nicht ins Feld, wedeln im ersten Fall mit dem Schwanze, und hacken beständig mit dem Schnabel nach der Drüse, um sie zu eröfnen. Sie fressen wenig und ermatten endlich, wenn ihnen nicht bald Hülfe geschieht, so sehr, daß sie den Katzen zu Theil werden, oder als Gerippe sterben. Diese Krankheit soll aus allzugroßer Erhitzung und Mangel an hinlänglichem und frischem Wasser entstehen. Man öfnet die Drüse, drückt das vertrocknete Fett heraus und bestreicht die Oefnung mit ungesalzener frischer Butter des Tags etliche Mal. Wenn das Uebel aber in den Eingeweiden liegt, so giebt man ihnen eingeweichte Wicken und Gerste zu fressen und läßt sie über Saffran trinken.

Die Schwermuth ist eine bekannte Krankheit der Tauben. Sie sitzen dabey traurig, fressen wenig, legen den Kopf rückwärts auf die Flügel, und man entdeckt weiter kein Zeichen einer Krankheit an ihnen. Die Ursache dieser Krankheit liegt entweder in der großen Hitze ihres Fortpflanzungstriebes oder in dem schwarzen und schweren Geblüte. Rührt sie also von großem Verlangen nach einem Gatten her, so befriedigt man dasselbe; beym dicken Geblüte aber wird ihnen unter dem Flügel eine Ader gelassen. Diese Aderlasse ist auch in den Pocken und der Dürrsucht heil-

heilsam; und man greift oft gern nach diesem künstlichen Mittel, wenn man eine Lieblingstaube nicht anders retten kann.

Die Krätze erkennt man an den nackenden, grindigen und schäbigen Augen und dergleichen Schnabel. Sie entsteht gewöhnlich im Sommer, wenn sie nichts als unreines und faules Wasser saufen. Wenn man ihnen daher reines und frisches Wasser hinsetzt, so genesen sie bald wieder, besonders wenn man ihnen in denselben oder auf eine andere Art etwas Spiesglas beybringen kann.

Die Halsgeschwüre (Mundfäulniß) entstehen aus Unreinlichkeit und Mangel an frischem Wasser. Junge Tauben bekommen sie leicht. Im Munde, Schlund und Kropfe wachsen dicke, mit einer käsigen Materie angefüllte Geschwüre. Man stößt die Geschwüre ganz leicht mit einem hölzernen Spatel ab und bestreicht die Stelle mit Brandwein. Durch öfteres Laxiren und Reinlichkeit sind sie zu verhüten.

Mit den Pocken (Blattern) werden bloß die Jungen in heißen Sommertagen befallen. Es ist die schlimmste Krankheit und allezeit mit Eiterung verbunden. Sie macht zu dieser Zeit vor dem Taubenfleische Ekel und rafft auch viele weg. Der Grund davon liegt theils im unreinen und faulen Getränke, theils in dem unmäßigen Genuß des Lein- und Rübsaamens. Sie verpestet die Luft und wird oft so ansteckend, wie die Kinderblatterkrankheit, so daß die Tauben in ganzen Dörfern damit befallen werden. Genießen kann man solche Tauben nicht; allein sie erholen sich meist alle, wenn man den Alten immer frisches Wasser vorsetzt.

Eine

Eine der gewöhnlichsten Krankheiten, womit auch andere Haus- und Stubenvögel befallen werden, ist der Durchfall (Kalchscheiß). Sie geben dabey nichts als eine weiße, sehr flüssige Materie von sich, und nehmen zusehends ab. Es ist eine Unverdaulichkeit, die mehrentheils die kaum ausgeflogenen Jungen oder die lange eingesperrten Alten befällt. Eingeweichten Weizen und Backofenlehm mit Häringslake angemacht, habe ich immer für das beste Mittel gefunden, sie wieder zu curiren.

Feinde.

Ihre Feinde sind zahlreich. Der gefährlichste ist der Hausmarder. Wenn er in ein Taubenbehältniß kommt, so verheert er den ganzen Flug. Er beißt ihnen die Köpfe ab und läßt damit nicht eher nach, bis alles todt ist; alsdann fängt er erst an, seine Beute nach und nach fortzutragen. Das schlimmste ist, daß auch diejenigen Tauben, die sich retten, und neue, die man ansetzt, nicht in dem Schlag bleiben, weil ihnen sein Geruch, besonders wenn er seine Extremente zurückläßt, unausstehlich ist. Es wird alsdann eine besondere Räumung, ja Ausräucherung des Schlages nöthig. Zu letzterer braucht man vorzüglich gern Anis und Anisöl.

Der Iltis und die Katze würgen nur einen Vogel und tragen ihn fort.

Gefährlicher sind die großen und kleinen Wieseln. Diese beißen erst einigen die Köpfe ab, alsdann saufen sie auch noch so vielen, als sie können, das Blut aus, indem sie ihnen mit ihrem scharfen Gebiß vier Löchelchen in den Nacken in die Adern machen, die man kaum

erkennen kann. Auch fressen sie die Eyer oder tragen sie wie die Hühnereyer unter dem Kinne davon.

Die Haus- und Wanderratten fressen die Jungen im Neste.

Unter den Vögeln stellen ihnen verschiedene Falken und besonders der Sperber nach. Diese fangen sie im Sommer auf dem Felde und im Winter vom Schlage weg. Auch die Schleyer-Eulen und der kleine Kautz fliegen des Nachts ins Taubenhaus, suchen zwar nur Mäuse, fressen aber doch auch oft, wenn sie sonst nichts finden, Tauben an, und verscheuchen wenigstens die Tauben so sehr, daß sie nicht gern wieder in dasselbe gehen wollen.

Auch sind sie mit den Flöhen gar sehr behaftet; und wenn man das Behältniß nicht oft reinigt, so ist dieses Ungeziefer, das so gern seine Brut in den Taubenmist legt, im ganzen Hause nicht zu vertilgen.

Weiter werden sie von einer Art Läuse, der Taubenlaus (Pediculus Columbae. L.) geplagt, die sich, sowohl in ihrem Gefieder, als im Neste, in Menge aufhält. Man muß daher die Nester oft reinigen.

Auch werden die Jungen, wenn man die Taubenschläge nicht oft genug reinigt, des Sommers von den Larven der Speck- und Aaskäfer am Kropfe und Bauche lebendig angefressen, und müssen davon sterben.

Gegen alles dieses Ungeziefer darf man nur einige Loth Schnupftaback in das Taubenhaus streuen (es gilt gleich viel, von welcher Sorte, jedoch ist eine schärfere Baize immer

immer besser), so werden sie auch in dem trockensten und heißesten Sommer, wo diese Insecten um desto häufiger sind, davon befreyt bleiben.

Nutzen.

Vorzüglich nützlich werden die Tauben durch ihr Fleisch und durch ihren Mist.

Es ist nur gewöhnlich, das Fleisch der Jungen zu speisen, und diese geben, wie bekannt, für Gesunde und Kranke ein gutes Nahrungsmittel ab; allein man kann die Alten auch genießen, wenn man sie vorher mit Wicken, Waizen, Gerste oder besser mit Hirsen und Erbsen fett macht. Suppen von alten Tauben, wo man Fleisch und Knochen zerstößt, gehören ohnehin unter die kräftigsten und wohlschmeckendsten. Die Feldtauben haben ein weit gesünderes Fleisch als die Hoftauben, weil sie mehr in Bewegung sind. Auf dem Lande, wo man nicht immer frisches Fleisch haben kann, sind die Tauben eine gewöhnliche Speise, und die beste Zuflucht, wenn z. B. unvermutheter Besuch kömmt; denn man kann sie wegen ihrer großen Vermehrung immer haben. Diese ist, ob sie gleich nur jedesmal zwey Eyer legen, dennoch bewundernswürdig. In diesen beyden Eyern sind nämlich fast allezeit ein Tauber und eine Täubin enthalten; nimmt man nun an, daß sich ein Paar Tauben des Jahrs neunmal vermehren, wovon man doch Exempel hat, so können von ihnen im ersten Jahre achtzehn (oder neun Paar, die mit den Alten zehn Paar ausmachen) und im zweyten Jahre hundert und achtzig (oder neunzig Paar) Tauben

gezogen werden; diese können sich im dritten Jahre nebst den zwanzig Alten, bis auf achtzehn hundert Stück (oder neunhundert Paar) vermehren. Wenn man nun die hundert Paar Alten dazu rechnet, so geben, nach der ganz richtigen Rechnung des Ritters von Linne', die tausend Paar Tauben im vierten Jahr achtzehn tausend Junge. Allein die Natur hat dieser ungeheuern Vermehrung schon durch die Verwahrlosung der Eyer und Jungen, die die Alten oft begehen, und durch Krankheiten und andere Unfälle vorgebeugt.

Die alten Juden opferten junge Tauben als die reinsten Vögel *).

Die Haut von den Taubenkröpfen mit den glänzenden Federn brauchte man sonst als Pelzwerk, zu Müffen, Verbrämung der Kleider, zu Mützen und zu Winterwesten.

Die Federn werden überhaupt von den Federschmückern zu allerhand Putz verarbeitet; auch zu Ausstopfung schlechter Polster und Betten benutzt.

Das Taubenblut soll gut zur Vertreibung der Muttermähler seyn.

Der Mist ist ein vortrefflicher Dünger, vorzüglich wegen seiner hitzigen Eigenschaft, wodurch er das kalte Erdreich erwärmt. Man düngt Aecker, vorzüglich aber Grasegärten und Wiesen damit. Auf den Waizen- und Hanfäckern wird er sehr einträglich, wenn es oft regnet; bey

*) Lev. 1. v. 14. u. a. a. O.

bey Dörrung aber ist er zu hitzig. Man hat nicht nöthig, ihn haufenweise auf die Aecker und Wiesen aufzuführen, sondern er wird nur, wie die ausgelangte Asche, dünn ausgesäet. Am höchsten halten ihn die Gärtner. Man hat Beyspiele, daß sie Bäume, die im Begriffe waren, abzusterben, mit dieser Düngung wieder belebt haben. Er muß aber bis zu diesem Gebrauche an einem vor der Sonne, Wind und Regen sichern Orte aufbewahret werden; denn er verliert im Freyen, so wie aller Dünger, einen beträchtlichen Theil seiner Kräfte.

Besonders gut ist er zur Düngung der Melonen; weshalb auch in Persien die Tauben in großer Menge und mit äußerster Sorgfalt erzogen werden. Man trift daher in keinem Lande der Welt schönere und prächtigere Taubenhäuser an. Bloß um Isaphan zählt man derselben über drey Tausend.

In den Niederlanden braucht man denselben zum Düngen der Tobacksfelder, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß der Toback durch denselben erstaunlich wächst, und dicke, große ölige Blätter bekömmt. Auch wenn man die Weinstöcke damit düngt, so bekommen sie besonders viele und große Früchte.

In Gärten auf den Beeten thut er ebenfalls die besten Dienste, besonders in Mistbeeten.

Die Bäcker wissen an manchen Orten diesen Mist sehr gut zu benutzen, indem sie aus demselben eine Lauge zu Einmachung des Semmelteiges ziehen. Die Semmeln werden dadurch lockerer und erhalten einen ganz besondern

Geschmack. In Frankreich war dieß sonst etwas gewöhnliches, und eine der vornehmsten Ursachen, warum daselbst der Taubenmist fast mit der Gerste in einem Preise stand, und so angenehm war, daß man nur des Mistes wegen Tauben zu unterhalten pflegte.

Auch zum Waschen und Bleichen ist die Lauge von Taubenkoth vortrefflich.

Man kann unsre zahme Taube eben sowohl, wie die Brieftaube, zum Brieftragen brauchen, wie das auch schon Hirtius und Brutus bey der Belagerung von Modena, die Harlemer bey der Belagerung vom Jahre 1573, die Leidner bey der vom Jahre 1574, und andere mit dem besten Erfolge versucht haben.

Außer Saat- und Erndtezeit nähren sich die Feldtauben von den ausgefallenen Sämereyen des Unkrauts und werden dadurch den Aeckern nützlich.

Sonst benutzte man von den Tauben das Fleisch, Blut, innere Magenhäutchen, Schmalz, Gehirn, den Mist, die Leber, die Eyer, Federn und die verbrannten Federn in der Arzeney.

Schaden.

Nach einer allgemeinen Annahme wird die Taubenzucht überhaupt betrachtet mehr für schädlich als nützlich geachtet; denn ob sie gleich, sagt man, zuweilen einem einzelnen Liebhaber mehr nutzen als schaden; so überwiegt doch ihr Schade im Ganzen genommen bey weiten den Nutzen, den man von ihnen erwarten kann. Es geben dieß die sichersten Ausrechnungen zur Genüge zu er-

erkennen. Besonders thun sie dieß auf dem Felde zur Saatzeit, und zu der Zeit, wenn das Getraide in Schwaden (Gelegen) liegt. In letzterer Hinsicht schlagen sie, um ein einziges Korn aus einer Aehre zu bekommen, oft die Körner aus der ganzen Aehre aus. Allein um dieß zu verhüten, dürfte man nur auf die schon in mehrern Landen bestehenden Gesetze besser halten, daß nämlich zur Saat- und Erntezeit keine Feldtauben ausgelassen werden dürfen, und in andern Gegenden, wo sie das ganze Jahr ausfliegen dürfen, ist ja wenigstens die Anzahl der Tauben, die jeder Landmann halten darf, nach der Anzahl seiner Aecker bestimmt *). Wer keine Aecker hat, sollte billig auch keine Feld-

*) Hier will ich noch etwas für den Taubenliebhaber anführen. Wenn man in tiefen Walddörfern Tauben ins Feld zu fliegen gewöhnen will, so trägt man des Morgens hungrige Tauberte auf den nächsten hohen Berg, wo sie den Ort noch sehen können, in einem Sack, und läßt sie dann unter einem Siebe Erbsen oder Wicken fressen. Dieß Sieb bindet man an einen Bindfaden, tritt eine Strecke davon, und hebt es auf, wenn die Tauben satt sind. Sie werden sich alle wieder nach Hause finden. Des Nachmittags macht man es mit den Täubinnen, die einstweilen auf dem Neste gesessen haben, und nun von den Tauberten abgelöst sind, eben so. Dieß thut man nach allen vier Weltgegenden, vier Tage hintereinander; alsdann trägt man sie nach allen vier Weltgegenden weiter, und endlich aufs Feld, welches in manchen thüringischen Walddörfern wohl anderthalb Stunden weit entfernt ist. Alle kommen sie nicht wieder; aber doch die meisten. Man muß dabey vorzüglich beobachten, daß sie Eyer oder Junge haben, wenn auch diese bey einer solchen Gewöhnung darauf gehen sollten. Wollen in Städten, die in ebnen Feldgegenden liegen, die Haustauben nicht aufs Feld, so macht man es auf die nämliche Art, nur daß man sie gleich unmittelbar etlichemal aufs Feld trägt, und unter dem Siebe füttert.

Feldtauben halten dürfen. Uebrigens bleiben ja viel Körner nach der Erndte und Saat auf dem Felde liegen, die nicht in die Scheune kommen und nicht aufgehen. Diese würden unbenutzt bleiben, wenn die Tauben nicht wären.

Außerdem richten sie auch in den Küchengärten und auf den Dächern Schaden an. Besonders zertreten und zerhacken sie die Strohdächer, und auf den Ziegeldächern fallen alle diejenigen Stücke, die keine feste Verbindung haben, ebenfalls durch ihr Treten und Hacken herab.

Auch bey Aufbewahrung des Taubenmistes ist alle Vorsichtigkeit nöthig, weil er sich leicht zu entzünden und brennbare Materialien in Flammen zu setzen pflegt.

In Japan duldet man die Tauben daher aus Vorsicht in keinem Hause mehr.

175. 4. Die Turteltaube *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Gemeine und wilde Turteltaube, Wegtaube.

Columba Turtur. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 786. n. 32.

Tourterelle. *Buffon* des Ois. II. 545. t. 25. Ed. de Deuxp. IV. 279. t. 7. fig. 3. Uebers. von Martini VI. 271. mit Abbild.

Common Turtle. *Latham* Synops. II. 2. 644. n. 40. Suppl. 199. Meine Uebers. IV. 621. n. 40.

Goeze

*) Alte Ausgabe. IV. S. 88. n. (170) 4.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 183.

Frisch Vögel. Taf. 140. Weibchen.

Naumann a. a. O. I. 76. Taf. XVI. Fig. 35. Männch.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 232. n. 4.

Donndorf a. a. O. 188. n. 32.

Kennzeichen der Art.

Die Schwanzfedern sind an den Spitzen weiß und an den Seiten des Halses steht ein schwarzer Fleck mit weißen Queerstrichen.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

An Größe gleicht sie einer Misteldrossel, doch ist sie etwas stärker. Ihre Länge ist eilf bis zwölf Zoll und die Breite ein Fuß sechs bis acht Zoll *). Der Schwanz ist fünftehalb Zoll lang, und die gefalteten Flügel bedecken drey Viertheile des Schwanzes.

Der Schnabel ist drey Viertel Zoll lang, dünn, hornblau, die Fleischdecken der Nasenlöcher roth und weiß gemischt; der Rachen roth; der Augenstern röthlichgelb und ein schmaler kahler Ring um die Augen fleischroth; die Füße hochroth; die Klauen hornfarbenblau; die Füße geschildert, kahl und neun Linien hoch, die Mittelzehe anderthalb Zoll und die Hinterzehe acht Linien lang.

Die Stirn ist weißlich; die Wangen sind rothgrau; der Scheitel und ein Theil des Oberhalses hellblau; von

da

*) Par. Ms. Länge 10 — 11 Zoll; Breite 1 Fuß 5 — 7 Zoll.

da wird diese Farbe bis zum Schwanze dunkler und schmuziger, welches ein rothgrauer Anstrich verursacht, der Rücken mit schwärzlichen Flecken, die durchschimmern, schwarz gewölkt und die mittelmäßigen Steißfedern rostfarben gerändet; an beyden Seiten des Halses liegt ein schwarzer Flecken, mit drey bis vier halbmondförmig gekrümmten weißen Queerstrichen, welche von den weißen Spitzen der schwarzen Federn entstehen und dem Vogel ein gar schönes Ansehen geben; der Bauch und die mittelmäßigen Afterfedern sind weiß; die Kehle, der Hals und die Brust hellaschfarben ins Kupferfarbene und Violette glänzend, (schön weinfarbig;) die Schenkelfedern rothgrau; die obersten kleinen Deckfedern, die Deckfedern der ersten Ordnung, und die Afterflügel, (an den beyden ersten schwärzliche Flecken durchstechend,) hellaschfarben, die übrigen Deckfedern, so wie die Schulterfedern schwärzlich mit breiter rosenrother Einfassung; die vordern Schwungfedern dunkelbraun ins Blaue fallend, mit sehr schmalen äußern Kanten, die breitern aschfarben mit rosenrothen Kanten; der abgerundete Schwanz schwärzlich, die mittlern Federn einfarbig mit schmalen sich verlaufenden rostfarbenen Kanten, die übrigen mit einen Zoll großen weißen Spitzen, welche beym Fluge des Vogels einen weißen Halbzirkel bilden, die äußerste auch noch äußerlich weißkantirt.

Das Weibchen ist kleiner, hat einen kleinern spitzigen Kopf; die Brust ist blässer, und besonders sind die Kanten der Deckfedern der Flügel nicht so schön, auch nicht

so

so stark, und, statt rostroth, rostfarben gerändet, und also nicht so lebhaft als am Männchen; der schwarze Halsfleck nicht so breit, und die Rückenfarbe mehr rothgrau als aschgrau; auch fehlt die weißliche Stirn, und die Flügelfedern sind schmuzig dunkelbraun, da sie beym Männchen reiner sind, und sich mehr ins Schwärzliche ziehen.

Merkwürdige Eigenschaften.

Sie ist unter den Waldtauben die niedlichste, von Natur außerordentlich furchtsam und scheu, wird aber auch bey eingestellten Verfolgungen die Menschen gewohnt, ohne sie zu fliehen. Dieß ist in einigen Gegenden Thüringens der Fall. Ihr Flug ist sehr schnell. Außer ihrer Gesellschaftlichkeit preist man noch besonders ihre Keuschheit und eheliche Treue. Dieß mag denn auch wohl in der Freyheit, wie fast bey allen Vögeln so seyn, in der Gefangenschaft aber trift man diese Tugenden eben in keinem höhern Grade an, als bey andern Tauben, denn nicht nur begatten sich Tauber und Tauber, und Täubin und Täubin, wenn man sie zusammensteckt, sondern auch gepaarte Gatten trennen sich, und überlassen sich andern. Sie werden außerordentlich kirre, besonders jung aufgezogen, und sind daher in den Thüringischen Walddörfern, so wie die Lachtauben, gewöhnliche Stubenvögel. Ihr Alter bringen sie dann auf zehn Jahre.

Verbreitung und Aufenthalt.

Das Vaterland dieser schönen Taube ist Europa, den Norden ausgenommen, Asien und die Inseln des

In-

Indischen und Südmeers. In Thüringen ist sie sehr gemein.

Die Turteltauben sind unter den Waldtauben die zärtlichsten, daher kommen sie auch im Frühjahr nicht eher, als zu Ende des Aprils oder Anfang des Mais von ihren Wanderungen zurück, und verlassen uns auch schon bald im Herbst wieder. Sie ziehen in großen Truppen, die sich schon zu Anfang des Augusts versammeln. Im September verlieren sie sich nach und nach. Es scheint, als wenn sie wie andere Zugvögel in getrennten Geschlechtern wegwanderten; denn im Herbst verlieren diejenigen, welche man in der Stube hält, die zärtliche Liebe ganz, welche sie zur Heckzeit gegen einander hegen und der Tauber verfolgt und beißt die Täubin beständig; und diese Unzufriedenheit und Uneinigkeit gegen einander dauert bis in den Monat Februar, wo sie sich einander wieder nähern und ordentlich zusammenpaaren.

Die Turteltauben lieben die Laub- so wie die Nadelwälder, und zwar an einem Kettengebirge nur die Vorberge. Doch trift man sie auch mitten in tiefen bewachsenen Bergen an, auch in Gärten, die nahe an Waldungen gränzen. Wenn der Fichtensaamen auf dem Thüringerwalde geräth, so findet man sie das folgende Jahr (wie 1788) in unzähliger Menge in demselben. Sie bleiben auch alsdann den ganzen Sommer im Walde und sehnen sich gar nicht auf das Feld nach dem Getraide.

Nahrung.

Der Fichtensaamen ist daher eines ihrer vorzüglichsten Nahrungsmittel; sonst fressen sie auch Wicken, Erbsen, Lein,

Lein, Hirsen, Hanf, Rübsaat, Roggen, Waizen, Heidekorn und Gerste. Wenn sie der Landmann im Frühjahr auf den Aeckern gewahr wird, so glaubt er hinfort vor Frösten sicher zu seyn. Sie sollen auch Beeren z. B. Heidelbeeren, wie die andern wilden Taubenarten fressen. In der Stube füttert man sie mit Waizen, Gerste, Brod und Semmeln, und allen oben angegebenen Nahrungsmitteln.

Fortpflanzung.

Wenn sich die Männchen paaren wollen, so lassen sie einen tiefschnurrenden, aber einstimmigen Ton hören, wozu sie den Kopf vor sich niedersenken und stille stehen. Da hierin der Ton Turr vorkommt, so mag daher ihr schon alter Name seinen Ursprung haben. Auch so oft sich das Wetter ändert, lassen sie eine höher heulende Stimme hören, welche fast in den Ton des Krähens übergeht. Sie nisten einmal, und wenn das Wetter gut ist, auch zweymal des Jahrs. Ihr Nest steht in den dichten Fichtenwäldern sicher genug auf einem dichten Zweige, ob es gleich nur aus etlichen dürren Reisern zusammengelegt und platt ist; in Laubhölzern aber, wo es gewöhnlich nicht hoch und fest steht, und in Gärten, wo man es auf den lichten Apfelbäumen antrift, wird es immer vom Winde und Wetter zerstört. Daher kommt es auch, daß man sie immer in solchen Gegenden nicht zahlreich antrift. Die Eyer sind klein, weiß, wie die Mövchenstaubeneyer gestaltet, und werden sechzehn bis siebenzehn Tage bebrütet. Man hat nicht nöthig nach dem Neste zu steigen, oder

die

die Eyer zu berühren, wenn die Alten davon bleiben sollen, sondern man braucht sich nur etlichemal unter dem Baume und nach dem Neste sehend bemerken zu lassen, so thun sie es schon. Daher nennen die Jäger diese Vögel die eigensinnigsten. Auch die Jungen sitzen im Neste anders als andere Taubenarten, nämlich nicht beyde mit dem Kopfe nach einer Seite, sondern wechselsweise, die eine mit dem Kopfe nach dieser, die andere nach jener Seite; vielleicht aus natürlichem Instinkt, um die Gefahr nach allen Seiten zu bemerken. Sie sehen bis zum ersten Mausern am Oberleibe ganz rothgrau aus, und sind auf den Flügeln etwas schwarzblau gefleckt. Man nimmt die Jungen aus, und setzt sie als Stubenvögel ins Zimmer, wo sie sich schwerer unter einander selbst fortpflanzen, als mit den Lachtauben Bastarde bringen. Sehr selten legt nämlich die Täubin Eyer mit Schaalen, sondern immer sogenannte Fließeyer, und wenn man ihr gleich Salz, Sand, Mauermörtel, Kalch und Eyerschaalen vorsetzt und sie auch davon frißt. Sie wird sogar beym Legen allzeit krank. Wenn man aber eine Lachtäubin zu einem Turteltauber thut, so legt diese gleich vollkommne Eyer, und brütet in einem Jahre drey bis viermal.

Feinde.

Sie haben gleiche Feinde mit der Ringeltaube, und werden vorzüglich von dem Sperber verfolgt. Auch dieß ist eine Ursach ihrer schwachen Vermehrung *).

Jagd

*) Voriges Jahr verfolgte ein Sperber eine bis in meine Nachbarschaft; hier schoß sie wie ein Pfeil herab in eine Holzscheppe, und ließ sich mit den Händen nehmen.

Jagd und Fang.

Sie sind in Thüringen da, wo sie gehegt werden, leicht zu schießen, da sie keine Furcht vor dem Jäger kennen; sonst sind sie außerordentlich scheu, besonders wenn sie einmal den Verfolgungen der Menschen ausgesezt gewesen sind. Die Jungen aber sind in jenen Gegenden so wenig furchtsam, daß man sie, wenn sie sich baden, oder am Wasser sind und trinken, fast mit der Hand greifen kann *).

Da sie das Salz, wie alle Tauben lieben, so fängt man sie bey Salzlecken in Schlingen. Sonst wie die Holztauben. (S. oben S. 966 ff.).

Nutzen.

Ihr Fleisch, besonders der jungen, ist ein gesundes und schmackhaftes Gericht.

Die alten Juden opferten vorzüglich Turteltauben **).

*) Im Jahre 1788, wo in den Vorbergen des Thüringerwaldes ganze Schaaren dieser Vögel nisteten, bemerkte ich, ungeachtet sie den Verfolgungen, wenigstens den Störungen der Holzhauer und Kinder sehr ausgesezt waren, daß alle außerordentlich kirre waren und sich nicht nur mit Leimruthen am Wasser fangen, sondern auch auf den Bäumen so nahe an sich kommen ließen, daß man sie mit dem Blasrohre schießen konnte. Da dieß etwas ungewöhnliches bey diesen Vögeln ist, so glaube ich, daß dieß Heerden waren, die eigentlich in eine weit nördlichere wilde Gegend zu Hause gehörten, wo sie wie mehrere Zugvögel wenig Menschen sehen oder doch den Verfolgungen derselben selten oder gar nicht ausgesezt sind. Entweder üble Witterung hatte sie hier zurückgehalten, oder der Reiz des Ueberflusses an ihrem Hauptnahrungsmittel, dem Fichtensaamen.

**) Lev. I. v. 14.

In der Türkey, wo sie sehr zahlreich wohnen, werden sie sehr hochgeschätzt und die Regierung bewilliget ein gewisses Procent an Getraidegebühr auf Rechnung dieser Vögel. Es kömmt beständig eine Menge dieser Vögel auf die Schiffe, die den Hafen von Constantinopel durchkreuzen, und frißt sich, ohne daß man sie stört, in den Magazinen und Mühlen satt. Diese Erlaubniß, sich da an Getraide Gutes zu thun, lockt sie in großer Anzahl herbey und macht sie so dreiste, daß sie sich auf die Schultern der Ruderknechte setzen, und nach einem leeren Platze hinsehen, wo sie ihren Kropf aufs neue füllen können.

Ehemals brauchte man auch das Fleisch und Fett in der Medicin.

Varietäten.

In andern Weltgegenden sind die Turteltauben etwas verschieden gefärbt.

1. Die Portugiesische Turteltaube. La Tourterelle de Portugal. *Buffon* l. c. p. 556. Uebers. a. a. O. S. 302. Portugal Turtle. *Latham* l. c. Var. B.

Sie ist etwas größer als die gewöhnliche. Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern safrangelb; die Hauptfarben des Gefieders tief braun; an jeder Seite des Halses, sind zwey bis drey glänzend schwarze Federn, die weiße Spitzen haben; die kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarz, weiß kantirt, die übrigen braun, mit gelben Endkanten; die Schwungfedern sind schwärzlich mit gelben Rändern; die zwey mittlern Schwanzfedern sind tief aschgrau, mit weißen Spitzen, die übrigen weiß an dem

äußern

äußern Rande und an den Spitzen, und inwendig aschgrau; die Füße roth; die Klauen schwarz.

Man trift sie in Portugal an.

Es ist dieß wahrscheinlich eine gezähmte Art der Turteltauben. Ich habe voriges Jahr bey einem Landmanne in einem benachbarten Dorfe eine jung aus dem Neste genommene Turteltaubin gesehen, die fast gerade so aussah. Bey uns ist es sehr gewöhnlich dergleichen Vögel in der Stube zu halten, wo alsdann immer blässere Farben ausfallen. — Vielleicht daß auch die hier beschriebene Portugiesische Taube nichts anders als eine solche gezähmte Turteltaube ist. Wenigstens kann diese Bemerkung zur fernern Untersuchung Anlaß geben. Daß die gezähmten Vögel auch gewöhnlich größer werden, wie hier von den Portugiesischen gesagt wird, bestätigt meine Vermuthung noch mehr.

2. Die Turteltaube von Luçon. La Tourterelle grise de l'Isle de Luçon. Sonnerat Voy. 52. t. 12. Luzonian Turtle. *Latham* l. c. Var. C.

Sie hat die gewöhnliche Größe. Schnabel und Augenstern sind karminfarben; Kopf und Hals hell graulich aschfarben; auf jeder Seite des Halses sechs bis sieben Federn mit schwarzen Spitzen; die Brust und der Bauch weinfarbengrau; die Schwungfedern schwarz, die der zweyten Ordnung am Ende mit einem bräunlichgelben Anstriche; die zwey mittelsten Schwanzfedern schwarz, die übrigen weiß; die Füße röthlich.

Be-

Bewohnt Manilla.

3. Die rundfleckige Turteltaube. The spotted-necked Turtle. *Latham* l. c. Var. A.

Diese Varietät beschreibt Latham. Sie befindet sich im Leverschen Museum und wurde in Buckinghamshire geschossen, wo mehrere der Art angetroffen werden sollen. Sie unterscheidet sich dadurch, daß die ganze Seite des Halses schwarz ist, anstatt daß sonst nur ein Fleck so gefärbt ist; und anstatt daß sonst jede Feder weiß gespitzt ist, so steht hier nahe am Ende jeder Feder ein runder weißer Fleck, welches den Seiten des Halses und überhaupt dem ganzen Vogel ein schönes Ansehen verschaft. (Ich habe alte Männchen von gemeinen Turteltauben gesehen, die fast eben so waren; und dehat man beym Ausstopfen den Hals aus, so wird fast die ganze Seite mit den schönen schwarzen und weißbunten Federn bedeckt).

Latham sagt weiter: Unter einigen Vögeln welche bey der letzten Reise nach der Südsee mit hieher kamen, war auch eine Turteltaube von dieser Varietät. Allein da sie sich in einem Paquete befand, in welchem Vögel vom Vorgebirge der guten Hofnung staken, so ist es möglich, daß sie bloß aus letzterer Gegend her war. Es mag nun seyn, wie ihm will, so zeigt doch diese Erfahrung, daß die Turteltaube nicht bloß auf Europa eingeschränkt ist.

(176) 5. Die Lachtaube *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Turteltaube mit dem schwarzen Halsbande; gemeine oder einheimische Turteltaube, Türkisches Täublein, Indianisches Turteltäublein.

Columba risoria. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 787. n. 33.

La Tourterelle à Collier. *Buffon* des Ois. II. p. 550. t. 26. Ed. de Deuxp. IV. 279. t. 8. f. 3. Uebers. von Martini VI. 271. mit einer Abbildung.

Collared Turtle. *Latham* Synops. II. 2. 648. n. 42. Meine Uebers. IV. 624. n. 42.

Frisch Vögel. Taf. 141.

Goeze, Europ. Fauna. V. 2. S. 286. n. 10.

Donndorf a. a. O. S. 194. n. 33.

Kennzeichen der Art.

Sie ist graurötlich und an jeder Seite des Halses steht ein schwarzer halbmondförmiger Fleck.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Sie ist etwas größer als die Turteltaube, einen Fuß und anderthalb Zoll lang und zwey und zwanzig Zoll breit **). Der Schwanz ist fünftehalb Zoll lang und die gefalteten Flügel reichen bis über die Hälfte desselben. Der Schnabel ist zehn Linien lang, dünn, an der Wurzel röthlichweiß, an

*) Alte Ausgabe IV. S. 97. n. (170) 3.

**) Par. Ms. 1 Fuß Länge; 20 Zoll Breite.

an der Spitze schwärzlich; der Augenstern goldgelb, die Augenlieder und aufgeworfenen Ränder an denselben weißlich und nackt; die Füße blutroth, geschildert und neun Linien hoch, die mittlere Zehe funfzehn und die hintere acht Linien lang; die Klauen braun.

Der Oberleib ist hell grauröthlich; der Unterleib weiß, röthlichgrau überlaufen; der hintere Theil des Halses ist mit einem halbmondförmigen schwarzen Fleck bezeichnet, dessen Spitzen nach vorne gerichtet sind; die Schwung- und Schwanzfedern sind aschgrau. Genauer ist die Farbe folgende: Der Kopf ist sehr hell grauröthlich, nach der Stirn und dem Kinne zu ins Weiße übergehend; der schwarze Halsring besteht aus vier Reihen schwarzer Federn, die zuweilen an der Spitze weiß eingefaßt sind; der Rücken und die Schulter- und Deckfedern der Flügel sind sehr graulich rostfarben, so daß an den Flügelecken und dem Unterrücken der hellgraue Grund der Federn vorschimmert; der Steiß ist aschgrau, roströthlich überlaufen; die Kehle weiß; Gurgel, Brust, Bauch und After weiß, an der Gurgel und Brust roströthlich, oder vielmehr weinfarbig, und an den Seiten hellaschgrau überlaufen; die mittelmäßigen Afterfedern rein weiß; die Schwungfedern und die Deckfedern der ersten Ordnung derselben dunkelbleyfarben, weiß schimmernd und wie mit Mehl bestreut, und die Ränder etwas weißlich auslaufend, die Schäfte dunkler oder dunkelbraun; der Schwanz gerade, nur zusammengelegt etwas zugekeilt, oben bleyfarben und weiß bepudert, in weiße Spitzen, doch unabgesetzt, auslaufend, und die erste Feder an der äußern Fahne mit einem weißen Saume, die untere Seite des Schwanzes merklich abweichend, denn die Wurzelhälfte ist

schwärz-

schwärzlich und die Spitzenhälfte weiß, beyde Farben deutlich abgesetzt, und alle Federn haben an der äußern Fahne auch an dem schwarzen Theile noch einen weißen Saum; an den Unterflügeln sind die Deckfedern weiß und die Schwungfedern hellgrau.

Das Weibchen ist kleiner und etwas heller und Schnabel und Kopf sind dünner.

Merkwürdige Eigenschaften.

Es ist ein sehr verträglicher und reinlicher Stubenvogel, der sich besonders durch seine lachenden Töne, die er oft von sich giebt, beliebt macht. Das Männchen liebt sein Weibchen sehr zärtlich, sitzt immer, auch des Nachts, neben ihm, und vergnügt es mit seinem Gelächter, das wie Hihihirihri! klingt. Wenn er es zum Neste haben will, so giebt er noch andere rucksende und heulende Töne, die wie Kuckkruue! Kuckkruue! klingen, von sich; dreht sich aber nicht im Kreise herum, wie die Haustauben, sondern thut einige Sprünge nach seiner Gattin, steht dann ganz stille, senkt den Kopf gegen die Erde, bläst den Kropf auf und giebt ihr dadurch seine Liebe zu erkennen. Wenn das Männchen das Weibchen treten will, so lacht es dasselbe vorher an, ruckst mehrmal, greift ihm nach dem Schnabel, schnäbelt sich aber nicht eigentlich, wie die Haustauben, und wenn die Begattung vorbey ist, so lacht erst das Männchen und dann auch das Weibchen, letzteres aber etwas höher und feiner. Auch das Weibchen kann rucksen und thut es alsdann vorzüglich, wenn das Männchen zu Neste kommen und brüten soll.

Ihr Lebensziel erstreckt sich nicht höher als acht Jahre, da sie sehr vielen Krankheiten ausgesetzt ist.

Verbreitung und Aufenthalt.

Indien und Sina ist ihr eigentliches Vaterland, von da aber ist sie in ganz Europa als zahmer Vogel verbreitet worden. Es fehlt zwar nicht an Leuten, welche behaupten, daß man sie auch in Deutschland wild finde, und Herr von Schreckenstein schreibt mir, daß sie nach Aussage mehrerer glaubwürdigen Jäger im Herbst in Schwaben auf Feldern, wo der Mays (Zea Mays) angebaut sey, angetroffen werde; allein ich glaube, daß hier bloß Turteltauben oder weiße Varietäten derselben gesehen worden sind. Besonders häufig trift man sie beym Landmanne in der Stube an, welcher glaubt, daß sie Flüsse und Schmerzen an sich ziehe.

Man weist den Lachtauben gewöhnlich hinter dem Ofen oder unter einer Bank in einem Gitter ihren Aufenthalt an. Man kann sie auch frey herumgehen lassen; alsdann müssen ihnen aber die Flügel verschnitten werden, damit sie nicht, wenn es ihnen einfällt, ihre Flugkraft zu üben, oder wenn sie aufgescheucht worden, in die Fenster fliegen. Unter dem Ofen sind sie am liebsten, weil sie die Wärme gar sehr lieben. Man hat aber auch außerdem schon oft den Versuch gemacht, sie in ordentliche Taubenbehältnisse zu gewöhnen und ausfliegen zu lassen, und es ist gelungen; nur müssen sie vor den Raubvögeln sicher seyn und im Winter entweder warm wohnen, oder in ein geheiztes Zimmer bis zum kommenden Frühjahre gebracht werden. Ja Herr Naumann hat eine aus der Stube entflohene bemerkt,

welche

welche, da sie in einem Garten mit dem Blasrohre geschossen und wieder gefangen wurde, in der Freyheit so wild geworden war, daß eine ziemliche Zeit verstrich, ehe sie wieder zahm wurde *).

Nahrung.

Sie fressen gern Weizen, Heidekorn, Hirsen, Lein, Mohn, Rübsaamen, auch Brod und Semmel, doch unter allen den Weizen am liebsten; daher denn dieß auch ihr gewöhnliches Futter wird. Zur Verdauung wollen sie Sand und zum Trinken und Baden frisches Wasser haben.

Fortpflanzung.

Man giebt ihnen in der Stube entweder ein weiches Stück Pelz oder Tuch, oder besser, einen kleinen von Stroh geflochtenen Korb, wie ein Brodkorb gestaltet, hin. Auf und in dieses Behältniß tragen sie einige Halmen und legen dann ihre zwey schönen, weißen, ovalen Eyer hinein. Sie brüten sechszehn Tage; bringen aber selten mehr als ein Junges auf; denn entweder ist ein Ey faul, oder sie lassen ein Junges Hungers sterben. Daher ist es schon was sehr seltenes, sechs Junge von einem Paar in einem Sommer zu erhalten. Die Jungen sehen den Aeltern vollkommen gleich und man sieht auch gleich an der röthlichern Farbe, was Männchen und Weibchen sind. Wenn man ein Pärchen in einen gar zu engen Raum, z. B. unter den Ofen, einsperrt, daß sie weiter keine Bewegung haben, so lassen sie oft Eyer und Junge verderben, um nur immer sich begatten zu können. Sie sind überhaupt sehr zärtlich, laufen

*) Naumann a. a. O. 77.

lausen sich, rucksen, lachen, und suchen sich einander zur Begattung zu reizen. Gewöhnlich tritt das Weibchen das Männchen auch, wenn ersteres dasselbe getreten hat, wie es auch einige Haustauben thun.

Krankheiten.

Außer der Dürrsucht, die wie die der zahmen Tauben behandelt wird, werden sie fast mit allen ansteckenden Krankheiten befallen, die diejenigen Personen treffen, welche mit ihnen einerley Zimmer bewohnen. Sie bekommen daher die Blattern, wenn die Kinder die Blattern haben, geschwollene Füße, wenn Personen von dieser Krankheit im Zimmer sind, und werden fast allemal mit Beulen und Geschwulst an den Füßen befallen, wenn eine Flußkrankheit im Hause ist. Sie theilen also die Krankheit mit ihrem Hausherrn, nehmen sie ihm aber nicht ab, wie der gemeine Mann fälschlich glaubt.

Die Jungen erhalten oft sogenannte Kröpfe, d. h. im Schlunde und Kropfe setzt sich eine käsige, wie alter Käse riechende Materie knotenförmig an, der Hals schwärt davon bald zu und die Thiere sterben. Diese Krankheit zeigt sich vorzüglich, wenn die Kiele aufgeplatzt sind, und da, wo die Alten keinen Sand, kein gutes Futter und nicht immer frisches Wasser erhalten. Sie läßt sich nicht kuriren. Es sind die Halsgeschwüre bey der Haustaube.

Nutzen.

Sie werden zum Vergnügen gehalten und ihr Fleisch soll mürbe, gesund und schmackhafter als anderes Taubenfleisch seyn.

Varietäten.

1) Die weiße Lachtaube. C. ris. candida. Sie ist entweder schneeweiß am ganzen Leibe und nur der halbe Mond um den Hals ist schwarz, oder schneeweiß auch ohne schwarzen Halsfleck. Ich weiß, daß sich diese letztere Sorte auch in ihrer Race fortpflanzt.

2) Die Bastard-Lachtaube. Col. ris. hybrida. Tourterelle mulette. *Brisson* av. I. 97. A. Hybridal Turtle. *Latham* l. c. Var. B.

Man zieht sie leicht in der Stube, indem man ein Turteltaubenmännchen und Lachtaubenweibchen zusammen einsperrt. Von beyden Aeltern erhalten sie etwas in der Farbe, bald von diesem, bald von jenem mehr, werden auch ganz weiß. Gewöhnlich sind sie am Kopf, Hals und Brust röthlichgrau; auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel röthlichaschgrau mit durchschimmernden schwachen dunkeln Flecken am Bauche, an den hintern Schwungfedern und den Schwanzspitzen weiß; die großen Schwungfedern graubraun. Sie pflanzen sich auch eben so wie die andern fort und sind daher fruchtbare Zwittervögel. Merkwürdig ist, daß sie allezeit größer werden und auch ein ganz eignes Geschrey bekommen, doppeltstimmig ruckſen und sich dabey tief bücken, fast wie die Lachtauben; doch lachen sie nie und das Rucksen ist auch nicht so melodisch.

3) Die Chinesische graue Lachtaube. Tourterelle grise de la Chine. *Sonnerat* voy. Ind. II. 176. pl. 102. Chinese grey Turtle. *Latham* l. c. Var. A.

Sie hat die Größe der gemeinen. Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern roth; die Füße sind gelb; der

Schei-

Scheitel grau; der Hinterkopf tief weinfarbengrau; rund um die Augen sind die Federn weiß; der Vorderhals, die Brust und der Bauch sind blaßröthlich weinfarben grau; die Federn des Hinterhalses haben die Gestalt eines verkehrten Herzens, sind schwarz von Farbe, bilden einen breiten halben Mond und haben auf jeder Seite einen runden weißen Fleck; die Flügel, der Rücken und Steiß sind schmuzig braun; die Schwungfedern schwarz; die zwey mittlern Schwanzfedern braun, die übrigen an der Wurzelhälfte schwarz und von da an bis zu Ende weiß; die untern Deckfedern des Schwanzes blaß röthlichgrau.

Bewohnt China. Latham sagt, er habe auch Abbildungen gesehen, die sie zu einer Bewohnerin von Madras machten.

Neunte Ordnung.

Hühnerartige Vögel. Gallinae.

Die Kennzeichen der Ordnung findet man oben Band II. (I) S. 251. angegeben.

Es giebt in Deutschland acht einheimische und naturalisirte Gattungen und zwanzig Arten.

Zwey und dreyßigste Gattung.

Pfau. Pavo.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist stark erhaben und etwas gekrümmt.

Die Nasenlöcher sind weit.

Der Kopf ist klein und mit einem Federbusch geziert.

Die Deckfedern des Schwanzes sind lang, breit, mit Augenflecken bezeichnet, und können ausgebreitet werden.

An den Füßen sind meist Sporne.

Eine zahme Art.

(177) 1. Der gemeine Pfau *).

(Taf. XL.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Pfau, Haubenpfau, Phau, Paw, Pogelun, Paulun, Junovogel; Crainisch: Pau.

Pavo cristatus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 729. n. 1.

Le Paon. *Buffon* des Ois. II. p. 288. t. 10. Ed. de Deuxp. IV. 5. t. 1. f. 1 et 2. Uebers. von Martini V. 144. mit Abbild.

The crested Peacock. *Latham* Synops. II. 2. p. 668. n. 1. Meine Uebersetz. IV. 644. Taf. 61. ein Weibchen, das dem Männchen ähnlich sieht.

Goeze Europ. Fauna V. 2. S. 447.

Frisch Vögel. Taf. 119. Männchen.

Donndorfs zool. Beytr. II. 2. S. 22. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Der Federbusch des Kopfes ist zusammengedrückt, goldgrün, weiß geschäftet, bloß an der Spitze mit Fahnen versehen und beweglich; das Männchen hat einzelne Sporne, ist oben goldgrün, unten grünlich schwarz und hat die prächtigsten Augenflecken auf den langen Steißfedern; das Weibchen ist graubraun.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Das Pfauenmännchen ist wegen der unbeschreiblichen Pracht seiner Steißfedern, wegen seines ansehnlichen Wuchses,

*) Alte Ausgabe III. S. 293. n. (155) 1.

ses, seiner prächtigen Stellungen, seines stolzen Ganges, der zierlichen und ungezwungenen Verhältnisse seines Körpers eines der schönsten Geschöpfe in der Natur.

Büffon verschwendet seine ganze Beredsamkeit bey Beschreibung desselben. Wir besitzen ihn noch in seiner ursprünglichen und wilden Gestalt und Farbe.

Er nähert sich in Rücksicht seiner Größe dem Truthuhn und ist über vier Fuß lang *). Der Schwanz mißt einen Fuß, neun und einen halben Zoll, und die gefalteten Flügel gehen bis sechs Zoll über den Anfang des Schwanzes hinaus.

Der weißgraue Schnabel ist einen Zoll, neun Linien lang, und wie ein Hühnerschnabel gestaltet; der Augenstern gelb; die vorne geschuppten und hinten netzförmigen Füße so wie die Nägel sind graubraun, die Mittelzehe vier Zoll, die hintere einen Zoll, acht Linien, und der dicke, scharf zugespitzte Sporn neun Linien lang.

Der Kopf ist klein, der Hals lang und dünn, der Leib gestreckt und stark, und die Füße sind stämmig.

Der Federbusch besteht aus vier und zwanzig, zwey bis drey Zoll langen, gerade in die Höhe stehenden Federn, mit weißen Schäften und zur Seite nur mit einzelnen, schwarzgrün glänzenden haarigen Bärten, die bis zu den rundlichen oder vielmehr dreyeckigen zusammenhängenden goldgrünen Spitzen, welche wie Blumen auf ihren Stielen da stehen, nicht zusammenhängen. Er kann diese Federn nach Gefallen mit der Haut zusammen zurücklegen und wieder

*) Par. Ms. Länge über 3½ Fuß.

wieder aufheben. Gewöhnlich steht er gerade in die Höhe. An den Seiten des kleinen Kopfes geht über und unter den Augen ein zusammenfließender weißer Streif hin, der unter sich noch einen schwarzen kahlen Fleck hat; Kopf, Hals und obere Brust sind schön indigblau mit violettem und goldgrünem Wiederschein; die zirkelförmig abgerundeten und wie Fischschuppen da stehenden Rückenfedern sind goldgrün, kupferfarben glänzend und schwarzglänzend gerändet. Die Deckfedern des Schwanzes oder die Steißfedern sind es nun eigentlich, die dem Vogel, wenn er sie radförmig in die Höhe und aus einander schlägt, das schöne Ansehen geben. Sie liegen wie Dachziegel schichtförmig über einander und die der letzten Schicht oder die mittelsten sind vier und einen halben Fuß lang. Alle haben einen weißen Schaft, zur Seite lange einzelne schwarzgrüne, kupferfarben glänzende Bartfasern, und an der Spitze die goldgrüne gewöhnliche Federgestalt, in welchem Theile der rundliche Fleck, das sogenannte Auge oder der Spiegel liegt. Die Mitte desselben ist wie eine kleine Bohne groß und gestaltet und dunkelblau glänzend; um dieselbe liegen drey Zirkel, wovon der nächste blaugrüne goldglänzend, der darauf folgende kupferfarben oder vielmehr olivenbraun mit Goldglanze, und der letzte grünlich goldfarben ist. Zur Seite stehen einige kürzere Federn, denen das Auge fehlt, die aber nach der Spitze zu an der Außenseite mit einer breiten goldgrünen Fahne versehen sind, davon einzelne Fasern noch abgebrochene breite Bärte haben. Auch fehlt einigen der längsten Federn dieser schöne Augenfleck und diese sind gleichsam an der Spitze viereckig abgeschnitten. Die schönste Pracht giebt das ausgespannte Rad von sich, wenn die

Sonne

Sonne ihre Strahlen in die glänzenden Augenflecken wirft. Die Unterbrust, Seiten, der Bauch und After sind schwarz, grün glänzend; die Schenkel rostgelb; die Schulterfedern und kleinen Deckfedern hellrostbraun mit schwarzen Queerlinien, die im rechten Lichte goldgrün schimmern, die kleinsten an der Flügelecke sind rothbraun und schwarz gewellt, die mittlern himmelblau mit einem grünen Goldglanze, die größern mit den Afterflügeln gelbroth; die vordern Schwungfedern gelbroth, die übrigen schwärzlich, röthlich und grün gefleckt; die achtzehn Schwanzfedern, die sich unter den obern Deckfedern derselben verstecken, sind keilförmig und graubraun; die untern Deckfedern des Schwanzes schwarzgrau und so pflaumartig, daß sie wie ein großer Wollklumpen da liegen.

Das **Weibchen** ist kleiner Die Regenbogen in den Augen sind bleyfarben; Schnabel und Klauen grau; die Deckfedern des Schwanzes und der Federbusch viel kürzer, jene ohne Augenflecken; der ganze Leib ist aschgrau braun, am Kopfe und Federbusche mit einigen grünen Punkten; Hals und Brust sind grün mit weißen Spitzen an den Brustfedern.

Die **alten Weibchen** arten zuweilen, wie mehrere Vögel, in ihrem Gefieder so aus, daß sie den Männchen fast gleich sehen, und dieß gewöhnlich erst alsdann, wenn ihr Eyerstock abgeleert, sie also unfruchtbar geworden sind, und daher auch mit Widerwillen den Hahn sich ihnen nähern sehen *).

Varie-

*) Eine Abbildung eines solchen Weibchens steht in Lathams allgemeiner Uebersicht a. a. O.

Varietäten.

1) Der weiße Pfau (Pavo cristatus albus. Le Paon blanc. *Buff.*). Er ist überall am ganzen Körper weiß. Die Spiegel auf den Deckfedern des Schwanzes sind zwar auch weiß, lassen aber doch die verschiedenen Grade der Schattirungen in der weißen Farbe noch deutlich genug unterscheiden. — Man giebt gewöhnlich Norwegen und andere nördliche Länder für das ursprüngliche Vaterland dieser weißen Abänderung an; allein sie haben keinen andern Ursprung als die weißen Hühner, Tauben, Mäuse u. d. gl., und haben also wohl bloß schwächlichen Aeltern denselben zu verdanken, ohne Einfluß des Klima; ja man weiß sogar, daß sie auch in dieser Gestalt aus Ostindien nach Europa gebracht worden sind. Die Jungen sind sehr zärtlich und schwer zu erziehen, pflanzen sich aber in ihrer weißen Gestalt fort. Auch sind und werden sie nicht immer ganz rein weiß. Frisch Vögel. Taf. 120.

2) Der bunte Pfau (Pavo cristatus varius. Le Paon panaché. *Buff.*). Er ist an den Backen, auf den Flügeln und am Bauche weiß, am übrigen Körper wie der gewöhnliche Pfau, nur daß die Augen der Deckfedern des Schwanzes nicht die breite, runde und schöne Zeichnung haben.

Er fällt nicht nur von gemeinen Pfauen allein zufälligerweise, sondern auch absichtlich von dem gemeinen und weißen Pfau zusammen in dieser Gestalt, die auch zuweilen einige Veränderungen leidet, aus. Wenn man einen weißen und gewöhnlichen Pfau zusammenpaart, so kann man es schon an den Eyern sehen, aus welchen bunte Pfauen kommen; denn sie sind heller als die übrigen.

Ich

Ich habe auch einmal eine schöne hieher gehörige Spielart gesehen, an welcher Flügel und Schwanz weiß, die übrige Farbe aber wie gewöhnlich, nur etwas lichter, war.

Zergliederung *).

1. Der Pfau hat keinen eigentlichen Kropf; in dem erweiterten Schlunde aber, der die Speisen zuerst aufnimmt, hat man kurz vor der Magenöfnung einen drüsigen Knoten voller kleiner Kanäle wahrgenommen, welche eine Menge zäher Feuchtigkeiten von sich geben.

2. Der Magen ist von außen mit sehr vielen bewegenden Fibern versehen.

3. Caspar Bartholin **) fand in einem solchen Vogel zwey Gallengänge, aber nur einen Gekrösdrüsengang, der sonst bey den Vögeln gewöhnlich doppelt ist.

4. Der Blinddarm war doppelt und von hinten vorwärts gerichtet, so lang als der ganze Kanal der übrigen Därme, und noch weiter als diese.

5. Der Bürzel oder Steiß ist sehr groß und stark wegen der vielen Muskeln, welche zur Aufrichtung und Ausbreitung des Schwanzes nöthig sind.

Merkwürdige Eigenschaften.

Diese Vögel werfen, so wie alle, ihre schönen Federn jedes Jahr vom August an ab, ausgenommen die Straußfedern auf dem Kopfe, die sich nicht ausmausern. Wäh-

rend

*) *Buffon* l. c.

**) Acta havniens. 1673. obs. 114.

rend dieser Zeit sind sie traurig und halten sich, gleichsam aus Schaam, verborgen. Im Winter und Frühjahr erst können die Männchen die Pracht ihrer Augenfedern wieder sehen lassen.

Sie sind bey ihrem Putze auch außerordentlich reinlich, bedecken und verscharren sogar zuweilen ihren Unrath, wie die Katzen. Ob sie gleich so schwer, wie das andere Meyergeflügel, fliegen, so suchen sie sich doch mehr in der Höhe aufzuhalten, fliegen daher auf die höchsten Bäume und Dächer, und hier ist es auch, wo die Männchen, besonders zur Zeit der Paarung, wenn ihnen etwas Unerwartetes aufstößt, und beym Wechsel des Wetters, ihr sehr durchdringendes, auf eine halbe Stunde weit hörbares, sehr unangenehmes Geschrey, das dem Miau der Katzen nicht unähnlich klingt, hören lassen. Von diesem Geschrey soll ihr Name fast in allen Sprachen herstammen *). Außerdem geben beyde Geschlechter auch noch einige andere, doch weniger geräuschvolle Töne, die bald als ein Knirschen, bald als ein Murren zu vernehmen sind, sowohl wenn sie vergnügt und ruhig, als mißvergnügt und unruhig sind, von sich.

So schön sie sind, so tapfer und herrisch sind sie auch, so daß sie ohne Widerstand die Herrschaft über einen ganzen Hühnerhof behaupten und sogar die andern Hühner, es müßte denn das Futter immer überflüssig vorhanden seyn, es nicht eher wagen, sich dem Fütterungsplatze zu nähern, bis jene gesättigt sind. Doch bemerkt man zwischen ihnen und den Truthühnern eine gewisse gegenseitige Neigung, und

*) *Varro* de lingua latina. Lib. IV.

und will sogar bemerkt haben, daß sie sich wechselsweise, doch ohne Erfolg, einander treten. Auch denjenigen Personen, die es gut mit ihnen meinen, besonders ihrem Fütterer, sind sie sehr zugethan, und die Alten erzählen von einem Pfau, der eine junge Person so anhänglich liebte, daß er ihren Tod nicht überleben konnte *). Sie erreichen unter den Hausvögeln ein vorzüglich hohes Alter und das Männchen wird fünf und zwanzig Jahre, das Weibchen aber nicht so alt.

Verbreitung und Aufenthalt.

Ostindien, sagt Büffon, jener Himmelsstrich, der Saphire, Rubine und Topase zeuget, deren Glanz sich in seinem Gefieder spiegelt, hat auch diesen Vogel ursprünglich hervorgebracht. Hier trift man ihn noch allenthalben in seinem wilden Zustande an. Von da kam er nach dem westlichen Theile von Asien. Zu Alexanders des Großen Zeiten ward er zuerst in Europa und zwar in Griechenland bekannt **). Von hier aus wanderte er in die übrigen südlichen Theile von Europa, nach Italien, Frankreich, dann nach Deutschland, der Schweiz und bis nach Schweden, und zuletzt auch nach Amerika.

Er ist der Schmuck der Meyerhöfe und man findet ihn auf vielen derselben in Deutschland, ob er gleich nicht den

*) *Athenaei* Deipnosoph. Lib. XIII. c. 30.

**) Salomos Flotte brachte sie mit aus Afrika (Ophir). 2 Chron. 9. 21. Alle 3 Jahre kamen die Schiffer und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.

den Nutzen des andern Meyergeflügels gewährt. Gewöhnlich schmückt er die englischen Gärten und Fasanerien.

Im Sommer suchen diese Hausvögel gern ihren Aufenthalt im Freyen auf den Bäumen auf, im Winter verlangen sie aber entweder einen geräumigen Stall, oder eine Schoppe, wo sie auf erhöheten Stangen schlafen. Sie schlafen sowohl mit verstecktem als bloß eingezogenem Kopfe und ausgestrecktem Schnabel.

Nahrung.

Man ernährt sie, wie die andern Hühnerarten, mit Gerste, Hafer, Hirsen, Kümmel, Wicken und Erbsen. Beym Waizen befinden sie sich freylich am besten; allein diesen können sie nur wegen ihrer großen Gefräßigkeit von den Reichen verlangen. Gerste ist ihr gewöhnliches Futter. Im Winter bekommen ihnen vorzüglich auf Kohlen geröstete Bohnen. In der Normandie wird er auch mit Apfel- und Birnkernen gefüttert. Wenn sie immer Insecten, Gras und kleine Kieseln aufsuchen können, so sind sie weniger Krankheiten ausgesetzt, als die Truthühner. Holunderblüten (Sambucus nigra) sollen ihnen tödtlich seyn, so wie süße Milch.

Fortpflanzung.

Hahn und Henne sind zu Ende des Märzes und Anfange des Aprils außerordentlich hitzig (falzen) und geben sich ihr Verlangen durch allerhand Liebkosungen zu erkennen. Ein Hahn ist hinlänglich, sechs Hennen zu belegen; man giebt ihnen aber, um der Fruchtbarkeit der Eyer desto gewisser zu seyn, gewöhnlich nur drey. Wenn die Hennen

keine

keine Männchen haben, so treten sie sich zuweilen einander selbst und legen alsdann sogenannte Windeyer.

Zu Ende des Aprils und Anfang des Mais sucht sich die Pfauenhenne von selbst einen einsamen Winkel aus, und legt ihre Eyer in ein bloß aufgescharrtes Loch auf das daselbst befindliche Stroh und Genist, ohne vorher besondere Baumaterialien herbey zu schaffen. Gemeiniglich pflegt man ihr aber, wenn sie selbst brüten soll, wie den zahmen Hühnern, ein künstliches aus Heu und Stroh verfertigtes Nest anzuweisen. Sie legt einen Tag um den andern ein Ey, und wenn man sie ihr wegnimmt, acht bis zwölf.

In Indien ist ihre Fruchtbarkeit weit größer und sie legt ihrer wohl zwanzig bis dreyßig. Die Eyer sind ihrer Größe und Gestalt nach den Gänseeyern gleich, braungelb (dunkelerbsfarben) mit dunklern schmuzigen Flecken und Punkten, die sich besonders am dickern Ende häufiger befinden. Doch legen auch einige strohgelbe oder gar weißliche Eyer mit dergleichen Flecken und Punkten. Wenn man die Henne selbst brüten läßt, so legt sie das Jahr nur einmal, wenn man ihr aber die Eyer immer wegnimmt, so fängt sie wohl dreymal an zu legen, und bringt wohl sechszehn bis achtzehn Eyer hervor. Die letzten Eyer läßt sie gewöhnlich des Nachts von der Stange herabfallen; man muß daher Heu, Stroh oder Moos unterlegen, damit sie nicht in Stücken gehen.

Man beschuldigt sie, daß sie beym Ausschliefen der Jungen nicht die Eröffnung aller Eyer erwarte, sondern

wenn einige ausgekrochen wären, mit diesen davon gehe, und deshalb müsse man ihre Brut einer Trut= oder gemeinen Henne anvertrauen; allein so ungegründet auch dieß Vorgeben im Allgemeinen ist, so ist doch so viel gewiß, daß sie sich nicht leicht zur Selbstbrut versteht, die Eyer verläßt, oder doch die Jungen in ihrer zarten Kindheit durch das beständige hohe Auffliegen verwahrloset; und man thut daher am besten, wenn man ihre Eyer einer Truthenne, die ihrer zwölf bedecken kann, oder einer Haushenne, die nicht mehr als acht gehörig zu bedecken im Stande ist, unterlegt. Sie bedürfen gerade einer acht und zwanzigtägigen Erwärmung, und wenn man sie daher einer Haushenne, die nicht so lange zu brüten gewohnt ist, unterlegen will, so thut man wohl, wenn man die Pfauin erst einige Tage darauf sitzen läßt. Wenn die Pfauhenne selbst brütet, so muß man den Pfauhahn sorgfältig von ihr zu entfernen suchen, denn so bald er sie entdeckt, so rennt er sogleich auf sie zu, um sie zu treten und zerbricht die Eyer.

Sind die gelblichen wolligen Jungen ausgekrochen, so nimmt man sie nicht so gleich der rechten Mutter oder Stiefmutter weg, sondern läßt sie noch wenigstens einen halben Tag unter ihr sitzen, damit sie gehörig abtrocknen können. Man giebt ihnen in den ersten Tagen Grütze, Semmelkrumen, gehackte Eyer, und Gerstenmehlbrey, oder auch ausgepreßte Käsemilch mit zerhacktem Schnittkohl, oder Schafgarbenblättern vermischt. Zur Abwechselung und Beförderung ihrer Gesundheit wirft man

man ihnen auch Ameiseneyer und Heuschrecken vor. Wenn sie etwas größer geworden sind, fressen sie im Wasser ein'geweichten Waizen und Hirsen, und nach sechs Wochen das Futter der Alten, nämlich Gerste.

Wenn sie die Pfauenmutter selbst führt, so muß man sie sorgfältig alle Abend in einen Hühnerstall treiben, und unter einen Hühnerkorb stecken, damit sie die Jungen unter ihre Flügel nimmt, und wärmt, sonst fliegt sie auf einen Baum, und läßt entweder ihre Jungen in der Hecke über-nachten, oder trägt sie auch wohl einzeln auf ihrem Rücken auf einen Ast desselben, wobey aber manches zu Grunde geht. Unter vier Wochen lernen die Jungen nicht leicht mit ihr auf den Sitzstangen, oder hohen Baumästen übernachten, obgleich ihre Flügelfedern schon am dritten Tage da sind, und sie kleine Anhöhen ersteigen können. Alsdann fängt auch ihr Federbusch an hervorzukeimen, und man muß sie von jetzt an einige Wochen nicht nur aus Furcht einer unterliegenden Krankheit, die allezeit mit Hervorbrechung des Federbusches begleitet wird, besonders in Acht nehmen, sondern auch deswegen, weil sie sich jetzt anfangen zu beißen und die Stärkern von den Schwächern abgebissen werden. Hingegen kann man nun den Pfauen-hahn wieder zu seiner Henne und den Jungen lassen, weil er diese nun für seine Kinder erkennt, liebt und sie nicht mehr wie vorhin seinen Verfolgungen, so wie anderes fremdes Federvieh, ausgesetzt sind. Sollten diejenigen, die von Trut- und Haushennen geführt werden, sich nicht im dritten Monate von selbst gewöhnen auf Stangen des

Nachts zu fliegen, so muß man sie mit Gewalt dahin zu vermögen suchen; denn die Pfauen sitzen auf der Erde nicht nur zu kalt, sondern müssen auch zur Erhaltung ihrer schönen langen Steißfedern einen erhabenen Ort haben.

Bis zum zweyten Jahre haben Männchen und Weibchen fast einerley Farbe; im dritten Jahre erscheinen die langen Deckfedern des Schwanzes beym Pfauenmännchen, er fängt alsdann an ein Rad zu schlagen, und die Hennen aufzusuchen. Er paart sich zwar auch wohl schon im zweyten Jahre, aber, wie alle zu jungen Vögel, ohne Erfolg. Auch die Pfauinnen legen gewöhnlich nicht eher als im dritten Jahre.

Krankheiten.

Wenn die Jungen krank werden, so kurirt man sie gewöhnlich durch Vorwerfung allerhand Arten von Insecten, Heuschrecken, denen man die Füße ausreißt, Mehlwürmern, Fliegen, Spinnen und Ameiseneyern.

Wenn die Hennen legen, so pflegen sie zuweilen ganz blöde zu werden, man setzt ihnen daher im Wasser gequellten Waizen und Hafer oder geröstete Bohnen zum Futter nahe bey ihr Nest.

Die übrigen Krankheiten haben sie mit den Haushühnern gemein, und man kann daher auch jene Heilmittel bey ihnen anwenden *).

Feinde.

Junge und Alte werden zuweilen sehr mit Läusen geplagt, und jene sind den Nachstellungen aller der Raubthiere

*) s. weiter unten Krankheiten der Haushühner.

thiere und Raubvögel ausgesetzt, die die jungen Haushühner verfolgen.

Nutzen.

Das Fleisch der Pfauen wird fast nie anders gegessen, als wenn es noch jung ist; denn alt ist es trocken, hart und unverdaulich, und ein Pfauenbraten ist auf den Tafeln großer Herren ein bloßes Schaugericht. Sie werden zu dieser Absicht in dem ganzen Schmucke ihrer Federn aufgetragen. Ueber einen so zubereiteten Pfau mußten die alten französischen Ritter bey großen Vorfällen ihr Gelübde, welches man das Pfauengelübde nannte, feyerlich ablegen.

Soll ein alter Pfau noch einigermaßen zu genießen seyn, so muß man ihn köpfen, und gleich in kaltes Wasser werfen; hierdurch wird ihm das Blut allmählig ausgezogen, und das Fleisch wird weiß und mürbe. In Pasteten ist es am schmackhaftesten.

Obgleich die Alten den Eyern noch den Vorzug vor den Gänse- und Hühnereyern einräumten, so taugen sie doch nichts zur Speise, weil sie zwar schmackhaft, aber ungesund sind.

Die Federn vom Kopfe und Schwanze brauchen die Federschmücker zu allerhand Putz; in China machen die Schwanzfedern einen besondern Handel aus, weil die Damen sie zum Kopfputze brauchen. In dem Gebiete des großen Moguls und in Persien macht man Fliegenwedel daraus, und vertreibt in den Häusern der

Rei-

Reichen die Fliegen damit. Die Vornehmen in Japan, z. B. die Gesandten, haben an ihren Mützen einen kleinen Busch von solchen Federn.

Man webte auch sonst einen prächtigen Zeuch daraus, dessen Aufzug aus lauter Gold und Seide, der Einschlag aber aus Pfauenfedern bestand. So war ohne Zweifel auch der von Pfauenfedern gewebte Mantel, welchen der Papst Paul I. dem König Pipin schenkte.

Der Pfau macht sich auch dadurch noch nützlich, daß er allerhand schädliche Insecten, als Heuschrecken, Raupen und Schmetterlinge wegfrißt.

Hauptsächlich aber wird er seiner Schönheit wegen, zur Pracht und Zierde auf den Höfen und nicht seines ökonomischen Nutzens halber, gehalten.

Was man auch noch neuerlich von seinen Kräften in der Medicin sagt, ist ungegründet.

Seiner Schönheit halber war er bey den Alten der Juno geheiligt.

Ueberhaupt stand er bey den Alten in einem höhern Werthe als heut zu Tage. Die Griechen schätzten ihn wegen seines prächtigen Gefieders und die Römer aßen ihn. Es war der bekannte Redner Hortensius, der zuerst den Einfall hatte, seine Gäste mit Pfauen zu bewirthen. Die Römischen schwelgerischen Kaiser Vitellius und Heliogabal ließen ungeheure Schüsseln mit Köpfen, Zungen und Gehirn der Pfauen auftragen. Der erste nannte eine Schüssel davon das Schild der Pallas.

las. In dieser schwelgerischen Periode hatte eine Heerde Pfauen einen großen ökonomischen Werth.

Schaden.

Die Dächer beschädigen sie, besonders die Strohdächer, und verwüsten auch die Küchengärten, in welche sie kommen können.

Irrthümer und Vorurtheile.

1. Sie sollen in der Arzeneykunde, besonders ihr Koth, Wunderkräfte beweisen.

2. Das anhaltende Geschrey der Pfauen sehen einfältige Menschen für eine Prophezeihung eines baldigen Todes in der Nachbarschaft an.

3. Schon die Alten schrieben dem Pfau den schmuzigen Neid zu, daß er seinen Koth um deswillen verscharre, damit ihn die Menschen nicht benutzen sollten *).

4. Er sollte so gar unter seinen Flügeln ein Stück Leinwurzel als ein natürliches Amulet tragen, um sich gegen alle Bezauberungen zu schützen **).

*) *Plinii* hist. nat. Lib. 29. c 6.

**) *Aeliani* hist. anim. Lib. 9. c. 18.

Drey und dreyßigste Gattung.

Truthuhn. Meleagris.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist kurz, stark und erhaben.

Die offenen Nasenlöcher sind an einem Ende spizzig und liegen in einer Haut.

Der Kopf ist mit schwammartigen Fleischhöckern bedeckt.

An der Kehle hängt ein häutiger Lappen.

Der breite Schwanz breitet sich aus.

Eine Art.

(178) 1. Das gemeine Truthuhn *).

Meleagris Gallopavo domestica.

(Taf. XLI.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Puterhuhn, Kalekuter, kalekutischer Hahn, gemeiner Kalekut, Truthahn, Puter, Puder, wälscher Hahn, Türkischer Hahn, Kuhnhahn, Indianischer Hahn, Puthe, Kalkun, Knurre, Putchen, Pipe. Die Namen Kalekutsche und Türkische Hühner sind vielleicht von andern Hühnern auf diese gezogen worden, und beweisen nichts gegen ihren Amerikanischen Ursprung.

Me-

*) Alte Ausgabe. III. S. 306. n. (156) 1.

Meleagris Gallopavo. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 732. n. 1.

Le Dindon. *Buffon* des Ois. II. p. 132. t. 5. Ed. de Deuxp. III. 139. t. 3. f. 1. Uebers. von Martini IV. 190. Taf. 95. 97.

The american Turkey. *Latham* Synops. II. 2. p. 676. n. 1. Meine Uebers. IV. 649. *Pennant* Arct. Zool. II. n. 178. Uebers. von Zimmermann II. 273. n. 94.

Frisch Vögel. Taf. 122.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. p. 416. n. 1.

Donndorf a. a. O. S. 30. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Das bloße Fleisch auf dem Kopfe ist roth und blau; auf der Wurzel des Oberschnabels steht ein Fleischzapfen, und aus dem Unterhalse des Männchens ein langer Büschel harter schwarzer Haare heraus.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Seine Größe ist gewöhnlich drey und drey Viertel Fuß, die des Schwanzes einen Fuß, zwey Zoll, und die Breite fünf Fuß *).

Der Schnabel ist zwey Zoll lang, dick, an der Spitze abgestutzt, wie abgeschnitten, doch scharf und weiß; der Augenstern rothbraun; die Ohren sind klein, rund, stehen hin-

*) Par. Ms. Länge über 3 Fuß; Breite fast 4½ Fuß.

hinter den Augen offen, und sind nur von etlichen kleinen zarten zerschlissenen Federn bedeckt; die Füße stark geschuppt, sechs Zoll hoch, und so wie die Zehen schmuzig fleischfarbenbraun, die Mittelzehe drey und drey Viertel Zoll und die hintere siebenzehn Linien lang; das Männchen hat einen Ansatz von Sporn.

Der kleine Kopf und ein Theil des Halses ist nackt, an der Stirn erhebt sich ein kegelförmiger, fleischiger, runzlicher Zapfen, der im Affecte schlaff wird, sich verlängert und zwey Zoll und weiter über den Schnabel herunter hängt; der Scheitel und Nacken besteht aus großen und kleinen Fleischknoten, wie glatte Warzen gestaltet, die in und zwischen sich in eignen Vertiefungen schwarze Härchen haben; am Kinne hängt eine schlaffe Haut, die sich am Halse in viele und große Fleischknoten (Karunkeln, Klunkern) verwandelt. Diese kahlen Theile sind fast immer blutroth, und auf dem Scheitel und an den Backen himmelblau, doch ändern sich auch diese Farben nach Verschiedenheit, des Affectes, der Kälte und Wärme, und werden weiß, blaß blau, und gelblich. Am untern Theile des Halses ist vorn ein Büschel harter, spröder, an der Spitze gekrümmter, schwarzblauer Haare, der im dritten Jahre zu einer Länge von fünf bis sechs Zollen gelangt. Nur die Männchen haben ihn, er keimt schon, wenn sie drey Viertel Jahr alt sind, aus einer aufgeschwollenen Fleischwarze hervor, und ist ein auszeichnendes Kennzeichen dieses Vogels. Die übrige Farbe ist eben den Veränderungen, wie bey allen zahmen Hausthieren, ausgesetzt.

gesetzt. Es giebt schwarze und weiße, schwarz und weiß geschäckte, weiß und braun geschäckte, weiß und gelbröthliche, und auch aschgraue, welche mit den weißen die seltensten und schönsten sind *). Die zusammen gesetzten Farben bestehen allemal aus breiten wellenförmigen Queerlinien, die sich am Schwanze besonders deutlich auszeichnen, welcher alsdann auch gewöhnlich ein weißes Band an der Spitze und eine darauf folgende breite schwarze Queerbinde hat; die Schwungfedern aber sind mehrentheils gesprenkelt. Die meisten Truthühner sind von schwärzlicher oder dunkelaschgrauer Farbe mit weißen Queerlinien. Unter den Federn auf dem Bürzel, die länger als die obern Rückenfedern sind, und an der Brust glänzen einige ins Grüne oder Violette. Die Flügel enthalten acht und zwanzig Schwungfedern, die abgerundet und bauchig sind, und der abwärts hängende Schwanz scheint mit den Deckfedern aus drey Ordnungen von Federn zu bestehen, von welchen die obere (oder die größern obern Deckfedern des Schwanzes) und die untere (oder die mittelmäßigern untern Deckfedern des Schwanzes) kurz ist, und die mittlere größere oder der eigentliche Schwanz aus achtzehn Federn bestehet, wovon die sechs mittlern etwas länger als diejenigen an der Seite sind; die beyden obern Ordnungen kann der Vogel in die Höhe heben, und fächerförmig ausbreiten, die untere aber bleibt beständig in einer geraden, oft zerstreuten Lage, und da die Anzahl dieser

letz-

*) Daß die Braunen die schwächsten und am schwersten zu erziehen wären, habe ich nicht gefunden.

letztern Federn verschieden ist, so zählen sie abergläubische Leute, und sagen, so viel als das Männchen solcher Federn habe, so viel Eyer lege das Weibchen.

Dieses (das Weibchen) ist auch vom Männchen durch sehr auffallende Merkmale verschieden. Es ist weit kleiner, hat statt des Haarbüschels eine bloße Warze am Unterhalse *); der kahle Kopf und Hals hat wenigere und blässere Fleischknoten, und ist mehr mit Haaren und Federn besetzt; der Fleischzapfen auf der Stirn ist sehr klein, und verlängert sich entweder gar nicht oder doch kaum merklich; auch fehlt der Spornkeim.

Verschiedenheiten.

1) Das wilde Truthuhn (Meleagris gallopavo sylvestris) bewohnt jetzt noch die großen Sümpfe in Amerika in Heerden zu fünfhunderten, geht am Tage in die trocknen Wälder und sucht Eicheln ꝛc. zu seiner Nahrung. Es kann auch nicht viel schneller, als das zahme, fliegen. Es ist größer als das zahme. Seine Farbe ist überhaupt dunkler, fast schwarz, welche in verschiedenem Lichte bald glänzendgrün, bald kupferfarbig, bald gar purpurroth schillert; die Schwungfedern sind glänzend goldgrün, werden gegen das Ende zu schwarz und haben weiße Spitzen; die großen Deckfedern der Flügel sind glänzend braun; der Schwanz besteht aus achtzehn braunen Federn mit schwarz-

*) Nur die alten bekommen zuweilen auch einen solchen Haarbüschel, der aber doch nur höchstens halb so lang wird, als am Männchen.

schwarzgrünen Bändern und schwarzen Enden. Uebrigens sieht es aus wie das zahme.

Die aus den Eyern von zahmen erzogenen wilden begatten sich mit diesen ohne Schwierigkeit. Die Indianer machen aus den Federn mit Bast einen schönen Zeuch, wie seidenen Plüsch und aus dem Schwanze Sonnenschirme und Fächer.

Man jagt sie gewöhnlich mit Hunden. Sie laufen eine zeitlang geschwinder als diese; allein sie können es doch nicht so lange aushalten, und müssen alsdann abgemattet sich auf die Bäume setzen, wo sie leicht von den Jägern, eines nach dem andern herabgeschossen werden.

2) In England läßt man die zahmen schwarzen verwildern, und bekömmt dadurch eine eigne Varietät, die man in den Menagerien und Parks hält. Diese steigen oft bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume, so daß man sie nicht mit der Flinte erreichen kann und pflanzen sich im Gebüsche, wie die Fasanen, wild fort. Die schwarzen sind immer etwas kleiner als die andern.

3) Das weiße Truthuhn (M. G. albus.) mit rothem Kopfe und schwarzem Haarbüschel auf der Brust. Diese Truthühner werden in England sehr hoch gehalten, pflanzen sich in diesem weißen Kleide fort und sollen aus Holland stammen. Das Ungefähr hat diese Varietät erzeugt *), und man sagt, daß wenn ein

wei-

*) Ich habe selbst von einem schwarzen Hahne und einer blau und weißgefleckten Henne in einer Brut 3 schneeweiße mit schwarzen Haarbüscheln erhalten.

weißer Truthahn mit einem schwarzen kämpfe, die junge Brut alsdenn allezeit weiß würde. Wers glauben mag. Sonst sieht diese Varietät sehr schön aus; ist aber in Thüringen nichts seltenes, indem man sie fast auf allen Höfen antrift, wo Truthühner gehalten werden.

4) Das kupferfarbene Truthuhn (M. G. cupreus.) Eine sehr schöne Varietät. Die Farbe ist tief-glänzend kupfern, an Flügeln und Schwanz weiß. Am schönsten ist sie, wenn die Federn schwarzblaue, glänzende Bänder haben.

5) Das Truthuhn mit dem Federbusche. (Meleagris gallopavo cristatus.) Kurre mit Straußfedern, Haubentruthahn). Es ist eine bloße Abänderung, wie der gemeine Hahn mit einem Federbusche. Der Federbusch ist weiß oder schwarz.

Albin beschreibt einen solchen Hahn. Man hat ihn aber so wie die Truthühner überhaupt von allerhand Farbe. Dieser war von der Größe der gewöhnlichen Truthähne. Der Oberleib war dunkelbraun und gelb; die Brust, der Bauch, die Schenkel und der Schwanz weiß, wie die Federn, die seinen Busch bildeten. Der Schwanz hatte einen gelben Kreis und schwarze Spitzen an den Federn. Die Füße waren fleischfarbig. Uebrigens glich er vollkommen unsern gemeinen Truthühnern, sowohl in Absicht auf das schwammige und drüsige Fleisch, welches den Kopf und den obern Theil des Halses bedeckte, als auf den spröden Haarbüschel, welcher mitten am Halse entspringt. Auch hatte er kurze Sporne und zeigte einen besondern

Wi-

Widerwillen gegen die rothe Farbe. Man erzieht diese Varietät nicht einzeln in England, trift sie aber auch hin und wieder in Deutschland an.

6) Das Bastardtruthuhn (M. G. hybridus). Edwards redet von einem Bastard, den er für die Frucht der Vermischung von der Truthahn- und Fasanengattung hält. Der Vogel, nach welchem er seine Beschreibung gemacht hat, war in dem Walde bey Hanford in der Provinz Dorset geschossen worden, wo man ihn im October 1759 mit zwey oder drey andern Vögeln von der nämlichen Gattung antraf. Seiner Größe nach war er zwischen dem Fasan und Truthahn. Ueber der Wurzel des Oberschnabels erhob sich ein kleiner Busch von ziemlich langen schwarzen Federn. Die Augen stunden in einem Kreise von rother Haut, der aber nicht so breit wie beym Fasan war.

Es wird nicht gesagt, ob dieser Vogel mit dem Schwanze ein Rad mache; aus der Abbildung sieht man nur, daß er ihn wie ein in Ruhe sich befindender Truthahn trägt. Uebrigens muß man merken, daß der Schwanz nur aus sechszehn Federn bestand, wie der vom Auerhahn. Außerdem kam jede Feder doppelt aus einer einzigen Wurzel hervor, eine war groß und feste, die andere klein und dunenartig, welches weder beym Fasan noch Truthahne, wohl aber beym gemeinen und Auerhahne, angetroffen wird. Büffon glaubt daher auch, wenn dieser Vogel ja ein Bastard seyn sollte, so sey er es

eher vom Auerhuhn und Truthuhn, als von dem letztern und dem Fasan.

Zergliederung

1. Die Truthühner haben einen doppelten Magen, oder eigentlich einen Kropf und Magen. Letztrer hat so feste Muskeln, daß man kaum mit einer Stecknadel durchstechen kann.

2) Der Darmkanal ist viermal so lang als der Vogel, und die beyden Blinddärme stehen von hinten nach vorne und machen den vierten Theil der Darmkanals-Länge aus.

3) Die Zeugungstheile sind wie bey den Hühnern.

Einige Eigenheiten.

Das Betragen dieser Vögel ist so sonderbar als ihre Gestalt, und ihre Stellungen sind besonders im Zorn und zur Zeit der Begattung äußerst auffallend und lächerlich. Zur Zeit der Liebe werfen die Männchen den Hals zurück, und krümmen ihn mit dem Kopfe zu einem lateinischen großen S, pressen das Blut in die aufgeschwellten Fleischklunkern des Kopfes und Halses, verlängern den Nasenzapfen, erheben die Federn, besonders die des Unterleibes und Rückens, lassen die Flügel bis auf die Erde niederfallen, spreiten die zwey obern Ordnungen der mehrentheils schön bandirten Schwanzfedern zu einem Fächer aus, den sie bald auf die rechte, bald auf die linke Seite bedächtlich drehen, strotzen, und schreiten gravitätisch einher, gehen

um

um das Weibchen ruckweise in einem Kreise herum, rauschen mit den Flügeln auf der Erde hin, (daher dieselben auch immer abgeschliffen sind,) und lassen bey dem jedesmaligen Ausspreitzen ihrer Federn und ruckweisen Fortschritten durch die Nasenlöcher einen Theil der zum Aufsträuben nöthigen, eingepumpten Luft wieder von sich, welches einen sonderbaren, dem Schnurren eines großen Spinnrads nicht unähnlichen Ton verursacht. Wenn sie gestört werden, sind sie sehr aufgebracht, legen ihre Federn einigermaßen wieder zusammen, verändern ihr sonst dumpfiges Kullern in ein lautes und volles, kehren aber bald wieder, wenn sie nur einigermaßen Ruhe bemerken, zu ihren zärtlichen, komischen Tändeleyen zurück.

Dieß laute, durchdringende, kullernde Geschrey kann man auch hören, wenn man ihnen vorpfeift, oder scharfe Töne, von welcher Art sie auch seyn mögen, von sich giebt; am hitzigsten aber stoßen sie es aus, wenn man ihnen rothe Sachen vorhält, die sie von Natur verabscheuen; denn sie werden dadurch oft so wüthend, daß sie auf die Menschen losstürzen, und sie mit Schnabel und Flügeln anfallen *). Außerdem haben die Hähne noch andere Töne, wodurch sie Hunger, Durst, Verlangen nach ihrer Ruhestätte u. d. gl. anzeigen, mit dem Weibchen gemein, unter welchen das Put, Put! Gaup, Gaup! wovon sie den Namen Puterhühner haben, das gewöhnlichste ist. Verwunderung und Furcht z. B. drücken sie durch eine Art

 von

*) Dieß thun sie besonders, wenn ihnen die Weibchen, die brüten, fehlen.

von Girren aus, das mit dem Geschrey der Kraniche viel Aehnlichkeit hat. Das Weibchen hat auch noch eigne einfache, melancholisch klagende Töne, wodurch es das Männchen herbey lockt, und welche es so oft hören läßt, als es ängstlich und bekümmert den Ort aufsucht, wo es sein Ey hinlegen will.

Das Weibchen ist überhaupt in seinem ganzen Betragen viel sanfter und demüthiger, schlägt selten und nur im Zorn, z. B. wenn es von einem Hunde verfolgt wird, ein Rad, und kann überhaupt die Zänkereyen unter den Hähnen, besonders wenn es seine Kinder sind, nicht vertragen, sondern schlichtet den Streit, indem es auf den stärkern Kämpfer zugeht und ihn erst mit Freundlichkeit, dann mit Drohungen und zuletzt mit Bissen von seinem Zorne zurückbringt, und dadurch den Schwächern oft erlöst.

Diese Streitigkeiten unter den Männchen fallen besonders zu der Zeit vor, wenn sie drey Viertel Jahr alt sind und mannbar zu werden beginnen; die Gebrüder kämpfen dann so stark mit einander, indem immer einer den andern an den Fleischdrüsen des Seitenhalses zu packen sucht, daß der schwächere, wenn man sie nicht trennt, oft den Geist aufgeben muß. Die Weibchen sehen solchen Streitigkeiten staunend zu und lassen oft, wenn der Kampf zu hitzig wird, ihre Klagetöne hören.

Doch sind diese Hausvögel lange nicht so eifersüchtig und zänkisch, wie die Haushähne, die oft die Truthähne anfallen und umbringen.

Ueber-

Ueberhaupt sind sie dumm und furchtsam und fliehen vor kleinern und schwächern Feinden *).

Aus eben diesem Grunde lassen sie sich auch leicht führen und es bedarf nur des Schattens einer Ruthe, um eine beträchtliche Heerde im Zaume zu halten. Doch hat man Fälle, wo sie ihren Muth bewiesen haben; denn man hat sie sogar einen Hasen im Lager umringen und sich bestreben sehen, ihn mit Schnäbelstößen zu tödten.

Ihr Gang ist langsam und ihr Flug wegen des starken Körpers schwer. Sie mögen gern auf Bäumen sitzen und erreichen die verlangte Höhe, indem sie von Zweig zu Zweig steigen. Sie ziehen auch, wie die Gänse, oft ein Bein an sich, schlafen zuweilen in dieser Stellung und zwar auf Stangen, indem sie den Kopf in den Federn verstecken.

Sie können sechszehn Jahre alt werden.

Verbreitung und Aufenthalt.

Dieser wunderbar gestaltete Vogel, der jetzt in ganz Europa einheimisch ist, stammt eigentlich aus dem mittlern [illegible] und

*) Wenn man ihnen den Kopf und Hals auf den Boden, z. B. auf Estrich oder Steinplatten, drückt, und mit Kreide einen geraden starken Strich von der Stirn an über den Schnabel und so fort auf den Boden vor dem Schnabel hinzieht, so bleiben sie starr liegen, sehen den Strich unverrückt an und man kann sogar mit rothen Kleidern um sie herumgehen und lärmen, wie man will. Vermuthlich halten sie diesen Strich für einen Balken, der ihnen auf der Nase läge. Zuweilen thun sie dieß auch, wenn man ihnen einen Strohhalm queer vorlegt. Müller Linn. Natursystem II. S. 462.

und nördlichen Amerika *) und wurde 1530 zuerst nach Deutschland gebracht, wo er nun allenthalben wegen seines vor-

*) Aus Mexiko oder Yucatan wurden die Truthühner zuerst nach Europa gebracht und in England schon 1524. eingeführt; vermuthlich kamen sie dahin aus Spanien. Seit 1550, 60 und 70 werden sie als eine sehr seltene und leckerhafte Speise erwähnt. Nach Asien und Afrika kamen sie erst nachher, entweder durch Europäer, oder durch Armenische Kaufleute.

Die Jesuiten sagen, man finde eine ungeheure Menge Truthühner bey den Illinesen; sie giengen daselbst in Höfen zu Hunderten bis zwey Hunderten und wögen sechs und dreyßig bis sechszig Pfund. Eben so häufig zeigen sie sich in Canada, wo sie die Wilden Ondettutaques nennen, in Mexiko, Neu-England, am Missisipi und in Brasilien, wo sie unter dem Namen Arynanussu bekannt sind. Auch in Jamaika werden sie angetroffen. Fast in allen diesen Ländern leben sie im Stande der Wildheit und es wimmelt überall von ihnen in einiger Entfernung von den Wohnungen der Menschen.

Auf den Antillen sind sie wie in ihrem Vaterlande und wenn man nur ein wenig Sorge für sie trägt, so machen sie des Jahrs drey bis vier Bruten.

Von den Holländern wurden sie nach Batavia gebracht, wo sie sehr gut fortgekommen sind; nicht so gerieth die Anzucht in Persien, wohin sie durch die Armenier kamen.

Nach verschiedenen Reisebeschreibungen trift man die Truthühner auch in Congo, auf der Goldküste, in Senegal und in andern Gegenden von Africa an, wohin sie durch die Portugiesen und andere Europäer sammt anderm Hausgeflügel gebracht wurden. Sie leben aber bloß in Factoreyen und Menagerien und die Eingebohrnen wollen noch wenig Gebrauch von ihrer Anzucht machen.

Aus dem allen ergiebt sich von selbst der Amerikanische Ursprung dieser Hausvögel; obgleich Gesner, Aldrovand, Belon und Ray behaupten, die Truthühner stammten aus Afrika und Ostindien.

Aldro-

vortreflichen Fleisches als Meyer- und Hausgeflügel gehalten wird.

Da die Truthühner die Reinlichkeit sehr lieben, so weist man ihnen alle Abend einen gesäuberten Stall zu ihrem Nachtquartiere an, und da sie gern hoch sitzen, so versieht man ihn mit Stangen *). Uebrigens läßt man sie, wo man ihrer wenig hat, am Tage auf den Höfen und in Grasgärten herumgehen; wo man ihre Zucht aber ins Große

Aldrovand hat weitläuftig zu beweisen sich bemüht, daß die Truthühner die wahren Meleagriden der Alten, sonst die Africanischen oder Numidischen Hühner genannt, deren Gefieder runde tropfenförmige Flecken (gallinae numidicae guttatae) hätten, wären. Allein wer sieht nicht, daß die Afrikanischen Hühner unsere Perlhühner sind, die eigentlich aus Afrika kommen, aber mit den Truthühnern eben nicht die größte Aehnlichkeit haben.

Ray, welcher die Truthühner aus Afrika oder Ostindien kommen läßt, hat sich wohl durch den Namen verführen lassen; denn der Name des Numidischen Vogels, welchen er meint, setzt einen Afrikanischen Ursprung, und der Türkischen oder Kalekuten einen Asiatischen voraus. Allein Namen, die nicht immer von den einsichtsvollsten Leuten gemacht und gegeben werden, geben ja keinen Beweis ab. Synopsis auium Append. p. 182.

Gesner beruft sich auf die Griechische Stelle des Aelians. Dieser spricht zwar von großen Indischen Vögeln mit smaragdgrünen Federn, allein er sagt auch, daß sie einen bunten Kamm hätten, der in Absicht der Farben einem Blumenkranz gleiche. Allein nur Haushähne haben Kämme dieser Art und sehr große Hähne giebt es auch in Persien und Pegu.

*) Die Beschreibung einer eignen Wohnung für sie auf großen Meyereyen siehe unten bey Haushuhn unter dem Artikel: Aufenthalt.

Größe treibt, da werden sie, wie die Gänse, auf die Triften und Riede, und im Herbst auf die eingeärndteten Stappelfelder getrieben. Sehr wohl thut man alsdann, daß man ihnen vor der ihnen so nachtheiligen Nässe einige Strohhütten in der Nähe des Platzes baut, wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegen, damit sie bey einem starken Gewitter, da sie die Nässe, besonders wenn es kalt ist, nicht gar zu wohl vertragen können, unter denselben Schutz finden.

Nahrung.

Sie nähren sich so, wie fast alle Hühnerarten, von Getraide, Insecten und Kräutern; daher füttert man auch im Sommer die Alten mit Getraide, z. B. Gerste, Hafer oder andern Abfällen, und im Winter setzt man ihnen täglich, wenn man das Getraide für zu kostbar hält, zwey Mal in kleinen Trögen gestampften Kohl, gelbe Rüben, Unterkohlrüben und Erdäpfel, mit Weizenkleye oder Gerstenschrot vermischt, vor. Frisches Wasser und Kieß verlangen sie immer und vor dem Saamen des purpurrothen Fingerhutes, der Petersilie und bittern Mandeln muß man sie sorgfältig in Acht nehmen. Sie verschlucken auch Metall und Geld *).

Eine ganz eigne Nahrung und Wartung aber erfordern die Jungen.

Sie

*) Sie können sehr lange hungern. Auf dem Gute des Herrn Geheimenraths von Zwierlein zu Winnrod wurde eine Henne mit Stroh verschüttet und nach 38 Tagen noch lebendig gefunden. Sie war zwar sehr abgemattet, allein den andern Tag gieng sie wieder im Hofe herum.

Sie haben, eben wie die Haushühner, einen Kropf und einen Magen; weil ihr Hals aber ungleich länger als an den Haushühnern ist, so wird der Kropf unsichtbarer, und ist ihnen daher von Einigen gar abgesprochen worden.

Fortpflanzung.

Die Truthühner leben in Polygamie und ein Hahn kann zehn, ja wohl funfzehn Hennen belegen. Man wählt dazu einen grauen, schwarzen oder braunen, der groß, stark und muthig ist, mästet ihn aber nach dem zweyten Jahre und zieht sich wiederum einen jungen an. Die Hennen taugen fünf Jahre zur Zucht, sind vom zweyten und vierten Jahre an am besten, zum Bebrüten aber im ersten Jahre oft noch zu ungeduldig und nicht sorgfältig genug. Man sucht immer die größten aus.

Die Begattung geschieht wie bey den gemeinen Hühnern, doch wird sie nicht so oft wiederholt, daher auch die Hennen weniger und gewöhnlich nicht über acht und zwanzig Eyer legen *). Sie dürfen zu dieser Zeit niemals vom Hahn entfernt seyn, um die Zeit zur Befruchtung nicht zu versäumen. Bey uns in Thüringen legen sie nur ein Mal des Jahrs, und zwar im März und April, in wärmern Gegenden Deutschlands zuweilen zwey Mal, das erste Mal im Februar und das zweyte Mal im August. Doch müssen sie gewöhnlich zu zwey Bruten mit erhitzendem Futter,

*) Man giebt gewöhnlich zwanzig Eyer als die höchste Zahl an; allein die zwey Hühner, eine schwarze und eine aschgraubunte, die auf meinem Hofe laufen, haben wenigstens vier und funfzig Eyer dieß Frühjahr gelegt, aber freylich ist der dunkelbraune Hahn auch sehr groß und gut.

Futter, als Hanf, gewärmten Hafer, Buchweizen, Gerste, Schminkbohnen u. d. gl. gereizt werden.

Die Eyer sind länglich, besonders an der untern Seite, stark zugespitzt und weiß mit gelbröthlichen Punkten und Flecken.

Sie werden von den Hennen, die entweder einen Tag um den andern eins legen, oder zwey Tage hinter einander eins und den dritten Tag ruhen, an einen dunkeln Ort getragen, aber gewöhnlich nicht immer an ein und eben denselben, sondern bald da, bald dorthin, in eine Hecke, in einen Busch, in langes Gras, in Reisighaufen, in Stroh, und man hat Mühe, sie zusammenzusuchen. Diesem Uebel könnte nun zwar dadurch abgeholfen werden, daß man sie zur Legezeit in eine dunkle Kammer brächte, allein dadurch verhindert man nur zu oft die nöthige Befruchtung und bekommt alsdann unbefruchtete Eyer.

Wenn die Henne ausgelegt hat, so bleibt sie auf dem Neste sitzen, und dieß ist die Zeit, da man ihr die weggenommenen Eyer zum Brüten unterlegen muß. Die zwey ersten aber übergiebt man ihr nicht gern, sondern ißt sie lieber, weil die Erfahrung lehrt, daß sie mehrentheils unfruchtbar sind.

Zum Brüten macht man ihr an einem ruhigen dunkeln Orte ein Nest zurecht, legt ihr sechszehn bis achtzehn von ihren Eyern unter, und zwar lauter solche, die in lauem Wasser zu Grunde sinken, setzt sie alsdann darauf *) und sie

*) Ohne sie vorher mit Brennesseln am Bauche zu bauen und ihnen vergebliche Schmerzen zu verursachen.

sie bleibt so fest auf ihren Eyern sitzen, daß man ihr das Futter und Getränke neben das Nest setzen, oder sie alle Tage davon nehmen, fressen und saufen lassen und sie wieder darauf setzen muß, wenn man sie nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie aus Eifer für ihre Brut Hungers sterben soll. Sie sitzt sechs und zwanzig bis sieben und zwanzig Tage, höchstens vier Wochen über den Eyern, alsdann öfnen sich die Jungen durch Picken von selbst einen Weg durch die harte Schaale.

Auf diese Art kann man mit einzelnen Zuchten zu Werke gehen; anders aber verfahren diejenigen Landwirthe, die aus der Truthühnerzucht einen merklichen Nutzen ziehen wollen; denn eine oder zwey Hennen verlohnen gewöhnlich die große Mühe und Sorgfalt nicht, die man auf die Wartung und Pflege der Jungen wenden muß. Man hält ihrer lieber so viel, daß man ein Mädchen oder ein altes Weib zum Hüten annehmen kann. Denn alsdann ist der Vortheil nicht geringe, wenn man von drey Hähnen und dreyßig Hennen sechs Hundert und mehrere Junge gewinnet, von welchen doch wenigstens 500 am Leben bleiben und groß gezogen werden können.

Zu dem Ende beobachtet man nun folgendes.

Sobald die Hühner ausgelegt haben, wollen sie auch brüten. Man gestattet ihnen aber dieß nicht eher, als bis sie alle ihre völlige Anzahl Eyer gebracht haben, damit die Jungen zu gleicher Zeit ausschlüpfen. Am sichersten geht man, wenn man ihrem Verlangen zum Brüten unterdessen ein Hühnerey aufopfert.

Wenn

Wenn alle Hennen zum Brüten sich anschicken, so macht man in einem großen reinen und bestreuten Stalle die strohernen Brutnester, die man der Reihe nach an der Wand anbringt, zurechte, versieht jedes mit funfzehn bis achtzehn Eyern, setzt auf jedes Nest eine Henne, wo möglich über ihre eigene Eyer, die man in dieser Absicht zeichnet, verstopft die Stallfenster sorgfältig, damit kein Licht hineinfalle, und entfernt die Hähne, welche sonst aus Begierde, die Weibchen zu treten, die Eyer zerquetschen.

Alle vier und zwanzig Stunden wird der Stall ein Mal geöfnet, die Hennen werden von den Nestern abgenommen, vor der Thür mit hinlänglichem Fressen und Saufen versorgt, alsdann wieder in den dunkeln und verschlossenen Stall gebracht und auf ihre Nester gesetzt. Diese Fütterung und Behandlung beobachtet die Wärterin bis zu Ende der Brütezeit.

Den sechs und zwanzigsten oder sieben und zwanzigsten Tag untersucht sie die Eyer, und wenn sie findet, daß die mehresten bepickt sind, so hebt sie die Mutter nicht mehr auf, sondern läßt sie auf dem Neste ohne Futter, bis die Jungen sämmtlich ausgekrochen sind, weil sonst die ausschlüpfenden feuchten Jungen ohne die nöthige Mutterwärme sich leicht erkälten und sterben könnten.

Jetzt werden die Brütehennen wieder zum Futter gelassen, und unterdessen, daß sie fressen, die Jungen von zwey Hennen einer einzigen untergesetzt und folglich das ganze Volk nur der Hälfte der Hennen übergeben. Der andern Hälfte macht man sogleich wieder neue reinliche Nester und legt jeder ungefähr zwanzig bis vier und zwanzig Enten-

Enten, oder gemeine Hühnereyer unter, um aus ihrer Begierde zu brüten noch einen Nebenvortheil zu ziehen.

Diese so erhaltenen Jungen verlangen eine sehr sorgfältige Wartung, Wärme, Schatten, angemessenes Futter und reines Wasser. Regen, Kälte und rauhe Witterung, Thau und Sonnenschein sind ihnen gefährlich, schaden ihrem Wachsthum und ihrer Gesundheit. Da ihre zarten Füße von dem Brennen der Brennesseln krüpplig werden und man sie doch ihrer Gesundheit halber und um Insecten zu suchen bald ins Freye lassen muß, so wäscht man ihnen sogleich, wenn sie aus dem Ey kommen, die Füße mit Brandwein, oder taucht sie nur hinein, dadurch werden sie abgehärtet und fest.

In den ersten vier und zwanzig Stunden bekommen sie gar nichts zu fressen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die funfzehn Mütter mit ihren Jungen in einen eigenen warmen Stall gebracht, um die übrigen, die wiederum brüten, nicht zu stören.

Das erste Futter besteht aus hartgekochten und klargehackten Eyern, die nach etlichen Tagen mit gekochten Erbsen und fein gehackten Zwiebeln vermischt werden. Nach acht Tagen kann das Eyerfutter ganz wegbleiben, oder wenn man es giebt, so hackt man die Eyer sammt der Schaale, weil diese die Verdauung befördert, und man bringt sowohl die Jungen als Alten bey schönem Wetter auf einen Platz von kurzem Grase. Man füttert sie alsdann drey Mal des Tages mit einem Gemische von gekochten Erbsen, Milch, klein geschnittenem Salat, oder besser von den Blättern der Schafgarbe (Achillea millefolium, *Lin.*), fein gehackten

Nesseln,

Nesseln, auch wohl mit Weizen-, Gersten- und Hafergrütze, die in Milch abgekocht ist. Wenn sie sechszehn bis achtzehn Tage alt sind, giebt man ihnen ein Gemengsel von Schafgarbe oder Wermuth, Salat, Nesseln und Matte (woraus die Käse gemacht werden), und bröckelt ihnen Krumen von altem Brode vor.

Im ersten Monate darf man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sie fleißig zur Speise zu nöthigen, besonders wenn man sie nicht in großen Heerden erzieht, weil sie zu dumm sind, ihr Futter immer selbst zu suchen; man zeiget ihnen daher mit dem Finger darauf. Dabey darf man sie nicht immer in die Hände nehmen, weil die in der Haut liegenden Federkiele dadurch leicht zerknickt und verschoben werden können.

Nach der Fütterung werden sie von ihren Müttern bey gutem Wetter aufs Feld geführt, wo sie vorzüglich vor Nesseln in der Mittagshitze gesichert werden müssen, und des Abends bekommen sie die Kost wieder, die sie des Morgens erhielten. Jetzt kann man ihnen auch schon Hirsen vorschütten, welchen sie einzeln auflesen.

Auf dem Felde finden sie allerhand Insecten, Regenwürmer, kleine Schnecken, Gras, Kräuter u. d. gl., und sind gewöhnlich vor Krankheiten gesichert, wenn sie nur immer frisches Wasser bekommen und auf den gewöhnlichen Hütungsplätzen bey unversehenen Regengüssen und Gewittern sich unter kleine stroherne oder breterne Verdecke, die man in dieser Absicht hinbaut, retten können.

Mit dieser Hütung und Fütterung, die man auch, je größer und älter sie werden, in Kleyen, mit zerhackten

Nesseln und Kohl vermischt, verwandeln kann, wird bis zur Erndte fortgefahren, und nach derselben werden sie dann in die Stoppeln und auf die abgemähten Wiesen getrieben, wo sie so viel ausgefallenes Getraide, Heuschrecken, Käfer u. s. w. finden, daß sie zu Hause alsdann fast keines weitern Futters bedürfen. Gegen Michaelis werden die meisten Jungen verkauft und heerdenweise weit und breit zum Markte getrieben *).

Anfangs sind die Jungen bloße unbehülfliche Wollklumpen mit einem großen Kopfe und trüben Augen. Nach und nach aber keimen neben diesen Haarfedern die eigentlichen Federn hervor; nach sechs Wochen kommen die rothen Fleischknötchen am Kopfe und Oberhalse zum Vorschein, im dritten Monate fallen ihnen die Federn daselbst aus und sie werden kahl; nach etlichen Tagen entsteht auch die schlaffe Haut am Kinn; sie wachsen alsdann zusehends schnell; die Männchen verlieren ihre piepende Stimme, fangen an ein Rad zu schlagen, unter einander zu kämpfen, und heiser die gewöhnlich kullernden Töne von sich zu geben.

In den ersten Wochen bekommen sie zuweilen zwey oder drey Federn am Hintern, deren Kiele voll Blut sind. Diese muß man behutsam herausziehen, sonst werden sie krank.

Sie

*) In Thüringen sieht man sie nur einzeln; in Böhmen aber und in einigen Gegenden Schwabens in großen Heerden. Solche Heerden aus ersterem kommen zuweilen nach Thüringen und Franken zum Verkauf.

Sie mausern sich im ersten Jahre nicht, sondern die Federn werden, so wie sie selbst, immer größer und dunkler.

Obgleich die gewöhnliche Regel ist, daß man sie in den ersten Monaten sehr sorgfältig vor dem Wasser und der Nässe bewahren müsse, so will man doch die gewisse Erfahrung haben, daß sie weit dauerhafter und stärker würden und leichter zu erziehen wären, wenn man sie, sobald sie aus dem Ey kämen, ins Wasser tauchte. Ja man hat sogar mit gutem Erfolge nicht nur in England, sondern auch in Deutschland versucht *), sie ohneachtet ihrer Zärtlichkeit in einer Art von wildem Zustande zu erziehen.

Man errichtet ihnen nämlich in Gärten oder auf großen erhöheten Wiesen, wo sie dem Winde und Wetter ausgesetzt sind, breterne viereckige Kästen, etwas länger als breit, noch einmal so lang, als eine Truthenne ist, mit der Oefnung nach Morgen. In diesen brüten sie in Kälte, Wind und Regen ihre Jungen aus, und da bleiben die Jungen und Alten beständig im Freyen und weiden auf der Wiese. Ihre tägliche Speise sind Klumpen aus saurer Milch, gehackte Nesseln, Salat u. d. gl. mit untermischtem Gerstenschrot. Auf diese Art erzogen sollen die Jungen groß, abgehärtet werden und gesund bleiben.

Diese Erziehungsart wäre freylich die natürlichste, weil diese Vögel in der Folge bey Wind, Regen und Gras besser bestehen würden.

Außer-

*) Z. B. in dem Fasanengarten des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen.

Außerdem, daß man die ausgedienten Truthähne schlachtet, können sie auch zum Ausbrüten junger Truthühner, Haushühner und Enten gebraucht werden, und ihre Größe und Wärme macht, daß man ihnen viel Eyer unterlegen kann. Sie müssen aber zu diesem ihnen so unangemessenen Geschäfte gehörig vorbereitet werden, und zwar auf eine etwas grausame Art.

Man baut nämlich in einer ziemlich dunkeln Kammer ein Nest und legt Eyer hinein. Ehe man aber den Hahn darauf setzt, pflegt man ihm vorher die großen Federn am Bauche auszureißen und die entblößte Stelle mit Brandwein zu waschen, worin gestoßener Pfeffer eingeweicht worden, oder man peitscht ihn mit jungen Nesseln. Beydes verursacht ihm ein Brennen und Jucken und er setzt sich daher gern auf die untergelegten kalten Eyer, besonders wenn man ihm vorher etwas Brandwein eingegossen und dadurch und durch die Dunkelheit, die man um ihn macht, seine Sinne betäubt hat. Nach vier und zwanzig Stunden setzt man ihm Futter bey das Nest, erleuchtet auch den Ort ein wenig, wenn er seine Mahlzeit halten soll, und fährt damit täglich fort. Auf diese Art brütet der Hahn seine Eyer aus, führt seine Jungen und schützt sie unter seinen großen Flügeln wider Kälte, Luft, Regen und Raubvögel besser, als die furchtsame Truthenne.

Ungeachtet die Truthähne weit weniger hitzig, als die Haushähne sind, so treten sie doch in Abwesenheit ihrer Hennen, besonders zur Brüte- und Legezeit, Haushühner und Enten, doch, wie sich von selbst versteht, ohne Erfolg. Viel geiler sind die Truthennen, die sich vor Menschen,

Hunden und andern Thieren niederkauern und sich oft mit dem größten Eifer dem Haushahne anbieten *).

Feinde.

Die Jungen sind gar sehr den Nachstellungen der Habichte, Falken und Sperber ausgesetzt. Die Alten erblicken diese Raubvögel hoch in der Luft, geben einen kläglichen Ton von sich, und die ganz kleinen noch unbefiederten Jungen laufen alsdann unter ihre Flügel, die größern aber ins hohe Gras und Gebüsch. Die Mutter läßt gewöhnlich den Raubvogel nicht eher aus den Augen, als bis sie ihn so weit entfernt sieht, daß er ihre Jungen nicht mehr bemerken kann, und zeigt diesen die Gefahr durch ein unaufhörlich klägliches Geschrey an. Sobald er sich aber weit genug entfernt hat, verwandelt sie ihre Stimme in freundliche Locktöne und die Jungen kommen wieder, freudig wegen der vorüberseyenden Gefahr, zum Vorschein.

Auch die Wieseln, Haus- und Wanderratten stellen den Eyern nach, und die Steinmarder den Jungen.

Oft werden sie auch mit Läusen und Milben geplagt, die man ihnen mit Salzwasser vertreibt.

In den Eingeweiden findet man einen Rundwurm.

Krank-

*) Als ein Kennzeichen der Dummheit und Geilheit des Truthahns bemerke ich, daß ich einen, der zwey Weibchen hatte, oft stundenlang habe eine todte Henne treten sehen, und kein Ey von seinen Hennen war befruchtet.

Krankheiten.

Wenn den Jungen nach sechs bis acht Wochen am Kopfe und Halse die Fleischknoten treiben, so werden sie so krank, wie die Kinder beym Zahnen, und man gießt ihnen zur Stärkung etwas Wein unter ihre Nahrung, steckt ihnen ein Pfefferkorn ein, oder nimmt sie doch wenigstens vor Erkältung und Nässe in Acht.

Wenn sie kleine Bläschen an der Zunge und auf dem Bürzel bekommen, so pflegt man ihnen Rostwasser, d. h. Wasser, in welchem rostig Eisen liegt, vorzusetzen.

Die Gicht bringen sie bisweilen mit auf die Welt, bekommen sie aber öfter nach einer unschicklichen Diät, wenn man sie entweder in der Jugend durch die Ofenwärme erquicken will, oder sie unordentlich füttert, oder zu kalt werden läßt.

Den Pips bekommen sie auch, wiewohl seltner als die gemeinen Hühner. Es ist dieß eine Verhärtung der Haut, die sich unter der Zunge anfängt und bis in den ersten Magen erstreckt. Hierdurch werden sie unvermögend, ihr Futter gehörig aufzuheben und zu verdauen. Gewöhnlich liegt der Ursprung dieses Uebels in dem Mangel oder der schlechten Beschaffenheit des Getränkes. Das Verwahrungsmittel dafür ist hinlänglich klares Wasser und das Heilungsmittel im Anfange der Krankheit Ablösung der Hornhaut unter der Zunge, wobey man ihnen einer Haselnuß groß gesalzene Butter eingiebt, worin etliche schwarze Pfefferkörner und eine große Kreuzspinne eingedrückt sind. Erstreckt sich aber die Verhärtung schon durch

den Schlund bis in den ersten Magen, so ist ein langsamer Tod ganz unvermeidlich.

Mit der Ruhr (Kalkscheiß) werden die Jungen oft geplagt. Man erkennt sie an dem weißen flüssigen Unrath, den sie von sich spritzen. Sie bekommen sie vorzüglich vom sauer gewordenen Futter und verlieren sie wieder durch bessere Nahrungsmittel.

Die Unverdaulichkeit hat ihren Sitz in dem ersten Magen. Sie haben einen dicken, harten Kropf, sind traurig, gehen zwar nach der Krippe, aber ohne zu fressen. Sowohl Junge als Alte sind mit diesem Uebel behaftet, welches vorzüglich von trockenem und mehligem Futter entsteht. Wenn sie auf eine solche trockene Speise saufen, so wird wohl der äußere Theil eines solchen Mehlklumpens befeuchtet, allein der innere bleibt trocken, die ganze Masse wird also gleichsam von außen zusammengekleistert, daß sie unmöglich durch den engen Kanal in den eigentlichen Magen dringen kann. Die Jungen sterben also ohne Rettung; die Erwachsenen aber kurirt man durch den Schnitt. Man öfnet nämlich den Kropf zur Seite mit einem scharfen Federmesser, nimmt den schädlichen Klumpen, den ich mehrmalen wie ein hartes zusammengeknetetes Stück Teig gefunden habe, heraus, und heftet die Wunde wieder sauber zu. Man hat bey dieser Operation keine weitere Vorsicht nöthig, als daß man den Schnitt nur nicht allzutief nach der Brust mache, weil sonst das Getränke durch die Nath dringen und nicht nur die Heilung verhindern, sondern auch das Thier wieder in die vorige Unverdaulichkeit versetzen möchte. Wenn man nach dem Zusammenheften die Nath mit braun geschmolzener

Butter

Butter bestreicht und das kranke Thier mäßig und oft füttert, so geschieht die Genesung in wenig Tagen gewiß.

Nutzen.

Das Fleisch dieser Hausvögel ist ungemein schmackhaft, zart, leicht verdaulich, gesund und nahrhaft. Die Hähne sind am Geschmack besser als die Hühner, am allerbesten aber sind die kastrirten (gekappten) jungen Hähne.

Dieß Verschneiden aber geschieht nicht an der nämlichen Stelle, wie bey den Haushähnen; denn ihr längerer Leib verhindert, daß man mit dem Zeigefinger nicht bis oben an den Rücken zu den Testikeln kommen kann. Es wird daher bey ihnen, wenn sie, wie die jungen Hofhähne, auf beyden flachen Händen liegen, und die Füße durch die Daumen gut zurückgebogen und gehalten werden, ein Einschnitt an der Seite des Leibes gemacht. Man wählt dazu die linke Seite und zwar die Stelle, wo die Keule anstreicht. Hier ist das Fleisch dünn genug und besteht nur in einer weißen und unter dieser in einer braunen Haut. Man macht ungefähr einen Einschnitt von anderthalb Zoll, löst die schlaffen Hoden, welche an eben dem Orte, wie bey den Haushähnen, liegen, aufs behutsamste ab und holt sie mit dem gebogenen Finger heraus. In die Wunde steckt man zur Heilung ein Stückchen Butter von der Größe einer welschen Nuß, macht die Oefnung zu, bestreicht sie mit Baumöl und bestreut sie mit Asche. Man hält die frisch verschnittenen Hähne acht Tage inne.

Will man diese gekappten Truthähne besonders delikat haben, so mästet man sie mit folgender Fütterung.

Man

Man nimmt täglich zwölf Loth Hirsenmehl und anderhalb Loth Butter und vermischt dieß mit lauem Wasser zu einem Teig. Diesen Teig theilt man in drey Portionen, macht aus jeder Portion zwanzig Kugeln und giebt jedem Hahn in einem Gänsestall, in welchem er sich nicht stark bewegen kann, früh, Mittags und Abends zwanzig Stück. Nach jeder Mahlzeit setzt man ihm acht Loth Milch hin zum Saufen. In vier und zwanzig Tagen ist er dadurch zu seiner größten und besten Fettigkeit gelangt. Diese Mästung kostet ungefähr zwölf Groschen; ein solcher Truthahn wird aber mit 1 Thaler 20 Groschen bezahlt.

Auch unkastrirte Truthähne und Hennen lassen sich auf diese Art mästen; letztere bekommen aber täglich geringere Portionen.

Sonst macht man sie gewöhnlich mit Gerste oder Hafer oder dem Schrot von diesem Getraide, das mit gestoßenen Unterkohlrüben, Mohrrüben und anderm Wurzelwerk und grünen Sachen untermengt, und mit saurer Milch, wo möglich, angefeuchtet wird, fett.

Die jungen Truthühner pflegt man gebraten, die jährigen in Suppen zu essen.

Die Eyer sind ebenfalls schmackhaft, und werden, wie die Hühnereyer, benutzt.

Die Federn, die aber weit schlechter als die Gänsefedern sind, können in Betten gefüllt werden; doch darf man sie nicht mit guten Federn vermischen.

Der starken Schwanz- und Flügelfedern bedient man sich zum Schreiben grober Schriften und die weichen

Federn

Federn unter den Flügeln und die unterste Ordnung der Schwanzfedern geben die schönsten Sultane und Federbüsche, auch braucht man Federn von den Seiten dazu.

Durch die Truthühner kann man auch die Eyer der Fasanen und Perlhühner ausbrüten lassen.

Schaden.

In Gemüsegärten thun sie Schaden durch Ausscharren des Saamens und Abfressen der Kräuter und Blüten, und in Feldern am Kraut und Getraide; deßwegen müssen sie sorgfältig eingesperrt und gehütet werden.

Auch darf man kleine Kinder nicht allein im Hofe lassen, wenn Truthähne darin sind, besonders wenn sie etwas Rothes an ihrer Kleidung haben.

Vier und dreyßigste Gattung.

Perlhuhn. Numida.

Kennzeichen.

Der Kopf und der obere Theil des zusammengedrückten Halses ist ohne Federn.

Auf dem Scheitel sitzt ein schwieliges Horn oder ein Federbusch.

Die Kehle ist faltenlos.

Die untere Kinnlade des starken kurzen Schnabels hat an der Seite einen Fleischlappen.

Die

Die Nasenlöcher liegen in einer lappigen Wachshaut.

Der Schwanz ist kurz und abwärts gerichtet.

Eine zahme Art.

(179) 1. Das gemeine Perlhuhn *).

(Taf. XLII.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Das Perlhuhn und Perlin, Krainisch, Pagati, fälschlich: Knarrhuhn, Knorrhuhn. Wegen seines Afrikanischen Ursprungs sind dem Vogel die Namen des Afrikanischen, Numidischen, fremden, Barbarischen, Tunisischen, Mauritanischen, Lybischen, Guineischen, Aegyptischen und Pharaohuhns gegeben worden. Einige Muselmänner ließen es sich einfallen, sie unter dem Namen: Hühner aus Jerusalem anzukündigen, und verkauften sie dadurch an die Christen für einen Preis, den sie nur verlangten. Da aber diese den Betrug merkten, so verkauften sie dieselben wieder an eifrige Muselmänner unter dem Namen der Hühner von Mekka mit gutem Gewinste.

Numida Meleagris. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 744. n. 1.

La Peintade. *Buffon* des Ois. II. p. 163. t. 4. Ed. de Deuxp. III. 170. t. 3. f. 2. Uebers. von Martini IV. 238. t. 99. 100.

Gui-

*) Alte Ausgabe. III. S. 455. n. (161) 1.

Guinea Pintado. *Latham* Synops. II. 2. p. 685. n. 1.
Meine Uebers. IV. 657.

Frisch Vögel. Taf. 126.

Meyers Thierbuch. I. 49. Taf. 79.

Donndorf a. a. O. S. 77. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Zu beyden Seiten des Schlundes hängt ein Fleischlappen herab, doch ohne Kehlenfalte. Der Leib hat auf dunkelaschgrauem Grunde weiße Punkte.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Es ist ungefähr zwey Fuß lang und zwey Fuß, sechs und einen halben Zoll breit, also etwas größer als ein Haushuhn, hat auch einen längern Hals, übrigens kurze Flügel und einen kurzen abwärts gekrümmten, sechs Zoll langen Schwanz, bis zu dessen Mitte ungefähr unterwärts die Flügel reichen *). Dieser und die Stellung der Rücken- und Steißfedern giebt ihm ein buckliches Ansehen. Die äußere Form ist daher fast gänzlich, wie am Rebhuhne, doch hat es höhere Füße, und einen längern oberwärts dünnern Hals.

Der Schnabel ist dem Hühnerschnabel ähnlich, kurz, dick, oben stark, aber stumpf zugebogen, bald gelb, bald röthlich, bald hornfarbig, an der Wurzel roth, und einen und einen Viertel Zoll lang; die Füße sind bald weißlich, bald fleischfarbig braun, haben an die Haut gepreßte grau-braune

*) P. Ms. Länge 1 Fuß 9 Zoll; Breite 2 Fuß 3 Zoll.

braune Federchen mit weißen Flecken, vorn grobe Schuppen, hinten Chagrinhaut, an den Zehen ein Stückchen verbindende Schwimmhaut, keinen Sporn und bräunlich graue Nägel, die Fußwurzel ist zwey und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe drey und die hintere ein Zoll lang; die Augen sind groß, wohl geöffnet; der Augenstern ist hellbraun und das obere Augenlied hat lange schwarze Haare, welche in die Höhe stehen *).

Der ganze Kopf ist federlos, die langen schwarzen, in die Höhe stehenden Haare am obern Augenliede ausgenommen. Auszeichnend ist auf dem Kopfe ein schwieliger Knoten oder Helm, in Gestalt eines abgestumpften Kegels, mit der Spitze nach dem Nacken gezogen **), dessen Kern aus einem verhärteten schwieligen Fleische besteht und auswendig mit einer trocknen runzlichen Haut überzogen ist, die sich über den Hinterkopf und dessen Seiten erstreckt, diesen Theil unbeweglich macht, und in der Gegend der Augen ausgezackt ist. Die Farbe dieser Haut ist bey verschiedenen Vögeln verschieden, und wechselt aus dem Weißen ins Röthliche, und aus dem Gelben ins Braune. Zu beyden Seiten der Kinnladen hängen zwey halb häutige, halb knorplige Backenlappen, die nicht wie bey den Haushähnen

*) Die Alten fabelten, die Meleagriden, als Schwestern des Phaeton, weinten Thränen, aus welchen Bernstein entstände. Man hat sonst mit Unrecht diese Stelle von Truthühnern erklärt. Allein die Truthühner gehören ja ursprünglich nach Amerika, und sind also eine neue Entdeckung.

**) Man vergleicht ihn mit einer Venetianischen Dogenmütze.

hähnen an der untern, sondern am untern Rande der obern Kinnlade von der Nasenhaut an bis zum Ende der Augen befestigt, bald eyrund, bald dreyeckig, und so wie überhaupt die kahle Kopfhaut bläulich sind. Vor denselben liegen an beyden Seiten des Kopfs die kleinen unbedeckten Ohröffnungen. Am Schnabel entspringt eine weiße Haut, die die Augen umgiebt. Oben am Halse stehen auf einer bläulichen Haut dünne schwarze Wollenfedern, die sich, wie bey den Tauben, als eine Haube (Holle) nach dem Kopfe wenden. Der Unterhals und die Brust sind grau-braun, weißgefleckt, oder hie und da mit rosenfarbenen zusammengelaufenen Flecken verschönert, die auf weißem Grunde stehen. Die übrigen Federn haben auf einem schwärzlich aschgrauen oder dunkelblaugrauen Grunde weiße rundliche, in regelmäßiger Ordnung hingestellte Flecken *), die den Perlen gleichen, auf dem Rücken am kleinsten und am Unterleibe am größten sind. Jede Feder ist mit solchen Flecken gesprenkelt, die auf dem Oberleibe und an den Seiten noch überdieß mit einem schwarzen Rande und mit netzförmigen punktirten weißen Linien umgeben sind **). Die Federn am mittlern Theil des Halses sind sehr kurz und schwärzlich, am obern aber sind

*) Wegen dieser verschiedenen Grundfarbe, die aber einen bloßen zufälligen Unterschied ausmacht, nennt man jene schwarzbunte, und diese graubunte Perlhühner.

**) Die Fabel sagt, daß die Schwester des Meleager, die sich die Thränen wegen des Todes ihres Bruders nicht wollte stillen lassen, in diese Vögel wäre verwandelt worden, die ihre Thränen noch auf dem Gefieder trügen.

sind gar keine, nachher aber werden sie immer länger bis an die Brust, wo ihre Länge drey Zoll beträgt. Diese Federn sind von ihrer Wurzel bis gegen die Hälfte ihrer Länge pflaumartig und dieser dunenartige Theil wird von dem Ende der Federn der vorhergehenden Reihe bedeckt, welcher feste Fahnen hat, die sich mit ihren Häutchen an einander schließen. Von den Schwungfedern sind die fünf ersten weiß, die fünf folgenden bräunlich schwarz, an der äußern Fahne und der Spitze mit weißen tropfenförmigen Flecken und an der innern mit weißen Queerstrichen regelmäßig geziert, die folgenden zwölf sind schwarz, haben vier Reihen rundlicher weißer Flecken, und am Rande schöne schiefe weiße Linien; die letztern haben einen haarigen bunten Rand; punktirte Netze, in dessen Maschen weiße von Schwarz umringte Flecken stehen; der Afterflügel ist bräunlich schwarz mit einer Reihe weißer runder Flecken getiegert; die Deckfedern sind wie die hintern Schwungfedern, nur die großen dunkler und ohne Netz weiß gefleckt; die kegelförmigen Schwanzfedern sind niedergesenkt und werden von den langen Steißfedern ganz bedeckt; es sind ihrer sechzehn, und sie haben ungleiche, aber regelmäßig gestellte, weiße mit schwarzem Rande eingeschlossene Flecken, deren Zwischenräume von unzähligen weißen Punkten ein dunkelgraues Ansehen erhalten.

Das Weibchen ist von gleicher Größe, hat aber einen weniger hohen, mehr gestumpften und weniger übergekrümmten Helm, die Backenlappen an den Seiten der Kiefer sind roth, kleiner, am Schnabel schmäler,

stehen

stehen enger zusammen und legen sich einwärts. Auch trägt es seine Flügel im Laufen nicht in die Höhe, wie das Männchen.

Varietäten.

1) Die wilden Perlhühner in Afrika (Num. Meleagris sylvestris) und auch diejenigen in Amerika, die wieder verwildert sind, leben in Heerden von zwey- bis dreyhundert in wäßrigen und sumpfigen Gegenden beysammen, legen weniger Eyer, als die zahmen, und können, wegen ihres schweren Flugs, leicht gejagt und geschossen werden.

2) Die weißbrüstigen (Num. Meleagris pectore albo) und

3) ganz weißen (Num. Meleagris candida) gehören auch in Deutschland nicht mehr unter die Seltenheiten, denn wenn man ein Paar nur einige Jahre hält, so fallen nicht nur diese beyden Varietäten, sondern auch licht- und himmelblaue und mit dergleichen und mit dunklern Flecken bestreute aus.

4) Der Perlhuhnbastard (Num. Meleagris hybrida). Er entsteht aus einer Vermischung des Perlhahns mit der Haushenne, und ist daher in seiner Gestalt und Gefieder auch wieder eine Vermischung von beyden.

Der Perlhahn tritt wohl die Haushenne von selbst; wenn man aber dieser künstlichen Zeugung sich versichern will, so darf man nur einen Perlhahn mit etlichen Haushennen von Jugend auf mit einander erziehen. Diese

Bastar-

Bastardat pflanzt sich nachher nicht wieder fort, und die Eyer, welche die Weibchen von dieser Race legen, sind alle unbefruchtet *).

Zer-

*) Da ich nicht weiß, ob sich nicht
das gehäubte Perlhuhn,
(Numida cristata. *Gmelin Lin.* l. c. p. 745. n. 3. *Pallas* Spicil. Zool. Fasc. IV. p. 15. Tab. 2.
La Meleagride huppée. Uebers. von Büffon a. a. O. 279.
The crested Pintado. *Latham* Synops. II. 2. 688. n. 3. tab. 62. Meine Uebers. IV. 660. Taf. 63. Fig. 1.)
welches in den Holländischen Thiergärten gehalten wird, und aus Ostindien kömmt, auch in Deutschen Menagerien befinde, so habe ich seine Beschreibung hier nur beyläufig mit anführen wollen.

Herr Pallas hat es zuerst, so wie das Helm-Perlhuhn (Numida mitrata), das aber in Europa noch weniger bekannt ist, und aus Madagaskar und Guinea stammt, als eine eigne Art getrennt, da beyde sonst für bloße Spielarten des gemeinen Perlhuhns gehalten wurden.

An Größe steht es zwischen dem gemeinen Perlhuhne und dem Rebhuhne mitten inne.

Der Schnabel ist hornfarbig, an der Wurzel mit einer Afterwachshaut versehen, mit lanzetförmigen Nasenlöchern, die oberwärts durch einen Knorpel ihre vollkommene Bildung erhalten. Die Füße sind schwärzlich, die Falte zwischen der äußern und mittlern Zehe breiter, als an der innern, die Hinterzehe ein wenig von der Erde entfernt und mit einer gekrümmten stumpfen Kralle bewafnet.

Die Kehlenlappen fehlen gänzlich, und an ihrer Stelle sieht man an jedem Schnabelwinkel der Länge nach eine Falte hervortreten. Der Kopf und das Genicke sind bis zur Mitte ganz nackend, kaum sichtbar mit einzeln, zarten, wolligen Haaren besetzt, und mit einer dunkelblauen Haut bedeckt. Der Hals ist von der Kehle an der Länge nach mit blutrother Farbe bezeichnet. Auf der Stirn pranget eine breite, aus dichten neben einander stehenden, rückwärts hängenden Federn zusammengesetzte dunkelschwarze Krone. Von dieser sieht man

Zergliederung *).

1) Der Darmkanal ist kürzer als an den Haushühnern, nur drey Fuß lang, jedoch ohne die Blinddärme gerechnet, deren jeder sechs Zoll mißt.

2) Der Magen ist wie bey den Haushühnern beschaffen, doch die innere Haut runzlich, an der Nervenhaut nicht fest anhängend und hornfest.

3) Der Kropf ist groß, und zwischen demselben und dem Magen ist der Kanal von einer härtern und wei-
ßern

man einen mit Pflaumenfedern bedeckten Winkel nach dem Zwischenraum der Nasenlöcher hinlaufen. Die weit offenen Ohrlöcher sind an ihrem Rande etwas behornter, als der übrige Theil des Kopfes. Die Federn des ganzen Körpers sind schwarz, im Grunde braun. Der mit Federn bewachsene Theil des Halses und der vordere Theil des Rumpfes haben keine Flecken, der übrige Körper aber ist mit blaulichweißen Punkten, etwas größer als ein Hirsenkorn, bestreut. Diese Punkte stehen in gleichlaufenden Reihen mit dem Rande der Federn. Bey den Rückenfedern zählt man an jeder Hälfte des Bartes vier, bey den kleinern Federn drey dergleichen Fleckenreihen. Die Hauptschwungfedern unterscheiden sich durch eine ganz schwarzbraune Farbe, die Nebenschwungfedern in jeder Fahne durch vier Reihen Punkte, wovon die in der äußern Fahne stehenden ein wenig zusammen zu fließen scheinen. An den hintern Schwungfedern ist immer eine etwas breite weiße Einfassung. Der zugerundete, etwas zusammengedrückte, niederwärts hängende Schwanz übertrift an Größe den Schwanz des gemeinen Perlhuhns. Die vierzehn Schwanzfedern haben eine braune schwärzliche Farbe und sind mit einigen kleinen unterbrochenen wellenförmigen Queerlinien geziert.

Es legt gezähmt in Europa wohl Eyer, brütet sie aber nicht aus, und es muß also dieß Geschäfte den gemeinen Hühnern übergeben werden.

*) Büffon l. c.

ßern Substanz, als vor dem Kropfe, und mit weit sicht-barern Gefäßen versehen.

4) Der Schlund geht längs dem Halse an der rechten Seite der Luftröhre herunter. Ohne Zweifel weil der Hals sehr lang ist, und indem er öfterer vorwärts als nach den Seiten gedreht wird, den Schlund durch die knöchernen Ringe der Luftröhre drückt. Dadurch mag der Schlund nach derjenigen Seite hingedrängt seyn, wo er den geringsten Widerstand antraf.

5) Manche Perlhühner haben gar keine Gallenblase, alsdann aber sehr starke Gallengänge in der Leber.

6) Das Herz ist viel zugespitzter als an andern Vögeln.

7) Der Herzbeutel, der lockerer als sonst ist, läßt sich so stark als die Lungenflügel durch Einblasen in die Luftröhre ausdehnen.

8) Die Luftröhre hat in der Brusthöle noch zwey muskulöse Bänder, einen Zoll lang und ein drittel Linie breit, die an den Seiten festsitzen.

Merkwürdige Eigenschaften.

Das Perlhuhn ist ein lebhafter, unruhiger, unter sich geselliger, sonst aber zänkischer Vogel, der über den ganzen Hühnerhof die Herrschaft zu behaupten sucht, und sogar dem Truthuhne furchtbar ist. Er bleibt nicht lange auf einer Stelle, läuft hurtig und zwar nicht auf den Hinterzehen, sondern nur auf den ersten Gelenken der

Vor-

Vorderzehen, richtet dabey den Hals stets in die Höhe, trägt die Flügel unter dem Schwanze, schleppt sie aber nie auf der Erde, breitet den Schwanz auch nicht aus, wie der Truthahn, und fliegt beschwerlich wegen der Kürze seiner Flügel.

Er ist geschwind und hurtig im Streit.

Sein Geschrey ist scharf und durchdringend, dem Geschrey der Rebhühner ähnlich, Kork, Kork! und oft unausstehlich. Den Amerikanischen Colonisten wurde es so beschwerlich, daß, obgleich sein Fleisch vortrefflich ist, und das Fleisch des gewöhnlichen Geflügels weit übertrift, sie doch deshalb keine mehr aufziehen wollten *). Es hat wahrscheinlich seinen Grund in der oben angegebenen besondern Einrichtung der Luftröhre, welche in der Höle der Brust noch mit zwey kleinen muskulösen Bändern versehen ist. Die Henne schreyt ganz anders, zweystimmig, wie Glock acht, oder Papa! das sie etlichemal wiederholt, und aufwärts zieht.

Ihr Naturel scheint mehr mit den Rebhühnern als Fasanen Aehnlichkeit zu haben.

Sie leben zehn bis zwölf Jahre.

Verbreitung und Aufenthalt.

Dieß schön gefleckte Hausthier hat als Meyergeflügel sein Glück in Deutschland noch nicht machen können, ob es

*) Lettres edifiantes. Receiul. XX. p. 363.

es gleich durch seine Menge Eyer, die es wie das Haushuhn legt, diese Stelle mit Recht verdiente; allein von vornehmen Herren wird es in Menagerien, und von reichen Privatpersonen in Höfen, seiner Schönheit halber, gehalten.

Es stammt eigentlich aus Afrika, wo es in verschiedenen Gegenden, als um den Senegal, in Nubien, Abyssinien, am Vorgebirge der guten Hofnung, in Guinea, Egypten, auch in Arabien u. s. w. wild angetroffen wird *). Von da ist es nach Europa und Amerika **) versetzt worden, und es gewöhnt sich jetzt sehr leicht an nördliche Gegenden. Durch den Einfluß der verschiedenen Himmelsstriche, Zucht und Nahrungsmittel hat es aber, wie das andere Hausgeflügel, ebenfalls im Aeußern einige Veränderungen erlitten.

In Europa war es schon den alten Griechen und Römern ***) bekannt, scheint sich aber im mittlern Alter

*) Dampier fand es auch in Menge auf der Insel Mayo und Forster sagt, sie wären häufig auf St. Jago. Nouv. Voy. autour du monde. T. IV. p. 23.

**) In Amerika trift man es jetzt nicht allein im gezähmten, sondern auch im verwilderten Zustande an. Hist. de l'Isle Espagnole de St. Domingue. p. 28.

***) Die alten Autoren nennen es Meleagris. Das Perlhuhn hat einen ausgezeichneten Zug von Aehnlichkeit mit dem Truthuhne, welcher darin besteht, daß es keine Federn am Kopfe und Obertheile des Halses hat, und dieß hat vielen, die von Vögeln geschrieben haben, Anlaß gegeben, die Meleagris der Alten für den Truthahn zu halten. Wenn man aber außer den deutlichen Kennzeichen, wodurch sich beyde von einan-

Alter wieder verlohren zu haben, weil man es von keinem Schriftsteller jener Zeit angeführt findet, und erst in derjenigen Zeit, wo die Europäer die westliche Küste von Afrika besuchten, indem sie vom Vorgebirge der guten Hofnung nach Indien reiseten, wird seiner wiederum erwähnt.

Auf Mayo sieht man von diesen Vögeln Flüge von zwey bis drey hunderten. Die Einwohner der Insel jagen sie mit Windhunden, ohne andere Waffen, als Prügel zu haben. Da sie nur sehr kurze Flügel haben, so fliegen sie nur schwerfällig, niedrig und kurz und können daher leicht von Windhunden verfolgt und eingeholt werden.

Die Guineischen Perlhühner, welche zu St. Domingo ihre Freyheit erhalten haben, suchen ihrem Naturel und auch der Anzeige der halben Hautverbindung ihrer Zehen gemäß sumpfige Oerter auf.

Man findet Perlhühner auf Isle de France und Bourbon, wohin sie erst neuerlich gebracht worden sind, und sich sehr vermehrt haben.

In Madagaskar kennt man sie unter dem Namen Acanques und in Congo unter dem Namen Quetéle.

Sie sind sehr gemein in Guinea, auf der Goldküste, wo keine zahmen gehalten werden, als im Canton

Dddd 2 Acra,

einander unterscheiden, und dem, was die Alten von der Meleagris gesagt haben, noch das nimmt, was wegen der Herkunft der Truthühner erwiesen ist, so wird diese Vermuthung leicht wegfallen. *Aristoteles* hist. anim. Lib. VI. c. 11. *Varro* de re rustica. L. III. c. 9. *Plinius* hist. nat. Lib. X. c. 26. 47. 52. etc.

Acra, zu Sierra-Liona, in Senegal, auf der Insel Gorea, auf der Insel des grünen Vorgebirges, in der Barbarey, in Egypten, in Arabien und Syrien.

Der Römer Varro belehrt uns, daß zu seiner Zeit die Afrikanischen Hühner, welches der Name ist, welchen er den Perlhühnern giebt, wegen ihrer Seltenheit sehr theuer waren. In Griechenland waren sie zur Zeit des Pausanias weit gemeiner, weil dieser Schriftsteller ausdrücklich sagt, das Perlhuhn sey nebst der gemeinen Gans das gewöhnliche Opfer unbemittelter Leute bey den feyerlichen Mysterien der Isis. Inzwischen darf man deßwegen nicht glauben, daß die Meleagriden in Griechenland einheimisch gewesen wären, da nach dem Athenäus die Aetolier für die ersten Griechen galten, welche diesen Vogel in ihr Land gebracht hatten. Auf einer andern Seite findet Büffon eine Spur von einer regelmäßigen Wanderung in den Kämpfen, die diese Vögel jährlich auf dem Grabe Meleagers hielten, welche sowohl von Naturforschern als Mythologisten angeführt werden, und wovon sie den Namen Meleagriden bekommen haben, so wie ihnen der Name Peintade (gemahlter Vogel) nicht sowohl wegen der Schönheit ihrer Farben, womit ihr Gefieder bemahlt ist, als wegen der artigen Vertheilung derselben, von verschiedenen Völkern gegeben worden ist.

Wenn je Hausthiere einen reinlichen Stall erfordern, so sind es die Perlhühner, nicht sowohl um die Schönheit ihrer Federn, als aus Nothdurft, um sie gesund zu erhalten.

ten. Er muß aber mit Springstangen versehen seyn, weil sie nicht gern auf dem ebenen Boden schlafen.

Am Tage laufen sie im Hofe oder Garten herum, und verlangen immer Sand, in welchem sie scharren, Körner zur Beförderung der Verdauung aussuchen, sich einhaudern und baden können. Sie verbergen sich zuweilen so tief in denselben, daß nur der Kopf vorsieht. Wenn man sie nicht alle Abend in ihren Stall treibt, so schlafen sie auf Zweigen.

Sie lieben überhaupt, wie die Pfauen, erhabene Orte, setzen sich am Tage zuweilen auf Mauern, Zäune, Dachforste und Bäume.

Bey strenger Winterkälte dürfen sie eigentlich nicht aus dem Stalle, es müßte denn die Sonne scheinen; denn sie können weder große Kälte noch Nässe vertragen. Doch findet man auch welche, die so dauerhaft erzogen und gewöhnt sind, daß sie die härtesten Winter in einem offenen Zwinger aushalten *).

Nahrung.

Sie sind nicht so fleißig in Selbstaufsuchung ihrer Nahrung, wie die andern Hühnerarten, und müssen daher täglich zweymal mit Gerste, Waizen, Hirsen oder Heidekorn gefüttert werden. In Gärten suchen sie Heuschrecken, Käfer, scharren Würmer und Ameisen aus, und hauen allerhand Pflanzenblätter und Blumen ab.

Sie

*) Von Mellins Unterricht zu großen Thiergärten S. 246.

Sie verzehren mehr als die Haushühner, vielleicht aus der Ursache, weil ihre Gedärme kürzer sind.

Fortpflanzung.

Der Perlhahn ist im März und April sehr hitzig (falzet), und tritt, wenn er keine Weibchen hat, deren er sechs bis zwölf versehen kann (und also nicht in Monogamie lebt, wie man vorgiebt), die geilen hahnlosen Haushennen. Hat man mehrere Hähne, so giebt man jedem seine Hennen besonders, damit sie sich nicht abkämpfen. Er nimmt einen Anlauf, wenn er die Perlhenne treten will, verrichtet dieses Geschäft mit der größten Geschwindigkeit, und diese legt zu Ende des Mais oder Anfang des Junius sechzehn bis vier und zwanzig und oft mehrere Eyer, die etwas kleiner als die Eyer der Haushühner, hartschalig, am obern Ende zugestumpft, gelblichtweiß und mit eingestreuten rothbraunen kleinen runden Flecken bezeichnet sind. Doch giebt es auch hier, wie bey dem meisten zahmen Geflügel, Abänderungen, und man trift ganz ziegelrothe an, und auch gelbliche oder rostgelbe mit dunkelbraunen kleinen Punkten. Sie trägt sie gern unter das Gebüsch, an einen verborgenen Ort.

Selten hat man von den Hennen selbst eine gute Brut zu erwarten, und man thut daher besser, wenn man die Eyer den Trut- oder Haushühnern auszubrüten giebt, die alsdann die Jungen besser warten, sie mehr unter sich kriechen lassen (haudern), und mehr erwärmen.

Die Eyer werden drey Wochen und vier Tage besessen, ehe die zärtlichen Jungen, die eine eben so sorgfältige

Wartung als die jungen Truthühner verlangen, auskriechen. Diese haben vor den ersten sechs Monaten weder die Backenlappen noch den Helm der Alten, und erhalten mit den Fasanen gleiches Futter. Sie müssen aber gleich den dritten Tag frey herumlaufen können, damit es ihnen nie an Insecten mangelt, sonst werden sie in kurzer Zeit krank, zehren ab und sterben. Wenn ihnen der Helm auf dem Kopfe schiebt, so haben sie ihre schwerste Krankheit auszustehen, daher sie alsdann auch einer sorgfältigern Wartung bedürfen. Nach des Herrn Grafen von Mellin Anweisung giebt man den jungen Perlhühnern zur ersten Nahrung in Milch eingequellten kalten Hirse, nach acht Tagen außer dem Hirsen gehackte Eyer, oder Semmeln in Milch klein geschnitten, oder frischen weichen Käsequark. Sind sie erst vierzehn Tage alt, so kann man ihnen trocknen Hirse, Waizen oder Buchwaizengrütze vorstreuen, welche Fütterung so lange fortgesetzt wird, bis sie überall Federn bekommen und die Körner der Alten haben. Am bequemsten sind sie in einem Fasanengarten mit den jungen Fasanen zu erziehen. Sie zieren auch eine Fasanerie ungemein, und man kann die nämliche Jagdlust mit ihnen, wie mit den Fasanen, haben.

Feinde.

Die Feinde, welche die Truthühner verfolgen, stellen auch den Perlhühnern nach, und man giebt fälschlich vor, daß die Raubvögel ihren Helm scheuten; denn die Stockfalken stoßen ungescheut auf Junge und Alte.

Sie werden auch oft von Läusen so sehr geplagt, daß sie auszehren, oder die Läuse vermehren sich vielmehr so außerordentlich auf ihnen, weil sie kränkeln.

Krankheiten.

Außer den Krankheiten der gemeinen Hühner, bekommen sie auch zuweilen einen grindigen Kopf, den man ihnen mit ungesalzener Butter glücklich heilet.

Wenn sie im Frühjahr viele Maikäfer verschlucken, so setzen sie sich traurig hin; man muß ihnen alsdann groben Sand, Hirse und Rübsaamen vorschütten.

Haben sie im Winter von der Kälte gelitten, so bringt man sie in eine mäßig warme Stube, und füttert sie mit Buchwaizen und Hanfsaamen.

Sie sind außerdem, wie alles Hausgeflügel, noch mancherley Unfällen unterworfen, bekommen zuweilen in der Leber und so gar in der Milz geschwulstartige Verhärtungen. Man findet auch solche Exemplare, die keine Gallenblase und andere, die nur eine Hode haben.

Nutzen.

Das Fleisch, welches schon die Römer unter die Delikatessen rechneten, ist sehr schmackhaft, vorzüglich, wenn man dasselbe der freyen Luft erst, wie das wilde Geflügel, etwas ausgesetzt hat, und die jungen pflegen im Geschmacke den Fasanen und Rebhühnern nichts nach-

zuge

zugeben. Wenn man sie in Fasanerien hat, so schießt man sie im Herbst vor dem Hühnerhunde.

Auch die Eyer werden unter die schmackhaftesten Speisen, ja von vielen Zünglern für die allerschmackhaftesten gerechnet, und eine einzige Perlhenne legt in einem Sommer, wenn man sie ihr immer wegnimmt, wie eine gemeine Haushenne, bis siebenzig derselben. Sie legt bis im November fort. Man kocht sie hart wie Kiebitzeyer. Sie kann daher mit Recht Anspruch auf den Namen eines ökonomischen Thieres machen.

Schaden.

Sie müssen, wie andere Hühner, von den Gemüßgärten und Getraidefeldern abgehalten werden.

Fünf und dreyßigste Gattung.

Fasan. Phasianus.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist kurz, stark und etwas gebogen.

Die Augengegend ist federlos und warzig.

Die Füße sind bespornt.

Der Schwanz ist lang, keilförmig und schleppend.

Alle drey Arten, die man in Deutschland kennt, sind eigentlich fremden Ursprungs, nur die erste ist verwildert.

(180) 1. Der gemeine Fasan *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Fasan, Phasan, Phasanenvogel, fälschlich Goldfasan.

Phasianus colchicus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 741. n. 3.

Le Faisan. *Buffon* des Ois. II. 328. f. 11. Ed. de Deuxp. IV. 47. t. 2. f. 1. Uebers. von Martini V. 201. mit 2 Fig.

Common Pheasant. *Latham* Synops. II. 2. p. 712. n. 4. Meine Uebers. IV. 679. n. 4.

Frisch Vögel. Taf. 123.

Naumanns Vögel. I. 92. Taf. 21. Fig. 40. Männchen. Fig. 41. Weibchen.

Meyers Thiere. II. 1. Taf. 2. mit dem Gerippe in 2 Vorstellungen.

v. Mellins Unterricht, große Thiergärten anzulegen. II. Kap. 8.

v. Wildungens Neujahrsgeschenk 1797. S. 56. Taf. 4. Männchen und Weibchen.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 155. n. 1.

Donndorfs zool. Beytr. II. 2. S. 66. n. 3.

Kennzeichen der Art.

Der Augenkreis ist mit Wärzchen und einzelnen Federn besetzt; am Männchen Kopf und Hals dunkelblau mit grünem und purpurfarbenem Glanze; Körper weiß, grün,

*) Alte Ausgabe. III. S. 412. n. (158) 2.

grün, schwarz, rothbraun und feuerfarben gemischt; — am Weibchen Kopf und Oberleib schwarzbraun mit roth= grauen, auch weißen Federrändern; Vorder= und Seiten= hals weißgrau und schwarz bandirt; Unterleib röthlich, aschgrau gewässert.

Gestalt und Farbe des männlichen und weib= lichen Geschlechts.

Dieser schöne Vogel hat ungefähr die Größe eines Haushahns und die Dicke eines Kapauns und trägt sich fast wie ein Pfau *). Seine Länge ist vom Kopf bis zur Schwanzspitze drey Fuß, sechs Zoll; der Schwanz ist zwey Fuß lang und die Flügel klaftern zwey Fuß, zehn Zoll **), reichen aber zusammengelegt nur auf den Anfang des Schwanzes.

Der Schnabel ist ein und einen halben Zoll lang, an beyden Kiefern etwas hakenförmig gekrümmt, stark, hell= hornfarbigbraun; der Federrand um denselben oben schwarz und rothglänzend, an den Seiten und unten borstig und schwarz, grün glänzend; die Nasenlöcher länglich, unter Nasenhügeln verborgen; die Warzenhaut um die Augen purpurroth und der Augenstern rothgelb; die Füße, Zehen und Klauen sind graubraun, die geschuppten Beine vier Zoll hoch, die Mittelzehe drey Zoll, die hintere einen Zoll lang, über letzterer ist ein kurzer stumpfer Sporn; die Vor= derzehen sind mit einer größern Zwischenhaut als bey andern Hühnerarten verbunden, daher er auch in seiner Freyheit die

*) Von Schrank (Fauna boica I. p. 138.) wird er unter die Pfauengattung gezählt.

**) Par. Ms. Länge 3 Fuß; Breite 2½ Fuß.

die sumpfigen Gegenden in Waldungen so gern aufsucht. Die Backen sind kahl und mit hochrothen Fleischwärzchen besetzt. Ueber den Ohren stehen schwarze, goldgrünglänzende Federbüschel, die sich zu der Zeit, wenn der Vermehrungstrieb (Falzzeit) erwacht, an den Seiten des Kopfs erheben, nach der Zeit aber wieder verlieren. An dem untern Ohrwinkel stehen einige schwarze Federn, die länger als die übrigen sind. Die Federn, welche den langen Hals bedecken, sind an der Spitze herzförmig ausgeschweift, desgleichen auch die Bürzelfedern. Die obern Deckfedern des Schwanzes zersplittern sich aber gleichsam in Fasern. Die Schwungfedern sind bauchig und kurz, die achtzehn Schwanzfedern sichelförmig und der ganze Schwanz keilförmig, und zwar so, daß seine beyden mittelsten Federn sehr viel länger sind als die übrigen, welche stufenweise so abnehmen, daß die äußerste nur vier bis fünf Zoll lang ist.

Der Kopf und obere Theil des Halses ist dunkelblau, auf dem Scheitel, an der Kehle und im Nacken grün glänzend, vorne und an den Seiten des Halses purpurglänzend, auf dem Scheitel noch überdieß mit Rostfarbe bespritzt; der untere Theil des Halses, die Brust, der Bauch und die Seiten sind bräunlich gelbroth; der Hinterhals mit schwarzen grünglänzenden Flecken am Ende der Federn; der Unterleib aber purpurglänzend überlaufen, mit schwarzer violetglänzender Einfassung, und alle Federn in der Mitte mit einem großen schwarzen, äußerlich aber unsichtbaren Fleck; der untere Theil des Bauchs und die Afterfedern schwarzbraun, die letztern hoch rothbraun gerändet; der Rücken und die kleinern Deckfedern der Flügel rothbraun mit einem

Purpurglanze, in der Mitte der Federn ein schwarzer stumpf-herzförmiger Fleck, der durch ein röthlichweißes stumpfherz-förmiges Band getrennt und grünglänzend ist; die größern Deckfedern der Flügel olivengrau, rothbraunglänzend ge-rändet und in der Mitte schwarz, röthlichweiß gefleckt; der Bürzel rothbraun, am Rande grünglänzend; die Schwung-federn graubraun mit gelblichweißen ungleichen Flecken; der Schwanz olivengrau, braunroth gerändet; die zwölf mitt-lern Federn mit schwarzen Queerstrichen ungleich durch-schnitten, und alle, die zwey mittelsten ausgenommen, schwarz bespritzt.

Die Fasanhenne ist kleiner und unansehnlicher als der Fasanhahn; ihre Federn sind einfarbiger und weniger glänzend; der kahle Ring um die Augen enger und mit kleinen fleischigen hellrothen Warzen bedeckt; der Kopf und Hals schwarzbraun, rothgrau eingefaßt; der übrige Ober-leib schwarzbraun, jede Feder mit einem rothgrauen und weißgrauen Rande, daher er schwarz und grau gefleckt er-scheint; der Vorder- und Seitenhals weißgrau und schwarz bandirt; die Brust und der übrige Unterleib röthlich asch-farben gewässert; die Flügel dunkelbraun, rostgelb gestreift, gewellt und gefleckt; der Schwanz kürzer, rothgrau, auf der Mitte der Fahne mit breiten schwarzbraunen Queerbän-dern, an den Seiten aber mit fein gezackten dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet.

Auch im äußerlichen Anstande unterscheidet sich der Hahn von der Henne. Er trägt den Körper mehr auf-recht, den Schwanz gerade ausgestreckt und hebt den Hals stolz in die Höhe, wie ein Pfau. Sie hingegen zieht den Hals ein und beugt den Schwanz niedriger.

Abän-

Abänderungen.

Da der Fasan in den mehresten Gegenden Deutschlands noch ein ganz oder halb zahmer Vogel ist, so giebt es auch mancherley Farbenvarietäten von ihm.

1. Der gemeine weiße Fasan (Phasianus colch. albus. Le Faisan blanc. White Pheasant. Man nennt ihn auch, aber fälschlich, Silberfasan).

Er ist glänzend weiß, hat bald hie, bald da, und besonders auf dem Halse kleine schwärzliche violette Flecken, und dergleichen röthliche auf dem Rücken. Ich habe ihn ganz schneeweiß gesehen.

Er wird zuweilen häufig in großen Fasanerien angetroffen. In der Fasanerie bey Meiningen waren im Sommer 1805. sieben Stück ausgebrütet worden. Daß er aus Schweden oft nach Deutschland herüberfliege und daher bey uns häufig angetroffen werde, ist ungegründet.

2. Der gemeine bunte Fasan (Phasianus colch. varius. Le Faisan varié. Variegated Pheasant. Weißbunter Fasan).

Er hat auf weißem Grunde alle Farben des gemeinen Fasans in allerley Flecken.

Die gewöhnlichsten haben einen weißen Kopf und Hals und sind am Oberleibe stark weiß gefleckt. Frisch Vögel. Taf. 124.

3. Der gemeine Fasan mit dem Halsringe (Phasianus c. torquatus. Ring Pheasant).

Er

Er hat alle Federn des gemeinen Fasans, nur im vorzüglichen Grade hell und schön und um den Hals herum geht ein sehr schönes weißes Halsband.

Diese Varietät ist in Deutschland auch bekannt. Sonst soll sie vorzüglich in einigen Provinzen von China gemein seyn. Hier bemerkt man auch an ihr noch einen weißen Strich über den Augen. Auch an dem Caspischen Meere und in dem südlichen Theile der Wüsten zwischen dem Don und Wolga, in der großen Tatarey, in dem Süden der Mongolischen Wüste und auf St. Helena wird sie häufig angetroffen.

4. Der gemeine Türkische Fasan (Phas. c. gallopavonis. Turkey Pheasant).

Er hat die Größe zwischen dem gemeinen Fasan und dem Truthuhn. Um die Augen herum ist die Haut kahl und roth; der übrige Kopf aber mit Federn bedeckt. Das Gefieder besteht aus einem Gemisch von Farben von dem Fasan und dem Truthuhn, vorzüglich zeichnet es ein schönes glänzendes Braun aus.

5. Die hahnenfederige Fasanenhenne. Das ganze Gefieder des Hahns, nur ist die rothe Augenhaut nicht so stark und die grauen Ohrfedern fehlen. Gewöhnlich sind sie sehr alt und legen nicht mehr.

6. Der Silberfasan-Bastard. Er entsteht aus der Paarung eines Silberfasanhahns mit einer gemeinen Fasanhenne. Dieß thun sie zusammengesperrt. Gestalt und Farbe sind von beyden Arten gemischt. Gewöhnlich sind auf weißem Grunde Flecken und Zeichnungen des gemeinen Fasans.

7. Der

7. Der Goldfasan-Bastard. Er hat eine vermischte Farbe von beyden Gatten. Der Hahn ist gewöhnlich der Goldfasan und die Henne der gemeine Fasan. S. unten.

8. Der Haushuhn-Fasanbastard (Phasianus colch. hybridus. Le Cocquar ou Faisan batard. Hybridal Pheasant).

Er ist nicht viel kleiner als ein gemeiner Fasan, mit einer nackten rothen Haut um die Augen, struppig, oben gelbroth, braun und weißlich gefleckt, unten braun, aschgrau und schwärzlich und noch anders, zuweilen recht schön gefärbt, wenn die Hühner oder Hähne schön sind. Frisch Vögel. Taf. 125.

Da er aus der Vermischung eines zahmen Fasans mit gemeinen Hühnern, die nie von ihrem eigenen Hahn getreten sind, oder umgekehrt entspringt, so ist er untüchtig, sein Geschlecht fortzupflanzen, und es regt sich auch nie der Paarungstrieb bey ihm, ob er gleich sehr geneigt ist, fremde Eyer auszubrüten und die Jungen zu führen.

In Deutschland wurde sonst diese Varietät in Fasanerien wegen ihres angenehm schmeckenden Fleisches und der guten Eyer häufig gezogen.

Merkwürdige Eigenschaften.

So wild der Fasan ist und so sehr er Menschen und Thiere scheut, so einfältig bezeigt er sich, wenn ihm Netze, Schlingen und andere Fallen gestellt werden, und geht blindlings in dieselben.

Er läuft viel hurtiger als ein Haushuhn und fliegt wegen seiner kürzern Flügel und seines langen Schwanzes nicht leicht auf. Wenn er fliegen soll, so muß er entweder plötzlich aufgejagt werden, oder es muß das Gras feucht oder eine andere dringende Ursache da seyn, daß er seinen Stand geschwind verwechseln will, und dann geschieht es allemal mit einem großen Geräusche.

Das Geschrey des Hahnes klingt unangenehm und hält ungefähr den Mittelton zwischen dem Geschrey des Pfaues und des Perlhuhns. Es klingt wie Kockkock und Göcke, göckere! Das Weibchen schreyt aber viel weniger und schwächer, ungefähr wie die letztern Töne. Sie geben auch in der Angst einen hell quikenden Ton von sich.

Er bringt ungefähr sein Leben, so wie das Haushuhn, auf sechs bis zehn Jahre, und man behauptet ohne Grund, daß sein Alter an der Anzahl der schwarzen Queerbänder des Schwanzes zu erkennen wäre.

Verbreitung.

Dieser Fasan hat eigentlich die Provinz Georgien und Mingrelien in der Türkey, die vor Zeiten Colchis hieß, zu seinem Vaterlande. Hier hielt er sich vorzüglich bey dem Flusse Phasis (oder Fasso) auf; daher der lateinische Name: Phasianus Colchicus. Jetzt trift man ihn aber fast in ganz Europa an, entweder wild in den Wäldern, oder gehegt in den Menagerien, auch in Asien bis an die äußersten Gränzen von China, Japan, und sogar in der Tatarey, und in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hofnung. Am Terek und Kuban, im Schilfe um

das Caspische Meer und am ganzen Caucasus scheint er in seinem rechten Vaterlande zu seyn *). In Deutschland wird er in manchen Provinzen, vorzüglich in Böhmen, in großer Anzahl gefunden, und auch in Thüringen findet man verschiedene Gegenden, wo er theils verwildert lebt, theils in Menagerien gehalten wird. Auf den Donau- und Rheininseln erscheint er als ein ganz wilder Vogel. Dort haben sie sich während des ganzen französischen Kriegs erhalten. Nach einem Uebergange des französischen Heeres zogen sie sich den Rhein herauf bis nach Seckingen und Waldshut, und so wie die Franzosen wieder über den Rhein waren, so nahmen sie ihren alten Stand bey Straßburg wieder ein.

In Deutschland weiß man sie überhaupt besser zu erziehen und zu erhalten, als in England und Frankreich und in den übrigen Europäischen Ländern.

Aufenthalt, Nahrung und Fortpflanzung.

Die gemeinen Fasanen lieben das Buschholz, die Wiesen, Auen, Feldsträucher, Brücher, altes Schilfgras, um sich darin verbergen zu können, Gegenden, wo sich Weizen, Gerste, Wicken, Erbsen, Heidekorn, Hanf, Rübsaamen, Hirsen und allerhand kleine Sämereyen, Kohlgärten und Weinberge, Wachholdersträucher, dorniges Pfriemenkraut (Genista spinosa) und Brombeersträucher befinden, wovon sie ihre Nahrung nehmen. Sie fressen gern Obst, Mispeln, Bucheckern, allerhand Beeren,

*) Pallas Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reichs 1793 und 1794. I. S. 294.

ren, Johannisbeeren, Holunderbeeren, vorzüglich Kellerhalsbeeren (Daphne Mezereum), Schnecken, Würmer, Ameisen, Käfer und andere Insecten, junge Kröten, rühren aber die Frösche und Eidechsen nicht an. Auch sauere Kräuter, als Pimpinelle, Kresse, Löffelkraut, Savoyerkohl, lieben sie.

Sie sind das ganze Jahr über so ungesellschaftlich, daß sie nicht nur Menschen und andere Thiere, sondern auch sich selbst unter einander fliehen und nur in den Monaten März und April (zur Paarungszeit) zusammenkommen, wo sich die Hähne nach ihren Hennen umsehen. Alsdann sind sie leicht in Wäldern anzutreffen und verrathen sich durch ihr weit tönendes Flügelklatschen, das sie im Flug und sitzend von sich hören lassen.

Ob sie gleich keine Zugvögel sind, so hat man doch, um sie zusammenzuhalten (da sie wenigstens in Deutschland noch nicht so allgemein eingeführt sind, daß man sie allenthalben wild anträfe), für gut befunden, sie in dazu angelegten Gärten zu erziehen. Denn die Hähne leben beständig im Streit, sind besonders zur Paarungszeit (Falzzeit) sehr eifersüchtig, ziehen daher gern weg und nehmen ihre Hennen mit. Es sind also solche Pflanzschulen noch nöthig, worin wenigstens der Stamm erhalten und in Menge Junge erzogen werden können, von welchen alsdann wilde werden und wodurch man ihre Verbreitung größer und allgemeiner machen kann.

Ein Ort oder ein Bezirk, wo Fasanen gehalten und genährt werden, und die Kenntniß und Geschicklichkeit, die Fasanen gehörig zu warten, wird die **Fasanerie** (Fasa-

nerey; Franz. Faisanderie) genannt. Insbesondere heißt ein eingeschlossener Platz, wo Fasanen gehalten werden (eine zahme Fasanerie), ein Fasanengarten; der Jäger, welcher die Aufsicht über eine Fasanerie hat, der Fasanenwärter, Fasanenjäger oder Fasanenmeister (Franz. Faisandier, Garde de la Faisanderie); die Wohnung des Fasanenwärters und das Haus, worin die Fasanen brüten, das Fasanenhaus; der Ort, wo der Jäger die Fasanen mit der Fütterung ankirret, der Fasanenstand (die Kirrung); ein verschlagener oder eingeschlossener Platz in einer Fasanerie, wo die Fasanenhennen oder die Pflegemütter mit den Jungen allein seyn können, der Fasanenzwinger, und ein Platz in einer wilden Fasanerie, wo die Fasanen geheat werden, das Fasanengehege.

Vor allen Dingen erfordert eine Fasanerie:

1. Holz, und zwar lebendiges oder Laub- und Buschholz. Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Weiden, Dornen, und besonders solche Holzarten, die Beeren tragen, sind ihnen angenehm. Auch Schwarzholz oder Tannen, Fichten, Kiefern und Lerchenbäume verachten sie nicht, nur wollen sie in bloßem Schwarzwalde nicht gern und lange aushalten. Wachholdern sind ihnen vorzüglich zuträglich.

Es müssen aber diese Holzungen schöne Dickige (Remisen) haben, worin sie sich am Tage vor Nachstellungen, unangenehmer Witterung und andern Unannehmlichkeiten verbergen können. Hohe, alte Eichen und andere Bäume sind dabey nicht viel nütze, weil sie die Raubvögel gern aufsuchen; dafür aber sind niedrige Bäume, Obst-, Eber-

eschen,

eschen=, Elsbeerbäume u. d. gl. nothwendig, weil die Fasanen nicht gern auf der Erde schlafen, sondern alle Abende sich in die Höhe auf einen Baum begeben (zum Baumtreten). Auch müssen die Hölzer ordentlich behauen werden, damit immer die gehörigen jungen Dickige da sind. Die sogenannten Feldhölzer, die Dornen und allerhand niedriges Gesträuch, besonders beerentragendes, enthalten, schicken sich am besten dazu; ja man pflanzt ihnen sogar einige dichte Remisen von jungen Fichten, in welchen sie wenigstens den Winter Schutz finden, wenn das Laub von dem lebendigen Holze abgefallen ist und beschneidet diese im Nothfall an den Gipfeln, wenn sie zu hoch werden oder sich verdünnen wollen *).

2) Muß auch Wiesenwachs in der Nähe seyn, weil sie gern darin brüten und allerhand Insecten, Fliegen, Käfer und Ameisen und verschiedene Kräuter und Gräser zu ihrer Nahrung (Aesung) darin aufsuchen.

3) Gehören Aecker dazu, damit sie immer ihre völlige Nahrung haben. Sie brüten auch zuweilen in dem Winterweizen und der Winterrübsaat, führen die Jungen gern in die Felder, in die Stoppeln u. d. gl., und lesen das ausgefallene Getraide mit ihnen auf.

4) Wasser ist auch sehr nöthig, also ein Bach, Fluß, eine Quelle und überhaupt eine solche Gegend, wo es sumpfig und schilfig ist. Sie lieben die morastigen Orte, die Ufer, wo sie reines Wasser, groben Sand, Schnecken und

*) Herr Reichsgraf von Mellin hat a. a. O. S. 206. die Holzarten angegeben, die sich in einer Fasanerie vorfinden, oder angepflanzt werden müssen.

und allerhand Gewürme und Insecten finden, und im Winter die warmen Quellen, an denen sie sich ohne besondere Fütterung durchzuhelfen wissen.

Endlich 5) muß auch ihr Aufenthalt in bergigen Gegenden gegen die Nordwinde gesichert und der Sonnenwärme halber gegen Osten oder Süden zu bestimmt werden, überhaupt die Gegend nicht rauh, sondern milde seyn.

Die Anlegung einer zahmen und wilden Fasanerie ist aber gar sehr verschieden und jede muß daher billig besonders betrachtet werden.

Die erstere wird auf mancherley Art und mit verschiedenen Kosten bewerkstelliget.

Erstlich von einer mittelmäßig starken Fasanerie.

Wenn diese in gutem Flor erhalten werden soll, so ist nöthig, daß eine kleine Gegend mit einer Wand zu einem Fasanengarten umgeben werde. Dieser kann nun groß und klein seyn. Einer von mittelmäßiger Größe hält 1000 Schritt Länge und 500 Schritt Breite. Die Wand, welche acht bis neun Fuß hoch und nach Gelegenheit von Steinen, Bretern oder Lehm ist, muß wenigstens alle hundert und dreyßig Schritte unten Löcher von verschiedener Größe zum Fang der Raubthiere haben. Vor denselben sind inwendig hölzerne aufgestellte Fallen eingepaßt, in welchen diejenigen Raubthiere, als Marder, Iltisse, Katzen, Wieseln, auch wohl Füchse, die sich stark nach den Fasanerien ziehen, gefangen werden können. Eben so sind einige

nige Raubvögelfänge und eine Krähenhütte *) in der Gegend herum nöthig.

Die dazu gehörigen Gebäude sind folgende:

1. Das Fasanenhaus, worin sie Winter und Sommer bleiben können. Es ist sechszig Fuß lang, dreyßig Fuß breit und neun Fuß hoch, mit einer dicken Wand umgeben, und hat ein Ziegeldach, das nicht allzuhoch seyn darf. In der Länge queer durch kommt ein Unterschied und mitten in der einen Längenwand eine drey Ellen breite Thüre mit zwey Flügeln, die einwärts schlagen. Auswendig werden zwey Gitterflügel von halber Höhe angebracht, die von außen verschlossen werden können. Hierauf kommt ein Vorhaus, zwölf Fuß breit und acht Fuß lang. Rechter Hand neben des Hauses Eingange wird ein kurzer Kamin gesetzt, der aber nicht gerade auf die Thüre stoßen darf, und inwendig ein Ofen gerade in die Scheidewand, der alle beyde Theile heizet. Neben dem Kamine rechter Hand ist eine Thüre zu der einen Stube und linker Hand der Hausthüre eine Thüre zu der andern nöthig. Diese Thüren schlagen in das Vorhaus hinaus. Jede Stube enthält auf jeder Seite ein Fenster und also das ganze Haus sechs Fenster. Diese sind inwendig mit Drathgitter überzogen und auswendig mit Fensterladen versehen. Die Stuben selbst werden mit saubern Stangen versehen, die schräge über

*) In Tonna bey Gotha hat der Fasanenwärter eine Katze so gewöhnt, daß sie auf der Krähenhütte wie der Kauz sitzt und an einer Stange wie ein Affe auf- und absteigt. Auf diese sind die Raben, Krähen und Raubvögel so erpicht, daß sie besser nach ihr als nach dem Uhu fliegen.

über einander stehen und worauf die Fasanen sitzen können, und die eine Hälfte des Fußbodens wird ausgepflastert, die andere aber bloß mit Lehm und Sand bedeckt, weil hier die Futterkörner hingeschüttet werden. So lang nun das Haus ist und vor der Seite, wo die Hausthüre hineingeht, wird

2. ein Zwinger sechszig Fuß breit und lang mit einer Breterwand angebracht. In diesen gehen durch die Wand des Hauses aus jeder Stube zwey Löcher, funfzehn Zoll hoch und zwölf Zoll breit, die auswendig breterne Aufzüge haben, damit die erwachsenen Fasanen nach Gefallen aus- und eingelassen werden können. Neben diesen Zwinger kommt

3. das Brütehaus, das vierzig Fuß lang, sechszehn breit und sieben hoch ist, ein Ziegeldach und in der Mitte eine Scheidewand hat. An beyden Enden sind zwey Thüren nöthig, und auch eine dritte, durch die Scheidewand gebrochene, ist nicht überflüsig. Jede Längenseite erhält drey kleine Glasfenster mit Drathgittern und Fensterladen. An der Wand hin werden die Brutfächer angebracht. Es wird dazu ein vier Fuß hoch von der Erde erhöhtes Gerüst durch das ganze Haus gemacht, auf welches ein breterner Boden gelegt wird, der aber nur zwey Fuß, zwey Zoll breit seyn darf. Hierauf werden breterne Fächer angebracht, welche achtzehn Zoll breit und so lang, als der Boden breit, sind. Das Bret muß zwanzig Zoll hoch aufgesetzt werden, damit sich die Bruthennen einander nicht sehen können. Vorne wird der Länge hindurch ein ein Fuß hohes Bret und oben an der Wand über jedem Fache ein kleines

kleines Bretchen, worauf Nummern geschrieben werden, angenagelt. Vor jedem Ende des Bruthauses müssen Zwinger kommen von einer Breterwand, die sechs und dreyßig Fuß lang und dreyßig Fuß breit ist.

4. An der einen Seite des Zwingers wird zwischen dem Brut- und Fasanenhause, die sich einander gegenüber stehen, ein Wachstübchen zwölf Fuß lang und zwölf Fuß breit hingebaut.

5. In einige Entfernung von dem Bruthause kommt ein Hühnerhaus zur Verwahrung der Trut- und Haushühner, welches vier und zwanzig Fuß lang, zwölf Fuß breit und sieben Fuß hoch ist und vier Unterschiede hat.

6. Zwinger oder Theilungen kann man noch vier, fünf bis sechs anlegen. Jeder muß aber hundert Fuß lang, acht Fuß breit und mit einer neun Fuß hohen Wand umgeben seyn. An jedem Zwinger wird ein zehn Fuß langes und acht Fuß breites Häuschen angebracht, welches dazu dient, die Fasanen des Abends hineinzutreiben und des Morgens wieder in den Zwinger zu lassen. In dem Zwinger selbst muß Gras, geackertes Feld, wo möglich auch etwas Buschwerk seyn, und ein Bach oder wenigstens durch Rinnen hineingeleitetes Wasser.

7. Daß der Fasanenwärter eine zu seiner Absicht bequeme Wohnung haben müsse, versteht sich von selbst.

Die Beschaffenheit des Platzes, welcher zu einem Fasanengarten schicklich seyn soll, ist oben schon angegeben worden. Vorzüglich ist fließendes oder hingeleitetes Teichwasser nöthig. Ist alsdenn der Platz mit lauter Holz bewachsen, so kann man leicht die nöthigen Aecker und

Wiesen

Wiesen darin anlegen. Wäre aber zu wenig Holz da, so müßte man zum Anpflanzen Vorkehrungen treffen. Gut ist es, wenn der Platz so eingetheilt werden kann, daß zwischen einem Strich Holz auch ein Strich Aecker und Wiesen liegen.

Auch die Aecker müssen auf verschiedene Art besäet werden, so daß eine Abtheilung mit Winterwaizen, Winterroggen und Winterrübsaamen, die andere mit Sommerwaizen, Gerste, Heidekorn und Hirse und die dritte mit gelben Rüben, Krautarten, besonders mit viel Braunkohl, Sommerrübsaamen und Hanf bestellt werde. Alle diese Früchte sind zur Erhaltung der Fasanen zu gebrauchen. In die Zwinger wird auch etwas Kohl gepflanzt, auch öfters grober Sand und alle Tage frisches Wasser hineingebracht.

Wenn nun dieß alles eingerichtet ist, so setzt man im März in jeden Zwinger einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, füttert sie fleißig mit Waizen oder halb Gerste und halb Hanfkörnern, und thut frischen groben Sand hinzu. Des Abends bringt man sie in ihre dazu verfertigten Häuser, und läßt sie des Morgens wieder heraus. Die Häuser aber müssen den Tag über offen bleiben oder unten besondere Löcher angebracht werden, daß wenn ein unvermutheter starker Regen kommt, sie selbst ihre Zuflucht dahin nehmen können.

Alle Abend, wenn die Fasanen eingetrieben sind, muß man nach den Eyern sehen, und solche fleißig sammeln, hat man nun zwey bis drey hundert Eyer, so setzt man die

Hen-

Hennen zum Brüten. In großen Fasanerien macht man gewöhnlich zwey Aufzüge, einen frühen und späten! Wollte man ihrer mehr machen, so würde zu viele und zu kostbare Wartung und Aufsicht erfordert werden.

Hierzu nimmt man gern Truthühner, welches immer die besten sind. Einer jeden solchen Bruthenne legt man im Bruthause in ihrem besondern Fache zwanzig bis fünf und zwanzig Eyer unter, und bindet ihr oben auf dem Schwanze diejenige Nummer an, die über ihrem Fache steht, damit man wisse, wo eine jede Henne, wenn sie abgenommen wird, oder abfliegt, hin gehöre. Und so setzt man allemal etliche Bruthühner zugleich, bis die Fasanen ausgelegt haben.

Sind nun auch im Garten schon Fasanen vorhanden, so sammelt man auch dieser ihre Eyer fleißig ein, und läßt sie von Truthühnern ausbrüten. Man muß aber auch sorgfältig anmerken, wenn die Bruthennen gesetzt sind, denn in vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Tagen pflegen die Jungen auszukriechen. Auch müssen die Bruthühner alle Tage von den Eyern ein- bis zweymal abgenommen und ihnen vollauf Futter und beständig frisches Wasser gegeben werden.

Wenn die Jungen ausschliefen, muß man fleißig Acht haben, daß keines davon von den Stiefmüttern todt getreten werde. Sie bleiben noch ein bis zwey Tage unter ihnen, damit sie recht trocken werden. Nach diesen nimmt man sie weg, setzt sie in ein Sieb und trägt sie ins Fasanenhaus. Ist es kalt, so muß es geheitzt werden; wenn aber

aber die Sonne scheint, so werden sie in Kasten hinaus getragen, des Abends aber allemal wieder hinein gethan. Man füttert sie anfangs mit geriebenen Semmeln und Mohnsaamen, oder mit dem klargehackten Weißen von hartgesottenen Eyern, und mengt darunter Petersilien, auch Brennesseln, Schafgarbe und harte in süßer Milch eingeweichte Semmel. Giebt es gerade Hollunderblüten, so nimmt man davon halb so viel als von der Petersilie, und giebt es ihnen die ersten vierzehn Tage mit. Nachher kann man ihnen auch Hirse mit Milch dick gekocht geben, desgleichen Buchwaizengrütze, auch noch etwas Eyer, ingleichen Quarkkäse von süßer Milch. Ueberaus zuträglich und fast nothwendig sind ihnen Ameiseneyer, wenn man sie haben kann, und überhaupt Insecten. Anfangs giebt man ihnen kleine Wiesen-Ameiseneyer, dann aber die großen Wald-Ameiseneyer.

In das Saufen wirft man ihnen zuweilen Thymian und Gundermann, auch wohl etwas Rhabarber, welches den Durchfall verhütet.

Wenn sie sechs bis sieben Wochen alt sind, läßt man Waizengräupchen machen, füttert sie damit, auch mit Hirse und thut sie alle Abend ein. Auch Gerstenmehl in Wasser eingerührt, geschrotene Mittelgerste, beydes mit etwas Leinsaamen vermischt, ist ihnen zuträglich.

Den Tag über muß man beständig auf sie Acht haben, und wenn es regnet, sie in besonders dazu verfertigte Kasten thun. Man macht auch einen oder zwey besondere Zwinger, worein die Jungen den Tag über gebracht werden.

Zu

Zu den Fütterungen braucht man von Weiden geflochtene runde Körbe, die unten ohne Boden sind, oben kegelförmig auslaufen, und an den Seiten kleine Löcher haben, die die jungen Fasanen wohl durchlassen, aber den alten Bruthennen den Eingang verbieten. Diese setzt man auf reine Plätze über das Futter, das alle Tage frisch seyn muß, damit es die Jungen allein genießen. Sowohl wenn man sie aus- und einthut, als auch so oft man sie am Tage füttert, ruft oder pfeift man ihnen, um sie an diese Locktöne zu gewöhnen.

Denjenigen Fasanen, die man zahm und im Garten allein behalten will, schneidet man im August und September, wenn sie so groß geworden sind, daß sie fliegen wollen, etwas Flügel ab. Man rupft sie in dieser Absicht um das erste Gelenke des einen Flügels her, bindet den Obertheil über diesem Gelenke mit einem Faden stark zusammen, und schneidet sodann den Flügel in dem Gelenke oder in der Hälfte des zweyten, mit einem so scharfen Messer ab, daß man mit dem ersten Schnitt sicher durchfahren kann. Man muß aber eine ganze Stunde lang auf sie Acht haben, ob sie auch etwa zu stark bluten möchten. Geschieht dieß zuweilen, so fährt man mit einer im Feuer heiß gemachten Tabackspfeife über den Schnitt her *). Dabey werden sie fleißig und ordentlich gefüttert, und es wird etliche Tage im Fasanenhause eingeheizt, damit sie nicht

*) Bey der Lähmung alles Geflügels thut man am besten, daß man die Wunde sogleich nach dem Abschneiden des Gelenkes mit einem kupfernen Kolben, wie ihn die Zinngießer und Blechschmiede zum Löthen brauchen, zubrennt.

nicht zu kalt sitzen. Auch werden die alten Bruthennen reichlich gefüttert, damit sie diese so beschnittenen Jungen desto öfterer unter sich nehmen. So bald sie anfangen heil zu werden, so treibt man sie, unter Aufsicht eines Burschen, alle Tage in den Garten aus auf die Wiesen und Aecker. Man macht auch Kasten, und trägt sie ihnen nach, damit sie sich unter denselben bey einfallenden Regengüssen verbergen können.

Mit der vorhin angegebenen Fütterung fährt man fort, bis sie Körner heben können; alsdann giebt man ihnen Waizen, große Gerstengraupen, Hanfkörner oder Buchwaizen. Es muß aber lauter altes Getraide seyn.

Alsdann können sie auch eben so leicht und wohlfeil erzogen werden, als die Haushühner; denn sie fressen Hafer, Gerste, Wicken, Erbsen, Buchwaizen, Rüben, Rübenblätter, Salat, Kohl und fast alle Arten von Küchenkräutern; auch wo Buchen oder Eichen wachsen, Bücheln und Eicheln. Zur Fütterung der alten Fasanen in den Zwingern, wo sie keine weitere Nahrung finden können, wird auf jedes Stück ein starker Eßlöffel voll Waizen gerechnet, für die wilden ausgeflogenen aber bey den Fütterungen auf zwey nur ein Eßlöffel voll. Sie fressen zwar mehr, allein dieß ist hinlänglich. Füttert man bloß Gersten, so vermehrt man die Portion um die Hälfte, da dieß Getraide nicht so gut füttert. Gegen die Falzzeit verdoppelt man bloß die Portionen und vermengt sie gern mit Hanfkörnern *).

End-

*) s. von Mellin a. a. O. S. 239.

Endlich ist bey der Erziehung der jungen Fasanen noch folgendes zu beobachten.

Wenn sie zehn bis zwölf Wochen alt, an den Ruf des Fütterers gut gewöhnt sind, und zu dicht im Fasanenhause stehen, so kann man ihnen in den Zwingern etliche Gerüste von glatten Stangen machen, und diese oben mit Rohr oder grünen Tannenreisern zur Sicherung vor Wind und Wetter bedecken.

Ist der Garten geräumig, so läßt man den jungen Fasanen, die stark genug sind, mehr Willen, thut auch diejenigen, welche gelähmt worden, nicht mehr ein, außer was von selbst eingeht, und giebt ihnen das Getraide im Garten Preis. Wenn alsdann nichts mehr im Garten zu finden ist, so gewöhnt man sie nach ihren Ständen und Kirrungen.

In ältern Zeiten hielt man im Sommer, Herbst und Frühjahr ein Rauchwerk (ein Räuchern) nöthig, um dadurch die verflogenen Fasanen wieder herbeyzulocken, und die andern zusammenziehen. Sie nehmen den Rauch so gern an, wie die Füchse die Witterung. Sie müssen aber von Jugend auf daran gewöhnt seyn, sonst achten sie den Rauch nicht.

Dieser Rauch wird aus folgenden Ingredienzien gemacht.

Man nimmt zwey Bund Haferstroh, zwey Scheffel Hanfspreu, sechs Loth Campher, ein und ein halb Pfund Anis, nebst ein wenig Weihrauch, eine Handvoll Tau-

send-

sendgüldenkraut, und eben so viel Wiederton, etwas faules Lindenholz, vier Roßäpfel und ein halbes Maas gedörrtes Malz. Das Haferstroh schüttet man auf die bloße Erde hin, die Hanfspreu nebst den übrigen Materialien darauf, brennt diese Materialien an, und fährt damit vier und zwanzig Stunden fort.

Wenn der Wind nur einigermaßen wehet, so riechen die Fasanen dieß Räucherwerk vermittelst ihres feinen Geruchs drey Viertel Meilen weit, und ziehen demselben nach. Man muß ihnen alsdann häufig Futter gestreut haben, damit sie es sogleich nach ihrer Ankunft finden, und gern da bleiben. Da wo die Fasanen durch Truthühner ausgebrütet und von denselben geführt worden sind, hat man mit dem Einfangen keine große Schwierigkeit. Man läßt diese zur Einfangzeit z. B. im Spätherbst in den Garten, die Fasanen kennen ihre Lockstimme, gesellen sich zu ihnen, man körnt sie an, sie folgen denselben in den Zwinger, und auf die Kirrung, wo sie gefüttert und eingefangen werden. Dieß wiederholt man so lange, bis man die gehörige Anzahl eingefangen hat.

Zweytens kann eine Fasanerie von geringern Kosten auf folgende Art angelegt werden.

Man erbaut ein Bruthaus von ungefähr zwanzig Fuß Länge und zwölf Fuß Breite, und richtet es so ein, daß vier und zwanzig Hennen darin brüten können. Daneben baut man ein Häuschen ungefähr sechszehn Fuß lang und eben so breit, und bringt darin eine Stube an,

um

um kranke Hühner hineinzusetzen, und eine Kammer, um darin allerley Geräthe zu verwahren.

Ferner führt man ein Fasanenhaus von dreyßig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite auf. An der einen Seite dieses Gebäudes kommt eine Thür zum Eingange, inwendig ohne Eingebäude, Queerwände und Ofen, mit etlichen Fensteröffnungen, vor welchen nur Drathgitter sind. In diesem Hause können die Fasane bey Regenwetter geschützt werden. Es werden auch Gerüste von unten an bis zum Dache hinauf von glatten Stangen gemacht, damit man die Fasane, die etwa einzufangen sind, oder die man weiter versetzen will, darin aufbewahren kann. Hierzu kömmt noch ein kleines Nebengebäude zur Aufbehaltung der Bruthühner.

Vor dem Bruthause wird ein Zwinger mit einer Breterwand gemacht, welcher funfzig Fuß lang und vierzig Fuß breit ist. Aus dem Bruthause und Zwinger heraus werden Aufziehlöcher gemacht. Ferner werden auch bey dem Fasanenhause an drey Seiten Zwinger angelegt, so breit die Wände am Hause sind, und auf sechszig Fuß lang; wie denn auch aus dem Fasanenhause unten durch die Wand Löcher gehen müssen, welche auswendig mit Vorschiebethürchen versehen sind, daß man dadurch die Fasane aus- und einlassen kann. Nun wäre es zwar sehr gut, daß dabey ein kleiner Fasanengarten mit einer Wand angelegt würde; doch können auch drey bis vier Theilungen oder Zwinger, hundert Fuß breit und eben so lang, den Mangel des Fasanengartens ersetzen.

Dieses Gärtchen oder diese Zwinger müssen aber auch an einem solchen Orte angebracht werden, wo die Fasane außer demselben in die Felder und Wiesen fallen können.

In dem Garten oder bey den Zwingern werden auch zwey bis drey Kirrungen oder Stände in dickem Buschholze hingebaut. Diese dürfen nur schlecht mit vier Eckſäulen seyn, davon zwey acht Fuß, die andern zwey aber nur etwa fünf Fuß hoch, und mit einem halben Dache versehen seyn können. An drey Seiten kommt eine Lehmwand und an einer Seite eine Thüre. Vorneher können selbige mit Bretern etwas weitläuftig, daß das Licht hineinfallen kann, vermacht werden. Unten wird in jedem Stande ein Thürchen, ein Fuß hoch und breit gemacht, damit man nach Belieben die Fasane einfangen kann. Der innere Raum kann etwa sieben Fuß ins Gevierte begreifen, auswendig aber wird ein ähnlicher Platz mit Sande befahren. Gegen die hohen Seiten über wird in einiger Entfernung, von etwa funfzig Schritt, ein Hüttchen mit kleinen Gucklöchern errichtet, nach welchem eine kleine Leine oder ein Drath von der kleinen Fallthüre der Kirrungshütte geleitet wird, um vermittelst desselben die Fasane einzufangen.

Im Monat März setzt man in jede Theilung zehn Hennen (die zweyjährigen sind die besten) und einen Hahn, und verschneidet ihnen die Flügel, daß sie nicht darüber hinfliegen können. Die Theilungen oder Zwinger aber müssen mit frischem groben Sande, Wasser, auch Busch-

werk

werk oder Hüttchen und einigen dichtern Hütten, wo sie des Nachts hineingethan werden, versehen seyn.

Wenn sie legen, sucht man die Eyer fleißig auf, und legt sie den Haus- oder Truthühnern unter. Die jungen erzogenen Fasane läßt man alsdann ins Freye laufen. Kommt nun das andere Jahr, da sie sich paaren, so bedient man sich eines guten Fasanenhundes *), und sucht mit demselben alle zwey bis drey Täge in und um den Garten nach den Eyern, die sie allenthalben versteckt hinlegen. Man nimmt sie mit den in den Zwingern befindlichen, legt sie den Truthühnern unter und läßt diese die Jungen führen. Doch nimmt man nur einen Theil der gefundenen weg, die andern läßt man ungestört liegen und die Fasanenmütter selbst ausbrüten. Diese können dreyzehn bis funfzehn Eyer recht gut bedecken.

Hiebey ist noch zu bemerken, daß zu viel Hähne und Hennen, die über vier Jahr alt sind, der Fasanenzucht mehr Nachtheil als Vortheil bringen.

Wenn die Jungen noch klein sind, so streut man ihnen mit Milch steif gekochten Hirse oder auch bloß rohen Hirse oder Grütze und Ameiseneyer auf kleine kahle Plätze, die so mit Sprossen umgeben sind, daß die Jungen wohl durchkriechen können, die führenden Haus- oder Truthühner aber zurück bleiben und mit der vor dem Platze liegenden Gerste oder Waizen vorlieb nehmen müssen.

*) Jeder Hühnerhund läßt sich leicht dazu brauchen.

Daß alt und jung im Winter gefüttert werden müssen, wenn es gleich im Sommer bey guten Feldern nicht nöthig ist, darf kaum erwähnt werden.

Auf diese Art kann man ohne große Kosten eine Menge Fasane ziehen.

Bey Anlegung einer **wilden Fasanerie** ist folgendes zu beobachten.

Wenn das Klima nicht gar zu rauh ist und die Gegend schöne Feldhölzer, bruchige und schilfige Plätze, in welchen sich warme Quellen befinden, hin und wieder Hecken und Feldbüsche, dabey gute fruchtbare Felder, Wiesen und Auen hat; so können sich die Fasane daselbst wild ernähren, ohne daß ein ordentlicher Fasanengarten nöthig ist.

Vor allen Dingen aber müssen die Raubthiere und Raubvögel vorher so viel als möglich vertilgt und einige Kirrungen und Stände in den Feldhölzern, Hecken und Büschen angelegt werden.

Diese werden auf folgende Art gemacht. Man nimmt sechs Säulen, wovon jede fünf und einen halben Fuß lang ist und wieder zwey andere Säulen, wovon eine eilf Fuß lang ist, mißt einen ebenen saubern Platz von sechszehn Fuß Länge und zwölf Fuß Breite ab; und gräbt auf jeder Längenseite drey kurze Säulen zwey Fuß in die Erde, und auf jeder von den zwey schmalen Seiten (Giebel) eine lange zwey und einen halben Fuß in die Erde. Auf die kurzen Säulen sowohl als auf die Giebelenden werden Balken gelegt, auf welchen leichte Sparren kommen, die mit Schindeln, Rohr oder Stroh bedeckt werden. Das Dach

muß

muß so tief herablaufen, daß nur zwey und einen halben Fuß von der Erde bis an dasselbe sind, damit die Fasanen den Raubvögeln nicht so frey im Gesichte sitzen. An den Giebelenden werden oben herunter drey Ellen lang dünne Breter geschlagen, und auswendig wird ringsherum Sand angefahren. Man kann auch unten herum immer Spiegelnetze in Vorrath haben, um sie zum nöthigen Einfangen der Fasane aufstellen zu können.

Diese Kirrungen müssen in Dickigen und Schilf- und quellenreichen Gegenden angelegt werden, und ihre Menge steht mit der Anzahl der Fasane im Ebenmaaß.

Man bringt auch gern bey jeder derselben in einer Entfernung von etwa dreyßig bis vierzig Schritten ein Hüttchen an, damit man zuweilen sehen kann, wie sich die Fasane vermehrt haben, wie viel man Hähne in einem Distrikte lassen und wie viel derselben man wegschießen kann.

Im Frühjahr, wenn der Schnee ganz weggeschmolzen ist, setzt man bey einem schönen hellen Tage in jedem Stande sieben bis neun Hühner mit einem Hahn aus, badet sie aber vorher stark, damit sie sich nicht gleich so weit entfernen können. Man giebt ihnen auch den Tag vorher nicht viel zu fressen, damit sie die Fütterung (die Schütten) auf den Ständen, die aus Waizen und Gerste besteht und die man in und außerhalb denselben allerwärts hinstreut, desto lieber annehmen. Des Morgens räuchert man, wenn nämlich die Fasanen daran gewöhnt sind. Man steckt sie beym Aussetzen in der Kirrung unter ein

dich-

dichtes und mit einem Stein beschwertes Sieb, an welchem ein Bindfaden angebracht ist. Alsdann geht man eine Strecke weg, zieht das Sieb, vermittelst des Bindfadens, in die Höhe, und sie werden langsam hervorgehen, fressen, wenn sie niemanden bemerken, und den Ort betrachten und behalten.

Anfangs müssen diese wilden Fasane fleißig und gut gefüttert werden. Wenn sie erst die Falzzeit erlebt haben, machen sie sich nicht leicht weiter, besonders wenn sie Gras und Büsche haben, in welchen sie ihre Eyer gut verbergen können.

Den Sommer über bedürfen sie keiner besondern Fütterung, und sie vermehren sich dennoch häufig, wenn sie nicht von großen Gewässern, Platzregen und Schlossen Schaden leiden. Im Winter hingegen suchen sie die Stände der Nahrung halber fleißig auf, und können immer zusammen erhalten werden, wenn nur zur rechten Zeit geräuchert und gefüttert wird.

Wenn Privatpersonen, ohne eine eigne Fasanerie anzulegen, Fasane für ihren Tisch ziehen wollen, so können sie es folgendergestalt. Sie suchen auf irgend eine erlaubte Art Fasaneneyer zu erhalten. In Thüringen und Franken läßt man sie zu dieser Absicht aus Böhmen in einem Kästchen durch die Post kommen. Man legt die bestimmte Anzahl davon einer Haushenne unter, und läßt sie ausbrüten. Sobald sie ausgebrütet sind, nimmt man die Henne und blendet sie, freylich auf eine etwas grausame Art; doch schadet es ihren Augen nichts.

Man

Man näht ihr nämlich vermittelst eines seidenen Fadens die Augenlieder zusammen, wozu es nur dreyer Stiche bedarf. Dadurch bewirkt man, daß diese Gluckhenne unaufhörlich lockt, und also keins der jungen Fasane sich weit entfernen kann. Da sie nicht sehen kann, so bleibt sie beständig auf dem Platze sitzen, wo man sie hinstellt, und bekömmt ihr Futter, das in eingequelltem Brod besteht, eingesteckt. Man trägt sie alsdann mit den jungen Fasanen aufs Feld, wirft diesen ihre Nahrung, welche die ersten acht Tage aus Ameiseneyern und Hirse besteht, neben jene hin, sie fressen nicht nur dieselbe auf, sondern gehen auch in der ganzen Gegend ackerlang um sie herum und suchen Insekten; so bald sie aber gehudert seyn wollen, so laufen sie unter die Henne. Diese hört es auch sogleich, wenn ein Junges etwa in Gefahr ist, oder sich zu weit entfernt hat, an dem ängstlichen Schreyen, und ruft ihm nach Bedürfniß stärker und eindringlicher zu. So bald ein starker Regen oder Gewitter kommt, oder die Nacht einbricht, findet man die Jungen allzeit unter der Alten versammelt, und man kann sie unter ihr vornehmen und nach Hause tragen. Dieses Austragen wird drey bis vier Wochen fortgesetzt; alsdann aber muß man sie inne behalten, weil sie sich alsdann mit den Flügeln und ohne hudern allein forthelfen können, also keine Glucke bedürfen und sich zerstreuen. Man thut sie hierauf in eine Art Kammer, welche oben mit Tuch oder mit Garn überspannt ist, damit sie sich, wenn sie bey Gewitterzeit ängstlich in die Höhe fliegen, die Köpfe nicht einstoßen. Wenn sie acht

Tage

Tage alt sind, so bekommen sie nicht so viel Ameiseneyer mehr, sondern Hirse, Käsequark (Matte) mit klar gehacktem Cichorienkraut vermischt; nach drey Wochen aber können sie Waizen fressen, wie die alten.

Es lassen sich auch von den Fasanen und Hofhühnern Bastarde ziehen, (Fasanenbastarde) deren wohlschmeckendes Fleisch man so sehr rühmt. Man nimmt dazu entweder die gemeinen, oder die kleinen kurzbeinigen oder die ungeschwänzten Haushennen, und setzt fünf derselben in ihrer Jugend mit einem jungen Fasanenhahne, oder sechs bis sieben junge Fasanenhennen mit einem jungen Haushahne in einen besondern Zwinger zusammen, daß sie einander gewohnt werden müssen, und füttert sie fleißig. Dieß thut man im Sommer. Wenn alsdann die Hühner im kommenden Frühjahr legen, so sucht man die Eyer auf, und legt sie Trut- oder Haushühnern unter. Wenn diese Haushühner und Fasanen alsdann beständig zusammenbleiben, so werden sie einander so gewohnt, als wenn sie von einerley Art (species) wären, und man zieht alsdann in dem folgenden Jahre mehrere und bessere Bastarden als im ersten; denn im ersten Jahre sind die Eyer und die Jungen vielmals untauglich. Daß aber dergleichen Bastarde weder brüten noch fruchtbare Eyer legen, ist eine bekannte Erfahrung.

Die Fasanenhähne sind nicht so hitzig, als die Haushähne; denn sie haben es immer, wenn sie nicht im Zwinger eingesperrt sind, nur mit einem Weibchen allein zu thun, und wenn dieß anfängt Eyer zu legen, gesellen

sie

sie sich erst zu einem andern und so fort. Doch darf man in einem Reviere nicht zu viel derselben dulden, weil sie sonst leicht in Streit gerathen, und ihr vorzüglicher Zweck dabey leidet.

Die Paarung (das Falzen) geschieht zu Ende des März, und dauert den April durch, und das erste Ey wird gewöhnlich zu Ende des Aprils gelegt. Wie bey allen Vögeln also auch hier tritt der Paarungstrieb bey den alten früher ein, als bey den jungen, und man sieht daher noch im Mai junge Hähne falzen. Wenn man jeden Abend das gelegte Ey wegnimmt, so legt eine einzige Henne, die sonst gewöhnlich nur zwölf bis vier und zwanzig legen würde, oft dreyßig Eyer. Sie bereitet sich ein eignes Nest aus Stroh, Blättern und anderm Geniste auf die Erde in dem dunkelsten und verborgensten Winkel ihres Aufenthalts. Ob sie gleich dem Schein nach nicht viel Mühe darauf verwendet, so pflegt sie es doch alle Mal dem schönsten und künstlichsten, vielleicht bloß deßwegen vorzuziehen, weil sie dieses nicht selbst verfertigt hat; ja sie zerreißt wohl dieses und legt sich die hieraus genommenen Materialien nach ihrer Art unordentlich zusammen.

Sie legt, (wenigstens bey uns) nur einmal des Jahrs und zwar wie die gemeine Henne, entweder zwey Tage hinter einander ein Ey, und hält dann den dritten Tag inne, oder einen Tag um den andern eins. Diese Eyer sind fast so groß als die Hühnereyer, und haben eine schmuzig weiße ins Olivengrüne fallende oder mit einem Worte eine hell olivengrüne Schaale. Wenn sie sechs

Tage

Tage bebrütet sind, so nimmt man sie aus dem Neste, setzt einen abgebrennten Hut auf, faßt diesen vor den Augen rund zusammen, legt ein Ey dazwischen, und sieht nach der Hellung, wo man denn gewahr wird, ob es dunkler geworden und bebrütet oder noch hell und also untauglich ist. Ja man kann dann sogar an der schwachen und unvollkommenen Ramification der Adern, wenn man Uebung hat, bemerken, ob ein vollkommener oder unvollkommener junger Fasan ausschliefen wird, der, wenn er auch nicht gleich stirbt, doch zuletzt crepirt. Die untauglichen Eyer wirft man dann weg, und wenn man, wie die Regel ist, alle Bruthühner zu gleicher Zeit angesetzt hat, um sich den Aufzug bequem zu machen, so verlegt man die übrigen Eyer so, daß ein oder einige Bruthühner, je nachdem die Anzahl der Untauglichen ist, frey werden, und giebt diesen etwa Haushühnereyer auszubrüten.

Krankheiten.

So bald sie als zahme Vögel behandelt werden, sind sie vielerley kränklichen Zufällen unterworfen. Unter andern

1. dem **Pips** (Pfipps). Eine Art Katarrhalfieber. Man nimmt ihnen denselben mit einer Stecknadel oder einem spitzigen scharfen Messerchen, wie den gemeinen Hühnern, und reibt ihnen dann den Schnabel mit Knoblauch, der mit weichem Harze zerstoßen ist, aus. Immer frisches Wasser bewahrt sie vor demselben, so wie Freyheit und Insectennahrung.

2. Die

2. Die sogenannte Darre will man dadurch curiren, daß man ihnen den Schnabel ein wenig abschabt, frischen Quark (Käsematte) eingiebt, ihnen eine aus den Flügeln gezogene kleine Feder durch die Nasenlöcher zieht und so lange stecken läßt, bis sie von selbst wieder herausfällt. Entsteht dabey über dem Schwanze eine weiße geschwürartige Blatter, welches nichts als die verstopfte und geschworne Fettdrüse ist, so muß auch diese geöffnet und ausgedrückt werden. Will man sie gar abschneiden, so heilt man den Vogel wohl vors erste, allein er wird in der Folge, da ihm die Fettigkeit zum Einschmieren der Federn fehlt, ein kränklicher Vogel, der nicht zu heilen ist, sondern nach und nach an der Auszehrung stirbt.

3. Für den Durchfall hält man am heilsamsten, wenn man Eisenkraut, Feldkümmel und Gundermann ins Wasser legt und sie davon saufen läßt.

4. Wenn sie sich kröpfen oder sonst kränklich sind, und man nicht weiß, was ihnen eigentlich fehlt, so nimmt man, weil diese Krankheit gewöhnlich im Kropf oder Magen liegt, fein gestoßene und mit Butter vermischte Senfkörner, macht Kugeln daraus und giebt sie ihnen ein.

5. Zur Mauserzeit im Julius und August müssen sie vorzüglich gut gefüttert werden, und man darf ihnen dann die Insectennahrung nicht abschneiden.

6. Die hinkenden und lahmgehenden Jungen werden in vielen Fasanerien mit der sogenannten

Schmiere

Schmiere an den Bein- und Fußgelenken bestrichen. Diese besteht aus

Merc. subl. gr. X.

Spir. vin. rectif. Un. III.

Aqu. flor. Samb. Un. VIII.

Syr. Viol. Un. I.

dieß alles in einen reinen Topf gethan, und mit einem Quart Wasser bis auf die Hälfte eingekocht, dann in eine gläserne Flasche gefüllt, und bis zum Gebrauch an der Sonne zum Destilliren gesetzt. Mit dieser Schmiere bestreichen auch Einige den ausgeschliefenen Jungen sogleich die Bein- und Zehengelenke. In der Folge kann man auch den Jungen, wenn sie bey kaltem und nassem Wetter die Flügel hängen, die Gelenke mit Lorbeeröl bestreichen.

Feinde.

Es ist fast kein Vogel, der mehr von den Nachstellungen der Raubthiere und Raubvögel auszuhalten hätte, als der Fasan.

Falken, Weihen, Bussarte, Sperber, Aelstern, Krähen, Füchse, Marder, Wieseln, Ratten und Katzen stellen den Alten, Jungen und Eyern nach.

Außerdem werden die jungen Fasane noch von einer Art grauen Läusen geplagt. Diese Insecten schleichen sich anfangs unter den Flügeln und auf den Köpfen ein, und verbreiten sich von da über den ganzen Leib. Man bemerkt ihr Daseyn an den dicken Köpfen und dem sträu-

sträubigen Ansehen, und wenn man ihnen nicht zeitig zu Hülfe kömmt, so sterben sehr viele. Zur Rettung von diesem Uebel bestreicht man sie an den Köpfen und unter den Flügeln mit frischem Baumöl, oder nimmt Fett, worin Quecksilber getödtet ist. Nach dem Schmieren müssen sie an der warmen Sonne oder in einer warmen Stube wieder getrocknet werden. Zugleich muß man auch die alten Bruthennen auf diese Art reinigen, denn von diesen bekommen sie eben die Jungen.

Innerlich werden die Fasane auch von Madenwürmern heimgesucht.

Jagd und Fang.

Die Fasane gehören zur hohen Jagd und die Anlegung einer Fasanerie ist immer ein besonderes Regale, und in verschiedenen Ländern keinem Vasallen ohne besondere landesherrliche Concession verstattet, wenn er auch schon mit der hohen, mittlern und niedern Jagd beliehen seyn sollte *).

Große Herren belustigen sich gern mit dieser Jagd.

Sie wird auf verschiedene Weise angestellt.

1. Die Fasanen vor dem Spion oder Fasanenhund (Fasanenbeller) zu schießen. Es sind dieß kleine auf Fasanen abgerichtete Hunde, welche einen Fasan auf einem Baume anzeigen und alsdann um denselben herumlaufen, bellen und dem Jäger dadurch anzeigen, wo der Fasan sitzt und sich an den Stamm oder einen Ast

*) So ist es in Sachsen.

Ast angeschmiegt hat (verbellen). Auf diese Art können die Jäger in der Geschwindigkeit Fasanen schaffen.

2. Die Fasane bey Nacht zu schießen. Man geht in der Dämmerung in die Gegend, wo die Fasanen gewöhnlich auf die Bäume schlafen gehen, bemerkt die Stellen, und merkt dabey wohl auf, daß man den Sitz des Hahns, der sich laut hören läßt, und der Henne, die bloß zippet, unterscheidet. Alsdann schleicht man sich beym Mond- und Sternenscheine hin, und schießt den Hahn.

3. Die Fasane in Steckgarnen zu fangen. Man nimmt Garne, die etwas weitmaschiger und höher als die Rebhühnergarne sind, steckt sie queer durch das Holz, wo es Fasanen giebt, und treibt sie alsdann mit einem geringen Getöse darein. Wenn sie sich im Getraide befinden, so kann man sie auch queer durch das Getraide stecken.

4. Die Fasane im Treibzeuge zu fangen. Gerade wie bey den Rebhühnern.

5. Sie mit Schlingen oder aufgestellten Netzen zu fangen. Man stellt die Netze, schüttelt alsdann entweder einen Rock, den man über den Kopf hält, so, daß der Fasan scheu wird, und in das Netz läuft, oder der Jäger bedeckt sich mit einem Tuche, worauf ein Fasan gemahlt ist, und zeigt sich hiermit dem lebendigen Fasan, der ihm getrost ins Netz folget.

6. Um sie in Schlingen zu locken, macht man eine Hecke von Baumzweigen etwa einen Fuß hoch neben ihrem Aufent-

Aufenthalt, bringt in der Hecke einige Lücken an, die man mit Schlingen besetzt, und lockt die Fasanen durch ausgestreutes Getraide dahin. Die Schlingen selbst werden theils hoch angebracht, damit der Vogel mit dem Halse hineingerathe, theils aber niedrig, um ihn mit den Füßen zu fangen. Dieß ist aber nicht ächt weidmännisch.

7. Man pflegt ihn auch mit Falken und Habichten zu jagen, welches die Fasanenbaize genannt wird.

8. Endlich werden sie auch auf den Kirrungen in den Fasanenfallen, welches ein viereckiger mit leinenem Tuch ausgeschlagener Rahmen ist, der auf allen Seiten oder nur auf einer in die Höhe und mit einem Stellholz, das losgezogen werden kann, aufgestellt ist, gefangen.

9. Man macht auch ordentliche Treibjagen auf sie und schießt sie im Flug, und dieß ist eigentlich die schönste Jagd.

Nutzen.

Das Fleisch (Wildpret) der Fasane wird für besonders delikat und gesund gehalten. Es übertrift alles übrige wilde Geflügel an Wohlgeschmack, Zartheit und Weiße. Im Herbst und Vorwinter sind sie am fettesten. Wenn man die Jungen mit Kugeln wie die gemeinen Hühner mästet, so werden sie ein gar auserlesener Leckerbissen (siehe unten Haushuhn).

Man erzählt vom Kaiser Heliogabal, er sey so verschwenderisch gewesen, daß er die Löwen seines Thiergartens mit Fasanen habe füttern lassen.

Ihre

Ihre Eyer sind zart, schmackhaft und gesund, und kommen im Geschmack den Hühnereyern nahe.

Aus den Federn macht man eine Art sehr weicher Kehrwische, um Gemälde damit abzustäuben.

Sie nutzen auch durch ihre Nahrungsmittel, indem sie Ameisen, Kröten, Schnecken, Würmer, Heuschrecken, Ohrwürmer u. d. gl. schädliche Insecten fressen.

Vormals galt das Fleisch, die Galle, das Fett derselben auch in der Medicin.

Schaden.

Man rechnet ihnen den Waizen, die Wachholderbeeren, Brombeeren und Mispeln, die sie fressen, hoch an, und sie thun allerdings auf den Aeckern, die nahe an einer Fasanerie liegen, Schaden.

(181) 2. Der Goldfasan *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Prächtiger, rother, gemahlter und bunter Fasan, dreyfarbiger Fasan aus China, Chinesischer Blutfasan und Chinesischer Goldhahn.

Phasianus pictus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 743. n. 5.

Faisan doré de la Chine. *Buffon* des Ois. II. 355. Ed. de Deuxp. IV. 75. t. 2. f. 2. 3. Uebers. von Martini V. 245. mit Abbild.

Painted Pheasant. *Latham* Synops. II. 2. p. 717. n. 5. Meine Uebers. IV. S. 683.

Na-

*) Alte Ausgabe III. S. 443. n. (159) 3.

Naturforscher XIV. 204.

Seligmanns Vögel III. Taf. 31.

Donndorf a. a. O. S. 72. n. 5.

Kennzeichen der Art.

Männchen: Mit gelbem Federbusche und scharlachrother Brust.

Weibchen: An Kopf, Hals, Brust und Bauch schwarz, und rostgelb gestreift.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Ein wahres Meisterstück der Natur; im eigentlichen Verstande unbeschreiblich schön. Man findet jetzt diesen Chinesischen Vogel in allen Menagerien Deutschlands und in den Gärten vieler reicher Privatpersonen, und man würde ihn, da er gar nicht so zärtlich ist, als man gewöhnlich glaubt, gewiß noch mehr verbreiten und ganz allgemein machen können, wenn man ihm nur mehr Freyheit ließe, daß er die zu seiner Nahrung so nöthigen Insecten aufsuchen und dadurch seine Stärke und Gesundheit mehr unterhalten könnte.

Er ist um ein merkliches kleiner als der gemeine Fasan, hat aber einen längern Schwanz; seine Länge von der Schnabelspitze bis zum Anfang des Schwanzes ist ein Fuß und zwey Zoll und der keilförmige Schwanz selbst ist zwey Fuß und zwey Zoll lang *). Die Flügel reichen bis an den Anfang des Schwanzes.

Der

*) Par. Ms. Länge 2 Fuß, 11 Zoll.

Der Schnabel ist dreyzehn Linien lang und gelb, wie ein Hühnerschnabel gestaltet; der Augenstern ist hochgelb; die geschuppten Füße sind lehmfarbig; die Mittelzehe zwey und ein Viertel Zoll und die hintere neun Linien lang, und beym Hahne steht noch über dieser ein kegelförmiger, vier Linien langer Sporn.

Die Wangen sind fleischfarbig, auch fuchsroth, und mit einzelnen zarten Federn wie mit Haaren bedeckt, die nach dem Barte zu immer länger und dichter werden. Der Federbusch auf dem Kopfe besteht aus schönen goldgelben, glänzenden, schmalen Federn, wovon die längsten drey und einen halben Zoll lang sind und nach den Spitzen zu röthlich auslaufen. Er richtet diesen Federbusch manchmal auf, läßt ihn aber gewöhnlich auf den Hals herabfallen. Der obere Theil des Halses ist mit orangegelben Federn bedeckt, die dunkelblau, fein in die Queere gestreift und eben so gerändet sind. Diese Federn sind alle wie nach einer Linie abgestumpft und liegen mit ihrer Einfassung so übereinander, daß sie neun bis dreyzehn dunkelblaue parallellaufende und gegen den Kopf zu immer kleiner werdende Zirkel bilden, wenn sie der Hahn in der Hitze wie einen zirkelförmigen Kragen aufbläst, der unten am Halse höchstens noch zwey Zoll von einander steht. Der untere Theil des Halses und der Anfang des Rückens sind mit schönen dunkelgrünen Federn besetzt, die einen Goldglanz und an der Spitze schwarze Queerstreifen haben, welche sich gleichfalls in einen Goldglanz endigen. Wenn der Vogel diese Federn bewegt, so geschieht das nicht wie bey den übrigen, sondern sie fallen etwas über den Rücken her und an den Seiten glitschen

sie

sie über einander hin, wie bey den Haushähnen. Der übrige Oberleib ist bis zum Schwanze glänzend goldgelb und von der Hälfte des Rückens fallen über den Bürzel und die Wurzel des Schwanzes weg die schönsten schmalen langen Federn. Schon in der ersten Hälfte haben alle diese Federn einen braunen Queerstreif, von da an nach dem Kinne zu sie ins Schmuzigschwarze schimmern, welches hin und wieder durch die gelben Federn durchscheint. Diese gelben Federn endigen sich nach dem Schwanze zu in eine scharlachrothe Spitze. Die größten Schwungfedern sind dunkel oder schwarz und an den Fahnen gelbbraun gefleckt; die hintern Schwungfedern dunkelroth und schwarz gefleckt, und einige der kleinern, die zunächst am Rücken stehen, und die Schulterfedern schön blau. Auf der innern Seite sind alle Schwungfedern dunkel, alle Deckfedern desselben aber dunkelröthlich; doch ist die unterste Reihe, welche die Schwungfedern bedeckt, etwas mehr gelblich und in die Queere schwarz gestreift. Der Unterleib ist vom Halse bis zum Schwanze schön scharlachfarbig; die Schenkel lehmgelb, ins Röthliche fallend. Der Schwanz hat eine schwarze und röthlichbraune Mischung; die zwey mittelsten sehr langen Federn sind schwarz und haben einige runde nebst sehr vielen unregelmäßigen braunen marmorirten Flecken; die Fahnen dieser beyden Federn hängen so herunter, daß sie mit dem Schafte durch die ganze Länge eine verkehrte spitzwinkliche Rinne bilden und so über einander stecken; überhaupt liegen alle Federn des Schwanzes so in einander (eben so beym gemeinen Fasane), daß man denken sollte, er bestünde nur aus zwey bis drey Federn. Die Seitenfedern des Schwanzes sind schräg schwarz und braun so schön

gestreift, daß diese beyden Farben da, wo sie zusammen-stoßen, wie in einander vertrieben zu seyn scheinen. Ueber die großen Schwanzfedern stehen einige lange und schmale, bis zur Hälfte scharlachfarbige und dann bis an den Kiel, wie der übrige Schwanz, gefärbte Deckfedern desselben mit gelblichen Schäften hervor, welche beynahe die Hälfte des Schwanzes bedecken.

Die Henne ist kleiner, nur achtzehn Zoll lang, und unterscheidet sich durch ihre Farbe gar sehr vom Hahne. Der Schnabel ist dunkelbraun, der Stern nußbraun, die Kopffedern sind länglich und der Sporn an den Beinen fehlt. Kopf, Hals, Brust und Bauch sind schwarz, sehr rostgelb gestreift; der Schwanz und die Deckfedern der Flügel sind eben so gefärbt, nur etwas dunkler; der Rücken ist braun, mit sehr feinen weißen Punkten sanft überstreut; der Schwanz hat die Farbe des Rückens, außer die beyden mittelsten Federn, welche die Form wie beym Hahne haben und schön dunkelbraun und schwarz marmorirt sind.

Wenn die Hennen so alt sind, daß sie zur fernern Fortpflanzung nicht mehr taugen, so bekommen sie (zuweilen) in allen Stücken die Farbe des Männchen, und der Kenner selbst kann sie bloß an dem braunen Augenstern erkennen. Ist eine solche Henne bey lauter Hähnen, so sehen sie diese für das, was sie ist, für eine Henne an, und sind hitzig auf dieselbe; ist sie aber unter mehrern Hennen nur bey einem Hahne, so verblendet diesen seine Eifersucht so sehr, daß er sie für einen Nebenbuhler hält und verfolgt.

Besondere Eigenschaften.

Der Goldfasan ist außerordentlich schüchtern und wild, und wenn nur eine Maus in sein Behältniß kommt, so ist er schon vor Furcht und Angst außer sich.

Der Hahn schreyt allemal, wenn er des Abends und des Morgens abfliegt, erst Pick, pick, pick! worauf ein langes Pfeifen folgt, und läßt auch in Angst und Gefahr, bey Erblickung eines Raubvogels, eine starke, heisere und kurze Stimme hören. Die Henne aber giebt weiter keinen Ton von sich, als wenn sie etwas Ungewöhnliches, einen Maulwurf, Raubvogel u. d. gl. sieht.

Sie bringen, da gewöhnlich ihre Freyheit zu sehr eingeschränkt wird, ihr Alter nicht höher als auf zehn Jahre, selten auf funfzehn.

Aufenthalt.

Seiner Schönheit und Kostbarkeit halber versagt man diesem Vogel noch gewöhnlich bey uns alle Freyheit, läßt ihn im Garten nur an einem kleinen Plätzchen, das noch überdieß mit einem Netze überzogen ist, im Sommer herumlaufen, und treibt ihn im Winter, auch wohl im Sommer, alle Abende in eine bey der Kälte erwärmte Stube ein. Daher kommt es denn, daß die Goldfasane gewöhnlich so zärtlich und immer kränklich sind. Vergönnte man ihnen mehr Freyheit und setzte sie mehr der abwechselnden Witterung auch des Winters aus, so würde nach und nach ihre Brut stärker werden und unser Klima so gut vertragen lernen, wie die gemeinen Fasane.

Man

Man hat auch wirklich schon die Versuche gemacht und sie ohne Nachtheil des Winters über im Schnee im Freyen gelassen. Man dürfte ihnen ja nur in einem Garten, so wie den gemeinen Fasanen, Schutzhütten bauen, wo sie bey dem schlechtesten Wetter und der größten Kälte unterkommen könnten.

Nahrung.

Man füttert sie mit Reis, Hanf, Weizen, welschem Korn, (geschälter) Gerste, blauem Kohl, Salat; sie fressen auch Gras, Laub von den Hecken, Obst, besonders grüne Pflaumen und Birnen und verschiedene Arten Insecten.

Diese letzten sind ihnen so nothwendig, daß der Mangel derselben fast allein die Ursache von vielen Krankheiten ist, denen sie ausgesetzt sind.

Fortpflanzung.

Die Paarung (Falzen) geschieht im April. Die Hähne lassen dabey eine zischende Lockstimme hören und sind so eifersüchtig, daß oft in einem Kampfe, in welchem sie gleiche Posituren mit dem Haushahne machen, einer das Leben lassen muß.

Sie sind außerordentlich hitzig, so daß, wenn einer nur ein Weibchen hat, er es in der ersten Hitze oft umbringt. Er macht ihm allerhand, aber lauter für dasselbe ermüdende Liebkosungen, und das dauert wohl eine Stunde, ehe er zu seinem Zwecke kommt, welcher aber auch in einem Augenblicke mit einem blitzschnellen Sprunge erreicht ist.

Man giebt ihm gern vier bis sechs Hennen.

Jede legt gewöhnlich zu Ende des Aprils, wenn die Witterung schön ist, aber auch früher im Freyen in einen Busch oder Stock in ein rund gescharrtes Loch zehn, zwölf, vierzehn, auch funfzehn Eyer, und bedeckt sie, wenn sie sie verläßt, mit Laub oder Gras. Manchmal legt sie zwölf Eyer hört eine kurze Zeit auf und fängt dann von neuem an, legt aber selten mehr noch als vier oder fünf. Sie sind etwas länglicher als die vom gemeinen Fasan und hellrostfarben oder schmuzig röthlichgelbweiß. Wenn sie eingesperrt sind, so legen sie dieselben, wie die gemeinen Haushühner, dahin, wo sie die andern auch hinlegen.

Sie brüten drey und zwanzig Tage und wenn sie eingesperrt sind, nicht gern; daher man ihre Eyer auch gewöhnlich den Zwerghühnern unterzulegen pflegt. Wenn sie aber ihre Freyheit haben, so brüten sie nicht nur gern, sondern sorgen auch treulich für ihre Brut. Auch im Herbst, wenn die Mauserzeit vorbey ist, fangen die Hähne noch ein Mal an, doch ohne Erfolg, hitzig zu werden.

Sie fangen gleich, nachdem die Hennen brüten, an, sich zu mausern, und federn sich also einen Monat früher, als die andern Vögel.

Die Jungen sehen ganz anders aus, als die Alten. Sie sind ganz grau, etwas gelblicher als ein gemeiner Fasan und bleiben in dieser Kleidung ein ganzes Jahr. Das folgende Jahr kann man die Männchen und Weibchen dadurch von einander unterscheiden, daß die Farben an erstern etwas höher sind. Allein im dritten Jahre haben sie erst ihre vollkommene Farbe.

Die

Die mehresten Weibchen, von welchen sich der junge Hahn nur durch eine bräunere Rückenfarbe unterscheidet, legen im ersten Jahre nicht.

Die Jungen werden in den ersten fünf bis sechs Tagen mit ganz klar gehacktem, hart gekochtem Eyweiß gefüttert, wobey man ihnen des Tages etlichemal etwas Ameiseneyer dazwischen giebt. Sind sie älter, so untermengt man diese zerhackten Eyer mit eingeweichter Semmel und in Milch aufgeschwelltem Hirsen. Wenn sie größer werden, bekommen sie mitunter etwas Weizen, bis sie zuletzt sich an das gewöhnliche Futter gewöhnen.

Krankheiten.

Der Mangel der Freyheit und der Insecten zieht diesen Vögeln, wie schon oben erwähnt wurde, mancherley Unfälle zu, z. B. Podagra, wobey sie oft sehr lange lahm sind, Geschwüre, Auszehrung u. d. gl., die alle wie bey den gemeinen Hühnern und Fasanen geheilt werden.

An der Auszehrung kränkeln sie zuweilen ein ganzes Vierteljahr, fressen beständig und man sieht ihnen die Krankheit oft nicht eher an, als bis sie sterben.

Ihre Hauptkrankheit aber ist eine Art von Blutsturz, wobey ihnen das Blut aus der Nase und dem Halse tröpfelt; viele sterben daran, manche aber werden auch wieder gesund. Gutes Futter und keine Bewegung sind die gewöhnlichen Ursachen.

Nutzen.

Das Fleisch derselben, das gerade wie gemeines Fasanenfleisch schmeckt, ist gelb, auch sogar die Knochen.

In

In China werden ihre Federn zum Putz theurer bezahlt, als der Vogel selbst.

Abänderungen.

Man hat auch eine Bastardart mit einer Goldfasanhenne und einem Hahn vom gemeinen Fasan erhalten, die die gemischte Farbe der Aeltern hatte, oder wenn der Goldfasan das Weibchen war, dem gemeinen Fasan ähnlich sah und nur einzelne goldgelbe Federn auf dem Kopfe hatte, wie der Goldfasan.

Die Hähne von dieser Varietät befruchteten gemeine Fasanenhennen; aber die daraus entstandenen Doppelbastardhennen konnten nie befruchtet werden.

(182) 3. Der Silberfasan *).

(Taf. XLIII. Fig. 1.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Schwarz und weißer Fasan aus China; weißer Fasan aus China; weißer Chinesischer Fasan mit langen Ohren.

Phasianus Nycthemerus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 743. n. 6.

Le Faisan noir et blanc de la Chine. *Buffon* des Ois. II. 359. Ed. de Deuxp. IV. 79. t. 3. f. 1. Uebers. von Martini V. 252. mit Abbildungen.

The pencilled Pheasant. *Latham* Synops. II. 2. p. 719. n. 6. Meine Uebers. IV. 684.

Na-

*) Alte Ausgabe III. S. 451. n. (160) 4.

Naturforscher XVI. 122.

Seligmanns Vögel III. Taf. 27.

Donndorf a. a. O. S. 74. n. 6.

Kennzeichen der Art.

Männchen: Mit schwarzer Haube und Bauch und weißem Oberleibe, der mit feinen Zickzackstrichen besetzt ist.

Weibchen: Mit rostbraunem, grau gesprengtem Oberleibe und schwarzen Queerbändern am Bauche.

Beschreibung.

An Größe übertrift dieser Chinesische Vogel den gemeinen Fasan. Er ist vom Schnabel bis zum Schwanzende zwey Fuß, eilf Zoll lang, wovon der Schwanz neunzehn Zoll einnimmt *). Die gefalteten Flügel reichen kaum an die Wurzel des Schwanzes.

Der Schnabel ist ein und einen halben Zoll lang, blaßgelb, nach der Spitze zu dunkler; der Augenstern rothgelb; die geschuppten Füße hochroth, der weiße Sporn acht Linien lang, die Mittelzehe zwey und drey Viertel und die hintere einen Zoll lang.

Die Augen sind mit einem schönen scharlachrothen Raum eingefaßt, der nur mit zarten Haaren besetzt ist, oben an jeder Seite sich in ein Horn verwandelt, rückwärts an jeder Seite des Kopfs sich in eine Spitze endigt, also einen doppelten Kamm bildet, unten aber in zwey Läppchen, wie beym Haushahne, herabhängt; diese Haut erhebt sich in der Hitze. Am Hinterkopfe hängt ein schöner drey und ein

*) Par. Ms. Länge 2 Fuß, 7 Zoll.

ein Viertel Zoll langer schmalfederiger, glänzend indigblauer Federbusch herab. Der Nacken und vordere Theil des Oberhalses ist weiß, doch fängt schon unter dem Federbusche ein schmaler Streif an, der mit ungemein zarten schwarzen Punkten bestreut ist, die in der Mitte des Oberhalses am feinsten und einzelnsten sind. Der Rücken, die Schultern, die Deckfedern der Flügel und die mittelmäßigen Steißfedern sind weiß mit vielen schmalen zickzackförmigen schwarzen Querlinien überlaufen, die nach dem Halse und Schwanze zu immer feiner werden und dem Vogel ein vortrefliches Ansehen geben. Diese Querstreifen sind so zart, daß man von weitem den Vogel auf dem Oberleibe für weiß hält. Der ganze Unterleib ist schwarz, ins Dunkelblaue und zwischen den Beinen ins Grüne spielend. Die Schwungfedern sind weiß, sehr schmal schwarz gerändet und mit parallellaufenden, eine Linie breiten Querstreifen bezeichnet; die vordern haben einen breiten Schaft; die übrigen aber einen weißen, der da, wo die schwarzen Querstreifen zusammenstoßen, auch einen schwarzen Strich hat. Die Schwanzfedern sind weiß, die zwey mittelsten fast rein, außer nahe am Steiß mit einigen feinen schwarzen Querstreifen geziert; die folgenden sind schon weiter schwarz gestreift, und die äußern ganz, am stärksten, und auch die Schäfte.

Die Henne ist kleiner, der Schnabel und Augenstern braungelb, die Füße bleichroth; der Schwanz nur einen Fuß lang; der Federbusch ist kürzer, niedergelegt und dunkelbraun oder schwärzlich; Kopf, Hals, Rücken, Brust, Schenkel und die mittelsten Schwanzfedern durchgängig rostbraun und sehr zart grau gesprengt; die Kehle und

Wangen weißgrau; Unterbrust, Bauch und die andern untern Theile weißlich, unordentlich rostbraun gefleckt und mit schwarzen Queerbändern bezeichnet; die großen Schwungfedern schwärzlich, die der zweyten Ordnung wie der Rükken und die nächsten am Körper weiß gefleckt; die äußern Schwanzfedern mit schwarzen Wellenlinien und schwarzen Schäften.

Wenn die alten Hennen zur Fortpflanzung untauglich werden, so bekommen sie oft, wie die alten Goldfasanhennen, die Farbe des Männchens.

Lebensart.

Der Silberfasan kommt in seiner Natur und Behandlungsart fast gänzlich mit dem Goldfasane überein, ist noch weniger zärtlich als dieser, und könnte daher noch eher bey uns einheimisch gemacht werden. Am meisten unterscheidet er sich noch durch seine

Fortpflanzungsart.

Die Henne legt gewöhnlich acht bis vierzehn und nur höchst selten achtzehn bis zwanzig Eyer, die an Größe den kleinen Hühnereyern gleichen. Sie sehen röthlichgelb, ins Weiße spielend, aus, auch zuweilen fleischfarben, und sind fein verloschen und weiß punktirt.

Der Hahn ist ungemein hitzig zur Paarungszeit (Falzzeit), welche zu Ende des Aprils und immer wenigstens acht Tage früher als die des Goldfasans anfängt.

Wenn die Henne die Freyheit hat, so brütet sie am besten die Eyer selbst in sechs und zwanzig Tagen aus. Sonst legt man sie den Zwerghühnern unter.

In

In der Jugend erhalten sie aber das Futter, das die jungen Goldfasane bekommen, und haben bis zum zweyten Jahre die Farbe der Mutter.

Nutzen.

Das Fleisch geben Einige für wohlschmeckender aus, als das vom gemeinen Fasane.

Abänderungen.

Noch muß man bemerken, daß der weiße Fasan, den man gewöhnlich in Menagerien antrift, gewöhnlich keine Varietät von diesem, sondern von dem gemeinen Fasan ist. Doch giebt es auch eine weiße Varietät (Ph. N. albus) von diesem und auch eine solche, die am Oberleibe ganz weiß und am Unterleibe ganz schwarz ist. Man findet auch eine Bastardart vom gemeinen und Silberfasan, die oben beschrieben ist.

Sechs und dreyßigste Gattung.

Kammhuhn. Alector *).

Kennzeichen.

Der Schnabel ist kurz, stark und gebogen.

Die Wangen haben eine nackte und glatte Haut.

Die Stirn ist mit einem fleischigen Kamme besetzt.

Die Füße sind an den meisten bespornt.

Eine Art.

*) *von Paula Schrank* Fauna boica I. p. 135.

(183) 1. Das gemeine Kamm- oder Haushuhn *).

Alector Gallus domesticus.

(Taf. XLIV.)

Namen, Schriften und Nachweisung der Abbildungen.

Männchen: Hahn, Haushahn, Hofhahn, Gickelhahn, Krähhahn, Göcker.

Weibchen: Henne, Haus- und Hofhenne, Huhn, Krute.

Junge: Küchen, Küchelchen, Küchlein, Küken.

Phasianus Gallus domesticus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 737. n. 1. *β.*

Coq commun. *Buffon* des Ois. II. 116. t. 2. Ed. de Deuxp. III. p. 69. t. 2. f. 1. Uebers. von Martini IV. 78. Taf. 84. 85.

Domestic Cock. *Latham* Synops. II. 2. p. 700. A. Meine Uebers. IV. 670.

Goeze Europ. Fauna V. 2. S. 368. n. 1.

Meyers Thiere I. Taf. 75 – 78. mit 3 Gerippen.

Donndorf a. a. O. S. 46. n. 1.

Kennzeichen der Art.

An den Wangen sind doppelte Lappen, die Gegend der Ohren ist nackt und der Schwanz zusammengedrückt und in die Höhe gebogen. Am Männchen sind die Hals- und

*) Alte Ausgabe. III. S. 334. n. (157) 1.

und Steißfedern lang und lanzetförmig und die mittlern Schwanzfedern sehr lang und sichelförmig gebogen.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Das zahme Huhn, das sich jetzt in jeder Wirthschaft seiner großen Nutzbarkeit halber unentbehrlich gemacht hat, stammt wahrscheinlich von der wilden Art (s. unten Spielarten: Urrace) ab, die man noch jetzt in vielen Provinzen Asiens, in den Indischen Wäldern, in den Wüsten am Caspischen Meere, in der Soongorey, Bucharey, China, in einigen Provinzen von Afrika und auf den Inseln des grünen Vorgebirges findet. Ostindien ist vermuthlich sein ursprüngliches Vaterland, von da es sich zahm als Hausthier über die ganze Erde verbreitet hat *).

Es

*) Auf der Osterinsel, auf Tongatabu, Owaihi und andern Inseln der Südsee hat man sie bey ihrer Entdeckung schon häufig vorgefunden; hingegen nach Amerika sind sie erst durch die Spanier gebracht worden. Der Verfasser der Geschichte der Incas versichert, daß es in Peru vor seiner Eroberung keine gegeben habe und daß sich die Hühner mehr als dreyßig Jahre lang nicht haben gewöhnen können, in den Thälern um Cusco zu brüten. Coreal sagt ausdrücklich, daß die Hühner von den Spaniern nach Brasilien gebracht worden wären und daß die Brasilier sie so wenig gekannt hätten, daß sie durchaus nicht davon aßen und ihre Eyer als eine Art von Gift ansahen. Die Einwohner von der Insel St. Domingo hatten sie nach dem Zeugnisse des Vater Charlevoix eben so wenig; und Oviedo giebt es für erwiesen aus, daß sie aus Europa nach Amerika wären gebracht worden. Acosta behauptet zwar durchaus das Gegentheil und sagt, daß es vor der Ankunft der Spanier in Peru schon Hüh-

Es ist eins von denjenigen Hausthieren, die durch Nahrung, Zucht, Vermischung und durch die verschiedenen Himmelsstriche eine solche Veränderung in der Gestalt, Größe und Farbe erhalten haben, daß man eine große Anzahl sehr auffallend verschiedener Spielarten aufzählen kann.

Die

Hühner gegeben habe und giebt zum Beweise an, daß sie in der Landessprache Gualpa und ihre Eyer Ponto hießen; eben als wenn die Wilden nicht einem Vogel, den sie das erste Mal sahen, von ihnen bekannten ähnlichen den Namen hätten geben können, welches ja die Europäer so oft mit Amerikanischen Thieren thun: vielmehr ist nach Thomas Hyde Persien der ursprüngliche Himmelsstrich der Haushühner; doch hat man daselbst nach Taverniers Berichte die Kunst, sie zu mästen, erst durch Armenische Kaufleute aus Europa bekommen. Diese Vögel sind in Persien sehr häufig und stehen zumal bey gewissen Derwischen in großem Ansehen, weil sie dieselben als lebendige Stundenuhren betrachten. — Dampier sagt, er habe auf den Inseln von Poulocondor wilde Hühner gesehen und getödtet, die unsere Krähen nicht an Größe übertrafen und wie unsere Haushähne, nur heller, krähten. Er setzt hinzu, daß es deren auf der Insel Timor und auf St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, gebe. Gmelli Carari sagt, er habe ihrer auf den Philippinischen Inseln gesehen, und Morella behauptet, es gebe im Königreiche Congo wilde Hühner, die schöner und wohlschmeckender wären, als unsere, aber von den Negern nicht geachtet würden. — Es mag nun ihr natürlicher ursprünglicher Aufenthalt seyn, welcher er will, so haben sich diese Vögel doch leicht in der alten Welt von China bis zu dem grünen Vorgebirge und vom mittägigen Ocean bis zum mitternächtlichen ausbreiten können. Diese Wanderungen sind aber sehr alt und übersteigen Geschichte und Ueberlieferungen. Neuer ist, wie wir gesehen haben, ihre Niederlassung in der neuen Welt. S. *Buffon* l. c.

Die Größe ist sehr verschieden und das Männchen ist immer um ein Drittheil größer und schwerer als das Weibchen.

Da diese Hausvögel so allgemein verbreitet sind, so bedarf es, um sie kennen zu lernen, keiner besondern Beschreibung. Denn jedermann weiß, daß ihr Schnabel kurz, stark, an beyden Kinnladen etwas gekrümmt ist, eine stumpfe, doch schneidende Spitze und eine weißliche oder blauliche Farbe hat; die Nasenlöcher mit einer knorplichen Haut halb bedeckt, die Ohren nackt sind und unter sich fast immer ein nacktes weißes Häutchen, wie ein Fingernagel gestaltet, haben; auf der Stirn ein rother Kamm (Hahnenkamm) stehet, der mehrentheils ausgezackt; der Augenkreis roth und nackt ist, unter dem Kinn längs den beyden Schnabelkiefern zwey rothe Bartlappen (Bart, Hahnenbart, Glocken, Lilien) hängen; die Augensterne roth, rothbraun, kastanienbraun oder dunkelbraun; die Füße stark, schuppig, gelblich oder bleyfarben, mit vier Zehen, wovon die drey vordern eine kleine Hautverbindung am hintern Gelenke haben, versehen, und die Klauen kurz, stark und hornfarbig sind. Auch unterscheidet sie die ganz eigene Haltung ihres Schwanzes gar sehr von allen andern Hausvögeln. Die vierzehn Schwanzfedern sind nämlich auf solche Art schief in die Höhe gestellt, daß sieben auf jeder Seite befindliche Federn in einen spitzigen Winkel so zusammenstoßen, daß dadurch gleichsam ein spitzwinkliches Dreyeck formirt wird, dessen Grundfläche oder Oefnung nach der Erde gerichtet ist. Nur wenn es regnet, ziehen sie den Schwanz etwas zusammen und tragen ihn senkrecht, sonst immer winklich aufgerichtet, eben so wie den langen

 Hals.

Hals. Außerdem haben sie am Halse und auf dem Bürzel lange spitzige Federn, und kurze, zum weiten Fliegen untaugliche, nur bis unter die Wurzel des Schwanzes reichende Flügel.

Der Hahn hat außer seiner Größe vor der Henne noch sehr auffallende Unterscheidungsmerkmale, einen langen Hals, den er gern aufrecht trägt, einen größern, mehrentheils aufgerichteten Kamm, einen langen aufwärts gekrümmten scharfen Sporn hinten an den hohen starken Füßen, einen erhabenen Schwanz, dessen beyde mittelsten Federn weit länger als die übrigen, spitzig sind, und schwankend sich in einen sichelförmigen Bogen herumkrümmen, lange, schmale, spitzige, glänzende, meist schönfarbige Halsfedern, die sich bey jeder Bewegung sanft verschieben, eben dergleichen Bürzelfedern, die an den Seiten des Schwanzes herabglitschen, große, spitzige, schwankende obere Deckfedern des Schwanzes, die sich an den Seiten mit den Schwanzfedern vermischen, sich wie die beyden mittelsten Schwanzfedern krümmen und den Schwanz zieren helfen, und einen stolzen und langsamen Gang.

Die Henne hat breitere Federn als der Hahn, höchst selten einen Sporn, statt dessen oft ein rundes Knötchen, und trägt den Kamm, der meist nur einfach ist, immer mehr liegend oder hangend, als aufrecht.

So wie die Größe bey den Haushühnern verschieden ist, so ist es auch die Farbe, und man trift sie fast von allen Farben an. Es giebt daher schwarze, weiße, blaue, graue, rothe, röthliche, braune, gelbe, aschgraue, und mit allen diesen Farben einfach und zusammengesetzt, gefleckte, ge-

geschuppte, geschäckte, gestreifte u. d. gl. Und auch darin hat der Hahn vor der Henne einen Vorzug, daß er mit weit schönern und glänzendern Farben geziert ist.

Ein guter Haushahn muß ein großer, starker, stolzer, munterer und ansehnlicher Vogel seyn. Er muß einen langen natürlich gekrümmten Hals, einen großen und hochrothen, einfachen oder doppelten Kamm, abgerundete schöne Halsläppchen, große, feurige, der Farbe seiner Federn gleichende Augen, einen starken Schnabel, hohe feste Beine, lange scharfe Sporne, kurze und starke Klauen und einen starken, sehr hoch stehenden und stark gekrümmten Schwanz haben. Seine vorzüglichsten Farben, die von Stärke und Ausdauer zeugen, sind glänzend roth und schwarz, und seine Kraft und gutes Naturell muß man aus seinem Treten, Krähen und aus seinem stolzen Gange erkennen können. Er muß gern um seine Hühner seyn, von denselben geliebt und gefürchtet werden, sie auf seinen lockenden Ruf leicht alle um sich versammeln können und zärtlich die ausgescharrten Körnchen mit ihnen theilen. Wenn man nicht auf sein Fleisch sieht, so kann man ihn acht Jahre als Zuchthahn mit Vortheil gehen lassen, sonst lebt er aber über zwanzig Jahre und würde gewiß, nach seiner starken, festen Natur zu schließen, in der Freyheit dreyßig bis vierzig Jahre alt werden können.

Eine gute Haushenne ist von mittlerer Größe, hat einen hohen, dicken Kopf, lebhafte Augen, einen rothen Kamm, einen starken Hals, eine breite Brust, einen starken zusammengepreßten Leib, dunkelgelbe, vorne aschgrau überlaufene Beine und keinen Sporn und darf nicht über fünf Jahre alt seyn.

Eine Henne, die wie der Hahn mit Spornen versehen ist, soll gewöhnlich seltener legen, die Brüteyer zerbrechen, oder sie wohl gar aus Ungeduld, um nur das Nest verlassen zu können, auffressen, und sich überhaupt sehr wild und scheu betragen *).

Eben so untauglich zur Zucht sollen diejenigen Hühner seyn, die krähen oder wie der Hahn locken, denn sie legen meist kleine Eyer ohne Dotter, sind fett und taugen also, wie ein stummer Hahn, zu nichts, als zum Schlachten **).

Daß man die zänkischen, hartnäckigen, sehr scheuen abschaffen müsse, läßt sich leicht selbst vermuthen, denn sie machen oft durch ihr Beyspiel, daß die andern Hühner auch verwildern, legen nicht fleißig, vertragen die Eyer, zerbrechen sie und verlassen die Nester, wenn sie brüten sollen. Auch mit den allzufetten verfehlt man stets seinen Zweck, denn sie können alsdann ihre Hauptpflicht, weswegen sie gehalten werden, nicht erfüllen, nämlich das Eyerlegen ***).

Von

*) Ich weiß von etlichen, die mein Nachbar hat, der diese Race liebt, das Gegentheil. Seine Hühner legen gut. Er läßt sie aber nicht brüten und zwar deswegen, weil sie mit dem Sporn das Nest gern zerreißen.

**) Auch dieß ist nicht immer gegründet, wie ich aus eigner Erfahrung weiß. Richtiger ist die Bemerkung, daß die Hennen, die krähen, meist so alt sind, daß sie entweder nur noch einen schwachen, oder gar keinen Eyerstock haben.

***) Man kann sie dadurch mager machen, daß man ihnen Kreide in das Trinkgeschirr legt und etwas von zerstoßenem eingeweichten Ziegelstein unter das Futter mengt.

Von den schwarzen, rothgelben und aschfarbenen sagt man, daß sie am meisten legten, und auf dem Lande, wo sie auf die Wiesen und in die Gärten gehen, liebt man besonders die erste und letzte Art, weil sie den Nachstellungen der Raubvögel weniger ausgesetzt sind, als die hellfarbigen.

Wer bloß auf die Erziehung junger Hühner sieht, muß weiße halten, weil sie ein sehr weißes, zartes Fleisch haben, doch lauern ihnen die Raubvögel sehr stark auf.

Der Liebhaber, welcher bloß auf die Schönheit der Gestalt und Federn sieht, bemüht sich aus den verschiedenen schönen Abänderungen *) seinen Hühnerhof zu bevölkern, sucht, wenn er eine reine Art wünscht, Hahn und Henne von einerley Race und Farbe aus, wenn er aber mancherley Schattirungen und Mischungen in Farbe und Gestalt will, verschiedene Varietäten, doch, wo möglich, von einerley Größe aus.

Die Henne lebt selten länger als zehn Jahre, ist von sanftmüthigerm Betragen als der Hahn, und geht mehr demüthig und gebückt, als erhaben und stolz, wie jener.

Zergliederung.

1. Ich habe von dem Haushuhn einen wahren Zwitter besessen. Er hatte einen dick gefranzten Kamm, lange Kehllappen, und war übrigens in allen Stücken das Mittelding zwischen einem Hahn und einer Henne. Er hatte also mittelmäßig gebogene und zugespitzte Steiß- und Halsfedern, einen halbgekrümmten Schwanz, und einen stumpfen Sporn. Er verabscheute die Gesellschaft der Hüh-

*) S. weiter unten: Spielarten.

Hühner, und mußte sich auch vor Hahn und Hühnern beständig fürchten, indem sie auf ihn bissen. Er gieng daher immer allein, und war so einfältig, daß er fast alle Abend gesucht und nach Hause getrieben werden mußte. Er krähte beständig, aber nur, wie es die Hennen zuweilen thun, sang aber auch wie diese. Nie habe ich gesehen, daß er Lust bezeugt hätte, ein Huhn zu treten, oder sich vom Hahn treten zu lassen. Bey der Oeffnung fand sich die doppelte Ruthe, nur ein Testikel, aber auf der linken Seite ein halber nierenförmig gelegter Eyerstock, dessen Eyerchen nicht größer als Hirsenkörner waren. Auch die Galle war nur wie ein Kiel von einer Rabenfeder stark und wurmförmig gestaltet. Uebrigens hatte sich dieser Zwitter, der zwey Jahr alt war, sehr gemästet; denn er war inwendig und auswendig wie mit Speck überzogen. Seine Farbe war schneeweiß.

2. Die Verdauungswerkzeuge der Haushühner sind oben (Band II. (I.) S. 85) schon angegeben worden. Man kann sagen, daß es eigentlich drey Magen habe, den Kropf, den weiten Canal zwischen Kropf und Magen oder den Peyerschen Trichter und den eigentlichen Magen. Die Stärke der Muskeln des letztern und der hornartigen innern Haut ist so groß, daß er in weniger als vier Stunden die Kugel von einem so dicken Glase, welches das Gewicht von ungefähr vier Pfunden trägt, zum klärsten Staub zermalmet *). In acht und vierzig Stunden zertheilt er viele kleine Glasröhren von vier

*) Büffon a. a. O.

vier Linien im Durchmesser der Länge nach in zwey kleine Rinnen, und nach Verlauf dieser Zeit findet man alle spitzigen und schneidenden Theile derselben abgestumpft, und allen Glanz an der convexen Seite zerstört. Eben so ist dieser Magen im Stande blecherne Röhren platt zu drücken und wohl siebenzehn Haselnüsse in Zeit von vier und zwanzig Stunden durch Reiben, Zusammendrücken und andere Bewegungen zu zermalmen. Es sind eigentlich vier Muskeln, die diese so wirksame Bewegung des Magens befördern.

3. Der Darmkanal übertrift fünf Mal die Länge des ganzen Thiers. Die zwey Blinddärme sind sechs Zoll lang, und entstehen an der Stelle, wo sich der Grimmdarm mit dem Krummdarm verbindet.

4. Die Hoden des Männchens sind in Verhältniß gegen andere Vögel sehr groß, so groß wie Pflaumen.

5. Mit den gewöhnlichen Lungen sind zehn Luftbläschen verbunden, wovon acht sich in der Brust befinden und unmittelbar mit den Lungen in Verbindung stehen, die zwey größern im Unterleibe hingegen mit den acht vorhergehenden Gemeinschaft haben. Wenn beym Athemholen die Brust erweitert wird, so dringet alsdann durch die Luftröhre die äußere Luft in die Lunge, von da in die acht obern Luftzellen, die hernach, wenn sie sich erweitern, auch die Luft aus den beyden Zellen des Unterleibes, die alsdann verhältnißmäßig zusammen fallen, an sich ziehen; wenn hingegen die Lungen und obern Luftzellen, beym Ausathmen einsinken und alsdann die Luft, welche

sich

sich in ihren Hölungen befindet, drücken, so geht ein Theil derselben durch die Luftröhre heraus, ein anderer Theil aber in die beyden Zellen des Unterleibes, die sich alsdann beynahe durch einen eben solchen Mechanismus erweitern, als ein Blasebalg mit zwey Windkasten. So wie bey allen Vögeln, die nicht oder schwer fliegen, ist die vierte Zelle an jeder Seite allezeit die kleinste.

6. Da die Haushühner so verschiedene Stimmen von sich geben, so sind auch ihre Luft- und Stimmenwerkzeuge besonders eingerichtet. Es haben daher mehrere Anatomen gezeigt *), daß bey den Hühnern, besonders bey Hähnen, die Stimme nicht in der Kehle oder dem obersten Theil der Luftröhre, sondern unten bey der Theilung gebildet werde, und ein innerer Luftröhrenknopf vorhanden sey. Außerdem hat man in den vorzüglichsten Aesten der Luftröhre halbmondförmige Häute wahrgenommen, die so queer über einander gestellt waren, daß sie nur die Hälfte dieser Hölung einnahmen, die andere Hälfte aber zum ungehinderten Durchzug der Luft frey ließen. Ganz natürlich müssen diese Häute etwas zur Bildung der Stimme beytragen; allein nicht so wesentlich, als das Häutchen des Knochens der Luftröhrenklappen, das eine ziemlich beträchtliche Hölung endiget, die sich über dem obern und untern Theil der Brust befindet, und auch mit den obern Luftzellen in Gemeinschaft steht. Denn zerstört man dieses Häutchen, so verliert sich die Stimme, stellt sich aber wieder ein, so bald

*) s. *Buffon* l. c.

bald man die Oefnung, die es bedeckt, genau verwahrt, und allen Ausgang der Luft verhindert.

Besondere Eigenschaften.

Das Krähen oder sogenannte Gickrikuh, das man ohne Unterschied bey Tag und Nacht hört, ist auch ein besonderes Unterscheidungszeichen des Hahns, ob es gleich auch zuweilen Hennen giebt, und zwar solche, die gar nicht oder doch höchst selten zum Hahn gelassen werden, oder aus Alter unfruchtbar sind, welche mit der größten Anstrengung einen ähnlichen Laut hervorzubringen suchen. Die Hennen singen, oder gackern vielmehr und lassen, wenn sie brüten wollen, die Töne Gluck, gluck! und wenn sie ein Ey gelegt haben, ihr Gackgack Gäts! hören.

In der Jugend aber singen Männchen und Weibchen ohne Unterschied des Geschlechts und zwar die erstern so lange, bis sie ihr Hahnengeschrey ohne Anstoß von sich geben können; alsdann singen sie eigentlich nie wieder und lassen auch außer jenem Krähen nicht viel mehr, als einige Locktöne, worunter diejenigen, womit sie ihre Weibchen rufen, wenn sie eine Delikatesse gefunden haben, die sie ihnen gönnen, und welche Tuck tuck ger! klingen und einige andere bekümmernde Töne, wenn sie dieselben etwa verloren haben, von sich hören.

Der Hahn ist überhaupt sehr um seine Hennen besorgt, verliert sie nie aus den Augen, sucht die verlohrnen auf, droht auch den Ungehorsamen und bringt sie mit Bissen auf

den

den Kopf zu ihrer Schuldigkeit und rührt, wenn die ganze Heerde ihr Futter bekommt, oft nicht eher ein Körnchen an, bis sie alle um ihn versammelt sind und schon fressen. Man sieht es ihm oft an, und hört es aus den verschiedenen oft sehr ernsthaften einzelnen Tönen, daß er eine ordentliche Sprache mit ihnen reden müsse. Verliert er einige, so giebt er durch besondere Zeichen seine Unruhe zu erkennen, und sind sie alle um ihn und freuen sich, so zeigt er durch verschiedene Mienen, Posituren und Töne seine Zufriedenheit und Mitfreude an.

Eifersucht ist seine größte Leidenschaft, und er leidet, wenn er sich stark genug fühlt, schlechterdings nicht, daß ein Nebenbuhler auch Theil an denjenigen Hennen habe, die sich ihm einmal ergeben haben, und wenn es auch die Hennen von zwey bis drey Höfen wären. Sobald er nur eine fremde Hahnenstimme in seiner Nachbarschaft höret, so ist er gleich aufmerksam, und vermuthet er sie in seinem Bezirke, so bereitet er sich auch augenblicklichst zum Kampfe, stürzt, ohne sich aufhalten zu lassen, nach dem Orte zu, greift, wenn ihm nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt sind, seinen Feind an, und kämpft oft bis aufs Blut mit ihm. Der Sieger schreyt alsdann sein Sickerikúh! und wenn er dem Ueberwundenen nicht sehr überlegen ist, so greift ihn dieser, der sich dadurch beschimpft sieht, von neuem an.

Aus dieser großen Abneigung zweyer Hähne gegen einander haben auch verschiedene Völker sich ein eignes (obgleich ein etwas grausames!) Vergnügen zu verschaffen gewußt,

gewußt, haben diesen natürlichen Haß durch Kunst vergrößert, und das sogenannte Hahnengefecht zu einem ordentlichen Schauspiele gemacht, dessen Glanz durch die ausgelassensten Wetten noch mehr verherrlicht worden ist. Bey den Alten *) waren deshalb schon die Hähne von Rhodus, Chalcis und Tanagra wegen ihres Muthes berühmt, und noch jetzt sind in China, Siam **), auf den Philippinischen und Sundoischen Inseln, im Darischen Meerbusen und vorzüglich in England die Hahnengefechte gewöhnliche und sehr gesuchte Vergnügungen.

Die Engländer lieben diese Kämpfe so sehr, daß sie dieselben öffentlich ankündigen, in der Mitte eines Amphitheaters, auf welchem sich unzählige Menschen versammeln, geben, und dabey viele und große Wetten anstellen, die allemal zum Vortheil derer ausschlagen, deren Hähne den Sieg erhalten. Unter diesen Hähnen sind einige, wenn sie auf einander gehetzt werden, so erbittert, daß sie viel lieber sterben, als die Schande ertragen mögen, ihrem

Feinde

*) *Plinii* hist. nat. Lib. X. c. 21.

**) Die Indianer halten ein solches Fest für eins der freudenvollsten, obgleich ihre Priester es für das schändlichste ausgeben, und es deshalb abgeschaft wissen wollen. Es ist in Europa nicht so eifrig gegen die Comödien geprediget worden, als die Talopoins (Priester) in Siam gegen die Hahnenkämpfe predigen. Sie sagen, daß alle diejenigen, die in dieser Welt Gefallen an solchen Kämpfen fänden, in jener sich mit eisernen Stangen herum prügeln müßten, und haben überdieß eine sehr schlechte Meinung von dem Charakter derjenigen Person, die an solchen grausamen Lustbarkeiten Vergnügen finden kann. De la Porte Reisen IV. S. 349.

Feinde nachgeben, oder gedemüthigt die Flucht nehmen zu müssen.

Wenn man sie an einander lassen will, so stutzt man ihnen die Schwanz- und Flügelfedern, bindet ihnen drey bis vier Zoll lange, spitzige, stählerne Sporne an die Füße, und um sie zum Kampfe recht zu reizen, zeigt man ihnen ihre heroische Gestalt in einem Spiegel. So bald sie gegen einander stehen, streifen sie mit ihren niederwärts ausgespreizten Flügeln rauschend über den Erdboden weg, heben abwechselnd alle Federn des Halses zu einem Kragen, und auch die Schwanzfedern so viel als möglich empor, fordern sich durch ein erbittertes, mit scharfen, durchdringenden Blicken begleitetes Kopfnicken zum Kampfe auf, und fliegen alsdann auf solche Art senkrecht gegen einander, daß es ihnen leicht wird, mit den Schnäbeln und Spornen zugleich zu fechten. So bald sie bis zum mangelnden Athem ermüdet sind, gehen sie zur nöthigen Erholung aus einander, aber nicht so weit, daß sie ihre vortheilhafte Stellung verlören. Sie treten einige Schritte rückwärts, mit gesenktem Halse und Rache drohenden Augen, um bald darauf einen desto heftigern Angriff thun zu können, und gehen, wenn es zum Streit erzogene Hähne sind, nicht eher vom Kampfplatze weg, bis einer von beyden das Leben gelassen hat. Im Betragen des Ueberwinders herrscht alsdann sichtbarer Stolz und Zufriedenheit, er nimmt eine erhabene Stellung an, schlägt die Flügel zusammen, und schreyt seinen Sieg zu wiederholten Malen aus. Ueberlebt ein Kampfhahn seine

Nie-

Niederlage, so fühlt er diese Demüthigung so stark, daß er seine Halskrause einzieht, den erhabenen Schwanz sinken läßt, und niedergeduckt sich in der größten Geschwindigkeit in dem ersten Schlupfwinkel, den er finden kann, versteckt.

Zuweilen schlägt auch einer dem andern beym ersten Gange den Sporn durch den Kopf, daß er gleich todt sich hinstreckt. — Weiße Hähne werden nicht gelitten.

Ein fast gleiches Betragen, das aus Zorn, Neid und Eifersucht entsteht, erblickt man an zwey Hähnen, welche als Nachbaren zusammen wohnen, doch läßt es der schwächere niemals bis aufs Sterben kommen, sondern nimmt, so bald er sich ermüdet und zu ohnmächtig fühlt, schleunig die Flucht, und schreyt alsdann auch wohl das Siegeslied Gickrigüh! um wenigstens auf seinem Hofe und unter seinen Hennen als Sieger zu gelten.

Aufenthalt.

So wenig das Huhn auch Aufwand zu erfordern scheint, so bezahlt doch der Nutzen, den es am Fleische und Eyern bringt, denjenigen Personen, die keine Oekonomie haben, das Futter nicht, das sie ihm geben müssen. Hühner gehören also eigentlich auf die Bauer- und Meyerhöfe, wo sie in den Gärten, vor den Scheunen und auf dem Miste täglich fast hinlänglichen Unterhalt von selbst finden.

Das erste, worauf man bey ihrer Haltung zu sehen hat, ist ein guter Hühnerstall. Dieser muß, da die Hüh-

Hühner die Kälte scheuen, da angelegt werden, wo sie im Winter warm wohnen, bey dem Backofen, über dem Pferde- Rindvieh- oder Schafstalle, oder an einem andern Orte, der weder allzu großer Kälte, noch allzustarker Hitze ausgesetzt ist. Besonders können sie die große Kälte und den tiefen Schnee nicht vertragen, denn sie werden steif, erfrieren die Füße und werden am Legen und Brüten verhindert.

Ein Hühnerstall muß mehr lang als breit seyn, um die Stangen, auf welche sich die Hühner des Nachts setzen, desto bequemer darin befestigen zu können, und getünchte Wände haben. Für sechszig Hühner gehört ein Raum von fünf und siebenzig Quadratfuß. Damit beständig frische Luft und Licht in dem Stalle sey, wird er mit einem kleinen Fensterchen versehen, das durch ein Drathgitter vor den Raubthieren gesichert werden muß. Außerdem ist noch auf dem Boden der Wohnung ein viereckiges Loch, drey Fuß ins Gevierte nöthig, und mit einem Schieber, oder einer Dratthüre zu versehen, welches der Eingang zum Hühnerhause wird. Zu diesem führt von der Erde eine Leiter (Hühnersteige), die entweder aus einem Brete verfertigt wird, auf welchem einzelne Leisten aufgenagelt sind, oder aus Sproßen besteht, die nur auf der einen Seite befestigt sind. Bey Tage bleibt dieß Loch offen, damit die Hühner, wenn sie legen, aus- und eingehen können, des Abends aber wird es, wenn sie sich zur Ruhe begeben haben, welches immer sehr bald geschieht, vor den Raubthieren verschlossen. Inwendig ist das Hühnerhaus

nerhaus mit langen Stangen versehen, wovon die niedrigste nicht höher als zwey Fuß vom Boden entfernt seyn darf, damit die Hühner desto bequemer auf dieselben fliegen können, und welche, wenn Raum genug da ist, entweder alle in einer Reihe angebracht sind, oder, wenn dieß nicht seyn kann, doch so schief über einander, daß die oben sitzenden die untern nicht besudeln. Die Stangen müssen nicht nothwendig rund, sondern können auch, und zwar noch besser viereckig seyn, weil die Hühner nicht, wie andere Vögel, die Stangen mit ihren Füßen fest und krampfhaft umfassen. An den Wänden werden gewöhnlich auf beyden Seiten in einiger Entfernung von den Stangen zwey oder drey Reihen von Stroh oder Weiden den Brodschüsseln ähnliche Bienenkörbe angebracht, welche mit Stroh oder Heu ausgefüttert sind und worein die Hühner ihre Eyer legen. Auf vier Hühner rechnet man einen Legekorb, und statt desselben kann man auch viereckige breterne Behältnisse anbringen, die mit Stroh ausgelegt sind.

Wenn das Hühnerhaus über einem Viehstall angebracht ist, so muß die Thür, die in dasselbe geht, so verwahrt werden, daß weder Federn noch Excremente, die dem Viehe nachtheilig sind, in denselben fallen können.

Auf einem großen Landgute von sechszig bis siebenzig Hufen Landes, wo wenigstens zwey Schock Haushühner, hundert Stück Truthühner, zwey Schock Enten, ingleichen eine Menge Gänse, Kapaunen und junge Hühner er-

ernährt werden können, errichtet man für das Federvieh ein ganz eignes Gebäude.

Dieß Gebäude enthält wenigstens zwanzig Ellen ins Quadrat und ist durch drey Scheidewände in vier besondere Behältnisse getheilt. Fünf Ellen Breite wird zu einem Stalle für die Truthühner gerechnet, fünf Ellen für die Haushühner, Kapaunen, junge Hühner und Enten, fünf Ellen für das brütende Federvieh im Sommer und zur Mastung im Herbst und Winter, und endlich fünf Ellen für die Gänse.

Zu diesen einzelnen Behältnissen gehen besondere Thüren. Da jedes fünf Ellen breit und zwanzig Ellen lang ist, so wird in dem einen für die Truthühner, und in dem andern für die Haushühner auf der einen Seite eine schräge Reihe von Stangen zusammen genagelt, worauf sich dieß Federvieh des Nachts setzen kann. Alle vier Thüren sind mit Schlössern versehen und an der Mittagsseite werden Fenster oder Gitter angebracht, damit die Sonnenwärme hinein dringen kann. Der Grund zu diesem Gebäude wird eine Mauer eine halbe Elle tief in der Erde und eine Elle stark; darauf kommen drey Ellen hohe Wände und die Saumschwellen. Die Decke wird mit vier bis fünfzolligen Balken zugelegt, und oben darauf drey Finger dick Lehmschlag gebracht.

In solchen großen Ställen wird wohl gar im Winter eingeheizet.

Der Boden des Hühnerstalls und die Stangen, worauf die Hühner sitzen, müssen oft gereinigt werden, wenigstens

nigstens alle Woche einmal, und erstern bestreut man nachher allezeit dicht mit Stubensand. Auch die Nester müssen zuweilen mit frischem Stroh belegt werden. Einige räuchern auch zuweilen die Ställe mit Thymian, Lavendel oder Majoran aus; dieß ist zwar gut, aber wegen der Feuersgefahr nicht allenthalben rathsam und anwendbar.

Auch vor der Nässe muß man die Hühner zu verwahren suchen, sie fliehen sie gar sehr; und senken daher aus keiner andern Ursache den Schwanz, wenn sie im Regen seyn müssen, so tief herab, als weil ihnen, wenn sie ihn erhöht ließen, das Wasser an demselben herab in die Federn und bis auf die Haut laufen würde.

Es ist nicht überflüssig, wenn ein zweigreicher Baum, oder eine Laube neben dem Hühnerhause steht, damit dieß Federvieh bey großer Hitze Schatten habe, und Schutz, wenn ein Raubvogel auf dasselbe stoßen will.

Bey Tage halten sich die Hühner im Hofe, auf dem Miste, vor den Scheunen und Ställen, in den Grasegärten, auch auf den Wiesen und angränzenden Wäldchen auf, befinden sich, wenn sie so der Freyheit genießen können, sehr wohl und legen schmackhaftere Eyer, doch muß man Acht haben, daß sie sie nicht vertragen.

Es giebt auch Orte in Deutschland, wo man die Hühner in den Fasanengärten wild, im Walde und Gebüsch herum laufen läßt. Sie leben da ohne Pflege und Wartung, bedürfen kaum zu Zeiten etwas vorgeworfenes Futter und schlafen auf den Bäumen. Sie legen für sich ins Gebüsch, brüten, die

Jungen wachsen groß, werden alsdann wild eingefangen und ihr mildes, kräftiges Fleisch ist eine vortrefliche Speise. Man sagt auch von solchen Hühnern, daß sie den Schwanz niedriger, fast wie die Fasane trügen.

Nahrung.

Wie oben schon erwähnt wurde, darf ein Landmann und Oekonom eigentlich nicht mehr Hühner halten als von den Abfällen des Getraides ernährt werden können, sonst bezahlt ihr Nutzen, an jungen Hühnern und Eyern, die angewandten Kosten niemals.

In der Erndte, und wenn in den Scheunen gedroschen wird, brauchen sie keiner besondern Fütterung, weil sie immer von selbst so viel finden, als ihnen zu ihrer Erhaltung nöthig ist. Ueberhaupt ist auf dem Lande der Aufwand, den man ihrenthalben machen muß, gering, denn sie scharren auf dem Miste ihrer Nahrung halber, finden vor den Ställen, Scheunen, auf den Höfen, in Häusern und Gärten Körner, Brod, Fleisch, Obst, und sonst allerhand Kleinigkeiten, die verloren gehen, suchen Regenwürmer, Käfer, Mücken, Fliegen, Heuschrecken und dergleichen Insecten auf, fressen Eidechsen, Bruchschlangen, beißen allerhand Gräser, Kräuter und Blumen und viele wilde Beeren und Sämereyen ab *).

Das

*) Ueberhaupt muß man bemerken, daß den Hühnern, so wie allen hühnerartigen Vögeln, ihre bestimmten Insecten zur Nahrung ganz unentbehrlich sind, ja man sieht, wenn man ihnen ihre Freyheit läßt, daß sie lieber die Körner entbehren und sich Insecten aufsuchen. Viele Krankheiten z. B. der Pips und das sogenannte Kalkscheißen, haben ihren Ursprung größtentheils in dem Mangel der Insecten.

Das beste Futter für die alten Hühner ist Gerste, und wo sie nicht Gelegenheit haben, grüne Gräser und Kräuter aufzusuchen, giebt man ihnen zur Abwechselung, Salat, Nesseln, Kohl, Sauerampfer, Fenchel gebrühet und geschnitten, und mit aufgequollenem Hafer, Waizenkleye oder groben Mehl und saurer Milch angemacht. Dieß ist ihnen eine sehr angenehme Speise.

Von Gras und Kräutern bekommen sie einen starken Eyerstock, größere und wohlschmeckendere Eyer, die besonders einen schönen gelben Dotter haben.

Man thut auch wohl, wenn man in der Küche alle Knochen sammelt, so klein als möglich hackt, in Wasser siedet, und mit diesem Wasser die Kleye oder das grobe Mehl mit den obigen zerhackten grünen und rohen Kräutern zu einem Teige mengt, diesen abkühlen läßt, und den Hühnern vorsetzt.

In kleine Würfel geschnittenes Brod, gelbe Möhren, und gesottene Kartoffeln mit einem Stampfeisen klar gestoßen und mit etwas Kleye vermischt, fressen sie auch gern.

Wenn sie legen, wirft man ihnen ihre getrocknete und zerriebene Eyerschalen hin, welche ihnen wieder Materie zu neüen Eyerschalen geben.

Die schwarzen Brombeeren lieben sie überaus sehr, und es ist in dieser Rücksicht gut, um den Hühnerhof herum Brombeersträucher anzupflanzen.

Die Vogel- und Wachholderbeeren sind ein vortrefliches Vorbeugungsmittel wider viele Zufälle, besonders wider dicke Köpfe, Beulen auf dem Leibe und den Durchfall. Besonders sind sie ihnen im Winter sehr zuträglich. Man gewöhnt sie im Herbst dazu, indem man sie ihnen unter das andere Futter mischt. Auch geben sie ihrem Fleische einen angenehmen gewürzhaften und kräftigen Geschmack. Die Vogelbeeren trocknet man für den Winter und quellt sie beym Gebrauch in laues Wasser ein.

Die Bohnen und die Hülsen von den Hülsenfrüchten sollen sie unfruchtbar machen, und auch die Holunderbeeren sollen ihnen schädlich seyn *).

Zu Ende des Winters soll gekochtes kaltes Sauerkraut dem Pips, Durchfall und andern Zufällen vorbauen.

Eine Henne in einer Stadt, die kein Nebenfutter vom Mist, keine Würmer und in Gärten keine Kräuter u. d. g. suchen kann, frißt gewöhnlich täglich zehn Pariser Cubikzoll Gerste, welches ungefähr ein sechszehn Theil Metze Berliner Maas ausmacht, in einem Jahre also einen Scheffel sechs und drey Viertel Metzen. Wenn die Hühner aber auf dem Misthofe herum gehen, und auf selbigem sich Nebenfutter erscharren können, so bedürfen sie nur die Hälfte, und haben sie gar Grasgärten daneben, so bedarf es nur des vierten Theils.

Die Haushühner lieben frisches Wasser zum Saufen, und alle Mist- und andere Gauche, Wasser, das über fau-

*) Die meinigen fressen letztere sehr gern und sie schaden ihnen nichts.

faulem Holze gestanden hat u. d. gl. ist ihnen nachtheilig. Wo also kein Brunnen noch Teich auf einem Hofe ist, muß man für die Hühner (und überhaupt für alles Federvieh) einen oder zwey Tröge mit frischem Wasser hinstellen. Dieß setzt man gewöhnlich in die Gegend des Hühnerhauses, wo man sie auch täglich zweymal, einmal des Morgens, und das andere Mal des Abends, ehe sie schlafen gehen wollen, füttert. Hierdurch gewöhnen sie sich desto leichter und lieber in dasselbe.

Im Winter gehen sie, wenn es sehr kalt ist, nicht gern auf den Hof zu ihrem Trinkgeschirre, man thut daher wohl, wenn man ihnen laues Wasser alle Tage in den Stall setzt; denn wenn sie zu lange dursten, so sind sie zu Ausgang des Winters vielerley Krankheiten ausgesetzt.

In Städten, wo die Höfe meist klein, und gepflastert sind, müssen sie in einem breternen Verschlage je zuweilen trockenen Sand bekommen, in welchem sie sich baden können. Dieß erhält ihre Haut und Federn reinlich, und bewahrt sie vor Läusen und anderm Ungeziefer.

Zur Mast für alte Hühner und Hähne bedarf es nur Gerste oder Türkischen Korns, und sie werden in kurzer Zeit fett. Will man sie aber besonders delikat haben, so bekommen sie das schon oben bey den Truthühnern angegebene Mastfutter (s. oben S. 1140.). Vorzüglich aber werden damit die Kapaune und Poularden gefüttert (s. weiter unten).

Kapaune sind kastrirte Hähne, und die Kastration geschieht auf folgende Art.

Man

Man sucht die ersten im Jahre erzogenen Hähne dazu aus; doch schadet es auch nichts, wenn man sie von einer spätern Brut nimmt, und diese Operation erst im späten Herbst geschieht, wenn nur noch acht bis vierzehn Tage warme Witterung zur Verheilung eintritt. Die Hähne, die dazu geschickt seyn sollen, müssen einen einfachen und keinen kronenartigen Kamm, blaue Backen haben, und frey auf dem Hofe unter den Hühnern herumlaufen, denn eingesperrt und von den Hühnern abgesondert, bleiben ihre Hoden (Testikeln) auch bey dem besten Futter immer klein. Wenn sie um Johanni zu krähen anfangen, oder zwölf Wochen alt sind, Lust zur Begattung bezeigen, und der Sporn allmälig anfängt stark hervorzuwachsen, welches ein Zeichen der zunehmenden Größe der Hoden ist, so ist es Zeit sie zu castriren.

Es gehören zu diesem unangenehmen Geschäfte, wozu das Thier erst vier und zwanzig Stunden fasten muß, zwey Personen. Eine nimmt den jungen Hahn und legt ihn umgewandt mit dem Rücken in die beyden flachen Hände, so daß der herabhangende Kopf auf sie zu, der hintere Theil aber gegen die andere Person gerichtet ist. Sie drückt alsdann die beyden Füße mit den beyden Daumen bis zur Seite des Leibes nieder, und zwar, jedoch ohne ihn schädlich zu drücken, so fest, daß er sich nicht regen kann, und giebt ihm dabey die Richtung, daß er mit dem Steiße etwas aufwärts gegen die Person liegt, welche die Operation verrichten soll. Diese rupft nun einen guten Finger breit unter dem Steiße die Federn ganz behutsam und einzeln aus, macht queer über dem Bauche mit einem scharfen

Feder-

Federmesser einen Einschnitt von ungefähr drey Viertel Zoll, oder so weit, daß man gemächlich mit dem Zeigefinger hineinfahren kann, und hier muß sie sich wohl vorsehen, daß die mit dem Fette hervortretenden Gedärme nicht beschädigt werden. Sobald man die Eingeweide durch die Oefnung sieht, befeuchtet man den Finger mit Baumöl, greift auf der linken Seite des Einschnitts neben dem Eingeweide bis oben an den Rücken hinein, in welcher Gegend auf jeder Seite ein Hode, wie ein länglich geschälter Mandelkern, angewachsen und zu fühlen ist. Mit der größten Behutsamkeit schiebt und schält man erst den rechten, dann den linken ab; denn wenn man hier nur einigermaßen Gewalt ausüben will, so zerreißt man die zarten Blutgefäße, das arme Thier verblutet sich und stirbt unter der Operation. Da die Hoden gern bis in die Bauchhöhlung vorschlüpfen, so muß man den Finger immer ein wenig krümmen, um sie desto glücklicher herausziehen zu können. Sind sie abgelöst, so steckt man zur baldigen Heilung der Wunde und Verhütung der Entzündung ein Stückchen frische Butter, von der Größe einer Haselnuß, in die Oefnung. Hierauf stopft man sorgfältig alle hervorgetretene Därme und Fäserchen zurück, näht mit einer feinen Nadel und einem seidenen Faden die Ritze zu, verwahrt das Ende mit einem Knötchen, damit er beym Auf- und Absteigen des Vogels nicht aufspringen kann, bestreicht zuletzt noch diese Oefnung mit einer Feder voll Baumöl und bestreut sie mit klarer durchgesiebter Asche. Ist dieß geschehen, so schneidet man ihm die beyden Spornen an den Beinen ab, legt sie bey Seite, bestreicht die Wunden ebenfalls mit Baumöl und bestreut sie mit Asche.

Nun wendet man den jungen Hahn in der Hand um, so daß er wieder aufrecht mit dem Kopfe gegen die operirende Person seine Richtung bekommt und am Kamm und an den Bartlappen erfolgt eine zweyte Verschneidung. Es werden ihm nämlich mit einer Scheere oder einem scharfen Federmesser die herabhängenden Glocken und der ganze Kamm abgeschnitten, weil letzterer sonst in kurzem zu einer solchen Größe wächst, daß er an der Seite vor den Augen herunterhängt und sie am Sehen hindert. Zur Zierde drückt man in den noch blutenden Kamm entweder einen oder beyde abgeschnittene Spornen ein; diese bleiben leicht sitzen und wachsen wie Pfropfreiser fort, über zwey Zoll lang, wenn sie das Thier bey Verheilung der Wunde nicht abkratzt. Hierauf bestreicht man beyde Wunden mit Baumöl und überstreut sie dick mit Asche, damit das hervorquellende Blut gehemmt und die Wunde geheilt werde.

Die verschnittenen Hähne werden etwa acht Tage in einem Stalle mit Bier und Brod gut gepflegt und mit genugsamem Wasser versehen, weil ihnen die Hitze, die sie ausstehen müssen, den heftigsten Durst verursacht.

Sie wachsen alsdann geschwind, mausern sich nicht wieder, bekommen sehr lange Hals- und Bürzelfedern, die gekrümmten Schwanzfedern werden größer, die Stimme wird heiser und das ganze Thier zahm, geduldig und einsam.

Auch die jungen Hennen kann man verschneiden (Poularden). Man rupft in der Gegend hinter dem Steiße, wo sich unter der Haut ein weißes rundes Hügelchen, einer kleinen Haselnuß groß, befindet, die Federn behut-

behutsam aus, macht sodann mit einem scharfen Federmesser durch die Häute einen Einschnitt einer welschen Bohne groß und hier wird man die Mutter, in welcher beym Treten die Empfängniß geschieht, als ein rundes weißes Gewächs zu sehen bekommen. Drückt man hierauf mit dem Finger unter dem Steiße etwas aufwärts, so tritt die Mutter aus dem gemachten Einschnitte heraus. Diese wird mit einer Scheere da, wo sie angewachsen ist, abgeschnitten, und die Oefnung entweder offen gelassen und mit Butter und Asche bestrichen, oder besser, wenn etwas Butter in dieselbe gekommen ist, zugenäht, mit Oel bestrichen und mit Asche bestreut.

Uebrigens werden den Poularden, wie den Kapaunen, Kamm und Bartlappen abgenommen, und sie erhalten auch einige Tage Brod und Bier. Sie laufen alsdann unter den Hühnern herum, wachsen aber so schnell und groß wie ein männlicher Kapaun.

Wer noch keine Erfahrung in dieser Operation hat, kann an einer abgeschlachteten Henne die Lage der Mutter und die Art, sie auszunehmen, leicht finden.

Die Mästung für einen Kapaun besteht nun in folgenden Stücken.

Man nimmt täglich acht Loth Hirsenmehl und drey Quentchen Butter, thut ersteres in eine irdene Schüssel und macht in dasselbe eine kleine Vertiefung, läßt letztere am Feuer zerfließen und gießt sie, wenn sie nicht mehr zu heiß ist, in jene Vertiefung und mengt es mit der Hand so lange, bis alle Theile des Mehls von der Butter befeuchtet sind. Hierauf gießt man milchlaues Wasser in abgesetzten

Portionen zu, bis die Masse einem Nudelteige ähnlich wird. Diese Masse oder tägliche Portion theilt man nach dem Augenmaße in drey gleiche Theile und macht nach Belieben zwölf bis sechszehn Kugeln daraus, so daß auf einen Tag sechs und dreyßig bis acht und vierzig Kugeln kommen. Hiervon bekommt nun der Kapaun zwölf oder sechszehn Kugeln früh und eben so viel des Mittags und des Abends. Die Abfütterung selbst geht geschwinde von Statten. Man nimmt den Kapaun aus seiner Stallung heraus, mit beyden Flügeln unter dem Arm, öfnet den Schnabel, taucht die Kugeln in Milch, steckt sie ihm, doch ohne die Zunge zu beschädigen, in den Hals, läßt ihn alsdann wieder in den Stall und setzt ihm vier Loth Milch, welches ungefähr eine halbe Theetasse voll ausmacht, vor, also des Tags über nach den drey Fütterungen zwölf Loth. Diese Fütterung dauert bis zum völligen Fettwerden sechszehn Tage, kostet vier Groschen und man kann auch die Kugeln auf die ganzen sechszehn Tage machen, weil sie die Kapaunen auch trocken verschlucken. Ordnung und Reinlichkeit tragen freylich sehr viel zur Beschleunigung und gehörigen Mästung bey.

Wenn die Kapaunen die Milch nicht alle saufen wollen, so thut man ein wenig Salz in den Teig, um den Durst zu mehren, und wenn sie die Kugeln zurückwürgen, so rührt man ihnen Ofenruß unter Butter, giebt es ihnen ein und läßt sie einen Tag fasten, so werden sie sie gewiß des andern Tags gern verschlucken.

Junge und alte Hühner bekommen den halben Kapaunenunterhalt und wegen des engern Halses auch kleinere Kugeln.

Fort-

Fortpflanzung.

Wenn man die Hühner bloß des Eyerlegens halber hält, so bedarf man keines Hahns; denn sie bringen auch, ohne sich mit demselben gepaart zu haben, ihre Eyer. An dem traubenförmigen Körper ihres Eyerstocks befindet sich nämlich immer eine gewisse Anzahl großer und kleiner Eyerkügelchen, die sich ohne allen Reiz und ohne alles Zuthun des Hahns zu einer bestimmten Zeit aus ihrem Häutchen losreißen, durch den Eyergang laufen, hier mit gewissen Feuchtigkeiten ihr Weißes, ihre Haut und Schaale bilden, und wenn sie ganz reif sind, durch eine gewisse elastische Pressung mit dem breitesten Theile zuerst aus dem Körper herausgeschaft werden. Solche Eyer aber geben durch die Bebrütung kein lebendiges Junges, ob sie gleich zur Speise eben so gut wie die befruchteten sind.

Zur Hervorbringung fruchtbarer Eyer ist die Paarung mit dem Hahne durchaus nothwendig. Dieser kann aber, wenn er von guter Art ist, funfzehn bis zwanzig Hühner belegen.

Das Befruchten oder der Tritt geschieht sehr geschwind. Der Hahn hat eine doppelte Ruthe, die aber aus weiter nichts als aus zwey warzigen Körpern besteht, in welche sich die Saamengefäße an der Stelle endigen, wo sie sich in der Gegend des Hintern verlieren. Der weibliche Geschlechtstheil befindet sich über der Afteröfnung. Der Hahn nähert sich der Henne durch einen schrägen und hurtigen Anlauf, geht auch wohl erst einigemal stolpernd, indem er mit einem Flügel über der Erde hinstreicht, um sie herum, giebt einige kullernde Töne von sich, tritt auf

die

die niedergeduckte Henne, breitet seinen Schwanz halb aus, beißt sie zu seiner Festhaltung in den Kamm oder die Kopfhaut, biegt sich alsdann zurück, drückt seinen Hintertheil fest an ihren After an und verrichtet hierdurch die befruchtende Begattung, und zwar um desto geschwinder, je öfterer er sie wiederholt. Er schlägt nach Vollendung derselben gewöhnlich die beyden Flügel hoch zusammen, schreyt oder umgeht sie auch wieder stolpernd und mit einem niedergesenkten Flügel. Ob aber bey dieser Paarung nur eine Ruthe oder die doppelte in die Oefnung der Henne eindringe, oder ob es hinlänglich ist, daß sich nur beyde Geschlechtstheile einander nahe genug berühren, ist noch ungewiß. Gewisser ist, daß durch eine solche Vermischung das Ey, das nach zwanzig Tagen gelegt wird, durch die Saamenfeuchtigkeit noch so fruchtbar ist, als alle diejenigen, welche gleich in den ersten Tagen nach derselben zum Vorschein kommen *).

Die Hühner, welche gut gefüttert werden und warm wohnen, legen fast das ganze Jahr hindurch, die Mauserzeit ausgenommen, welche gewöhnlich in die zweyte Hälfte des Septembers fällt und sechs bis acht Wochen dauert **). Sie legen entweder zwey Tage hinter einander ein Ey und ruhen den dritten Tag aus, oder einen Tag um den andern; und

*) Herr Blumenbach sagt, daß die Hühner nach einer einzigen Befruchtung bis in die 5te Woche fruchtbare Eyer legten.

**) Einige Hühner mausern aber auch schon im August, und diese fangen, wenn sie jung sind, nach dieser Zeit wieder an zu legen, andere federn sich erst im November.

und man kann daher von einer Henne in einem Jahre achtzig bis neunzig Eyer erhalten *).

Sobald nach dem Mausern die Zeit herbeykommt, daß sie legen wollen, so färbt sich ihr Kamm hochroth, und die jungen Hühner fangen eher an als die alten, und legen schon, wenn sie etwas über ein halb Jahr alt sind, obgleich die Eyer nicht die Größe, wie von einer alten Henne, haben.

Um nicht befürchten zu müssen, daß sie dieselben vertragen und an einen unbekannten Ort legen, werden die Hühner alle Morgen beym Auslassen aus dem Hühnerhause mit dem Zeige- oder Mittelfinger befühlt, ob sie ein reifes Ey haben. Ist dieß, so bleiben sie entweder im Stalle, oder werden in den Legestall, wenn man dazu einen eigenen hat, gebracht. Sollte aber dessen ungeachtet eine Henne ihre Eyer vertragen, wie sie es denn gern thun, besonders wenn sie in Gärten frey herumlaufen, so reibt man ihr, wenn man fühlt, daß sie ein Ey bey sich hat, den Legedarm mit Salz. Dieß verursacht ihr einen solchen Reiz, daß sie glaubt, das Ey gienge in diesem Augenblick von ihr; sie läuft also in der größten Geschwindigkeit nach ihrem verborgenen Neste und man findet alsdann, wenn man ihr nachgeht, mit leichter Mühe den Ort, wo sie ihre Eyer hinlegt.

Eben

*) In Samogitien, in Malakka und andern Gegenden soll es Hühner geben, die täglich zwey Mal legen. Aristoteles redet von gewissen Illyrischen Hühnern, die wohl drey Mal legten, und vermuthlich sind dieß die kleinen Adriatischen, von welchen er an einem andern Orte redet und die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt waren.

Eben so bedient man sich, wenn einer Henne das Legen zu sauer und schwer wird, dreyer Körner Salzes, welche man ihr in den After steckt; doch thut man besser, daß man solche fehlerhafte Hennen fett macht und schlachtet.

Um im Winter Eyer zu erhalten, nimmt man junge Hühner aus dem allgemeinen Hühnerstalle, wenn dieser nicht an einen warmen Ort gebaut ist, und weiset ihnen einen andern warmen Platz an. Hier füttert man sie mit geröstetez oder gesottener warmer Gerste, oder streuet ihnen reifen Nesselsaamen, oder getrocknete und in Wasser gekochte Nesselblätter unter das Futter, oder mischt zerstoßene Schneckenhäuschen unter Kleye und macht dieß Gemengsel mit Wein an, oder dörret leere Leinknoten in einem mäßig warmen Ofen, drischt sie klar, schüttet sie in kochendes Wasser, vermischt sie alsdann mit ein wenig Weizenkleye, thut eben so viel Eichelmehl dazu, vermengt alles wohl unter einander, gießt endlich Wasser dazu und füttert mit diesem Teige die Hühner. Eben denselben Dienst leistet der gewärmte Hafer und Buchweizen oder Hanfsaamen.

In den Nestern, wohin die Hühner legen, läßt man immer eins oder zwey von den zuletzt gelegten Eyern liegen, weil sie desto eher wieder dahin gehen. Sobald sie das Ey gelegt haben, so gackeln sie, welches fast jederzeit ein sicheres Merkmal ist, daß man sie loslassen kann. Der Hahn, der dieß Gackeln hört, stimmt gewöhnlich mit seiner stärkern Stimme mit ein und verkündigt diese erfreuliche Begebenheit dem ganzen Hühnerhofe.

Nicht länger als vier bis höchstens sechs Jahre darf man eine Henne, wenn anders ihr Fleisch noch einigen Ge-

brauch

brauch haben soll und man die gehörige Anzahl Eyer jährlich von ihr verlangt, gehalten werden; nach dieser Zeit thut man also am besten, wenn man an ihrer Stelle Junge aufzieht.

Ich muß noch hier die Behandlungsart eines Freundes anführen, die er anwandte, um die größtmöglichste Anzahl Eyer und immer gute eßbare Hühner zu haben. Ungeachtet derselbe keine Länderey besitzt, so hält er doch das ganze Jahr hindurch einen ganzen Hof voll Hühner, um alle Sonntage ein gutes Huhn speisen zu können. Damit er dieß so wohlfeil als möglich genießt, so hat er allerhand Versuche angestellt, aus welchen folgende nachahmungswürdige Art, das Federvieh zu behandeln, fließt. Er sucht immer ein- bis dreyjährige Hühner zu haben. Diese füttert er im Sommer mit Gerste oder schlechtem Weizen und im Winter mit gewärmtem Hafer und warmem Wasser. In letzterer Jahrszeit läßt er sie nie aus dem weitläuftigen und vor der Nord- und Ostluft gesicherten Stalie. Sein Hühnerhaus sieht aus wie ein Taubenschlag, so daß jede Henne ihr eigenes Nest hat; und überhaupt läßt er jede ihr eigenes Nest aufsuchen. Dieß ist sein Hauptkunstgriff, um viel Eyer zu erhalten. Er läßt auch jede 12 bis 15 Eyer legen, ehe er einige wegnimmt, damit die Henne beym Anblick vieler Eyer immer muthig und eifrig im Legen bleibt. Alsdann aber läßt er ihr immer bloß 3 bis 4. Diejenigen, welche das Glucken nicht bald verhindern lassen, läßt er brüten. Seine Hühner legen nach dieser Behandlungsart zwey bis drey Tage hinter einander, ehe sie einen Tag ausruhen, und bey dem gewärmten Futter im Winter fast so viel

Eyer,

Eyer, als im Sommer. Nach einer genauen Berechnung, die er mir vorlegte, kam ihm in wohlfeilen Zeiten jedes Huhn, das er des Sonntags aß, nicht höher als $1\frac{1}{2}$ Pfennig, und wenn er es mit bloßem Weizen den ganzen Sommer hindurch fütterte.

Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man verschiedene Arten unvollkommener und monströser Hühnereyer findet, die beym Pöbel Anlaß zu allerhand Aberglauben geben. Die vorzüglichsten sind: 1) die Fließeyer, welche ganz ohne alle Schaale sind; 2) die Windeyer, die eine sehr dünne Schaale haben; beyde Arten entstehen entweder von eingeschlossenem Vieh, das keinen Kalk fressen kann, woraus die Schaale besteht, oder aus Geilheit bey allzufetter Nahrung, und heißen beym Landmann Unglückseyer. 3) Die Hexeneyer, Hahneneyer, denen der Dotter fehlt und welche statt desselben auch wohl einen schlangenartigen Wurm enthalten, oder vielmehr auf diese Art zusammengedrehte Häute haben. Sie kommen von sehr jungen oder ganz alten Hennen, deren Fruchtbarkeit sich erschöpft hat und die nur noch eine solche Eyerspur von sich geben. 4) Die Spureyer, welche entweder außerordentlich klein oder sehr schmal sind und denen entweder ein Theil des Dotters, oder des Weißen, oder das Auge fehlt. 5) Die Eyer mit doppelten Dottern, wenn zwey gleich reife Eyer sich vom Eyerstock losgerissen haben. 6) Die Doppeleyer, wenn in dem großen noch ein kleines, wie ein Taubeney, steckt *).

Wenn

*) Man hat auch Exempel von Hühnern, die lebendige Küchlein zur Welt gebracht haben. Misc. Natur. Curios. Dec. II. Ann. I. Obs. 42. Goeze a. a. O. S. 394.

Wenn die Henne funfzehn bis zwanzig Eyer gelegt hat und von hitziger Natur ist, so fängt sie an zu gluck-sen und will brüten. Einige legen wohl erst dreyßig Eyer, ehe sie Anstalt zum Brüten machen; andere thun es gar niemals, und noch andere nicht alle Jahre; doch ist wohl bey letztern die Ursache diese, so wie man es auch bey den Vögeln, die in der Freyheit leben, z. B. den Elstern, findet, daß man ihnen die Eyer immer wegnimmt und sie also nicht die zum Brüten gehörige Anzahl unter sich sehen.

Ob man nun gleich durch das Wegnehmen der Eyer sie eine Zeitlang zum Fortlegen nöthigen kann, so siegt doch endlich bey vielen die Natur. Sie empfinden einen unwiderstehlichen Trieb zum Brüten, den sie durch eine auffallende Veränderung ihres Betragens zu erkennen geben. Sie fangen nicht nur an zu glucksen, sondern gehen auch mit aufgesträubten Federn in langsamen, gleichsam abgemessenen Schritten einher, fressen weniger als sonst und sitzen halbe Tage auf dem Neste. Sie bebrüten alsdann alles, was nur auf eine entfernte Weise einem Ey ähnlich sieht, um die brennende Hitze an ihrem Bauche abzukühlen.

Sobald eine Henne Neigung zum Brüten bekommt, die man doch nicht unterhalten will, so erstickt man ihr dieselbe dadurch, daß man sie oft mit dem Steiß in kaltes Wasser taucht oder sie unter ein Sieb setzt, ihr den ersten Tag nichts zu fressen giebt, sie den andern Tag in kaltes Wasser taucht, ihr eine Feder durch die Nase zieht und sie also laufen läßt, oder sie in einen Sack steckt, den man am Boden durch einen Reif ausgespannt hat, in demselben in den Hühnerstall oder sonst an einen sichern Ort hangt und

vier und zwanzig Stunden hungern läßt; durch letzteres Verfahren wird sie sowohl vor Angst nicht allein das Brüten vergessen, sondern auch, wenn sie nach vier und zwanzig Stunden aus dem finstern Gefängnisse kommt, nur an ihr Futter und Saufen und nicht mehr ans Brüten denken.

Zu Bruthühnern nimmt man bloß zwey- bis vierjährige *), denn zu jung verlassen sie die Eyer gern, ehe sie ausgebrütet sind. Auch dürfen sie nicht zu wild seyn, weil sie die Eyer leicht zerbrechen, die Jungen beißen oder tödten.

Das vorzüglichste und erste, was man dabey zu beobachten hat, ist dieses, daß man das Brütenest an einen einsamen verborgenen, von allem starken Geräusch entfernten Ort hinbauet, so daß eine Bruthenne die andere nicht sehen kann und auch von den andern Hühnern keine Störung zu befürchten ist. Die Nester müssen vorn eine kleine Erhöhung haben, damit die Eyer nicht herausrollen, mit Heu ausgefüttert und über dasselbe mit Federn belegt seyn, welche die Wärme befördern helfen. Letztere rupfen sie sich auch gewöhnlich selbst aus.

Die Eyer, welche zum Brüten untergelegt werden, müssen von alten guten Hühnern stammen, weder über zwanzig Tage alt, noch schmuzig, noch an einem zu warmen

*) Die tauglichsten Bruthühner sind mir immer die Zwerghühner (s. unten Var. 4.) gewesen. Diese brüten nicht nur sehr emsig, sondern auch des Jahrs zwey, ja drey Mal. Schade, daß sie zu klein sind, um viele Eyer unter sich zu erwärmen; denn man kann ihnen nicht mehr als neun Stück geben.

men oder feuchten Orte gelegen, noch Risse in der Schaale haben. Die ersten Eyer, die im Jahre von den Hühnern gelegt werden, taugen auch nicht viel, weil sie gewöhnlich unbefruchtet sind. Die beste Probe für die zum Ausbrüten schicklichen Eyer soll die Wasserprobe seyn. Man wirft sie in dieser Absicht in frisches Wasser und wählt diejenigen, die zu Boden sinken *).

Man giebt die Regel, daß wenn man mehr Hähnchen als Hennchen haben wolle, so müsse man mehr zugespitzte als abgestumpfte Eyer unterlegen; denn man will aus Erfahrung wissen, daß die länglichen zugespitzten Eyer Hähne und die stumpfendigen Hühner geben, und legt daher nach der nachmaligen Bestimmung der Jungen mehr oder weniger spitz- oder stumpfeckige Eyer ins Bruteneſt. Allein die Sache ist ungewiß.

Die Anzahl der unterzulegenden Eyer ist nach der Jahrszeit und Größe der Bruthenne verschieden. Im Winter kann man ihr, wegen Mangel der nöthigen Wärme, nicht mehr als neun bis eilf unterlegen, im März schon dreyzehn bis funfzehn, und wenn sie groß ist, im April siebenzehn. Man wählt deswegen immer gern eine ungleiche Zahl, weil die Eyer sich auf diese Art wegen ihrer Form besser und fester zusammenlegen lassen.

Um im Winter junge Hühner zu haben, nimmt man unter den zu dieser Jahrszeit legenden die besten, sperrt sie in eine warme Kammer, giebt ihnen gutes Futter, und um sie recht hitzig zu machen, in Wein getauchtes Brod,

*) Meine Erfahrungen haben mich vom Gegentheil überzeugt.

Saamen und Blätter von Brennesseln, welche gut getrocknet und zu Pulver gerieben sind. Wenn sie bey dieser Fütterung ungefähr funfzehn Eyer gelegt haben, fangen sie an zu gluckſen. Alsdann legt man ihnen etwa eilf Eyer unter, macht ihnen das Brütenest hinter den Ofen, oder noch besser unter schlechte Federbetten.

Auch Truthennen kann man mit dieser Fütterung zum Ausbrüten der Hühnereyer zwingen. Man steckt sie nämlich in ein Bett, so daß der Kopf nur heraussieht, legt ihnen nachgemachte Eyer unter, und wenn sie drey bis vier Tage auf denselben ruhig sitzen bleiben, so giebt man ihnen ungefähr neunzehn Hühnereyer.

Während dem Brüten muß der Henne in ihrem Behältnisse immer frische Luft verschaft und das Nest und der Platz daneben rein gehalten werden; denn es giebt Hennen, die so sehr auf dieß Geschäft ersessen sind, daß sie nicht einmal vom Neste aufstehen, um ihren Unrath von sich zu geben; diese muß man ein Mal des Tags von den Eyern heben, an die Luft bringen und unterdessen das Nest reinigen. Andere hingegen treiben dieß Geschäft so nachlässig, daß sie zu lange von den Eyern laufen, wenn sie fressen; diesen muß man ihr Futter so nahe an das Nest setzen, daß sie es erreichen können, ohne aufsteigen zu dürfen. Will dieß Mittel nicht helfen, so streut man ihnen in einiger Entfernung vom Neste gemeines schlechtes Futter hin und hält ihnen alsdann, wenn man sie wieder zum Neste bringt, einige Hanfkörner, Weizen, Hirse, in Wein und Wasser geweichtes Brod vor. Thut man dieß zwey bis drey Mal,

so werden die Hühner geschwinde von dem schlechtern Futter zu dem bessern im Neste zurückkehren und alsdann gar nicht mehr aufstehen.

Gute Hühner wenden die Eyer selbst um und es ist daher das Umwenden von Menschen und das in dieser Absicht empfohlene Bezeichnen derselben überflüssig. Ist eine Brütehenne zu ungeschickt und faul dazu, so ist sie schlechterdings zum Brüten untüchtig und muß entweder bloß zum Legen gehalten oder geschlachtet werden.

Wenn es sich zuweilen zuträgt, daß die Hühner im Brüten ermüden, oder aus Frevel oder Gefräßigkeit die untergelegten Eyer anpicken und ausfressen, so kann man es ihnen durch folgendes Mittel vertreiben. Man läßt ein Ey in Kohlen hart braten, macht alsdann an verschiedenen Stellen kleine Oefnungen hinein und hält es der Henne vor, sie wird es sogleich anpicken und sich verbrennen. Wenn man dieß Gegenmittel zwey bis drey Mal wiederholt hat, so wird sie gegen alle Eyer so mißtrauisch werden, daß sie keins mehr berührt.

Saufen die Legehühner die Eyer aus, so bedient man sich eines ähnlichen Kunstgriffes. Man gießt nämlich einige ausgeleerte Eyerschaalen voll nassen Gips und legt sie ins Nest. Wenn man dieß etliche Mal wiederholt hat, so wird man auch von diesem Uebel befreyt seyn. Doch giebt man sich nur bey solchen Hühnern, die man ihrer Schönheit halber hält, so viele Mühe, um ihnen alle diese hier angeführten Fehler abzugewöhnen. Gewöhnliche schlechtgezeichnete Hühner schlachtet man sogleich.

Die

Die Bruthenne sitzt gewöhnlich drey Wochen, zwanzig Tage ist die kürzeste Zeit und zwey und zwanzig die längste, ehe die Jungen ausschliefen *).

Will

*) Da die ganze Reihe von Erscheinungen, die das Bebrüten der Henne auf den Eyern bewirkt, ein so wichtiges Schauspiel abgiebt, so wird es wohl nicht überflüssig seyn, sie hier etwas genauer vorzustellen; es scheint mir auch um desto nöthiger, da es in dem zweyten Bande S. 114. nur unvollständig geschehen ist. S. *Buffon* l. c.

Die Wirkung des Aufsitzens der Bruthenne schränkt sich bloß auf die Entwickelung des Embryo ein. Sobald das Ey fünf oder sechs Stunden bebrütet worden, so sieht man sehr deutlich den Kopf des Hühnchens, welcher am Rückgrate hängt, in derjenigen Feuchtigkeit schwimmen, womit die Blase mitten im Närbchen angefüllt ist. Gegen das Ende des ersten Tages hat sich der Kopf schon gebogen und ist größer geworden.

Vom zweyten Tage an sieht man die ersten Entwürfe der Wirbelbeine, die wie kleine Kügelchen an beyden Seiten der Mitte des Rückgrats sitzen. Man sieht auch den Anfang der Flügel und die Nabelgefäße erscheinen, die sich durch ihre dunkle Farbe auszeichnen; der Hals und die Brust entwickeln sich; der Kopf wird immer größer; man erblickt die ersten Lineamente der Augen und drey Bläschen, die, wie der Rückgrat, mit durchsichtigen Häutchen umgeben sind; das Leben der Frucht wird sichtbarer und man sieht bereits das Herz schlagen und das Blut umlaufen.

Am dritten Tage ist alles deutlicher, weil alles größer geworden ist. Das merkwürdigste ist das Herz, welches außerhalb der Brust hängt und drey Mal nach einander schlägt; ein Mal, wenn es das Blut, welches in den Adern enthalten ist, durch sein Vorkämmerchen aufnimmt, ein anderes Mal, wenn es dasselbe den Pulsadern zusendet, und endlich, wenn es dasselbe in die Nabelgefäße treibet; und diese Bewegung dauert noch vier und zwanzig Stunden fort, wenn der Embryo

Will man während der Brütezeit gern wissen, welche Eyer Junge in sich enthalten, so hat man dazu gekünstelte
und

bryo schon von dem Weißen des Eyes abgesondert ist. Man erblickt auch Blut und Pulsadern auf den Bläschen des Gehirns; die Anlage zum Rückenmark fängt an, sich längs der Wirbel zu verbreiten — kurz, man sieht den ganzen Körper der Frucht, gleichsam in einen Theil einer ihn umgebenden Feuchtigkeit gewickelt, der mehr Festigkeit als das übrige bekommen hat.

Am vierten Tage sind die Augen schon um ein Merkliches vorgerückt; man erkennt leicht den Stern und die krystallene und gläserne Feuchtigkeit. Man sieht überdieß in dem Kopfe fünf mit Feuchtigkeit angefüllte Bläschen, welche, wenn sie sich in den folgenden Tagen nach und nach einander nähern und bedeckt werden, das Gehirn, mit allen seinen Häuten umgeben, bilden — die Flügel wachsen, die Schenkel fingen an zu erscheinen und der Leib Fleisch zu bekommen.

Der Fortgang des fünften Tages besteht außer dem, was bereits gesagt worden ist, darin, daß sich der ganze Leib mit einem schmierigen Fleische bedeckt, daß das Herz in eine sehr feine Haut, die sich über die Brust verbreitet, verschlossen wird, und daß man die Nabelgefäße aus dem Unterleibe hervorkommen sieht.

Am sechsten Tage fährt das Rückenmark, nachdem es sich in zwey Theile getheilt hat, fort, sich der Länge nach auszubreiten. Die Leber, welche zuvor weiß war, hat eine dunkle Farbe bekommen, das Herz schlägt in seinen beyden Kammern, der Leib des Hühnchens ist mit Haut bedeckt und auf dieser Haut sieht man bereits die Federn hervorstechen.

Der Schnabel ist am siebenten Tage leicht zu unterscheiden; das Gehirn, die Flügel, die Schenkel und Füße haben ihre vollkommene Bildung erlangt; die zwey Herzkammern erscheinen wie zwey Blasen, die einander berühren und an ihrem obern Theile vereinigt sind, nebst den Vorkammern. Man bemerkt zwey auf einander folgende Bewegungen, sowohl in den Herz- als Vorkammern.

Die

und einfache Mittel. Man nimmt nämlich den eilften oder zwölften Tag ein Sieb, oder besser eine scharf ausgespannte Kindertrommel, setzt sie in die Sonne und legt ein Ey nach dem andern darauf. Wenn sie einige Minuten in der Sonne gelegen haben, so werden sich diejenigen, die gut sind, bewegen, diejenigen am stärksten, die viel Kraft haben, und diejenigen, die still liegen bleiben, werden weggeworfen werden können. Von den erstern legt man diejenigen, die sich nicht stark bewegen, mitten unter den Bauch der Henne, um ihnen mehr Wärme zu verschaffen.

Man kann sie aber auch bloß vor die Sonne oder ein Licht halten, die dunkeln und undurchsichtigen werden alsdann gut, und die durchsichtigen faul seyn *).

Am besten thut man, wenn man sie der Henne läßt, bis sie ausgesessen hat. Am ein und zwanzigsten Tage nimmt man alsdann diejenigen, die noch nicht geöffnet sind, aus dem Nest in die Hand und schüttelt sie behutsam; hört man

Die Lunge erscheint am Ende des neunten Tages und ihre Farbe ist weißlich. Am zehnten werden die Muskeln der Flügel vollends ausgebildet und die Federn kommen weiter hervor. Erst am eilften sieht man die Pulsadern, die zuvor von dem Herzen entfernt waren, sich an dasselbe anschließen, und dieß Werkzeug ist alsdann vollkommen ausgebildet und in zwey Kammern vereinigt.

Die übrige Zeit geschieht weiter nichts, als daß sich die Theile weiter entwickeln, und dieß geht so lange fort, bis das Hühnchen, nachdem es gepiept hat, die Schaale zerbricht und zum Vorschein kommt.

*) Thut man dieß letztere den siebenten Tag, so sind die unbefruchteten Eyer von der Brutwärme noch nicht faul geworden, und man hat den Vortheil, daß man sie noch brauchen kann.

man ein Schlottern, so sind sie faul, und werden wegge- worfen, geschieht dieß aber nicht, so ist ein Küchlein darin, welches auch gewöhnlich einen Laut von sich geben wird.

Wann das Hühnchen ausschliefen will, so zersprengt es entweder durch seine Größe, die der enge Raum des Eyes nicht mehr fassen kann, das Ey auseinander, welches nach dem Bau des Eyes von innen nach außen zu viel leichter ist, als von außen nach innen, oder ritzt vielmehr mit seinem Schnabelhöcker die Schaale auf. Die inwendige Haut ist alsdann immer noch ganz, und nur die Schalen von außen zersprengt, weswegen man gewöhnlich glaubt, die alte Henne picke die Eyer an, welches sie aber doch, so wie alle Vögel, nicht eher thut, als bis sie bemerkt, daß sie über die gewöhnliche Zeit gesessen habe, und alsdann den Jungen entweder heraushelfen, oder sehen will, wo der Grund liege, daß sie nicht zum Vorschein kommen. Die innere Haut kann viel mehr wegen ihrer Beweglichkeit den Schnabelstößen leicht widerstehen. Wenn also das Hühnchen mit der harten scharfen Erhöhung auf der Schnabelspitze die äußere Schale in einem Cirkel herum aufgeritzt hat, so stemmt es sich an, und zersprengt auch die innere Haut.

Nicht alle Küchlein werden mit dieser Arbeit zu einerley Zeit fertig, denn sie haben nicht alle einerley Kraft zu diesem schweren Geschäfte, oder die Schale ist auch verschieden hart. Einige machen sich daher noch in eben der Stunde von der Schale los, in welcher sie zu picken an-

sten,

fiengen, andere aber brauchen zwey bis drey Stunden dazu, und die mehresten einen halben Tag.

Denjenigen, die über einen Tag, ja zuweilen zwey Tage über dieser Arbeit zubringen, muß man zur Hülfe kommen, denn sie sind mehrentheils im Eye angeklebt. Man klopft alsdann mit einem kleinen Schlüssel leise auf das Ey, vergrößert dadurch den Bruch, schlitzt die Haut unter der Schale mit einer Stecknadel auf, und löst so das Küchlein allmälig von der Haut und Schale los; was noch an ihm kleben bleibt, geht entweder mit lauem Wasser oder nach etlichen Tagen von selbst ab.

So wie nun die Küchlein aus den Eyern kommen, nimmt man sie nach und nach aus dem Neste weg, und bringt sie in einem Körbchen oder Sieb, das mit Wolle, Werg oder Federn ausgefüttert ist, zusammen an einen warmen Ort *); ist endlich das letzte ausgekrochen, so giebt man sie der Mutter alle einen Tag unter sich, ohne ihnen die geringste Nahrung zu geben. Hierauf bringt man Mutter und Junge, die jetzt im vorzüglichsten Verstande wegen ihres oft von sich gebenden Lautes eine Glucke, Gluckhenne heißt, unter einen engbesproßten Hühnerkorb, der, wenn es kalt ist, mit Heu oder Werg gefüttert ist. Nach sieben bis acht Tagen thut man sie in einen mit gröbern Sprossen versehenen Hühnerkorb, wo die Jungen ein und auslaufen können, die Alte aber

darin

*) Dieß muß man fast bey allen Hausvögeln thun, weil die Alten nicht so behutsam, wie die wilden Vögel sind, und die jungen leicht treten, oder sie sonst verderben lassen.

darin bleiben muß, und sie so oft es nöthig ist, unter ihre Flügel locken und versammeln kann. In den ersten Wochen werden sie mit gestampftem Hirsen, mit Buchwaizengrütze und Gries gefüttert, den sie vorzüglich als gekochten steifen Brey gern fressen. Brodkrumen, Klumpen aus sauerer zu Käse bereiteter Milch, und steifer Brey von gekochten Erbsen sind auch gut.

Sie bekommen auch jetzt nicht viel auf einmal, aber desto öfterer. Nach dieser Zeit können sie schon härtere Speisen vertragen, und fressen alsdann den gekochten Waizen und Gerste gern. Wenn sie unterdessen zu dünne Excremente von sich geben sollten, so sind ihnen klar geriebene Stückchen von dem Gelben hartgesottener Eyer, die ihnen aber außerdem Verstopfung verursachen, heilsam. Man giebt ihnen auch in ihrem Korbe ein flaches Trinkgeschirr, und etwas Sand, aus welchem sie Quarz- und Kieselkörner zur Beförderung der Verdauung auslesen können. Klar gestampfter Salat, Kohl, Schafgarbe u. d. g. Kräuter bekommen ihnen auch mit dem andern Futter vermischt, sehr wohl; und wenn man sie gleich anfänglich mit hartgekochten Eyern, worunter etwas weißes Brod und Grünes gemischt ist, und nach vierzehn Tagen mit einem Gemische von Hafermehl und Theriak füttert, so nehmen sie so sehr zu, daß sie in zwey Monaten fast ihr völliges Wachsthum als Hahn oder Henne erreicht haben, und sehr fett sind.

Die jungen Hühner sind, wenn sie aus dem Ey kommen, ein rundlicher wolliger Klumpen ohne Kamm, und ohne

ohne Backenlappen, haben einen dicken Kopf und trübe Augen; doch sind sie viel munterer als die jungen Truthühnchen. Erst nach einem ganzen Monate sprossen die eigentlichen Federn hervor und der Kamm und die Fleischlappen, ihr eigenthümliches Kennzeichen, werden sichtbar. Im zweyten Monate krähen die jungen Hähne schon, kämpfen mit einander, und versuchen die Hennchen zu treten, vollbringen es aber nicht eher, als im fünften Monate, wo auch die Hennchen Eyer zu legen anfangen. Beym Hahne krümmen sich die Schwanzfedern schon im dritten Monate, daß man ihn deutlich von der Henne unterscheiden kann. Beyde Geschlechter sind aber erst im funfzehnten Monate völlig ausgewachsen.

Die Gluckhenne liebt ihre Jungen gar sehr, führt sie aus, versammelt sie bey Gefahr und Regen unter sich, und vertheidigt sie durch Schlagen mit den Flügeln gegen den Sperber und Hühnerhabicht. Sie nimmt zu dieser Zeit ein ganz eigenes Ansehen an, sträubt die Federn, läßt oft, besonders wenn sie böse ist, die Flügel auf die Erde hängen, und stellt sich gegen Hunde, Katzen und sogar Menschen, die ihr nach ihren Jungen greifen, zur Wehre; sie scharrt die Erde auf, sucht ihnen Fliegen, Käfer, Regenwürmer, lockt sie herbey, und lehrt sie das, was ihnen von diesen und andern Nahrungsmitteln zuträglich ist, dadurch kennen, daß sie dasselbe erst in den Schnabel nimmt, und alsdann vor sie hinfallen läßt, damit sie es aufheben mögen. Ungeachtet dieser Sorgfalt der Mutter gegen ihre Jungen, muß man sie doch oft,

wenn

wenn es nicht von selbst geschieht, des Tages etliche Mal in ihr Nest oder unter den Hühnerkorb bringen, damit sie zur Beförderung ihres Wachsthums und ihrer Gesundheit anhaltend und ungestört erwärmt werden.

Wenn sie auf solche Art zwey Monate, auch wohl länger, erzogen sind, so verlassen sie nach und nach, ohne daß diese Trennung gesucht zu seyn scheint, die Alte, und diese putzt sich dann wieder durch öfteres Baden im Stande aus, nimmt mehr und öfterer Nahrungsmittel als sonst zu sich, geht dem Hahne nach, und schickt sich so wieder an, aufs neue Eyer zu legen.

Der Hühnerwärter hat, wenn er eine gute Hühnerzucht haben will, nun noch vorzüglich darauf zu sehen, daß die Gluckhenne bey Gewittern und Platzregen nicht im Garten oder auf dem Felde bleibt, denn sonst erkälten sich diejenigen Küchelchen, die die Henne nicht bedecken kann, und sterben.

Wenn die Jungen ihre Mutter auf irgend eine Art verlieren sollten, so mischt man sie entweder unter die einer andern Henne *), oder füttert sie selbst mit obigem Futter auf, oder gewöhnt auch eine Truthenne, die aufgehört hat zu legen, dazu, sie zu führen. Letztere bringt man

*) Dieß geht nicht immer. Ich habe etliche Gluckhennen gehabt, die dieß nicht litten, auch wenn ich sie den ersten Tag, da die ihrigen ausgekrochen waren, unter sie brachte. Sie müssen es riechen, daß sie nicht von ihrer Brut sind. Wenn man solche untergeschobene Jungen nicht gleich wegnimmt, so beißt sie die Alte todt.

man zu diesem Geschäfte durch einen Eßlöffel voll Branntwein; diesen gießt man ihr ein, setzt sie mit den Küchelchen in einen Hühnerkorb; die jungen Hühnerchen kriechen gleich unter sie, um sich zu wärmen; in der Betrunkenheit läßt sie sichs gefallen, und leidet es alsdann auch, wenn sie wieder nüchtern wird; thut sie es nicht zum ersten Mal, so thut sie es doch, wenn man ihr zum zweyten Mal den Branntwein eingiebt. Sie verrichtet danach ihre Dienste so treu, wie die wahre Mutter.

Um die Hühner immer beym Legen zu erhalten, und doch auch Junge zu erziehen, legt man einer Truthenne, die brüten will, eine gewisse Anzahl Eyer unter.

Auch die Kapaune lassen sich dazu gewöhnen. Man macht sie vorher recht zahm, daß sie sich leicht mit der Hand greifen lassen, setzt sie alsdann in eine dunkle Kammer auf ein Nest mit wenigen Eyern; bleiben sie sitzen, so legt man ihnen des folgenden Tages die bestimmte Anzahl, wenigstens achtzehn unter. Wollen sie sich nicht gleich dazu bequemen, so macht man sie mit in Branntwein eingequellten Erbsen trunken, und setzt sie auf die Eyer. Sie bleiben alsdann gewiß sitzen, brüten und führen, schützen und locken die Jungen, wie gute Bruthennen *).

Um

*) Man hat auch Beyspiele, daß sich unkastrirte Hähne durch dieß Mittel zu diesem Geschäfte haben bringen lassen. Doch ist nicht gerade die Wärme der Henne oder eines andern Vogels zur Bebrütung der Hühnereyer nöthig, sondern jede Wärme, die 18 Grade nach dem Reaumürischen Thermometer hält, bringt diese Wirkung hervor. Daher können Weiber Eyer

Um in großen Wirthschaften die jungen Hühnchen bald groß und fett zu haben, legt man im Sommer neben

dem

Eyer im Busen ausbrüten; und die Egypter, die diese Erfahrung schon längst wissen, brüten in 386 Oefen über 92000000 junge Hühner aus, indem zuweilen in einem Ofen 50000, ja wohl gar 80000 Eyer ausgebrütet werden.

Das ganze Geheimniß aller künstlichen Ausbrütung besteht bloß darin, die Eyer immer in einerley Grad der Wärme, die der der brütenden Hennen gleich ist, zu erhalten, sie vor aller Feuchtigkeit und allen schädlichen Ausdünstungen zu sichern, und gehörig umzuwenden, und ihnen auf allen Seiten gleichen Grad der nöthigen Wärme zu ertheilen. Auch unsere Naturforscher haben diese künstliche Ausbrütung mit glücklichem Erfolg versucht.

Ich will hier einige Arten angeben.

In eine Schuppe stellt man eine hohle leere Tonne, überlegt sie am Boden mit Bretern, und setzt in die Mitte auf ein Paar Säulchen einen Korb mit drey Schichten Eyern. Oben in dem Deckel ist in der Mitte ein großes Loch, und rund herum sind zwölf kleine Löcher, mit Kork zugestopft, um immer die gehörige Temperatur der Wärme zu erhalten. Auf beyden Seiten baut man Backsteine an, und belegt die Vorder- und Hinterseite mit warmen Pferdemist. Den zweyten Tag nach dieser Zubereitung werden die Eyer eingelegt, täglich umgewandt, und in das große Loch ein Thermometer gehängt, der so hoch steigen muß, als es unter den Achseln eines Menschen ist, oder, wie schon oben gesagt wurde, 18 Grade. Man muß täglich darnach sehen, daß der nämliche Grad der Wärme bleibt. Nach 8 Tagen wird auf der einen Seite wieder frischer Mist hinzugethan, und nach 14 Tagen auch auf der entgegengesetzten Seite. Den ein und zwanzigsten Tag kommen die Küchelchen zum Vorschein, denen man mit einem hölzernen Griffelchen, wenn es nöthig ist, aus der Schale helfen muß.

Noch besser und leichter geht diese künstliche Ausbrütung von statten, wenn man einen Cylinder von einem Fuß im Durchschnitt und einen Fuß Höhe nimmt, und in demselben

einen

dem Hühnerstalle einen Mist- oder Wurmhaufen an. Man gräbt nämlich ein Loch in die Erde, so daß das Wasser

einen andern Cylinder von 9 Zoll im Diameter mit Spreu und Eyern anfüllt. Den äußern Cylinder gießt man voll warmen Wassers, setzt darunter eine Oellampe und hängt einen Thermometer ins Wasser, um durch die Lampe immer den gehörigen Grad der Wärme zu bewirken und an dem Thermometer sie zu bemerken.

Die auf beyde Arten ausgebrachten jungen Hühner kann man einem Kapaun untersetzen, den man mit Brod, das in Branntewein getaucht ist, taumelnd macht, die Federn an der Brust ausrupft, mit Brennesseln peitscht, und ihm alsdann die jungen Hühner, die ihm den heißen Unterleib abkühlen, untersetzt.

Man kann sie aber auch ohne dieß aufziehen, welche Methode dann anzuwenden ist, wenn die Bruthennen sterben. Dieß geschieht mit der sogenannten Gluckhenne (Poussinière). Es ist dieß eine Art von viereckigem Kasig, vorn mit einem Gitter von Eisendrath oder Garn zugeschlossen und oben mit einem Deckel, der in Bändern geht, versehen. In diesem Käfige finden die Küchelchen zu fressen. Wenn sie aber gefressen haben und genug herum gelaufen sind, so müssen sie einen Ort haben, wo sie ruhen und sich wieder erwärmen können, und dieß ist die Ursach, warum sie die Mutter unter ihre Flügel versammelt. Zu diesem Endzwecke hat Reaumur eine künstliche Mutter erfunden. Dieß ist eine mit Schaffellen gefütterte Kiste, deren Boden viereckig, der obere Theil aber, wie der Obertheil eines Pultes gesenkt ist. Diese Kiste setzt man an das untere Ende der Gluckhenne oder des Küchleinstalles, so daß die Hühnchen frey hinein gehen, und wenigstens an drey Seiten herum laufen können, und erwärmt sie von unten durch eine Wärmpfanne. Der gesenkte Deckel macht, daß die Küchelchen von verschiedenem Wuchse auch einen verschieden erhabenen Stand darunter haben. Allein, da sie die Gewohnheit haben, zumal wenn sie frieren, daß sie sich an einander drängen, und sogar auf einander steigen, und folglich auf diese Art die kleinen und schwachen Gefahr

Wasser ablaufen kann, füllt dasselbe mit altem, vermoderten Miste, besprengt denselben mit Rinderblute, wirft Hafer

fahr laufen von den großen und starken erstickt zu werden, so hält man diese künstliche Mutter an beyden Enden offen, oder man verschließt sie vielmehr an beyden Enden nur mit einem Vorhange, den das kleinste Hühnchen aufheben kann, damit es, wenn es gedrängt wird, allezeit die Erleichterung hat, heraus zu gehen, und, indem es um dieselbe herum läuft, durch das andere Ende wieder hinein zu kommen, und sich einen weniger gefährlichen Platz zu suchen.

In der Gegend um Groß-Kairo bedient man sich der Backöfen zu diesem Behufe, die nach dem oben angegebenen Grade geheizt werden. In diese Oefen werden stroherne Matten gelegt, und auf diese so viel Eyer, als man junge Hühner haben will. Nur zwey Reihen dürfen auf einander liegen, selten und an den wärmsten Orten drey. In drey Wochen sind die Hühner wie gewöhnlich ausgekrochen und kommen bey dem Fleiße, den man auf sie verwendet, alle fort. Die Bauern in der umliegenden Gegend bringen täglich Eyer in Menge zu den Besitzern dieser Brütöfen, und empfangen für jeden Korb voll Eyer sogleich eben denselben Korb voll junger Hühner. Beyde Theile gewinnen bey diesem Tausche; denn der letztere bekommt vielmehr Eyer, als er Hühner giebt, weil nicht so viel Hühner in einen Korb gehen, als Eyer.

Auch die Chineser brüten zu allen Jahreszeiten junge Hühner auf eine künstliche Art aus; allein alle diese verschiedenen Methoden der künstlichen Ausbrütung zu beschreiben, würde hier zwecklos seyn; da ohnehin alle Methoden für unser kälteres Klima im Großen nicht recht anwendbar zu seyn scheinen, weil das Erwärmen und Aufbringen der zarten Jungen fast unüberwindliche Schwierigkeiten hat.

Man hat sogar auch versucht, die Eyer vermittelst der Electricität auszubrüten. s. L'Art de faire eclorre par *Mr. de Reaumur.* 2 Vol. De la Porte Reisen II. 165. Abhandl. der Schwedischen Academie der Wissenschaft. 30 Thl. S. 202. Berliner Mannigfaltigkeit. II. S. 767.

Hafer darauf, und mischt alles mit einer Harke wohl unter einander. Dieser Mist wird bald voller Würmer werden, die jungen und alten Hühnern eine angenehme Speise sind. Man belegt ihn, um ihn vor ihnen sicher zu stellen, mit Dornbüschen, die mit Steinen beschwert sind. Sobald als eine hinlängliche Anzahl Würmer und Insecten darin sind, sticht man alle Tage drey bis vier Spatenstiche Erde aus, und giebt sie den Hühnern Preis. Sie sind sehr begierig darauf, ihr Fleisch nimmt aber oft einen unangenehmen Geschmack davon an; daher sie, ehe man sie schlachtet, vierzehn Tage bloß mit Getreide gefüttert werden müssen.

Statt des Misthaufens kann man auch einen Hügel von Sägespänen und anderm Geniste an der Sonne aufwerfen, ihn mit Knochen und Gedärmen von Thieren anfüllen, zuweilen befeuchten, und er wird eben dieselbe Wirkung thun.

Daß auf den Dörfern, wo die Hühner in Gärten und auf Riede kommen können, um Insecten und Würmer zu finden, solche künstliche Anstalten nicht nöthig sind, versteht sich von selbst.

Krankheiten.

Die Hühner sind vielerley Krankheiten unterworfen.

1. Wider die Hühnerseuche, (wenn sie zuweilen so häufig wegsterben, daß man die Ursache davon nicht entdecken kann) hat man zwey probate Mittel.

a) Man

a) Man siedet eine Handvoll Asche von Eschenrinde in einem Quart Wasser, und läßt sie davon saufen.

b) In einer halben Kanne Wein und eben so viel Wasser siedet man eine kleingehackte Knoblauchzehe und einen Löffel Salz eine halbe Viertelstunde, thut alsdann eine halbe Kanne Baumöl dazu, rührt alles wohl unter einander, und giebt davon jedem Huhne des Tages etliche Löffel voll.

2. Der Pips (Pfipps, Zipf, Pipp, Pipps) ist eigentlich eine Unreinigkeit der Lymphe, welche die Circulation der Säfte hindert, und die Nasenlöcher und zarten Drüsen in der Schleimhaut auf der Zunge verstopft. Es entsteht daraus eine Verhärtung der Zungenspitze, auf welcher sich eine kleine weiße Haut oder Schuppe erzeugt, die eigentlich den Namen Pips hat. Diese Krankheit verstopft anfangs die Nase und ist mit einem Fieber verbunden, zuletzt fließt eine schleimige Feuchtigkeit aus der Nase und dem weit aufgesperrten Schnabel, die Zungenspitze wird gelb, und das Uebel ist unheilbar. Es entsteht vom Roggen, Buchwaizengrütze, frischem warmen Brod, zu heiß gegebenem Futterbrey, besonders bey jungen Hühnern, von unreinem faulen Getränke, oder wenn das Wasser in frischen eichenen und fichtenen Trögen steht, und vorzüglich vom Mangel der Insecten, die den Hühnern zu ihrer Nahrung und zur Erhaltung ihrer Gesundheit so sehr nothwendig sind. Die gewöhnliche Kur ist, daß man mit einem Federmesser oder einer Stecknadel die harte Zungenhaut abreißt, und sie dem Patienten mit

Brod, Butter, und etwas Pfeffer in den Hals zum Verschlucken steckt, die Zunge mit ungesalzener Butter oder Weinessig, worin Salz aufgelöst worden, bestreicht, durch die verstopften Nasenlöcher mit einem kleinen Federkiel fährt, und ihn zwey bis drey Stunden von allem Futter und Getränke abhält.

Den folgenden Tag giebt man ihm eine in Stücken geschnittene Knoblauchszehe mit Butter oder einige Stückchen Speck in geschabtem rohen Spießglase umgewälzt ein, und reibt den Schnabel mit Oel ab, in welchem Knoblauch geweicht ist.

5. Die Darre oder Verhärtung und Verstopfung der Fettdrüse über dem Schwanze. Sie rührt von einer Verdickung des Bluts und der Lymphe her; daher sie immer Hitze und Verstopfung zur Begleiterin hat. Man schneidet entweder den ganzen schwürigen oder verhärteten Theil weg, und bestreicht ihn mit ungesalzener Butter und Asche, oder öffnet die Geschwulst bey reifem Eiter, drückt sie rein aus und wäscht die Wunde mit warmen Weinessig aus. Man erkennt diese Krankheit an den gesträubten und matten Federn. Das kranke Huhn bekommt während seinem Uebelbefinden eingesperrt Salat, Gerstenkleye, und Roggen in einer hinlänglichen Portion Wasser gekocht. Wenn die Hühner, denen man die verhärteten Drüsen weggeschnitten hat, wieder gesund sind, so macht man sie fett und schlachtet sie; denn bey den zerstörten Drüsen, wodurch ihnen das Einschmieren der Federn

dern unmöglich gemacht wird, verkümmern sie über kurz oder lang und sterben an der Auszehrung.

4. Die Verstopfung rührt von zu vielem trockenen und hitzigen Futter, als Lein, Hanf, Roggen u. d. g. her. Zu Pulver geriebene Senesblätter, in Pillen von Mehlteig eingegeben, schlagen durch: auch Kaldaunenbrühe, in welche Brod eingeweicht ist, soll helfen.

5. Wider den Durchlauf, der von schädlichen Nahrungsmitteln, z. B. Trebern 2c. entsteht, dient trockenes Futter mit Kümmel, Calmus und Tormentillwurzel bestreut.

6. Der von zu großer Kälte oder Hitze entstehende Fluß, Catarrh oder das Röcheln, welches ihnen oft Convulsionen verursacht, wird entweder durch Reinigung der Nase mit einer Feder, oder wenn an Augen oder Schnabel ein Geschwür entsteht, durch Oeffnung desselben geheilt, und die Wunde mit warmen Essig ausgewaschen.

7. Bey der fallenden Sucht (Epilepsie) beschneidet man ihnen die Nägel, benetzt sie mit Wein, und giebt ihnen sieben bis acht Tage gekochte Gerste, und nach diesem gestoßene Blätter von Kohl und Lattich zum Abführen mit Waizen zu fressen.

8. Wenn die Hühner die Krätze haben, so fallen ihnen an verschiedenen Theilen die Federn aus. Man bläst ihnen mit dem Munde warmen Wein auf den leidenden Theil, und läßt ihn am Feuer oder an der Sonne abtrocknen; auch giebt man ihnen Kohl und Lattich zur Erfrischung unter gutes Futter.

9. Das

9. Das Zipperlein (Podagra) bekommen sie von erfrornen Füßen oder unreinen Ställen. Die Füße schwellen ihnen, und werden steif. Nachdem man die Ursache dieser Krankheit gehoben, reibt man ihnen die Füße mit Hühnerfett oder frischer ungesalzener Butter.

10. Wider die schwürigen und bösen Augen quetschet man ein wenig Schellkraut, Bauerwundkraut und Epheu in einem steinernen Mörsel und preßt den Saft aus. Zu einem halben Nösel davon gießt man vier Löffel voll weißen Wein, taucht einen feinen Pinsel in dieß Augenwasser, und bestreicht Abends und Morgens die Augenlieder damit. Sonst ist auch Salmiak, Kümmel und Honig zusammen gemischt, ein gutes Mittel *).

11. Die Aufstößigkeit oder der Mangel an Freßlust rührt vom verschleimten Magen und von unverdaulichen Speisen her. Eine Portion Roßameisen kurirt diese Krankheit gewöhnlich.

12. Ein aufgeblasener, fester Kropf entsteht von hitzigen Speisen. Die Hühner räuspern sich immer, und schleudern mit dem Schnabel. Dieser Zufall ist tödtlich. Man schneidet ihnen zur Seite den Kropf auf, nimmt das harte unverdauliche Futter heraus, näht ihn mit Seide fein wieder zu, überstreicht die Wunde mit Butter und Essig, und giebt ihnen weiches Futter, z. B. klein gehackten Kohl und Lattich mit Kleye und Wasser, in welchem etwas Zucker zergangen ist, vermengt.

13. Dicke

*) Diese zwey Medicamente heilen die Augenkrankheiten alles Federviehes.

13. Dicke Köpfe bekommen die Hühner von feuchtem dumpfigen Futter. Man reibt ihnen die Zunge fleißig mit Salz, und giebt ihnen Knoblauch mit Butter oder weißen Thran ein.

14. Den Beinbruch überläßt man sich selbst, indem man das Thier unter einen Korb mit gutem Futter setzt, wo es sich nicht bewegen kann. Am besten thut man aber, man schneidet es sogleich ab, und ißt es, wenn es anders eßbar ist.

Ein Vorbeugungsmittel für die meisten Krankheiten ist, wenn man die (jungen) Hühner frey herumlaufen und ihnen Insecten suchen läßt, oder ihnen zuweilen Spinnen, Fliegen und besonders schwarze Ameisen vorwirft, ingleichen fein geschnittenen Knoblauch mit Butter auf einem Brete in den Hühnerstall legt, und in das Getränke Hammerschlag thut.

Auch bey dem Mausern, das selbst eine Art Krankheit ist, kann man vielen Uebeln dadurch vorbeugen, wenn man die Hühner warm hält, und ihnen gutes Futter giebt *).

Feinde.

*) Oft fällt ein Lieblingsküchelchen ins Wasser und ersäuft, und wird gewöhnlich als todt weggeworfen. Man bringt es aber durch Erwärmung und Anhauchung gewiß wieder zum Leben, wenn es nur nicht über etliche Stunden im Wasser gelegen hat. So eben, da ich dieß schreibe, habe ich eins wieder zum Leben gebracht, das so gar im Seifenwasser ertrunken war. Eben so hat meine Frau vor etlichen Tagen ein Paar junge Tauben, die von den Alten aus dem Neste geworfen, und erfroren waren, durch gelinde Erwärmung wieder belebt.

Feinde.

Die Hühner sind den Nachstellungen des Fuchses, der wilden Katze, des Marders, Iltisses, des großen und kleinen Wiesels, des Uhus, Habichts, Sperbers und anderer Raubvögel ausgesetzt. Die Jungen werden nicht allein von obigen Raubthieren, sondern auch von Haus- und Wanderratten, Raben, Rabenkrähen, und Elstern verfolgt, die Eyer saufen nicht nur die Marder, Iltisse und Wieseln aus, sondern auch obige Mäuse, und so gar die Hausmäuse *). Gegen die meisten dieser Feinde schützt ein gut verwahrtes Hühnerhaus, und den Marder, Iltis, und das Wiesel vertreibt das Geläute des Rindviehs mit den Schellen, wenn das Hühnerhaus über dem Viehstalle ist.

Man glaubt auch noch den Fuchs dadurch vom Hühnerhause abzuhalten, daß man es mit Fuchsgalle bestreiche, und von den Hühnern, wenn man ihnen unter ihr Futter Fuchsfleisch gebe.

Die Läuse, von welchen die eine Art Hühnerlaus, die andere Kapaunenlaus heißt, beunruhigen und plagen sie oft. Die erstere ist sehr häufig, ihr Bruststück, wie auch der Kopf sind mit einer heraustretenden Spitze versehen, und die Bruthennen werden beson-

*) Vorigen Winter wurde meiner Frau alle Nacht in einem Eyerkorbe ein Ey geöffnet und halb ausgeleert; ich gab es einer Wiesel Schuld, allein ich fieng bald den wahren Verbrecher, eine große, dicke, fette Hausmaus.

sonders damit geplagt. Auch trift man sie in Hühnerhäusern, die nicht oft genug gereinigt werden, in großer Menge an. Die Kapaunenlaus sitzt vorzüglich auf diesen Thieren, wovon sie den Namen hat, ist kleiner als eine Menschenlaus, und der Hinterkörper schwarz gezähnt. Man kann sie dadurch wenigstens unschädlich machen, daß man den Hühnern, die stark damit behaftet sind, zuweilen den Kopf mit Oel oder Theer bestreicht. Vorzüglich befallen sie kränkliche oder magere Hühner, und werden ihnen, so wie den Küchlein, zuweilen tödtlich. Mit Kuhurin oder Wasser, worin Feigbohnen gesotten sind, diese Thiere benetzt, bringt sie zum Weichen. Das sicherste Mittel aber ist, man läßt ein Viertelpfund weiße Nießwurz in vier Quart Wasser so lange kochen, bis nur ein und ein halb Quart davon übrig bleiben, läßt dieses durch ein leinen Tuch laufen, thut zwey Loth Pfeffer und ein Loth geröſteten Taback hinzu, und wäscht das Huhn etliche Mal damit. Sicher weichen die Läuse auch aus dem Hühnerstalle, wenn man Quecksilber in Schweineschmalz dämpft, an verschiedenen Stellen desselben die Winkel und Ecken damit bestreicht, und nach etlichen Tagen den Stall reinigt und frischen groben Sand darein streut.

Auch die Flöhe finden sich nicht selten an den Hühnern und in ihren Ställen in Menge ein.

Zu viel Maikäfer oder Heuschrecken vorgeworfen, wie oft die Landleute thun, sind ihnen auch schädlich, und es muß ihnen bey diesem Uebel der Kropf aufgeschnitten werden (siehe oben S. 1268.).

In-

Innerlich haben sie auch noch an den Zwirn- und Rundwürmern (Ascaris gallinarum) und an den trichterförmigen Bandwürmern Feinde *).

Nutzen.

Der Nutzen dieses Hausgeflügels ist sehr groß **).

Der Genuß des Hühnerfleisches ist fast allgemein verbreitet, und bloß in Japan wird es nur von gewissen geringen Personen gegessen.

In Gegenden, wo große, volkreiche Städte sind, ernähren sich ganze Dörfer von der Hühnerzucht.

Die Küchelchen (Küchen, Kücken) von ein Paar Monaten sind für Gesunde und Kranke eine nahrhafte, zarte und delikate Speise.

Der Hahn, der noch kein Jahr alt ist, hat ein zartes, gutes, leicht verdauliches Fleisch; nach der Zeit aber nützt er mehr zu kräftigen guten Brühen und Suppen für Schwache und Schwindsüchtige. Doch ist hierzu auch der älteste Hahn vortreflich. Man will auch aus Erfahrung wissen, daß das Fleisch, wenn es noch so hart ist, sobald man es mit Nesseln koche, weich werde und sich auch zwischen den Blättern dieser Pflanze erhalte. Befürchtet man, daß Hennen oder Hähne gar zu alt wären, so kocht man sie in einem fest verwahrten Topfe ganz und mit den Knochen zu Brey oder Gallerte, welches dann sehr kräftige Brühen giebt.

Aus

*) Goeze Eingeweidewürmer. S. 76. 126.

**) Krünitz ökon. Encykl. XXVI. 239—262.

Aus den weichgekochten Hahnenkämmen machen die Vornehmen Leckergerichte.

Das beste und vorzüglichste Fleisch liefert der gemästete Kapaun. Allen Kranken ist er genießbar und gesund.

Auch die junge und kastrirte Henne und diejenige, welche noch nicht gegluckt hat, wird gern gespeist, und von den alten Hennen macht man erweichende, gelinde, laxirende und sehr nahrhafte Brühen für Kranke *).

Das Hühnerfett und Schmalz ist sehr gut in einer Haushaltung, man kann es an die Speisen brauchen, und dient bey allerhand Schäden und Zufällen, z. E. bey aufgesprungenen Lippen, bey Augenblattern, Ohrenschmerzen u. d. gl., verwahrt vor dem Rost, besonders lieben es aus dieser letzten Ursache die Soldaten bey Reinhaltung ihres Gewehrs.

Die Hahnengalle soll die Sommersprossen und andere Flecken des Gesichts vertreiben und die Entzündung und andere Uebel an den Augen heben.

Sonst brauchte man auch das Blut, die Federn, das Gehirn, die Hoden, die Galle, die innere Magenhaut (doch diese jetzt wieder), die Gurgel und den Koth dieser Hausvögel in der Medicin.

Arme Leute, die ihre Federn mit in die Betten bringen, wissen, daß sie weder einen unruhigen Schlaf

*) Daß vom Hühnerfleisch das Podagra entstehe, weil sie es selbst leicht bekämen, ist Aberglaube.

Schlaf, noch dem Sterbenden einen schweren Tod verursachen. Jedoch müssen sie vorher recht gut getrocknet werden, sonst riechen sie unangenehm. Man stopft auch Kanapees, die man an solche Orte stellt, wo sie wenig gebraucht werden, damit aus.

Die langen Schwanzfedern werden gefärbt und ungefärbt zu Sultanen, Federbüschen und zu Kehrbesen gebraucht, und die langen Hals- und Bürzelfedern zu Müffen.

Der starken Schwanz- und Flügelfedern kann man sich zur Noth zum Schreiben und Zeichnen und zu Federbällen bedienen.

Der Hühnermist ist eine vortrefliche Düngung auf Wiesen, in Gärten und im feuchten und kalten Boden, und durch frischen soll man, mit Butter vermischt, einen tollen Hund, der schon wasserscheu ist, wenn man ihm denselben verschiedene Male eingiebt, wieder gesund machen können. Wer mag aber diese Kur unternehmen?

Hühner und Kapaunen brüten Enten- und Gänseeyer aus und machen gar ängstliche und possirliche Geberden, wenn diese, von ihnen geführt, zum ersten Mal auf einem Teiche oder Flusse schwimmen und sie nicht nachkommen können. Auch legt man ihnen gern Fasanen-, Pfauen- und Perlhühnereyer unter.

Den Hahn rechnet man unter die Wetterpropheten und er zeigt auch zu verschiedenen Jahrszeiten die Stunden der Nacht und besonders des Morgens an *), ob man sich gleich nicht auf ihn, wie auf eine Uhr, verlassen kann.

Bey

*) Matth. 26.

Bey den Römern waren es auch wahrsagende Geschöpfe, denn man prophezeihte aus dem Fall der Körner, die ihnen vorgeworfen wurden, bey den wichtigsten Begebenheiten Glück oder Unglück.

Die Hühner aber werden vorzüglich ihrer Eyer wegen gehalten, die an Nahrhaftigkeit, Wohlgeschmack und Leichtverdaulichkeit fast alle Vogeleyer übertreffen und in der Haushaltung auf unzählige Art gebraucht werden. Es kommen hierbey zwey Fragen zu beantworten vor, die besonders für diejenigen Personen, die die Hühner nicht selbst halten, wichtig seyn müssen.

Wie erkennt man, ob die Eyer frisch oder alt sind? und wie erhält man sie im Winter?

Das erstere bemerkt man an der größern oder geringern Schwere. Denn sobald ein Ey gelegt ist, pflegt es durch die feinen Luftlöcher der Schaale täglich auszudünsten, wodurch es in zehn bis eilf Monaten fast um ein Drittel leichter wird. An einigen Eyern könnte man also das Alter derselben durch eine empfindliche Wage erkennen. Fremde Eyer hält man entweder über das Licht und sieht, ob sie einige Feuchtigkeit von sich geben, welches ein Zeichen ist, daß sie noch frisch sind, oder man wirft sie ins Wasser, wo die frischen untersinken, oder man erkennt sie an ihrer großen Durchsichtigkeit.

Wie erhält man aber die Eyer den Winter über?

Man nimmt die Eyer der jungen Hühner oder sammelt der alten ihre vom August an und legt sie in einen Korb voll Spreu oder Herel, und zwar so, daß keins das andere

andere berührt und das stumpfere Ende oben ist. Das letztere deswegen, damit die Blase, die sich am obern Theile befindet, nicht springe; denn ein Ey, in welchem diese Blase oder die durch eine Haut eingeschlossene Höhlung geborsten ist, taugt weder zum Aufbewahren, noch zum Bebrüten, sondern wird bald faul. Um zu sehen, ob diese Haut gesprungen sey oder nicht, hält man das dicke Theil des Eyes an die Zunge; ist es kalt und bleibt lange kalt, so ist die Blase gesprungen und das Ey taugt, wenigstens zur Aufbewahrung, nichts; ist es aber warm oder wird sogleich warm, so ist sie nicht gesprungen. Die Ursache hiervon ist leicht begreiflich; dort wird die Schaale von dem inwendigen Ey berührt, hier nicht, und es ist ja bekannt, daß ein dichter Körper schwerer erwärmt wird, als ein dünner, wie hier die bloße Eyerschaale.

Eine sehr gute Art, die Eyer zu erhalten, ist folgende: Man durchbohrt ein Bret mit vielen Löchern, in diese stellt man die Eyer mit den Spitzen, ohne daß sie durch etwas bedeckt oder berührt werden, und sortirt sie mit verschiedenen Zeichen nach ihrem Alter, um sie alsdann in dieser Ordnung wieder zu verbrauchen.

Es sollen sich auch die Eyer lange frisch erhalten, wenn sie in ein Faß dergestalt gelegt werden, daß über jede Schichte derselben reiner Sand gestreut und angefeuchtet wird. So angemacht wird alsdann das Faß in reines Wasser gesenkt. Oder man legt die Eyer in ein Faß, auf dessen Boden ein Zapfen angebracht ist, läßt Wasser darüber, daß die Eyer ganz im Wasser liegen, zapft solches alle acht Tage ab und füllet frisches darauf.

Da

Da vorzüglich die eindringende Luft die Eyer verdirbt, so kann man diese dadurch abhalten, daß man sie in geschmolzenes Wachs oder Talg tunkt. Das warme Wasser löst beym Gebrauch den Ueberzug leicht wieder ab, oder er springt auch durch die Kälte im Winter von selbst weg und kann wieder gebraucht werden.

Eyer mit einem Teig von Asche und scharfem Salzwasser überzogen, in Kohlblätter gewickelt und in Fässer gepackt, sollen sich ein Jahr hindurch gut erhalten.

Bey allen diesen verschiedenen Aufbewahrungsmethoden ist aber vorzüglich zu bemerken, daß die Eyer an einen solchen Ort gebracht werden, wo sie dem Erfrieren nicht ausgesetzt sind; doch kann man erfrorne Eyer dadurch wieder gut machen, daß man sie in kaltes Wasser legt, welches den Frost wie aus erfrornem Obst wieder auszieht.

Die weißen Eyerschaalen werden klar gerieben, mit ungelöschtem Kalk und Wasser rein gesotten, durchgeseihet, zu einem Teig verwandelt und getrocknet als Fresko- und Pastelfarben gebraucht.

Sie werden auch zu den nachgemachten meerschaumenen Pfeifenköpfen *) und zur Verfertigung verschiedener Arten von falschem Porzellän gebraucht.

Ferner geben sie den feinen Sand in die Sanduhren, dienen zum Ausscheuern der Küchengeschirre, z. B. der Töpfe, besser als Sand und ein Strohwisch, und thun in der Medicin eben dieselbe Wirkung, wie die Krebsaugen.

Die

*) So in dem Fabrikorte Ruhl vor dem Thüringerwalde.

Die Frauenzimmer und besonders die Nonnen schmücken die ganzen Eyerschaalen und machen daraus die schönen bunten Ostereyer.

Man macht auch aus den Eyern eine Reisetinte.

Das Eyweiß hat außer dem Küchennutzen noch diesen, daß es geschmeidigmachend und erweichend ist, und daher die Heiserkeit benimmt und eine gute Stimme giebt. Weiter verschaft es einen guten, glänzenden Firniß, den man auf verschiedenen Dingen und besonders auf Gemählden u. d. gl. braucht, wird zur Porzellankitte, vom Buchbinder zur Polirung der Bücherrücken, zur Gründung beym Vergolden u. s. w. genutzt. Man probirt auch damit die reine Verzinnung.

In Salzsiedereyen bringt man dadurch das Salz und in Zuckersiedereyen den Zucker zum Schäumen.

In Persien gebraucht man das Eyweiß in der Medicin.

Der Eyerdotter ist bey Eyerspeisen die Hauptsache; befördert beym Backen die Gährung und schöne Farbe des Teiges und vereinigt ölige und fette Sachen, die man mit Wasser vermischen will.

Die Eyer dienen auch verschiedenen Thieren zur Nahrung, wenn sie noch jung sind, z. B. den Canarienvögeln, Hühnern, Truthühnern, Fasanen, und auch den alten Stubenvögeln, z. B. Finken, Rothkehlchen u. d. gl. Auch werden die jungen Kälber sehr fett und delikat, wenn man ihnen ganz rohe, bloß von der Schaale entblößte Eyer ein-

einsteckt, oder ihnen Kugeln von Eyern und Gerstenmehl verschlucken läßt *).

Schaden.

Wenn dem Hahn der Sporn so lang und so spitzig wie eine Nadel wächst, daß er die Hennen damit verwundet, so muß man ihm denselben abstumpfen.

In Viehställen und auf Heuböden verunreinigen die Hühner das Futter mit Federn, die dem größern Vieh oft tödtlich sind, daher müssen sie von solchen Orten abgehalten werden.

Auch in den Grabegärten thun sie durch ihr Scharren und durch Abfressen der Kräuter, Blüthen, Früchte und Saamen großen Schaden. Auch müssen sie deshalb von Aeckern verscheucht werden.

Spielarten.

Wie schon oben erwähnt worden ist, so stammen wahrscheinlich alle die verschiedenen Varietäten, die wir unter den Haushühnern antreffen und die durch die verschiedenen Vermischungen unter einander in so viel Untervarietäten gebracht werden können, von dem oben erwähnten wilden Huhn ab; denn daß sie den Auerhahn, Birkhahn oder Haselhahn zum Stammvater haben sollten,

*) Auch gehören die Hühner mit unter die gemeinen, in Deutschland üblichen Abgaben der Landleute. Solche Hühner heißen Zehent-, Zins- oder Rauchhühner. Die Abgabe ist immer durch Gesetze oder Observanz bestimmt. Es ist vorzüglich eine Abgabe an Geistliche.

sollten, ist nicht nur wegen der so abweichenden Verschiedenheit der Hauptkennzeichen, der verschiedenen Farbe der Eyer (die doch bey allen Spielarten der Haushühner immer weiß bleiben), sondern auch deswegen unwahrscheinlich, weil man diese wilden Hühner nicht leicht zu einer Begattung unter sich bringen kann, ob es gleich ausgemacht ist, daß sie sich zuweilen mit den Haushühnern vermischen und dadurch auch vielleicht auf eine entfernte Art an den verschiedenen Spielarten derselben einigen Antheil haben.

A. Urrace. Der wilde Hahn (Alector s. Phasianus Gallus ferus. Franz. Coq sauvage de l'Asie. Engl. Wild Cock).

Sonnerat Reise nach Ostindien und China II. S. 116. Taf. 94. 95.

Er hat folgende Gestalt.

Er ist zwey und einen halben Fuß lang, gehört also weder unter die größten, noch unter die kleinsten Haushühner, und steht in Absicht seiner Größe zwischen den vielen Hühnerracen mitten inne; der Fleischkamm auf dem Scheitel ist groß, gezahnt und prächtig roth; die Fleischlappen sind wie beym gemeinen Hahn; die Schläfe und eine Linie vom Kamm bis zu den Augen nackend fleischfarben; neben den Augen ein perlfarbiger kahler Fleck, wie ein Fingernagel gestaltet und groß und mit sehr kurzen Federn bedeckt *). Die übrigen Hals- und Kopffedern sind schmal, lang, an der Wurzel grau, in der Mitte schwarz und an der

*) So weit alles, wie bey den Bauernhühnern von gewöhnlicher Art, besonders bey den geschuppten, die man Sperberhühner nennt.

der Spitze weiß, die Schäfte an der Spitze breiter, glänzend, hornfarben. Die Federn des übrigen Oberleibes lang, schmal, graulich, mit einem weißen und schwarzen Striche; die Brust, Seiten und Schenkel wie oben, doch spielen die Brustfedern etwas ins Röthliche; die Schwungfedern sind schwarz; die großen Deckfedern der Flügel rothbraun mit schwarzen und weißen Querlinien; die Deckfedern des Schwanzes glänzend violetfarben; die mittlern Schwanzfedern wie bey den zahmen, länger als die übrigen und sichelförmig gekrümmt; die Füße sechs Zoll lang, mit einem gekrümmten Sporn, der fast anderthalb Zoll lang ist.

Die wilde Henne ist den dritten Theil kleiner und hat weder Kamm, noch Fleischlappen; der Kopf und Nacken sind grau; Kinn und Kehle weißlich; der Hinterhals bräunlich mit röthlichweißen Queerstreifen; der Vorderhals, die Brust und der Bauch braun, schmuzig weiß gestreift; die Seiten grau; der Rücken und die Deckfedern der Flügel blaßbraun, grau überlaufen, mit einem blaß gelbrothen Streif längs den Schäften; die Füße schuppig, grau, und anstatt des Sporns mit einem Knoten bewaffnet.

B. Durch das verschiedene Klima und die verschiedene Kultur sind die Haushühner wie die andern Hausthiere ausgeartet und wir können jetzt eine große Menge Varietäten zählen, wovon aber nur die zwey ersten als eigentliche Nationalhühner anzusehen sind.

1. Das gemeine Huhn, von welchem vorzüglich alles das gilt, was bisher vom Huhn abgehandelt worden ist. Es gilt in der Ornithologie für das, was der Haus-

hund unter den verschiedenen Hunderacen ist, und man könnte daher auch nicht ohne Grund alle andere zahme Spielarten von ihm herleiten. Doch unterscheidet es der spitzige Kopf und schmale Leib sehr merklich von den andern Varietäten. Als Abänderung dieser Spielart und als eine vermischte Race dieser und der folgenden Varietät sind anzusehen:

a) Das Huhn mit dem kleinen Kamme und einem kleinen Federbusche am Hinterkopfe. Man findet es sehr häufig auf den Bauerhöfen.

b) Der Kronenhahn. Der fleischige Kamm ist entweder in einen dicken ausgezackten Fleischklumpen zusammengewachsen, oder besteht aus einem runden oder rundlichen ausgezackten Kranze.

c) Der Hamburgische Hahn (Le Coq de Hambourg), welcher auch unter dem Namen Sammthosen bekannt ist, weil seine Schenkel und sein Bauch gleichsam wie mit einem schwarzen Sammt bekleidet sind. Sein Schnabel ist spitzig, der Augenring gelb, und um die Augen ein Zirkel von braunen Federn, von welchem ein Büschel schwarzer Federn emporsteigt, die die Ohren bedecken. Hinter dem Kamme und unter den Lappen stehen eben dergleichen Federn und auf der Brust schwarze, runde, breite Flecken. Schenkel und Füße sind bleyfarben bis auf die gelblichen Fußsohlen. Er hat einen stolzen majestätischen Gang und ist in Deutschland in allen Städten bekannt, obgleich nirgends so schön als in Niedersachsen. Man liebt ihn zu dem Englischen Hahnengefechte.

2. Das

2. Das Haubenhuhn (das gehaubte, geschopfte Huhn, Buschhuhn, Alector Gallus cristatus. Le Coq huppé, *Buffon*. Crested Cock, *Latham*). Ein dicker runder Federbusch auf dem Kopfe, der den Kamm oft ganz unmerklich, zuweilen kaum merklich macht, ist das unterscheidende Merkmal dieser Varietät. Gewöhnlich ist sie auch größer als die gemeine und hat unter dem Kamm entweder ihre gehörigen Lappen oder einen dicken Federbart. Ich habe vorzüglich dreyerley Gestalten in Rücksicht der Hauben bemerkt, α) solche, deren Federn sich gleich von der Stirn an nach dem Nacken beugen und also den dicken Busch an dem Hinterkopfe bilden; der Busch ist hier fast ganz rund und dieß sind gute Haubenhühner, weil sie den Federbusch nicht leicht beschmuzen und am besten vor demselben sehen können. Ich besitze eine Henne der Art, deren Busch vier Zoll im Durchmesser hat. Es ist vielleicht die einzige in ihrer Art. β) Solche, deren Federn fast gerade in die Höhe stehen und wie eine Nelke sich ausbreiten. Dieß sind die eigentlichen Buschhühner der Liebhaber. Hier stehen die längsten Federn vorn an der Stirn und die kleinen auf dem Hinterkopfe. Dieser Federbusch macht gleichsam ein stumpfes Dreyeck. Die Hühner machen ihn aber leicht schmuzig, da ihnen die Federn immer vorfallen. γ) Solche, die eine längliche Gestalt haben und also an den Seiten gedrückt sind. Sie sind sehr groß und hindern die Hühner nicht so sehr, wie die vorhergehende Art *).

In

*) Alle zahmen Vögel, welche Federbüsche haben, werden von den Liebhabern geschäzt, und doch sind sie weiter nichts als eine Anomalie an diesen Thieren, die gleichsam zu einer Erbkrankheit wird. Herr Pallas (Spic. Zool. IV. 20.) hat hierüber

In Deutschland trift man diese Spielart sehr häufig an und es giebt unter derselben, wie unter den Tauben, aus-

über einige Beobachtungen angestellt, die ganz mit den meinigen übereinstimmen und die ich daher mittheilen will. Alle mit Federbüschen auf dem Kopfe versehene Vögel haben auch unter der Kopfhaut eine harte, fette Materie, welche gar nicht natürlich zu seyn scheint. Ja die Erfahrung lehrt, wenn man Gänse, Enten, Tauben, Canarienvögel rc. erzieht, und diejenigen zusammenpaart, welche schon mit großen Büschen versehen sind, daß die Jungen in einem noch höhern Grade mit dieser Krankheit behaftet zu werden pflegen und oft einen ganz kahlen und angefressenen Kopf erhalten, wie besonders die Canarienvögel.

Bey keiner Art von zahmen Vögeln hat diese Unförmlichkeit mehr um sich gegriffen, als bey den Hühnern. Indessen finden doch Abstufungen Statt und bey einigen sind nur kleine und lockere Haarkronen vorhanden, welche hinter dem fleischernen Kamme auf dem Scheitel oder Hinterkopfe stehen. Bey diesen Hühnern hat die Hirnschaale nichts Außerordentliches aufzuweisen, denn der Scheitel wird nur durch einen fettigen Wulst erhaben gemacht.

Wenn aber diese Unförmlichkeit in mehrern Fortpflanzungen vergrößert wird und den Hühnern eine größere Haarkrone auf dem Kopfe wächst, so schwellen die Seitenknochen desselben auf eine ungewöhnliche Weise an. Eine so große Unförmlichkeit habe ich niemals bey den Hähnen bemerken können; und es ist überhaupt ein Vorzug des männlichen Geschlechts, daß es durch seine natürliche Stärke den sonst durch die künstliche Lebensart bewirkten Veränderungen besser widerstehen kann.

Mit den Hennen aber verhält es sich ganz anders. Alle schön gehaubten Liebhaberhühner habe ich immer mit einer Krankheit an der Hirnschaale, bald in größerm, bald in geringerm Grade behaftet gefunden. Das Obertheil der Hirnschaale pflegt nämlich in eine halbkugelförmige Schaale ausgedehnt zu seyn, welche mit kleinen Löchern durchbohrt ist, und

ausnehmend schön gezeichnete, die sich auch in ihrem Kleide fortpflanzen. Der Federbusch muß gerade in die Höhe stehen und am Kinn kein Hauptlappen, sondern ein Federbart seyn.

a) Das weiße Huhn mit schwarzem Federbusche. Sehr schön, aber außerordentlich selten.

b) Das schwarze Huhn mit weißem Federbusche. Dieß ist in Thüringen sehr gemein.

c) Das goldfarbige. In Thüringen und in mehrern Gegenden das Goldlackhuhn. Es hat eine goldgelbe Grundfarbe, auf welcher große schwarze eyrunde Punkte oder Muscheln, wie man sagt, stehen.

d) Das

und aussieht, als wenn sie einmal von einem Beinfraße geheilt worden wäre; und je größer die Erhabenheit ist, desto mehr ist sie auch mit Löchern gleichsam durchfressen. Das ungewöhnlich große Gehirn füllt bey diesen Hühnern die ganze Höhlung aus und ist an den Stellen, wo der Knochen so zu sagen weggefressen ist, nur mit der Hirnschädelhaut (Pericranium) bedeckt. Pallas setzt hinzu, daß alle Hühner, die eine große Beule auf dem Scheitel haben, ziemlich dumm und einfältig sind, nie ein erhebliches Alter erreichen, und überhaupt alle Kennzeichen eines durch die Kultur höchst geschwächten Gesundheitszustandes an sich tragen, welches zur Bestätigung seiner Meinung dient. Daß sie dümmer als andere wären, habe ich nun zwar nicht bemerkt, daß sie aber etwas schwächlicher sind, ist außer allem Zweifel. Ich habe auch sogar einmal eine schwarze Henne mit einem sehr großen weißen Federbusche gehabt, welche verrückt war, den ganzen Tag ängstlich herumlief und zuweilen gar nicht mit der Heerde fraß. Sie lebte in diesem Zustande vier Jahre und war ein vortrefliches Legehuhn.

d) Das silberfarbige. In Thüringen das Silberlackhuhn. Der Grund ist glänzend weiß und die schwarzen Flecken sind wie bey den goldfarbigen. Diese Hühner haben einen großen Strauß und Federbart und sind zuweilen von außerordentlicher Größe *).

e) Das Achat- oder Chamoifarbige.

f) Das sch ferblaue.

g) Das geschuppte oder hermelinartige.

h) Die Wittwe mit kleinen weißen Perlen auf bräunlichem Grunde.

i) Das feuerfarbige.

k) Das steinfarbige Huhn, das auf weißem Grunde allerhand Arten von farbigen Sprenkeln, jedoch in einer gewissen Ordnung hat **).

Hierher gehört auch folgende Nebenrace:

l) Das weiße Huhn mit dem großen Barte. Es hat einen halben Kamm und einen halben Federbusch und unter dem Kinn statt der Fleischlappen einen großen dicken Federbart. Gewöhnlich auch keine kahle Backenhaut, sondern einen dicken fedrigen Backenbart. Mein Lieblingshuhn. Der Hahn sieht mit seinem Kinn- und Backenbart sehr schön aus. Die Hühner legen gut.

Ge-

*) Ich besitze einige, wovon die Hähne 3½ Fuß und die Hennen etwas über 3 Fuß lang sind. Letztere legen Eyer, welche fast den Gänseeyern gleich kommen.

**) Alle diese Sorten schön gefärbter Hühner findet man in dem Thüringischen Walddorfe Ruhl.

Gewöhnlich sind noch in Deutschland folgende Racen:

3) Das Kluthuhn (ungeschwänzte Huhn, Kaul-arsch, Persische und Virginische Huhn. Alector Gallus ecaudatus. Le Coq sans croupion ou de Perse, *Buffon*. Rumpleſs Cock, *Latham*). Es mangeln demselben, wie sich schon aus dem Namen ergiebt, die Schwanzfedern. Es soll aus Persien stammen. Allein wahrscheinlicher kommt es entweder aus Virginien, wo nach den Berichten der Reisebeschreiber alle geschwänzten Hühner sich in ungeschwänzte verwandeln sollen, oder das Ungefähr hat es auch hervorgebracht, wie andere Abänderungen in Deutschland und den übrigen Ländern von Europa, wenigstens behaupten dieß viele Landleute *). Es ist das unter den Hühnern, was der ungeschwänzte Hühnerhund unter den Hunden ist **). Man findet es von allen Farben, doch vorzüglich von schwarzer. Wenn Männchen und Weibchen ungeschwänzt sind und sich paaren, so werden die Eyer gewöhnlich nicht befruchtet, weil sich das Männchen dem Weibchen wegen der harten über den Schwanz gebogenen Federn nicht nähern kann. Wenn sie sich aber mit ge- [illegible] schwänz-

*) In meiner Nachbarschaft wohnt ein Mann, welcher dieses Jahr wirklich von lauter geschwänzten Hühnern ein ungeschwänztes Küchelchen will gezogen haben. Wahr ist es, daß er lauter geschwänzte Hühner hat und daß unter seinen jungen Hühnern sich ein ungeschwänztes befindet. Allein, ob nicht von ungefähr ein Ey von einer ungeschwänzten Henne unter seine eigenen Eyer gekommen seyn mag, das muß ich dahin gestellt seyn lassen.

**) S. 1. Bd. S. 566.

schwänzten Hühnern paaren, so bekommt man ungeschwänzte Junge, aber auch oft gar monströsgeschwänzte. Frisch Vögel. Taf. 131. 132.

Frisch hat Taf. 130. eine gehaubte Kluthenne, die unter die Goldlackhühner gehört, abgezeichnet. Es ist dieß eine Seltenheit.

4. Das Zwerghuhn (Alector Gallus pumilio. Franz. Coq nain, *Buffon*. Engl. Creeper or Dwarf Hen, *Latham*). Der Hahn von Bantam, Englischer Zwerghahn, gestiefelter Hahn, Kriechhahn, Erdhünle, Däsehünle, Schotthäne, französischer Rauhfuß; in Thüringen das holländische Hühnchen, Canishühnchen). In Deutschland ist es fast die Hälfte kleiner als das gewöhnliche Huhn, hat einen kleinen Kopf, kurze bis auf die Zehen mit Federn bedeckte Füße, die sich besonders an den äußern Zehen weit ausbreiten und sogenannte Latschen werden, die immer voller Schmuz sind. Die Farbe ist gewöhnlich weiß oder gelblichweiß, doch findet man sie auch, obgleich seltner, von allen Farben, sogar schwarze *). Frisch Vögel. Taf. 135. 136.

Zuweilen fallen von einem Paar, die Federfüße haben,

a) nacktfüßige Zwerghühner aus, welches die schönsten sind und sich alsdann in ihrer Art fortpflanzen. Frisch Vögel. Taf. 133. 134.

b) Wenn

*) Hierher rechnet Büffon auch die Hühner von Cambaya. Diese sind von den Spaniern aus diesem Königreiche auf die Philippinen gebracht worden. Sie haben die Größe der gemeinen Hennen, werden aber durch ihre kurzen Beine zu Zwergen. Sie haben so kurze Beine, daß sie die Füße auf der Erde schleppen. Le Coq de Madagascar. *Buffon* l. c.

b) Wenn der kleine hitzige Hahn sich mit einer gemeinen Henne begattet, so fällt eine Mittelart aus, die in Thüringen ebenfalls sehr häufig und an dem kleinen Kopfe kenntlich ist.

Man hat bey uns in Thüringen eine weiße Art Hühner mit einem starken Backenbarte; wenn sich diese mit einem Zwerghuhne paaren, so giebt dieß eine Mittelart mit hohen Füßen und stark befiederten Beinen; dieß scheint die Varietät zu seyn, welche man

e) Bantamhühner (Ph. G. pusillus. Franz. Coq de Bautam, *Buffon.* Engl. Bantam Cock, *Latham*) nennt. Die Zehen sind manchmal so stark befiedert, daß sie kaum vor denselben gehen können, vorzüglich stark aber um die vordere Seite.

Die meisten Racen mit Federfüßen sollen keinen Federbusch haben.

Es giebt auch noch eine Zwergrace, die die gemeine Taube an Größe nicht übertrift und deren Gefieder bald weiß, bald schwarz, bald weiß und goldfarbig ist *).

d) In England giebt es eine große rauhfüßige Art, und

e) eine kleine — der Englische Zwerghahn. Dieser ist mit einem doppelten Kamme versehen und sein Gefieder spielt ins Goldglänzende **).

Der

*) Unter den rauhfüßigen Hühnern ist auch die Siamsche Henne begriffen, welche weiß und viel kleiner als unsere gemeine Haushenne ist.

**) Die Zwerghenne von Java möchte wohl mit dieser von einerley Race seyn; denn sie ist nicht größer als eine Taube.

Der Zwerghahn ist außerordentlich hitzig, wagt sich an den größten Haushahn, bedient den ganzen Hühnerhof von großen und kleinen Hühnern und kämpft bis aufs Blut mit dem größten Haushahne, den man ihm in den Hof bringt, um die Oberherrschaft.

5. Das S t r u p p h u h n (Alector Gallus crispus. Franz. Le Coq frisé, *Buffon.* Engl. Frizzled Cock, *Latham.* Straubhahn, Krullhahn, frisirter Hahn, Türkischer Hahn, Frießländischer Hahn mit krausen lockigen Federn).

Man trift es jetzt allenthalben in Deutschland bey Liebhabern an. Es stammt aus dem s ü d l i c h e n A s i e n. Die Federn liegen nicht an, sondern biegen sich verkehrt vorwärts, sogar die Deckfedern und hintern Schwungfedern der Flügel; die langen Halsfedern machen, daß der Kopf wie in einem großen Federkragen steckt. Der lange Federbusch auf dem Kopfe fällt bis auf den Schnabel zurück und die rothe bloße Haut sieht daher unter den herabgebogenen Federn auf dem Kopfe hervor. Der Schwanz ist erhaben und krause und fehlt einigen gänzlich. Der Hals ist länger als an den andern Hühnern und zwischen allen den struppigen Federn erheben sich wollige oder Haarfedern. Ich besitze selbst solche Hühner und es kommt mir immer vor, als wenn das struppige Wesen die Folge einer Krankheit, die sich fortpflanzt, sey. Denn niemals werden diese Strupphüh-

Taube. Man könnte vielleicht auch hierher d i e k l e i n e H e n n e v o n P e g u zählen, von welcher die Reisenden sagen, daß sie nicht größer als eine Turteltaube sey, schädige Füße, aber ein sehr schönes Gefieder habe.

hühner ein so gesundes Ansehen haben, wie die andern. Schenkel und Füße sind gelb, auch die Fahnen an den Schwung- und Schwanzfedern immer zerschlissen, wie zerrissen. Daß sie so vorzüglich legen sollen, habe ich auch nicht bemerkt. In Surinam und Guiana sind sie sehr häufig und so zu sagen einheimisch. Auch in Java, Japan und dem südlichen Theile von Asien sind sie gemein. Büffon sagt, ohne Zweifel gehören diese Hühner eigentlich in die heißen Gegenden; denn die Küchelchen sind äußerst empfindlich gegen die Kälte und können in unserm Klima nicht ausdauern. Daß sie so frostig thun, liegt an ihrer Bedeckung; denn ihre struppigen Federn bedecken eigentlich den Körper gar nicht, indem sie nicht dachziegelförmig auf einander liegen. Ich habe aber doch Küchelchen aufgezogen ohne alle Mühe und auch die Alten friert im härtesten Winter eben nicht mehr, als andere Hühner.

6. Das Wollhuhn (Alector Gallus lanatus. La Poule à duvet du Japan, *Büffon*. Silk Cock, *Latham*. Das Japanische Huhn, Straubhuhn, Haarhuhn). Es stammt aus Japan, China und andern Asiatischen Gegenden, wo seiner schon die Reisebeschreiber des mittlern Zeitalters erwähnen, und ist jetzt in Holland und dem Burgundischen und Westphälischen Kreise nicht unbekannt. An Größe gleicht es dem gemeinen Huhne, die Federn sind schlicht, ähneln den Haaren oder der Wolle der Säugethiere, weil sie so locker an den Schäften angeheftet sind. Sie reichen bis auf die Zehen, an welchen besonders die äußerste Seite stark befiedert ist, sind mehrentheils weißblaulich (doch hat man sie auch von allen Farben), und Be-

träger

träger brauchen diese Wollhühner, um den Einfältigen weiß zu machen, daß sie Bastarde von Kaninchen und Hühnern wären *). Kamm, Haut und Füße sind schwarz. Sie haben gewöhnlich einen stumpfen Sporn, doch giebt es auch Hühner, die gar keinen oder einen sehr langen haben. Auch sind bey einigen die Füße unbefiedert.

7. Das Englische Huhn (Alector Gallus Anglicus. Le Coq d'Angleterre). Ob es gleich oft nur die Größe eines Zwerghuhns hat, so scheint es doch wegen seiner hohen Füße, welches sein Hauptmerkmal ausmacht, so groß als ein gemeines Huhn. Der Hahn hat auf dem Kopfe vielmehr einen Federstrauß (sich abwärts beugende lange Federn), als einen Federbusch (in einem runden Klumpen aufwärts stehende kurze Federn). Hals und Schnabel sind an ihm freyer und über der Nase steht auf beyden Seiten ein rothes Fleischknötchen. Er ist einer mit von den vorzüglichen Kampfhähnen **). Frisch Vögel. 129. Hahn.

Ungewöhnlicher sind in Deutschland folgende Racen:

8. Das Türkische Huhn (Alector Gallus turcicus. Franz. Le Coq de Turquie, *Buffon*. Engl. Tur-

kish

*) Sie füttern nämlich eine Henne und ein Kaninchenmännchen mit solchen Dingen, die den Reiz zur Begattung befördern, stecken sie in einen hölzernen Verschlag, bloß durch eine Scheidewand von einander getrennt, und lassen sie alsdann vor den Zuschauern zusammen. Das Kaninchen läuft alsdann auf die Henne los, diese bückt sich und es scheint also, als wenn diese so sehr verschiedenen Thiere sich zusammen begatteten.

**) Man kann zu diesen den Xolo, eine Gattung Philippinischer Hähne rechnen, welcher sehr lange Beine hat.

kish Cock and Hen, *Latham*). Es ist besonders durch die schöne Schattirung seiner Farben merkwürdig. Die Grundfarbe ist weiß; die Flügel und der Bauch sind schwarz; der Schwanz schwarz, ins Glänzendgrüne spielend; die Schenkel bläulich; der ganze Leib voller silbernen und goldenen Striche. Die Henne ist bloß weiß mit schwarzen Flecken und hinter dem Kamme erhebt sich noch ein anderer von weißer Farbe.

9. Das Paduanische Huhn (das große welsche Huhn, der Hahn von Caux. Alector Gallus Patavinus. Franz. Le Coq de Caux ou de Padoue, *Buffon*. Engl. Paduan Cock and Hen, *Latham*). Es unterscheidet sich vorzüglich durch seiner Größe, nach welcher es das gemeine Huhn noch ein Mal übertrift und dem Auerhahne gleich kommt; daher auch der Hahn acht bis zehn Pfund wiegt. Er hat oft einen doppelten Kamm in Gestalt einer Krone oder eines Wulstes auf dem Kopfe und eine starke, tiefe und rauhe Stimme *).

Man kann zu dieser schönen Race die großen Rhodischen, Persischen und Peguanischen Hähne und die großen Hühner von Bahia rechnen, welche erst anfangen, sich mit Federn zu bedecken, wenn sie halb ausgewachsen sind. Die jungen Paduanischen Hühnchen bekommen auch weit später Federn, als die gemeinen.

10. Das Mohrenhuhn (Alector Gallus Morio. Franz. Le Coq négre, *Buffon*. Engl. Negro Cock, *Latham*.

*) Man darf ihn nicht mit dem Truthahne (Meleagris Gallopavo) verwechseln, der auch Welscher (Indianischer) Hahn genannt wird.

Latham. Das schwarze Huhn) gehört schon jetzt nicht mehr unter die Seltenheiten in Deutschland. Sie sollen von den Philippinischen Inseln Java, Delhi und St. Jago *) stammen **). Kamm, Bart, Kehllappen, Oberhaut (Epidermis), sogar die Knochenhaut (Periosteum) sind schwarz, auch die Federn, doch fallen diese auch zuweilen weiß und von allen Farben aus.

Es giebt von denselben und den gemeinen Hühnern sehr artige Bastardarten, welche zwar verschiedene Farben haben, aber gemeiniglich den schwarzen Kamm und die Backenhäute von eben dieser Farbe behalten und bey welchen die Haut, welche das Ohrläppchen vorstellt, außerhalb schwärzlichblau gefärbt ist.

Das Fleisch von den Mohrenhühnern ist, wenn man es kocht, schwarz und ekelhaft.

Eine

*) Beckmann behauptet, daß der größte Theil der Vögel auf der Insel St. Jago schwarze Gebeine und eine Haut von der Farbe der Neger hätte. Wenn dieß richtig ist, sagt Büffon, so kann man diese schwarze Farbe nichts anderm als den Nahrungsmitteln, welche die Vögel auf dieser Insel finden, zuschreiben.

**) Ob sie wirklich von diesen Inseln stammen, ist noch nicht so ausgemacht, als daß sie ein Wollhuhn und gemeines Huhn zu Stammältern haben. Man darf nämlich nur Wollhühner und gemeine Hühner sich paaren lassen, so kommen vom dritten bis zum sechsten Gliede ächte Mohrenhühner zum Vorscheine. Vom ersten bis zum dritten Gliede entstehen freylich noch Hühner, die auch Haarfedern neben den ordentlichen Federn haben; alsdann aber bleiben jene aus und die eigentlichen Mohrenhühner mit schwarzem Kamm, Kehllappen, Füßen und Haut sind da; und hat man so Hahn und Henne, so pflanzen sie sich in dieser Gestalt immer fort.

Eine ganz besondere Race, die man in allen Gegenden, ja fast in allen Dörfern antrift, und die sich auch, so wie die sechsfingerigen Menschen, in ihrer Art fortpflanzet, ist

11. Das fünfzehige Huhn (Alector Gallus pentadactylos. Franz. Le Coq à cinq doigts. Engl. Darking Coq). Es hat drey Zehen vorne und zwey hinten. Diese Race kannten schon die alten Römer. Frisch Vögel. Taf. 127. 128. Ich kann hierzu noch

12. Das sechszehige Huhn (Alector Gallus hexadactylos) setzen, welches drey Zehen vorne und drey hinten hat, wovon die mittlere hinten nur etwas kürzer und wie in die beyden eingeschoben ist. In meinem Wohnorte pflanzt sich diese Familie so regelmäßig fort, daß nur zuweilen an einem Beine die Verbindung der drey hintern Zehen etwas weiter vorgeht *).

13. Die Spornhenne (Gallina calcitrata) pflanzt sich eben so in ihrer Race fort, wie die vorhergehenden beyden. Sie hat am Hinterbeine einen eben so langen Sporn, wie der Hahn. Alle, die ich gesehen habe, hatten auch einen kürzern Hals und einen breitern Schwanz.

Folgende fremde Varietäten gehören auch noch hierher.

14. Der Hahn von Madagaskar oder der Akoho. L'Acoho ou Coq de Madagascar, *Buffon.* Die

*) Um nur ein Beyspiel von Menschenfamilien zu geben, die sich in überzähligen Fingern fortpflanzen — so geschah diese Fortpflanzung bey Elisabeth Forstmann aus Rostock durch die Mutter.

Die Hühner dieser Art sind sehr klein und ihre Eyer sind verhältnißmäßig noch kleiner, weil sie dreyßig Stück auf ein Mal bebrüten können.

15. Die Henne von dem Isthmus in Darien. La Poule de l'Isthme de Darien, *Buffon.* Sie ist kleiner als die gemeine Henne, hat einen Federkreis um die Beine, einen sehr dichten Schwanz, den sie gerade trägt, und krähet vor Anbruch des Tages.

16. Die Sansevarischen Hühner (Poules de Sansevare, *Buffon*). Diese sollen Eyer legen, wovon die Persier das Stück mit drey bis vier Thalern bezahlen und sie in einer Art von Spielen gegen einander stoßen. Es giebt aber daselbst Hühner, welche weit größer und schöner sind und wohl drey hundert Livres kosten.

17. Das Indische Halbhuhn (Demi-poule d'Indes, *Buffon*) ist in Deutschland gänzlich unbekannt, ist aber deswegen sehr merkwürdig, weil es durch sein Ansehen beweist, daß das Haushuhn mit Recht unter die Fasanengattung gerechnet wird, weil es einen glatten Kopf, wie der Fasan, sehr hohe Füße und einen langen zugespitzten Schwanz hat. Die Federn sind bräunlich. Man sagt auch, daß es durch die Vermischung eines Haushuhns und eines Truthahns entstanden sey, weder Kamm noch Fleischlappen habe und den Schwanz wie ein Truthahn ausbreite. Man soll es vorzüglich auf der Insel Java antreffen, wo man es bloß zum Kämpfen hält (s. oben Truthuhn S. 1118.).

18. Das Bastardentenhuhn. Im zweyten Bande der Berliner Mannigfaltigkeiten werden sechs Thiere er-

wähnt, die von einer Ente und einem Haushahn abstamm-
ten. Ich führe hier noch an, daß vier im Wasser er-
soffen und eins Herr Hofdiaconus Taube und das andere
Hr. Pastor Roqve in Zelle bekamen. Die Eyer, aus de-
nen sie entstanden, waren wie gewöhnliche Enteneyer, und
Vater war der Hahn und Mutter die Ente. Ich besitze
jetzt auch eine Ente, die sich meinem Hahne alle Tage auf-
dringt. Es ist außerordentlich, wie geil die Ente ist, be-
ständig kriecht und kauert sie sich unter den Hahn. In der
obigen Stelle der Mannigfaltigkeiten steht, daß der Hahn
der Ente nachgegangen sey.

Sieben und dreyßigste Gattung.

Waldhuhn. Tetrao.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist kurz und gebogen.

Ueber den Augen ist ein kahler warziger Fleck.

Die Stirn ist befiedert so wie die Füße.

Die Vögel dieser Gattung halten sich in waldigen
und gebirgigen Gegenden auf.

Ihre Nahrung besteht in Waldfrüchten, Sämerey-
en, Beeren, Knospen, Insecten, Würmern, und, wo sie
es haben können, auch in Getraide.

 Man

Man kennt sieben Arten, wovon drey ungewiß sind.

Ihre Fortpflanzung, die ins Frühjahr fällt, kündigt sich mit eigenen, lauten und feyerlichen Ceremonien an und der Jäger nennt sie daher das Falzen.

(184) 1. Das große Waldhuhn oder Auerhuhn *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Männchen: Auerhahn, Urhahn **), Ohrhahn, Aurhahn, Waldhahn, großer Waldhahn, wilder Hahn, Gurgelhahn, Alphahn, Riethahn, Bergfasan, Spillhahn, Krugelhahn, Federhahn, wilder Puter und Pfau, Crainisch: Devi Pitele.

Weibchen: Große Waldhenne, Auerhenne, Bronnhenne, Urhenne.

Die Jäger nennen dieß Federwild im allgemeinen: Auergeflügel.

Tetrao Urogallus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 746. n. 1.

Grand Coq de Bruyere ou Tetras. *Buffon* des Ois. II. 191. t. 5. Ed. de Deuxp. III. 200. fig. 4. Uebers. von Martini V. 7. mit 2 Fig.

Wood-Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 729. n. 1. Meine Uebers. IV. 693.

von Wildungens Neujahrsgeschenk. 1794. S. 22. Taf. 2. 3. Männchen und Weibchen.

Frisch

*) Alte Ausgabe III. S. 470. n. (162) 1. IV. S. 854.

**) Vom alten Ur, welches nach einigen so viel als Berg, nach andern so viel als groß heißen soll.

Frisch Vögel Deutschlands. Taf. 107. Männch. Suppl. No. 107. Weibchen.

Meyers Thiere I. 19. Taf. 16. Taf. 17. das Gerippe.

Deutsche Ornithologie. Heft II. Taf. 4. und 5. Männchen und Weibchen.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 290.

Naumanns Vögel. I. S. 81. Taf. 17. Figur 36. Männchen.

Donndorfs zool. Beytr. II. 2. S. 290. n. 1.

Kennzeichen der Art.

Mit stark zugerundetem, fast keilförmigem Schwanze und weißen Achseln; das Männchen schwärzlich, am Kopf, Hals, Rücken und Steiß klar weiß gesprenkelt und an der Kehle stark gebärtet; das Weibchen oben schwarzbraun mit rostfarbigen wellenförmigen Queerstreifen, unten rostfarbig, hin und wieder schwarz oder schwarzbraun geschäckt und an der Kehle kürzer gebärtet.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Er ist nach dem großen Trappen der größte jagdbare Vogel. Seine Länge beträgt drey Fuß, vier Zoll, und die Breite vier Fuß *). Der Schwanz ist einen Fuß, ein und einen halben Zoll lang, und die zusammengelegten Schwingen reichen bis an ein Viertheil desselben. Das Weibchen ist fast um ein Drittheil kleiner. Es wiegt daher auch nur 8 bis 9 Pfund, da das Männchen 12 bis 14 Pfund schwer ist.

Der

*) Par. Ms. Länge 2 Fuß, 11 Zoll; Breite 3½ Fuß.

Der Schnabel ist zwey und einen halben Zoll lang, gelblich weiß, stark, sehr gekrümmt, vorne scharf abgeschnitten, und der Unterkiefer schließt an der Wurzel tief in den obern ein; der Augenstern ist nußbraun; die Nasenlöcher sind mit kurzen weichen schwärzlichen Federn bedeckt; die bis auf die Zehen befiederten Füße sind drey und einen halben Zoll hoch, die Zehen und Nägel graubraun, die Zehen oben geschuppt und an den Seiten mit häutigen kammförmigen Fasern versehen (gefranzt), unten mit starken Warzen besetzt, die Mittelzehe ist mit dem Nagel vier Zoll und die hintere einen Zoll lang. Die häutigen Franzen an den Zehen sollen sich bey diesen, so wie bey allen Waldhühnern, nach der Fortpflanzungszeit ablösen und erst im Winter wieder vollkommen ausbilden.

Kopf und Hals sind schwarz und klar weiß gesprenkelt, oder an jüngern dunkelaschgrau, schwarz gewässert, der Oberkopf am dunkelsten, der Hinterhals am hellsten; die Federn des Hinterkopfes sind lang und unter der Kehle befindet sich ein großer Büschel von weichen, langen, schwarzen Federn, wie ein Bart; über jedem Auge ist ein carmoisinrother, zwey Zoll langer, kahler, aus lauter kleinen warzenförmigen Blättchen bestehender Fleck; die Augenlieder sind röthlich eingefaßt; der Rücken und die mittelmäßigen Steißfedern schwarz, klar weiß gesprenkelt, oder vielmehr zickzackförmig gewellt; die Brust schwarz, grün glänzend; der Bauch schwarz, in der Mitte mit weißen Flecken; die Seiten wie der Rücken; die Hüften und Schenkel schwarz, fein weiß gewellt und mit großen weißen Federspitzen; die langen Afterfedern schwarz mit weißen

Spitzen;

Spitzen; die Füße oder Fußwurzeln mit haarförmigen graubraunen, weiß gesprengten Federn dicht bedeckt; die Deckfedern der ersten Ordnung der Schwungfedern schwärzlich oder dunkelbraun, die übrigen alle, so wie die Schulterfedern, schmuzig kastanienbraun mit schwarzen Sprenkeln oder feinen Queerlinien, die große Reihe auch weiß gesprenkelt; die vordern Schwungfedern schwärzlich oder dunkelbraun mit einer weißen Einfassung an der schmalen Fahne, die hintern dunkelbraun mit einer grau und weiß gefleckten äußern Kante und weißen Spitzen; die Unterflügel grau und ihre Deckfedern so wie die Achselfedern, die sich zuweilen oben über die Flügel legen, weiß; am Flügelgelenke ein weißer Fleck; die achtzehn breiten Schwanzfedern schwarz mit einzelnen weißen Punkten in der Mitte.

Die jüngern Männchen sind am Oberleibe heller und Kopf und Hals mehr aschgrau und der Rücken mit schmalen schwarzen und grauen Queerstreifen zierlich gefleckt.

Das Weibchen ist um vieles kleiner, nur zwey Fuß lang. Es ist recht angenehm gezeichnet. Der Schnabel ist schwärzlich; die kahlen Streifen über den Augen sind heller, die Bartfedern am Kinn kürzer und unmerklicher; der Kopf ist schwarz und rostgelb gefleckt; der Hals rostgelb mit schwarzen rundlichen Flecken; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel sind schwarzbraun mit rostfarbenen wellenförmigen Queerbinden, die auf leztern theils kleiner, theils unordentlicher und theils mit Schwarzbraun gesprenkelt sind; die mittelmäßigen Deckfedern des Schwanzes sind wie der Rücken; die Kehle ist rostgelb; die Brust rostroth, zuweilen aber mit einzelnen schwarzbraunen

Flecken

Flecken besetzt; der Bauch rostgelb mit einzelnen schwarzen Wellenlinien und weißen Spitzen an einigen Federn; die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes wie der Bauch, aber mit großen gelblichweißen Spitzen; die vordern Schwungfedern schwarzbraun und an der äußern Fahne rostfarben gefleckt; die hintern wie die Deckfedern; der Schwanz braunroth mit einer breiten schwarzen Queerbinde vor der weißen Spitze und übrigens mit mehrern abgebrochenen schwarzen Binden nach der Wurzel zu; die Schenkel und Fußwurzel rostgrau mit klaren dunkelbraunen Flecken.

Varietäten.

In den kältern Gegenden, z. B. in Lappland, soll es

1) das kleine Auerhuhn (T. U. parvus) geben. Vielleicht daß diese Abänderung die Kälte verursacht, oder daß es eine Abweichung ist, wie man sie fast bey allen Vögeln findet.

Ich habe auch einmal

2) einen Auerhahn mit gelblichweißen Deckfedern der Flügel und einigen weißen Federn am Leibe und Schwanze gesehen. Ich möchte ihn das bunte Auerhuhn oder große Waldhuhn (T. U. varius) nennen.

Zergliederung *).

1. Der Kropf ist sehr groß, allein so wie der Magen wie bey den Haushühnern beschaffen.

2. Die Zunge ist klein, spitzig, nach hinten zu gefasert, und im Gaumen befindet sich eine verhältnißmäßige Vertiefung zur Lage derselben.

3. Die

*) Goeze a. a. O.

3. Die Luftröhre hat, wie bey dem Kranich, eine trompetenförmige Beugung, die der Henne fehlt. Sie besteht aus Ringen und ein jeder derselben wieder aus zwey schmalen Ringen, die in der Mitte eine längliche Oefnung zwischen sich lassen.

4. Der Hahn hat noch zwey besondere lange Halsmuskeln, die der Henne fehlen. Sie gehen an der Luftröhre herunter und haben zum Zweck, dieselbe nach Gefallen zu verkürzen. Sie sind zusammen verbunden und in der Mitte des obern Randes des Brustknochens befestigt.

Merkwürdige Eigenschaften.

So stolz und keck der Auerhahn in seinem Gange und ganzen Betragen ist, so gebeugt und demüthig geht hingegen die Henne einher; gerade wie es auch bey den Haushühnern der Fall ist.

Gesicht und Gehör sind an diesen Vögeln von außerordentlicher Schärfe, sie sehen und hören den Jäger über hundert Schritte weit und fliegen davon, wenn er auch kein sonderliches Geräusch macht.

Ihr Flug ist niedrig und schwerledig wegen ihrer kurzen Flügel und ihres breiten Schwanzes. Sie fliegen daher auch niemals weit, machen aber ein außerordentlich großes Geräusch.

Sie lassen sich zähmen und können nicht nur wie die Fasane, sondern sogar wie die Hofhühner gehalten werden, alsdann verläßt sie auch ihre angebohrne Wildheit und sogar ihre Triebe und Begierden brechen so unregelmäßig aus, wie bey dem andern zahmen Geflügel.

Ver-

Verbreitung und Aufenthalt.

Dieser große Waldvogel bewohnt Deutschland in allen denjenigen Gegenden, wo große gebirgige Waldungen sind. In Europa findet man ihn auf allen bewachsenen Gebirgen und er geht sogar bis zur arktischen Lappmark hinauf. In Rußland und Sibirien ist er gemein und man hat sogar in letzterm eine kleinere und größere Abart. Ihr südlichster Aufenthalt ist der Archipelagus. In Amerika werden sie nicht angetroffen, ob man es gleich behauptet hat.

Sie lieben zu ihrem Aufenthalte gebirgige hohe Waldungen in der Nähe von Sümpfen und Bächen und ziehen vor dem bloßen Schwarz- oder Laubholze allemal diejenigen Gegenden vor, welche ein Gemisch von beyden haben, z. B. Tannen, Fichten und Rothbuchen.

Man kann sie Strich- und Standvögel nennen; denn diejenigen, welche die höchsten Gebirge bewohnen, verlassen sie im November, gehen zu den niedern Bergen, streichen von einem Berge zum andern und kehren nicht eher als zu Anfange des Märzes auf ihren alten Wohnplatz zurück. Diejenigen aber, welche auf den niedrigen Vorbergen, z. B. am Fuße des Thüringerwaldes, sich aufhalten, verlassen ihren Wohnplatz zu keiner Jahrszeit, die Kälte und der Schnee mögen auch im Winter so groß werden als sie wollen.

Diejenigen, welche in den nördlichsten sehr kalten Gegenden wohnen, ziehen nur die Ebenen den Gebirgen vor.

Am

Am Tage halten sie sich mehrentheils auf der Erde auf, des Abends aber gehen sie auf die Bäume schlafen.

Nahrung.

Des Sommers über genießen sie Kräuter, Laub, Beeren, z. B. Heidelbeeren, Brombeeren, Epheubeeren und Insecten, im Winter und Frühjahr Bucheckern, Wachholderbeeren, Knospen von Buchen, Fichten, Weiden, Pappeln, Haselstaude u. s. w.; auch findet man im Winter oft sonst nichts in ihrem großen Kropfe, als einige Hände voll Fichtennadeln, oder Heidelbeer-, Preiselbeer- und Heidekrautsästchen, wovon einige über zwey Zoll lang sind, allemal aber eine große Menge weißer Kieselchen.

Sie gehen auch nach dem Getraide, das in ihrer Nähe steht, und fressen das Heidekorn und den Weizen sehr gern.

Fortpflanzung.

Die Paarungszeit, welche die Jäger Falzzeit nennen, fällt im Monat März und April, bald früher, bald später, je nachdem der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, und dauert so lange, bis die Knospen der Rothbuchen aufbrechen, also zuweilen bis über die Mitte des Aprils hinein.

Der alte Hahn nimmt immer gern den Platz (Stand) wieder ein, wo er ehemals gefalzt hat, an hangenden Bergen, rauschenden Bächen, gegen Sonnenaufgang und in Revieren, wo hohe Fichten, Kiefern und Rothbuchen stehen.

Wenn

Wenn das Wetter nicht stürmisch ist, so falzt er im März alle Morgen. Er fängt um zwey oder drey Uhr an, und hört, wenn die Dämmerung vorüber ist, wieder auf.

Das Falzen selbst geschieht auf folgende Art. Er spaziert auf einem hohen Baume mit fächerförmig ausgebreitetem und fast senkrecht in die Höhe stehendem Schwanze, vorwärts gestrecktem Halse, hängenden Flügeln und aufgeblasenem Kropfe herum, macht allerhand lächerliche Stellungen und Sprünge und giebt sehr sonderbare Töne von sich. Wenn er des Morgens anfängt, so läßt er einzeln die Töne Dödt, Dödt! hören. Nach und nach ruft er die Töne Dödel, Dödel! wohl zwölf Mal hinter einander und immer geschwinder, so daß sie sich zuletzt in ein Schnurren Dödelrrr verwandeln, worauf die schnalzende Sylbe Glack folgt, nach welcher er die wetzenden wunderbaren Töne Hedehedehe, Hedehedehe, Hedehedehei! von sich giebt und während welchen man ungefähr drey große Schritte oder Sprünge thun kann. Nach diesem fängt er wieder von vorn an Dödel etc. und dieß Falzen wiederholt er ungefahr 4 bis 8 Mal hinter einander; alsdann giebt er wieder, wenn er nicht recht hitzig ist, die einzelnen Töne Död! von sich. Die erstern Töne nennt der Jäger das Klatschen und sie klingen gerade, wie wenn jemand zwey dürre Stäbe gegen einander schlüge, und die wetzenden das Schleifen, weil sie klingen, als wenn jemand eine Sense wetzet oder schleifet. Ungeachtet seines feinen scharfen Gesichts und äußerst feinen Gehörs sieht und hört er doch nicht, wenn er falzet, und man kann eine Flinte losschießen, während er seine wetzenden Töne von sich giebt

und

und er hört sie nicht, da er, wenn er nicht in dieser Begeisterung ist, den leisesten Fußtritt bemerkt und davon fliegt. Einige haben behaupten wollen, daß er während dem Falzen deswegen nicht sähe, weil er die Augen zudrücke; allein dieß thut er nicht, sondern er dreht sie nur aufwärts, und dieß ist die Ursache, warum er den Jäger, der unter ihm steht, nicht gewahr wird. Auch der gezähmte bemerkt einen im Falzen nicht, wenn man ihm nicht die Hand über den Kopf hält.

Durch diese geräuschvollen Töne werden die Hennen, deren er mehrere, acht bis zehn, annimmt, herbeygelockt. Diese versammeln sich in seiner Nachbarschaft, geben ihm ihre Ankunft durch einen Ruf, der in den Tönen Kack, Kack, Kack! Göck, Göck, Göck! besteht, zu erkennen; er steigt alsdann, wenn es Tag wird, vom Baume herab, tritt die Hühner, bald diese, bald jene, mit einer außerordentlichen Hitze und vielen sonderbaren Sprüngen und Geberden und mit dem falzenden, aber nicht so lauten Geräusche, und begiebt sich alsdann mit ihnen an einen Ort, wo er Nahrung findet. Des Abends fliegt er wieder auf seinen Stand und wiederholt des Morgens sein Falzen von neuem.

Die Hennen sind eben so hitzig, wie der Hahn, und die Beyspiele sind nicht selten, daß man sie im Walde in der Stellung zur Paarung antrift und wegnehmen kann, und dieß ist besonders alsdann der Fall, wenn man die mehresten Hühner in der Gegend weggeschossen hat und also ihr Paarungstrieb nicht befriedigt

friedigt wird. Sie lassen sich dann auch vom Birkhahn treten *).

Die

*) Da der Auerhahn unter dem Feldwildpret, so wie der Hirsch unter dem mit vier Läufen versehnen Wild unstreitig den Vorzug verdient, so will ich hier noch eine merkwürdige, von einem selbstbeobachtenden Naturforscher entlehnte Stelle über diesen Vogel einrücken. Sie ist vom Herrn von Wildungen (s. Neujahrsgeschenk für Jagd- und Forstliebhaber auf das Jahr 1794. S. 26.). Er sagt: Der Auerhahn wird gleich dem Hirsche, in der Periode seiner Begattung, dem Naturforscher und Jäger doppelt merkwürdig. Seine Balz- oder Falzzeit fängt bey uns im März (nach Verschiedenheit der Witterung, bald früher, bald später) an und dauert gewöhnlich so lange, bis der May die Bäume wieder belaubt hat; doch hat man auch zuweilen junge Hähne noch im Junius und Julius balzen gehört. Gerne besucht er dann, wenn jener allgewaltige Trieb in ihm erwacht, seinen vormals schon erwählten Stand wieder, auch scheint er den Abhang eines Berges, den die ersten Strahlen der Morgensonne vergolden, der Ebene vorzuziehen. Pünktlich findet er an jedem Abend nach Sonnenuntergang in dieser Gegend sich wieder ein, wo er endlich mit weit hörbarem Geräusche auf einen (gewöhnlich nicht allzuhohen) frey stehenden Ast einer nahen Eiche, Buche oder Fichte sich emporschwingt, von dem er, oft schon lange vor Anbruch des Tages, jene weder nachzuahmenden, noch füglich zu beschreibenden Töne hören läßt, die man eigentlich Balzen oder Falzen zu nennen pflegt. Das Vorspiel macht ein gewisses lautes zweytöniges Schnalzen (in der Kunstsprache: Knappen), welches er oft zur Ungeduld des lauschenden Jägers in bald längern, bald kürzern Zwischenräumen unzählige Male wiederholt, ehe er wirklich zu balzen sich entschließt. Das Balzen selbst aber, bey dessen letztern Tönen er mit gesenkten Flügeln und ausgebreitetem, etwas erhobenem Schweife sich auf dem Aste hin und her zu bewegen pflegt, fängt dann zuerst mit einer zusammenhängenden Wiederholung jenes Schnalzens an. Diesem folgen einige andere, mehr gurgelnde Töne, bis zu einem leicht zu unterscheidenden, vorzüglich

Die Alten, die wohl das Falzen des Hahns kannten, aber ihn nicht hatten treten sehen, dichteten, daß die Henne sich

züglich lauten und hochklingenden Knall, welcher der Hauptschlag genannt zu werden pflegt, und, wohl zu merken, erst das eigentliche Signal für den Jäger ist, sich ihm nun nähern zu dürfen; weil unmittelbar nach diesem Hauptschlag das sogenannte Schleifen ertönt, welches, wie andere schon bemerkt haben, dem Wetzen einer Sense nicht ganz unähnlich lautet, und während dessen allein er wirklich nicht sieht und hört. Diese letztern Töne aber sind, ungeachtet sie kaum zwey Sekunden dauern, doch hinlänglich, um inzwischen zwey Sprünge, oder auch vier kürzere, aber geschwinde Schritte machen zu können, mittelst deren man dem balzenden Hahn sich nähern, doch jedes Mal schon wieder stille stehen muß, ehe derselbe ganz zu schleifen aufgehört hat. Ganz unrichtig ist es also, was so viele Naturforscher, die, wie gewöhnlich, nicht selbst zugleich Jäger waren, behauptet und so viele andere ihnen nachgeschrieben haben, daß der Auerhahn während aller hier beschriebenen Töne (die sogar, wie Büffon glaubte, eine Stunde lang ununterbrochen fortdauern sollten), des Gesichts und Gehörs beraubt sey. Mich wenigstens haben unzählige mißlungene Versuche nur allzu überzeugend belehrt, daß er nicht allein in den oft langen Zwischenräumen seines Balzens, sondern auch noch bis zu dem erwähnten Hauptschlag so unglaublich scharf sehe und höre, daß selbst die allerkleinste unvorsichtige Bewegung des Jägers, oder das diesem selbst kaum hörbare Zerknicken eines Reises ihn augenblicklich zum Abfliegen bewegen könne. Eben so ungegründet ist es auch, daß das Schleifen wieder mit einem so prallenden Laut oder Knall, als jener Hauptschlag war, sich endige. Wahrscheinlich hat man (welches, wenn der Hahn sehr hitzig und folglich kurz nach einander zu balzen pflegt, einem Ungeübten leicht begegnen kann) das anfangs beschriebene Schnalzen, womit der Hahn aufs neue zu balzen anfieng, zu dem vorhergehenden Balzen mitgerechnet.

Mehrmals hat man zwar gesehen, daß ein Auerhahn, wenn er während des Schleifens gefehlt worden ist, seinen Stand

sich unter den Baum begebe, auf welchem jener sich befände, und den Saamen, den er herabfallen ließe, zur Fruchtbarmachung verschlucke.

Er

Stand nicht verlassen, sondern aufs neue gebalzt und einen zweyten Schuß abgewartet habe; eine weit auffallendere, doch glaubwürdig erzählte Jagdgeschichte aber, daß nämlich im letztern Frühjahr im Gräfl. Wittgensteinischen ein Auerhahn des Abends, da er nicht balzte, neun Schüsse, ohne abzufliegen, ausgehalten habe, weiß ich nicht anders zu erklären, als daß dieser vom ersten Schusse im Kopfe verwundet und hierdurch zwar nicht getödtet, doch so betäubt worden seyn müsse, daß er nicht mehr habe entfliehen können.

Die Witterung hat, wie die Erfahrung mich lehrte, auf das Balzen der Auerhähne keinen so wesentlichen Einfluß, als manche Jäger behaupten wollen. Zwar scheinen sie an rauhen und vorzüglich an stürmischen Morgen weniger eifrig und anhaltend, als an warmen windstillen Morgen zu balzen, doch weiß ich auch, daß selbst Schnee und ein sehr hoher Grad von Kälte sie nicht im mindesten daran verhindert habe. Die alten Hähne sollen der Sage nach die jüngern vertreiben und jene daher nach weidmännischer Regel vorzüglich weggeschossen werden.

Indessen habe ich oft in der Balzzeit fünf bis sechs Hähne in einem Bezirk von ungefähr tausend Schritten im Umkreise beysammen stehend gefunden und nur dieß bemerkt, daß deren einige, die sehr nahe bey einem eifrig balzenden Hahn standen, ganz stumm geblieben sind, welches dann wahrscheinlich die jüngern gewesen seyn werden. Doch pflegen auch nicht selten zwey Auerhähne sehr hartnäckig, nach anderer Hahnen Art, auf der Erde mit einander zu kämpfen, und mir selbst ist ein Beyspiel bekannt, wo es dem versteckten Jäger glückte, beyde vom Zorn verblendete Kämpfer auf einen Schuß zu erlegen.

Der Aufgang der Sonne, der erwachende Gesang des übrigen Waldgefieders beschließt an jedem Morgen die feyerliche Scene, und majestätisch läßt dann der Auerhahn, wenn sein günstiges Geschick alle Versuche, ihn listig zu erschleichen

oder

Er lebt gern allein und einsam, duldet nicht nur keinen Hahn in seinem Reviere, das wenigstens fünf hundert Schritte

oder vielmehr zu erspringen, vereitelte, von seinem Thron sich herab, die herbeygelockten, mit einem brünstigen *Kottok* sich meldenden Schönen im sichern Gebüsche zu liebkosen.

Zuweilen pflegt auch der Auerhahn, wenn er Abends sich einschwingt, einigemal zu *knappen*, auch wohl ein oder zwey Mal zu balzen, höchst selten aber (wovon ich doch noch im letztern Frühling ein Beyspiel gesehen habe) balzt er dann so anhaltend und hitzig, daß man alsdann auch aus einiger Entfernung sich ihm schußmäßig nähern könne.

Außer der Balzzeit kommt man ihm, ohne irgend einen glücklichen Zufall, sehr selten so nahe, um ihn mit einem Flintenschusse erlegen zu können. Doch hat man in einigen Gegenden besonders abgerichtete Hunde, die ihn aufsuchen und unten am Baume, auf den er dann sich emporschwingt, ihn anbellen, während dessen der Jäger die nur auf den Hund gerichtete Aufmerksamkeit des sonst so schlauen Vogels benutzt und vorsichtig heranschleicht. Bey Nacht bleibt er, der unter ihm hergehenden Menschen ungeachtet, auf dem erwählten Aste unbeweglich stehen, und man soll auch schon mehrmals mit glücklichem Erfolge versucht haben, ihn mit Hülfe einer Blendlaterne herabzuschießen.

Daß man bey einem todten Auerhahn die Zunge nicht am gewöhnlichen Orte finde, ist gegründet, da sich diese im Moment des Sterbens vermöge eines ganz eigenen Mechanismus beynahe einer Hand breit in den Hals zurückzieht. Ob dieß bey den Hühnern, wie ich doch glaube, auch geschehe, werde ich gelegentlich noch genauer untersuchen und besonders bekannt machen.

Höchst auffallend, doch zuverlässig, ist übrigens die nicht unbekannte Anecdote, daß vor mehrern Jahren in einem der Markgräfl. Anspachischen Forste ein Auerhahn in der Balzzeit zwey sägende Holzhauer wüthend überfallen, mit den Flügeln heftig geschlagen und mit seinem starken Schnabel verwundet, dieß auch mehrere Morgen nach einander und so lange fortge-

Schritte im Umfange hat, sondern verläßt auch nach der Paarung sogleich die Hennen wieder.

Diese

setzt habe, bis er von den hiervon benachrichtigten Jägern während eines solchen Anfalls gefangen worden sey. Sollte er vielleicht den klirrenden Ton der Säge für das Balzen eines andern Hahns und die unschuldigen Holzhauer für seine Nebenbuhler gehalten haben? Ein anderer, mir bekannter Fall, da ein Auerhahn ganz aus dem Walde heraus auf ein daran stoßendes Feld flog, sich den Pferden eines Ackermanns zornig in den Weg stellte und diese scheu machte, wäre dann aber noch unerklärbarer.

Gegen das Ende der Balzzeit fangen die Auerhühner zu legen an. Ihre Nester bereiten sie auf der Erde (in jungen Schlägen, in der Heide, in Reiserhaufen) ohne große Kunst aus kleinen Reisern und Moos. Selten pflegen sie mehr als acht oder neun, selten weniger als fünf Eyer zu legen. Doch hat man deren auch zuweilen zwölf bis dreyzehn in einem Neste gefunden. Die Eyer, über welchen das Huhn ungefähr vier Wochen lang brütet, sind gelbbräunlich zart gefleckt und nach Verhältniß des Vogels auffallend klein, so daß sie kaum einem gewöhnlichen Hühnerey an Größe gleich kommen. Das Ey einer Schnepfe hat völlig zwey Drittheile der Größe eines Auerhuhnseyes. Das Auerhuhn brütet mit so unglaublichem Eifer, daß man es leicht auf dem Neste fangen kann. Ein sehr augenscheinlicher Grund, warum dieses edle Vögelgeschlecht, so sehr man auch die Hühner zu schonen pflegt, doch in einem so geringen Grade sich vermehre, indem jeder Fuchs oder Marder, der ein solches Nest ausgewittert hat, das Huhn unfehlbar ergreifen und so die ganze Brut zerstören kann.

Die jungen, kaum ausgekrochenen Auerhühner, welche die zärtlichste Mutter auf das sorgfältigste führt und schützt und deren Lieblingsnahrung in Ameiseneyern, Heidelbeeren rc. besteht, wissen sie sehr schnell und listig zu verbergen.

Da es unmöglich scheint, ihren angebohrnen Freyheitssinn zu unterdrücken und ihnen die gewohnte abwechselnde

Nah-

Diese legen, sobald in Deutschland die Knospen der Rothbuchen sich öfnen, in die Gehaue oder Schläge, wo sie hohes Gras, Moos oder Laub finden, unter einen Strauch oder im Geniste sechs bis sechszehn Eyer, je nachdem sie jung oder alt sind, auf die bloße Erde mit etwas umlegten Genist und ausgerupften Federn, und brüten sie in vier Wochen aus. Diese sind größer als Hühnereyer, sehen schmuzigweiß aus und haben schmuziggelbe Flecken.

So oft die Henne ihres Hungers halber aufsteigen muß, so bedeckt sie dieselben vor den Raubthieren und der Erkältung mit den neben dem Neste liegenden Blättern, Moos oder anderm Geniste. Sitzt sie auf dem Neste, so kann man sie leicht fangen, so sehr ist sie auf eine Nachkommenschaft erpicht. Eben so wachsam und sorgfältig beträgt sie sich bey Erziehung ihrer Jungen, die sogleich,

 wenn

Nahrung zu verschaffen, welche die weise Natur ihnen so reichlich darbietet; so sind alle bisher angestellten Versuche, junge Auerhühner in Fasanengärten aufzuziehen, oder alte, zufällig gefangene Hähne und Hühner lebendig zu erhalten und zu zähmen, meines Wissens, wo nicht ganz fruchtlos, doch wenigstens von keinem lange dauernden glücklichen Erfolge gewesen.

Im Frühling, seltner im Herbst, trift man zuweilen Auerhähne und vorzüglich Hühner auch in solchen Waldungen an, in denen sie gar nicht einheimisch sind; in andern lange von ihnen bewohnten Revieren hingegen und in denen vielleicht die veränderte Holzung ihnen mißfällt, sieht man sie oft auf einmal verschwinden. Es ist also nicht daran zu zweifeln, daß sie oft weit wegzustreichen pflegen.

Mit Recht wird übrigens dieser prächtige Vogel, dessen Erlegung dem ächten Kenner und Liebhaber ein so hohes Vergnügen gewährt, den edeln Gegenständen der hohen Jagd beygesellt.

wenn sie aus den Eyern ausgekrochen sind, mit ihr davon laufen. Sie weist ihnen nicht nur ihre Nahrungsmittel an, welches Ameiseneyer, Beeren und Insecten sind, und erwärmt sie unter sich, sondern warnt sie auch vor jeder Gefahr der Raubthiere und Raubvögel, damit sie sich unter das Gebüsch oder Moos verstecken können. Auch wachsen diesen jungen Auerhühnern, so wie allen andern Waldhühnern, die Schwungfedern eher als den zahmen Hausvögeln; denn wenn man auf eine Brut stößt, die kaum acht Tage ausgekrochen ist, so können sie schon eine ziemliche Strecke über den Boden wegfliegen. Freylich können sie sich nicht hoch erheben; allein sie entgehen doch dadurch mehrentheils ihren vierfüßigen Verfolgern.

Die ganze Familie (den Vater ausgenommen) bleibt gewöhnlich bis zum nächsten Frühjahr bey einander, sie müßten denn durch den Jäger und seine Hunde mit Gewalt aus einander gejagt werden.

Die Jungen lassen sich leicht zähmen, man mag sie entweder im Walde fangen, oder durch Eyer, die man von den Truthühnern ausbrüten läßt, zu erlangen suchen. Doch da die Eyer sehr hart sind, so muß man sie entweder gegen den 21. Tag in laues Wasser legen und dadurch das Ausschliefen befördern, oder ihnen durch Aufpicken, welches vielleicht die alten Auerhennen auch oft zu thun genöthigt sind, nachzuhelfen suchen.

Man füttert sie anfänglich mit Ameiseneyern, nachher fressen sie Erdbeeren, Heidelbeeren, Wachholderbeeren, Johannisbeeren u. d. gl. Wenn sie erwachsen sind, so wirft man ihnen, wie den Haushühnern, allerhand Ge-

traide,

traide, Tannen- oder Fichtennadeln, Knospen von Erlen, Birken, Haseln u. d. gl. vor, und sie befinden sich immer wohl.

Die wilden Jungen falzen auch im Herbste, üben sich in dieser Musik und bereiten sich für die erste Paarungszeit vor; die zahmen Alten und Jungen aber thun es zu allen Jahrszeiten, zu allen Stunden des Tags und bey verschiedenen Veranlassungen. Nur zur eigentlichen Paarungszeit im Frühjahr tritt bey den Hähnen die angebohrne Schüchternheit und Wildheit wieder ein und man muß ihnen daher einen Flügel immer verschnitten halten; hingegen die Henne ist zu dieser Zeit weit geduldiger als sonst, läßt sich sogar von Haus- und Truthähnen treten.

Feinde.

Füchse, Lüchse, Marder, wilde Katzen, Wiesel und wilde Schweine vertilgen außerordentlich viel Eyer und Junge, und verschiedene Raubvögel, als der Habicht und Wanderfalke gehen, auch die Alten an.

Sobald sie einen Wanderfalken erblicken, so erheben sie ein solches ängstliches Geschrey, besonders die Auerhenne, daß man es sehr weit hören kann; sie kauern sich auch sogleich nieder und lassen sich fangen, weil sie wohl fühlen, daß sie diesem mächtigen und hurtigen Feinde ohnehin nicht würden entgehen können.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ungeachtet der großen Vermehrung doch in denjenigen Gegenden, wo besonders die Füchse nicht ausgerottet werden, ihre Anzahl immer gemäßigt bleibt.

Man

Man trift auch eine Art grauer Milben auf ihnen an, und in ihnen Maden- und Kratzerwürmer. -

Jagd.

Sie gehören zur hohen Jagd.

Es wird mit unter die Vergnügungen großer Herren gerechnet, den Auerhahn auf der Falz zu schießen. Das Falzen geht des Morgens früh vor Tages Anbruch an, man muß also des Nachts sich dahin begeben, wo er seinen Stand hat. Sobald man nur noch hundert Schritte von ihm entfernt ist, so wartet man sein Falzen ab, und springt während der Zeit, so weit man kann, näher nach ihm zu. Sobald man aber bemerkt hat, daß er seine letzten schnalzenden Sylben von sich stößt, so muß man stille stehen, sich weder rühren, noch wenden, weil er außer dem Falzen so sehr leise hört, daß er davon fliegt, sobald nur das kleinste Reischen unter ihm knackt. Vielleicht ist dieß die Ursache, warum er bey Wind, obgleich die Witterung sonst gut ist, nicht falzet, weil er sonst wegen der Nachstellungen seiner Feinde nicht gehörig auf der Hut seyn könnte. Fängt er dann wieder an zu falzen, so eilt man wieder näher auf ihn zu; und dieß setzt man so lange fort (denn er wiederholt dieses Falzen fast alle fünf Minuten), bis man nahe genug und verborgen stehen kann. Ist es noch nicht hell genug, um ihn gehörig zu erkennen und gewiß zu schießen, so erwartet man mehrere Hellung. Wenn man während dem Falzen nach ihm schießt, so hört er es nicht; man kann daher, wenn man ihn gefehlt und eine Doppelflinte hat, noch ein Mal auf ihn Feuer geben.

Er wird sowohl mit Kugeln (und dieß sollte eigentlich nach Jagdgebrauch allemal seyn, da er zur hohen Jagd gehört), als auch mit grobem Hagel erlegt.

Sowohl die Alten als Jungen werden auch vor einem Hunde, der Auerhahnbeller *) heißt, geschossen. Man hat gemeiniglich eigene braune Hündchen, die man dazu gewöhnt, doch kann man auch die Spürhunde dazu brauchen. Man sucht mit ihnen die Gegenden aus, wo man Auerhähne anzutreffen glaubt. Es muß aber behutsam und stille verfahren werden. Wenn der Hund einen Auerhahn findet und aufjagt, so fliegt (steigt) dieser auf einen Baum, der Hund spürt und verbellt ihn alsdann; der Jäger kann sich also herbeyschleichen und ihn herunter schießen. Auf diese Art wird er auf dem Thüringerwalde den Winter über und fast das ganze Jahr geschossen, und ist daher die Meinung derjenigen Jäger ungegründet, welche behaupten, man könne ihn bloß zur Falzzeit erlegen. Er stellt sich sogar auch zuweilen vor den Hund, wie das Rebhuhn. Man muß aber alsdann sehr geschickt und stille sich an ihn zu schleichen suchen.

In Thüringen ist es gewöhnlich, fast nichts als Hähne zu erlegen und die Hühner zu hegen; und dieß ist auch sehr vernünftig, weil es nie so leicht an Hähnen zur Belegung der Hennen mangeln wird, da einer acht und mehrere befruchten kann.

Da der Auerhahn ein so vorzügliches Jagdwildpret ist, so sucht man sie besonders zur Brütezeit und des Sommers

*) Man richtet ihn an Truthühnern ab.

mers über zu hegen und zu schonen. Und dennoch bemerkt man zuweilen an solchen Orten, wo sie sich in Menge aufhalten, eine merkliche Verminderung. Die Ursachen hiervon sind folgende:

Erstlich werden die Raubthiere, die ihre Brut zerstören, vielleicht nicht gehörig vertilgt.

Zweytens verändern sie auch ihren Wohnplatz wegen Abtrieb des Holzes, wobey sie nicht ihre gehörige Ruhe genießen.

Drittens sind auch an ihrer Verminderung die alten Hähne Schuld. Diese beißen nämlich alle jungen Hähne, die sich in ihrer Gegend niederlassen wollen, ab. Die jungen Hühner ziehen jenen nach; dieser behält also wenig Hühner und es werden daher in diesem Reviere auch wenig Junge ausgebrütet. Es wäre daher keine unnütze Jagdregel, die alten Hähne, die schon etliche Mal an einem Orte gefalzt haben, wegzuschießen; die Jungen würden sich alsdann eine Zeitlang bey einander besser vertragen und es würde dadurch die Vermehrung dieser Vögel sehr befördert werden.

Nutzen.

Das Fleisch der Jungen und Hennen ist besonders delikat; der Alten ihres aber hart und trocken und schmeckt oft nach Tannennadeln, welches kein allgemeiner Wohlgeschmack ist. Um dieß also zur Verdauung geschickt zu machen, hängt man es einige Tage, gut ausgenommen (ausgeworfen), an die Luft, klopft es stark, läßt es in siedendem Wasser anlaufen, legt es hernach in kaltes Wasser, und endlich brät man es, nachdem es vorher gewürzt und

gespickt

gespickt worden ist. Man kann es auch in Essig oder Wein baizen und in eine Pastete schlagen, und so läßt sichs am besten essen.

Schaden.

Nur selten thut er durch Scharren in angesäeten Holzpflanzungen Schaden; mehr durch Abbaizen der jungen Augen in den Tannen- und Fichtendickungen. Ich weiß, daß man auf Bergen, die sonst mit Laubholz bewachsen waren, deshalb keine Fichtensaat fortbringen konnte, weil die Auerhühner die Knospen jährlich abfraßen.

(185) 2. Das gabelschwänzige Waldhuhn (Birkhuhn) *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Männchen: Birkhahn, kleiner Auerhahn, Heidelhahn, Laubhahn, Brummhahn, Spiegelhahn, Spillhahn, Spielhahn, Mooshahn, Schildhahn, Moorhahn, Deutscher Fasan, schwarzer Waldhahn.

Weibchen: Birkhenne, Birkhuhn (fälschlich), Kurre, Mohrhuhn.

Der Jägername ist: Birkgeflügel.

Tetrao Tetrix. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 748. n. 2.

Petit Tetrix ou Coq de bruyere à queue fourchüe. *Buffon* des Ois. II. 210. t. 6. Ed. de Deuxp. III. 220. t. 4. Uebers. von Martini V. 23. mit 2 Fig.

Black

*) Alte Ausgabe. III. S. 483. n. (163) 2.

Black Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 733. n. 3. Meine Uebers. IV. 697. n. 3.

Frisch Vögel. Taf. 109. Männchen. Supplem. No. 109. Weibchen.

v. Wildungens Neujahrsgeschenk. 1795. Taf. 3 u. 4. Männchen und Weibchen.

Goeze Europ. Fauna V. 2. S. 303.

Naumanns Vögel. I. S. 84. Taf. 18. Fig. 37. Männchen. Fig. 38. Weibchen.

Donndorf a. a. O. S. 88. n. 2.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist aus einander gezogen oder sehr gabelförmig; auf den Flügeln steht ein weißer Fleck und die Afterfedern sind weiß; übrigens ist das Männchen schwarz, am Kopf, Hals, Rücken und Steiß mit stahlblauem Glanze; das Weibchen an Kopf und Hals rostfarben mit schwarzen Queerbinden; Rücken, Steiß und Schwanz schwarz mit rostfarbenen Queerbinden.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Länge beträgt einen Fuß, zehn Zoll; der Schwanz sechs Zoll und die Flügelbreite drey Fuß *). Die Flügel reichen zusammengelegt ein Drittheil auf den Schwanz hinein. Das Weibchen ist um ein Viertheil kleiner.

Der Schnabel ist kurz, einen Zoll lang, dick, gekrümmt und schwarz; die rundlichen Nasenlöcher so wie die Schna=

*) Par. Ms. Länge 1 Fuß, 7½ Zoll; Breite fast 2 Fuß, 8 Zoll.

Schnabelwurzel bis dahin dicht mit Federn bedeckt; der Augenstern bläulich; die Ohren groß; die Füße bis zu den Zehen befiedert, die Zehen gefranzt (kammförmig gezackt), geschuppt, dunkelbraun, die Beine zwey und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe zwey, die äußern einen und einen halben und die hintern drey Viertel Zoll lang.

Am Birkhahne ist die Farbe überhaupt schwarz. Kopf, Ober- und Unterhals, Mittelrücken, Unterrücken und Steiß haben einen stahlblauen Glanz; der Oberrücken und der ganze übrige Unterleib sind ohne Glanz; die Schulterfedern, die kleinen und einige der hintern großen Deckfedern der Flügel sind fein rostfarben, unordentlich gewellt und bespritzt; die mittlern und vordern Deckfedern der Flügel bloß schwarz; der Steiß ist sehr fein weiß bespritzt; die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes sind schwarz; die Federn um den After herum weiß gewölkt; die untern Deckfedern des Schwanzes lang und schön weiß; über den Augen liegt ein acht Linien langer hochrother warziger Fleck; die kurzen etwas einwärts gekrümmten Schwungfedern sind dunkelbraun mit weißen Schäften, an der schmalen Kante rostfarben gesprengt, von der fünften an an der Wurzel weiß, welches Weiß nach den hintern Federn zu immer breiter wird und mit den von der Wurzel an halb weißen großen Deckfedern einen großen weißen Spiegel bildet; auch sind diese Deckfedern und die hintern Schwungfedern an den Spitzen weiß gesäumt und an der äußern Fahne weiß und rostfarben bespritzt. Der Schwanz hat achtzehn breit auslaufende Federn, ist gabelförmig, und zwar so sehr, daß die mittlern Federn nicht nur sehr kurz

sind

sind und von den weißen untern Deckfedern des Schwanzes sogar etliche vorragen, sondern daß auch die drey äußersten Federn sich stark auswärts krümmen und den Schwanz breit und gleichsam lilienförmig machen, die mittlern Federn haben auch schmale weiße Säumchen. Die Schenkel und befiederten Beine sind weißgrau und dunkelbraun gefleckt; die Deckfedern der Unterflügel weiß.

Die Birkhenne gleicht dem Männchen in der Farbe gar wenig. Die bloße Haut über den Augen ist heller; Kopf und Hals sind rostfarben mit egalen schwarzen Queerbinden; der Rücken, Steiß und Schwanz schwarz mit rostfarbenen Queerbinden und die beyden äußern mit dergleichen Rändern, die aber schwarz bespritzt sind; auch hat letzterer eine weißliche, schwarz bespritzte Kante, und ist überhaupt nicht so gabelförmig, noch viel weniger so sehr auswärts ausgeschweift, als am Männchen, die Federn sind aber so bogig auf beyden Seiten ausgeschliffen, daß sie in der Mitte eine stumpfe Spitze machen; die Brust und der After sind weiß, rostfarben und schwarz gebändert; der Bauch ist schwarzbraun mit schmalen zackigen röthlichweißen Queerbändern; die langen Afterfedern sind weiß mit einzelnen schwarzen, rostfarben eingefaßten Queerbinden; die Seiten sind rostfarben, schwarz und weiß bandirt; die Schenkel und Beine weißgrau mit schmalen, dunkelbraun gezackten Queerbinden; die vordern Schwungfedern dunkelgrau, auf der äußern Fahne röthlich gefleckt; die hintern wie die vordern nur von der Wurzel an bis zur Mitte weiß; die Deckfedern der Flügel wie der Rücken, nur sind einige der größern noch mit weißen Spitzen versehen. Außerdem

ist

ist sie auch noch merklich kleiner, so daß sie nicht gar drey Pfund wiegt, da hingegen das Männchen vier Pfund hält.

Die einjährigen Männchen sind dadurch auch von den ältern verschieden, daß der Kopf und die obern Rücken- und Deckfedern des Schwanzes rostfarben gesprengt sind.

Varietäten.

1) Das weiße Birkhuhn. Tetrao tetrix alba.

In den nördlichen Schwedischen Gegenden trift man dieses an; und ein Weibchen steht im Museo Carlsoniano Fasc. III. No. 66. abgebildet. Der Schnabel ist schwarz; die Füße sind rostfarben; die Hauptfarbe ist schmuzigweiß, jede Feder am Halse, Rücken und an der Brust mit drey schwach rostfarbenen Queerlinien besetzt.

2) Das bunte Birkhuhn. Tetrao tetrix varia.

Der Körper ist schwarz und weiß gefleckt, und es sind Männchen, die so variiren. Ich habe in Thüringen ein Mal ein solches Exemplar gesehen, wo die Flügel und der Rücken ganz weiß waren, und der Hals klar weiß gefleckt.

Im Museo Carlsoniano Fasc. III. No. 65. steht eine Abbildung von einem Hahne aus dem nördlichen Schweden. An demselben ist der Schnabel schwarz und die Füße sind weiß; der Oberkopf, die Wangen und die Kehle sind schwarz, weiß gefleckt; der Hals und die Schwungfedern sind weiß, schwarz gefleckt; an der Brust steht ein großer schwarzer, grün glänzender Fleck; der Bauch ist weiß, hie und da mit einem weißen Fleck bezeichnet; der After ist weiß; der Rücken schwärzlich, weiß und rothbraun punk-

punktirt; die Flügel sind weißlich, schwarz gefleckt; die Steißfedern und die langen Deckfedern des Schwanzes an der Spitze weißlich; die Schwanzfedern schwarz.

Merkwürdige Eigenschaften.

Der Birkhahn ist ein wilder, scheuer und listiger Vogel, der vermöge seines scharfen Gesichts, Gehörs und Geruchs den vielen Nachstellungen, denen er ausgestellt ist, das meiste Mal glücklich zu entgehen weiß.

Da seine Flügel kurz und also sein Flug schwer ist, so fliegt er weder weit, noch hoch, doch aber höher und weiter als der schwere Auerhahn.

Verbreitung und Aufenthalt.

Das Birkhuhn ist ein Vogel, der besonders in den nördlichen gebirgigen Gegenden von Europa und Asien häufig zu Hause ist, sich in Lappland und Sibirien so weit erstreckt, als Birken wachsen, und die waldigen Gegenden von Deutschland bewohnt, doch nicht in Menge.

In Thüringen ist es nicht so häufig, als das Auerhuhn.

Meistentheils halten sich diese Vögel in solchen gebirgigen Gegenden auf, wo Birken wachsen; doch findet man sie auch in bloßen hohen Fichten- und Buchenwaldungen, wenn nur große wüste Heideplätze, Gründe, Triften, Getraide und Wiesen in der Nähe sind.

Ob sie gleich eben so wenig, wie die andern wilden Hühnerarten, Zugvögel sind, so wechseln sie doch ihren Wohnplatz lieber als die andern und ziehen im Winter in

hohen

hohen Gebirgsgegenden gesellschaftlich nicht nur von einem Berge zum andern, sondern besuchen auch die Feldhölzer. Nur da, wo sie in sandigen Vorbergen, die mit Birken bewachsen sind, wohnen, bleiben sie als wahre Standvögel den ganzen Winter durch in einerley Gegend.

In den nördlichen Gegenden, wo sie häufiger als in Thüringen und den andern deutschen Gebirgen wohnen, versammeln sie sich vom Herbst bis zum Frühjahr in großen Truppen, und sind alsdann auch weniger scheu, als sonst.

Nahrung.

Sie nähren sich vorzüglich von den Knospen, Zäpfchen und den jungen Rinden der Birken, von den Hasel-, Fichten- und Erlenzäpfchen und Knospen, von Heidelbeeren, Brombeeren, Preiselbeeren, Himbeeren, Moosbeeren, den Früchten des Spindelbaums, von wildem Heidekorn, Wicken, Weizen, von allerhand Kräutern, Preiselbeerkraut, Heidelbeerkraut, Heidekraut rc., von verschiedenen Insecten, Ameiseneyern, zu welchen die Mütter vorzüglich ihre Jungen führen; im Winter aber suchen sie die Wachholdergebüsche auf, scharren sie von Schnee bloß und genießen die Beeren. Dieß ist in Thüringen wenigstens ihre vorzügliche Winterkost, weil man ihren Kropf zu dieser Jahrszeit fast mit nichts als Wachholderbeeren und kleinen Kieseln gefüllt findet. Sie lieben sie daher mehr als die Auerhühner, deren Kröpfe, ob sie gleich in eben den Gegenden sich aufhalten, doch nur einzeln mit Wachholderbeeren und übrigens mit allerhand Kräutern voll gestopft sind. Sand und Staub brauchen sie zum Baden; nach dem Wasser fliegen sie aber nicht viel.

Fortpflanzung.

Die Birkhähne fühlen dann, wenn die Birkenknospen treiben, ihren Trieb zur Fortpflanzung am stärksten; in Thüringen in der letzten Hälfte des Märzes und oft den ganzen April durch. Jeder Hahn hat seinen eigenen Stand (Falzplatz), wo er alle Jahre falzet, und sein Weibchen, deren er auch wohl zwey bis drey annimmt, hin locket. Es hat derselbe einen Umfang von etlichen hundert Schritten. Wohnen zwey Männchen einander so nahe, daß sie sich schreyen hören, so fliegen sie zusammen, kämpfen mit einander und der schwächere muß seinen Wohnort so weit verlegen, daß sie sich einander nicht hören können.

Sie falzen selten auf den Bäumen, wie die Auerhähne, sondern lieber und vorzüglich auf der Erde, sträuben dabey die Federn, breiten den Schwanz fächerförmig aus, schlagen mit den Flügeln um sich, taumeln in Kreisen herum, tanzen hüpfend auf der Erde und rufen dabey dem Weibchen durch ein außerordentlich starkes Geschrey, das wie ein dumpfes und hohlzischendes Gruuri klingt und welches das Wort Frau auszudrücken scheint und durch ein besonderes Gurgeln und Kollern begleitet wird. Das Gruuri ruft er mehrmale. Alsdann fängt er an zu kollern, welches wie Golgolgolroi oder auch Gogogoroi klingt, mehr oder weniger hinter einander wiederholt wird, tief und hoch bis zu einer Quinte steigt und sich zuweilen in ein hohes Gelächter endigt. Wenn man die Töne Gruuri oder Frau in der hohlen Hand nachruft, so wird er eifersüchtig, kommt auf einen zu und fliegt oft nahe vor dem Flintenrohre vorbey, weil er einen Nebenbuhler zu finden glaubt.

Wenn

Wenn die Hennen auf dieses Geschrey herbeykommen, so fliegen sie ihnen entgegen, streichen etlichemal neben ihnen fliegend über der Erde weg und treten sie alsdann wie die Haushähne. Dieß alles geschieht in der Morgendämmerung, sobald der Tag grauet. Wenn es ganz hell wird, begeben sie sich mit denselben auf die Bäume, bleiben bey ihnen bis ungefähr um acht Uhr, alsdann trennen sie sich und Männchen und Weibchen suchen einsam diejenigen Oerter wieder auf, wo sie häufige und gute Nahrungsmittel für sich finden. Des Abends begiebt sich der Hahn wieder an seinen Stand, falzt des Morgens wieder, wie gestern, und die Henne kommt auch wieder auf seinen Ruf mit einem ganz eigenen zärtlichen Geschrey.

Wenn man seine ganz eigenen, sonderbaren Geberden und Posituren sehen will, so baut man sich eine Hütte in die Gegend seines Aufenthalts und verbirgt sich in derselben. Aus dieser kann man ihn auch, wenn man Lust hat, schießen, und hat nicht nöthig, ihn, wie den Auerhahn, zu bespringen.

Der Falzplatz ist entweder vor der Waldung auf einem Triftplatz, auf den Aeckern oder im Holze auf Haiden und Blößen.

Da, wo sie, wie im Norden, in Menge zu Hause sind, sieht man in der Falzzeit die Hähne täglich des Morgens zu Hunderten und mehrern sich an einem erhabenen, ruhigen, von Morast umgebenen und mit Haidekraut bewachsenen Ort versammeln, den sie zu ihrem gewöhnlichen Tummelplatze wählen, wo sie einander so lange verfolgen und bekämpfen, bis die schwächsten alle die Flucht ergreifen.

Gleich nach vollendetem Kämpfen treten die Sieger auf niedrige Baumäste oder auf die erhabensten Stellen der Gegend, machen ihre lustigen Sprünge und rufen die Weibchen zur Begattung herbey.

Diese entfernen sich jede nach ihrer Befruchtung allein und legen in jungen Schlägen auf bloßen Anhöhen oder alten Stöcken in ein aus vielem Genist und Federn bestehendes Nest gewöhnlich acht bis zwölf, aufs wenigste sechs und aufs höchste sechszehn Eyer, von der Größe der Hühnereyer, die schmuzig weißgelb, und rostfarben punktirt sind, und in drey Wochen ausgebrütet werden.

Wenn sich die Henne von denselben entfernt, so deckt sie sie sorgfältig mit dem zu diesem Behuf ums Nest gelegten Geniste zu.

Die gelbröthlichen Jungen laufen gleich mit der Mutter davon und lassen sich, wie alle hühnerartigen Vögel, haudern. Die Alte begleitet sie allenthalben hin, wo sie Nahrung für sie vermuthet, führt sie vorzüglich zu den Ameisenhaufen und in die Heidelbeersträucher und versammelt sie bey übler Witterung unter ihre Flügel. Sie scheinen nicht sobald flügge zu werden, wie die jungen Auerhühner, und vor zwey Monaten können sie sich nicht mit derselben auf die Bäume begeben und sind unterdessen vielen Verfolgungen ausgesetzt. Sie lassen sich sowohl, als die Alten, leichter als die Auerhühner, zähmen; allein sie wollen doch eine ganz eigene Wartung, nicht bloß Körner, sondern auch Baumknospen zu ihrer Nahrung haben, und halten sich selten über ein Jahr.

Feinde.

Feinde.

Sie haben alle Feinde, die die Auerhühner haben, und werden noch mehr als jene von Läusen geplagt.

Man findet auch Rundwürmer und Zwirnwürmer in ihnen.

Jagd und Fang.

Diese Vögel werden in einigen Gegenden zur hohen, in andern zur mittlern oder niedern Jagd gerechnet. In Thüringen gehören sie zur niedern.

Man schießt und fängt sie sowohl in als außer der Falzzeit.

Wenn sie sich in der Falzzeit in Dickigen aufhalten, wo sich der Jäger verbergen kann, so sind sie leichter zu erlegen, als die Auerhühner; sind sie aber in Vorhölzern auf freyen Plätzen, so ist ihnen viel schwerer nahe zu kommen.

Die Jungen lockt man durch eine Lockpfeife, die ihre Töne nachpfeift, in einen Hinterhalt, in welchem man sich verborgen hat, zum Flintenschuß. Die Mutter glaubt nämlich, daß ein verlohrnes Junges sich daselbst befinde und führt die ganze Brut dahin.

Da, wo sie in Menge angetroffen werden, hat man verschiedene Methoden, sich ihrer zu bemächtigen.

Will man sie in Schlingen fangen, so muß man dabey in Acht nehmen, daß man sie im Frühjahre, wenn sie wegen der Falzzeit, den Hals gerade und den Kopf in die Höhe tragen, allemal höher stelle, als im Herbst, wenn sie gebückt nach den Beeren gehen.

Im Herbst fängt man sie mit Dohnen oder Maschen, welche von Schusterdrath gemacht und mit Pech wohl bestrichen werden, damit sie im Regen aushalten, immer straff bleiben und nicht schlaff werden. Man nimmt hiezu einen Stab von einer Birke, einer Elle lang, macht auf beyden Seiten ein Loch, steckt auf beyden Seiten zwey spannenlange Hölzer hinein, die man wohl verschlägt. An diese bindet man eine starke Schnur, bestreicht sie ebenfalls mit Pech und macht die Maschen daran, daß sie von dem untersten Spitzstabe eine kleine Spanne hoch aufgerichtet hängen; jedoch müssen die Maschen im Aufrichten mit Talg wohl bestrichen werden. Damit aber die Dohnen von der Luft nicht abschleifen, so heftet man die Schlinge oben mit einem etwas wenig geklobenen Hölzchen, wie auch eine Masche in der Mitte zu der andern auf gleiche Weise, so können sie sich nicht verdrehen und der Vogel kann frey sitzen. Wenn nun alles angeheftet ist, so bohrt man in die Mitte des Stabes ein Loch und steckt solchen auf den höchsten Gipfel des Baumes fest an.

Bey Schneewetter giebt man Acht, wo sie sich des Nachts aufhalten; dahin gehen zwey Personen, einer mit einer Fackel oder einem großen Feuerbrande, der andere mit einem Decknetze. Wenn sie dem Vogel mit dem Feuer nahe kommen, so fliegt er in der Verwirrung auf dasselbe los und zu gleicher Zeit wird er durch Ueberwerfung des Decknetzes gefangen.

Sie werden auch auf folgende Art gefangen. Man macht aus drey bis vier Ellen langen Stäben ein Rundel, wie ein Wassereimer gestaltet, welches oben drey Ellen

Ellen, unten im Boden aber sechs bis sieben Viertel Ellen weit seyn muß. Mitten darin richtet man eine Stange senkrecht auf, welche etwas höher als die Seitenstäbe und oben mit einem Queerstabe versehen ist, welcher dergestalt daran befestigt seyn muß, daß er hin und her schwanken kann. In einer Entfernung von einer Viertelelle hievon macht man auf einige Stöcke eine lange Stange fest, die eben so hoch als der erwähnte Schwankfaden (die Wippe) von der Erde seyn muß. Wenn sich der Vogel auf diese Stange setzt und merkt, daß sie fest ist, so hüpft er weiter auf die im Rundel aufgestellte und mit einer Lockspeise versehene Wippe, welche sogleich umschlägt und den Vogel in das Rundel stürzt. Hieraus kann er in Ermangelung des nöthigen Raumes nicht wieder herausfliegen. Diese Maschine wird mit großem Nutzen bey Buchweizen- und Haferfeldern angebracht, welche Früchte man auch, nebst Birkenknospen, zur Lockspeise gebraucht.

Der Birkhahn wird noch auf eine andere Art geschossen, welches man auf den Balbahn schießen nennt. Dazu nimmt man einen alten Hut, beuget den Rand unter dem Kopfe zusammen, schneidet an einem Ende in den Hutrand, daß ein Stück in die Höhe tritt, wie einen Hals vom Birkhahn, macht auf beyde Seiten rothe Fleckchen, gleich den Birkhähnen ihren, über den Augen; am andern Ende aber wird ein Schwanz hineingeschnitten. Einige stopfen auch eine ordentliche Birkhahnshaut mit den Federn aus. Oder man macht auch von Papier dergleichen und streicht sie an, wie die Farbe des Birkhahns ist. Wenn nun der Balbahn fertig ist, steckt man ihn auf eine Stange

(macht

(macht man deren zwey bis drey, so ist es desto besser) und bringt ihn an den Ort, wo sich dieses Wildpret gerne aufhält, macht sich daselbst eine Grube in die Erde und darüber einen Schirm von grünem Reisig, damit man sich dahinter verbergen könne. Wenn nun alles dieses im gehörigen Stande ist, so geht eine Person umher (noch besser aber ist es, wenn ein Paar zu Pferde sind), macht sie rege und treibt sie gegen den Balbahn, die andere aber verbirgt sich in der Grube unter und hinter dem Schirm, nicht weit von dem Balbahn, und sitzt ganz stille. Wenn die andere sie rege gemacht hat, so werden sie bey dem Balbahn herunterfallen und recht gut zu schießen seyn.

Diese Art, die Birkhähne zu schießen, ist besonders in Kurland, Liefland und Lithauen üblich und wird hauptsächlich im April oder zur Falzzeit vorgenommen.

Die Woguliſchen Bauern in Sibirien machen auf folgende Art eine Falle zum Birkhuhnfang. Es werden zwey schräge Wände von über einander liegenden Birkenstangen, etwa drey Spannen hoch und anderthalb Klaftern lang, an einer offenen Stelle des Waldes befestigt. Von der Oefnung, welche man zwischen den Wänden rechts im Winkel läßt, werden abwärts zwey parallele Reihen Birkenstöcke von eben der Höhe, wie der vordere Zaun, eingeschlagen, in der Oefnung selbst aber zwey höhere, welche man oben durch ein Queerholz verbindet. Zwischen diesen zwey Reihen Pfähle wird ein aus drey oder mehr gespaltenen jungen Tannen verbundener Fallbalken eingepaßt, so daß er den ganzen Zwischenraum der Pfähle einnimmt und am vordern Ende mit einem Ringe von Bast oder Zweigen ver-

versehen ist. Wenn man die Falle aufstellt, so wird der Fallbalken an diesem Ringe mittelst eines langen Stocks, der die Stelle eines Hebels vertritt und schräge über das Queerholz der vordersten Pfähle zu liegen kommt, aufgehoben, das andere Ende des Hebels aber mittelst eines durch einen Faden damit verbundenen eingekerbten Hölzchens an ein mitten unter dem Fallbalken zwerch liegendes und bewegliches Queerholz befestigt, und durch den ganzen Gang unter dem Fallbalken, wie auch vor dem Eingange, werden allerley Beeren, welche die Schnee- oder Birkhühner lieben, zerstreut. Sobald ein solches oder mehrere unter den Fallbalken kommen und mit den Füßen die auf der Erde liegenden schrägen Stöckchen in Unordnung bringen, so geht das Kerbhölzchen von seinem Halter los, der Hebel schlägt in die Höhe und läßt den Fallbalken fallen, welcher also alles, was sich darunter befindet, erdrückt.

Die Kosaken fangen sie auf folgende Art. Auf einen Stab, der auf den Birken angebunden wird, befestigen sie ein breites Queerholz oder Bretchen; an jedem Ende werden Kornähren darauf gebunden und einige Zoll von jedem Ende wird ein Spriegel in Zirkelform auf das Bretchen befestigt, in welchem man eine Schlinge von Pferdehaaren aufstellt, die an das Bretchen geknüpft ist. Die Birkhühner setzen sich auf das Bretchen und können zu den Aehren nicht anders kommen, als wenn sie den Kopf durch den Spriegel und die Schlinge stecken; wenn sie sich also zurückziehen, so nehmen sie die Schlinge mit und bleiben, wenn sie fortfliegen wollen, mit dem Kopfe darin hängen.

Die

Die Wetscheräken in Sibirien haben eine gar sonderbare Art, die Birkhühner im Winter zu fangen. Es werden in den offenen Wäldern eine gewisse Anzahl Stangen horizontal auf gabelförmige Pfähle gelegt. Statt des Köders hängt man kleine Bündel Getraide daneben und nicht weit davon setzt man gewisse spitzige, aus Weidenzweigen geflochtene Körbe von kegelförmiger Gestalt mit dem breitesten Ende zu oben. In der Oefnung ist ein kleines Rad angebracht, durch welches eine Achse so gesteckt ist, daß es sich leicht umdreht, bey der geringsten Rührung eine oder die andere Seite niederfallen läßt und sich wieder in seine Lage setzt. Die Birkhühner werden bald durch das Getraide an den horizontalen Pfählen herbeygelockt, springen zuerst darauf und nach einer kurzen Mahlzeit auf die Körbe, und versuchen es, sich auf die Spitze zu setzen; das Rad fällt auf die Seite und sie in die Falle, welche man oft halb voll findet.

Nutzen.

Das Fleisch ist sehr schmackhaft, aber, wenn es nicht ganz jung ist, hart und zähe; daher muß es in Essig gebeizt und geklopft werden.

In Finnland dient das Birkhuhn dem gemeinen Manne zum Wetterpropheten; denn wenn es im Winter, so wie der Grünspecht, zu den Dörfern kommt, so bedeutet es stürmisches Wetter.

Man will auch bemerkt haben, daß wenn es sich auf die Gipfel der Bäume oder auf ihre neuen Schößlinge setzt, dieß gutes Wetter, schlechtes aber andeute, wenn man es auf

auf den untersten Zweigen sitzend und niedergeduckt antrift.

Auch durch seine Insectennahrung wird es nützlich.

Schaden.

Da es die Knospen verschiedener Bäume frißt, so wird es auch gewissermaßen schädlich, besonders den jungen Fichten und Lerchenbäumen.

Anhang.

Das Bastardwaldhuhn *).

Tetrao hybridus. *Linné* Fauna suec. n. 201.

The spurious Grous. *Pennant* Arct. Zool. II. p. 314. B.

Tetrao hybridus. *Sparrmann* Mus. Carls. III. t. 15. Uebers. von Büffons Vögeln. V. S. 65.

Es heißt auch Auerbirkhuhn, Schnarchhuhn, After- oder Bastardauerhuhn. In den Schwedischen, Finnländischen und Schottländischen Wäldern kommt es zuweilen vor.

An Größe gleicht es der Auerhenne, und der Birkhahn ist der Vater und die Auerhenne die Mutter. Der Schwanz ist gabelförmig, aber nicht so stark als beym Birkhahn und der Unterleib ist weiß gefleckt. Der Kopf, die zwey rothen Flecken an den Seiten, der Schnabel, die Farbe des Halses und überhaupt die

*) Alte Ausgabe III. S. 497.

die Farbe im Ganzen genommen, ist wie beym Birkhahn; Füße und Beine, Dicke und Gestalt des Körpers wie beym Auerhahn *).

Es schreyt weder zur Falzzeit wie ein Auerhahn, noch wie ein Birkhahn, sondern plärrt sehr stark und gerade weg, doch mehr wie ein Auerhahn, und man findet es zur Falzzeit sowohl unter den Auerhühnern, als Birkhühnern. Es soll sich, wie viele Bastardarten, nicht fortpflanzen.

Wenn es wirklich keine eigene Art, sondern eine Bastardart ist, so wäre es doch der Mühe werth, daß die Jäger in denjenigen Gegenden von Deutschland, wo es besonders viele Auer- und Birkhühner giebt, darauf achteten, ob diese Ausartung auch bey uns angetroffen werde. Da die Auerhennen sehr geil sind, so tritt sie wohl bisweilen ein Birkhahn.

Bis jetzt ist auf dem Thüringerwalde, wo doch die Auer- und Birkhühner nicht selten sind und auch neben einander wohnen, noch nichts von der Art bemerkt worden. Es fallen, wie unter allen Vögeln, auch zuweilen sehr große Birkhähne aus; sollte es wohl, wie ich in der Note schon vermuthete, eine solche Abänderung seyn?

Herr

*) Wenn man diesen Vogel in Sparrmanns Museo Carlsoniano ohne Namen ansieht, so muß man ihn für einen Birkhahn halten, so sehr gleicht er ihm in allem. Ich würde daher sagen, daß es eine große Varietät des Birkhahns sey, wobey die kleinen Abweichungen in den Federn nichts ausmachen. Man hat auch noch niemals das weibliche Geschlecht von diesem Vogel angetroffen — allemal das männliche — in Gesellschaft der Auer- oder Birkhühner.

Herr Beseke in seinen Beyträgen zur N. G. Kurlands S. 69. hat diesen Vogel auch in Kurland angetroffen. Wenn es also keine Varietät ist, so muß er wirklich eine verschiedene Art ausmachen; denn ich sehe gar nicht ein, welche Noth diese Vögel, besonders in jenen Gegenden, wo beyde Arten so häufig sind, antreiben soll, sich so zu verpaaren. Bey wilden Vögeln ist ja dieß ein äußerst seltner Fall und alsdann müßten sich auch die verschiedenen paarenden Arten wenigstens einander in der Größe ähnlich seyn, welches aber hier der Fall nicht ist.

Herr Beseke sagt, mein Exemplar hat die Gestalt eines Birkhahns, nur ist es noch ein Mal so groß. In der glänzendschwarzen Farbe ist es dem Birkhahne ganz ähnlich, nur unterscheidet es sich von diesem theils durch den fächerförmigen, Auerhahnartigen Schwanz, theils durch die schwarzgefleckten untern Deckfedern des Schwanzes, die beym Birkhahne ganz weiß sind. Hierzu kommt noch, daß der Birkhahn eine Art eines kleinen weißen Spiegels und weißliche Kiele in den Schwungfedern hat, welche an dem Rockelhanar (so nennt man in Schweden diese Vögel) fehlen. Uebrigens ist diese Bastardart durch die Mittelhaltung zwischen Auerhuhn und Birkhuhn in Größe sowohl als Gestalt nicht zu verkennen.

(186) 3. Das schwarzkehlige Waldhuhn (Haselhuhn) *).

(Taf. XVIII.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Haselgeflügel, Haselwildpret, Rothhuhn und Jerpe.

Männchen: Haselhahn; Weibchen: Haselhenne, Haselhinkel.

Tetrao Bonasia. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 753. n. 9.

Gelinotte. *Buffon* des Ois. II. p. 133. t. 7. Ed. de Deuxp. III. 244. t. 5. Uebers. von Martini V. 62. mit 2 Fig.

Hazel-Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 744. n. 12. Meine Uebers. IV. 707.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 312.

Frisch Vögel. Taf. 112. Weibchen.

Meyers Thiere. II. Taf. 89. mit dem Gerippe.

v. Wildungens Neujahrsgeschenk 1796. S. 83. Taf. 4. Männchen und Weibchen.

Deutsche Ornithologie. Heft X. Taf. 5. Männch. Taf. 6. Weibchen.

Naumanns Vögel. I. S. 88. Taf. 20. Fig. 39. Männchen.

Donndorf a. a. O. S. 103. n. 9.

Kennzeichen der Art.

Die Schwanzfedern sind grau mit schwarzen Punkten und einer schwarzen Binde, die beyden mittlern ausgenommen,

*) Alte Ausgabe III. S. 500. n. (164) 3.

nommen, besetzt; das Männchen hat eine schwarze, weiß eingefaßte Kehle, und das Weibchen eine hellrostgelbe, dunkelbraun gefleckte.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Seine Länge beträgt einen Fuß, drey Zoll, der Schwanz fünf Zoll und die Weite der ausgebreiteten Flügel fast zwey Fuß *). Die gefalteten Flügel bedecken kaum den vierten Theil des Schwanzes.

Der Schnabel ist kurz, kaum neun Linien lang, an der Spitze des Oberkiefers stark übergekrümmt und an den Seiten stark übergeschlagen, schwarz, unten an der Wurzel gelblich; die rundlichen Nasenlöcher sind so wie die Schnabelwurzel bis an dieselben dicht befiedert und also unsichtbar; der Augenstern nußbraun; die Füße zwey Zoll hoch, fast halb befiedert, vorne geschuppt, an den Seiten und hinten netzförmig; die Zehen an den Seiten ausgezackt, scharf bewafnet, klar geschuppt, die Schuppen an den Füßen und Zehen, so wie die Krallen, schmuzig hellbraun und gelblich gezeichnet; die Mittelzehe einen Zoll, acht Linien, und die hintere acht Linien lang.

Der Oberkopf, Oberhals und Oberrücken sind rostfarben mit schönen schwarzen Wellenlinien und röthlich aschgrauen Säumen; der Mittelrücken, Unterrücken und die mittelmäßigen Deckfedern des Schwanzes hellaschgrau und rostfarben gemischt mit dunkelbraunen Spritzungen und schmalen dunkelbraunen ungleichen Queerlinien, und in der

Mitte

*) P. M. Länge 13 Zoll; Breite 21 Zoll.

Mitte jeder Feder auch mit einem dergleichen Längsstreif; über den Augen ist ein hochrother warziger Fleck und hinter demselben ein weißer Strich bis in den Nacken; die Wangen sind rostroth; die Kehle schwarz mit einer weißen bandförmigen Einfassung, die sich von der Stirn anfängt; der Unter- und Seitenhals und die Seiten der Brust rothbraun mit schwarzbraunen Wellenlinien und Flecken und großen einzelnen weißen Endsäumen; die Mitte der Brust, des Bauchs und die mittelmäßigen untern Deckfedern des Schwanzes weiß mit großen halbmondförmigen schwarzbraunen Flecken, wodurch diese Theile wie geschuppt werden; die Seitenfedern rostbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt; die Schenkelfedern rostgrau; die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel schwarz und rostfarbig gefleckt, allenthalben dunkelbraun bespritzt und einzeln mit großen weißen Punkten, die längs dem Rücken der Flügel herab in einer Reihe stehen, besetzt; die kurzen, einwärts gebogenen Schwungfedern dunkelbraun, die mittlern an der äußern Fahne und an den Spitzen hell rostfarben gefleckt, die hintern an der äußern Fahne und an der Spitze mit röthlichen Flecken, die dunkelbraun bespritzt sind, und die vier letzten wie die Deckfedern; die Deckfedern der Unterflügel dunkelbraun mit röthlichweißen Flecken; die Achselfedern weiß mit einzelnen dunkelbraunen Querstreifen; der Schwanz, der aus sechszehn Federn besteht, ist zugerundet, etwas erhaben gebogen, die beyden mittlern Federn wie die Deckfedern des Schwanzes, die übrigen hellaschgrau, unregelmäßig dunkelbraun gestreift, gestrichelt und klar gefleckt, vor dem Ende mit einer breiten schwarzen Binde, und an den Spitzen weiß.

Das

Das Weibchen ist etwas kleiner; der kahle Augenfleck kleiner und blässer; der Oberleib dunkler und stärker schwarz gefleckt; die Kehle statt schwarz hellrostgelb und dunkelbraun gefleckt, und ohne weiße Einfassung; die Wangen dünner und kastanienbraun mit schwarzen Strichen; der Unterhals hellrostfarben und schwarzbraun gefleckt; die weiße Farbe des Bauchs unreiner; die Schulterfedern und Deckfedern der Flügel rothbrauner und die weißen Flecken auf denselben gelblich; die untern Deckfedern des Schwanzes rostfarben mit dunkelbraunen Queerlinien und weißen Spitzen; die vordern Schwungfedern auf der äußern Fahne mit röthlichweißen Kanten.

Merkwürdige Eigenschaften.

Die Haselhühner sind scheu, wild, liegen stets verborgen, fliegen niedrig, geschwind, obgleich mit Anstrengung und großem Geräusch, laufen sehr schnell, fürchten die Raubvögel gar sehr, und sitzen daher stets, mit einem Auge in die Höhe gerichtet, auf den niedrigsten Zweigen der Bäume.

Sie spielen mit den etwas längern Scheitelfedern, die sie wie eine Feldlerche in die Höhe sträuben können.

Ihre Lockstimme ist ein zischendes starkes Pfeifen, womit sie sich einander ihre Gegenwart zu erkennen geben.

Sie sind sehr schwer zu zähmen, bekommen Weizen und Gerste zu fressen, sterben aber mehrentheils in kurzer Zeit, wenn sie nicht frey herumlaufen können.

Verbreitung und Aufenthalt.

Alle gebirgigen Waldungen von Europa bis Lappland hinauf haben diesen Vogel aufzuweisen. Im tiefen Thüringerwalde ist er nicht selten.

Die dichten Tannen- und Fichtengehege im tiefen und hohen Gebirge, wo Haselnußstauden und Birken wachsen, machen ihren Lieblingsaufenthalt aus. Sie kommen daher selten in die Vor- und Feldhölzer.

Sie bleiben Sommer und Winter an ihrem Wohnorte, ziehen nicht weg, sondern streichen nur im Herbste in Menge und im Winter einzeln von einem Berge zum andern. Wenn man im October in der Abend- und Morgendämmerung in dem tiefen Gebirge des Thüringerwaldes reiset, so sieht und hört man ganze Züge, ob sie gleich nicht zusammen, sondern weitläuftig hinter und neben einander fliegen, von Berg zu Berg streichen.

Außer dieser allgemeinen Versammlungszeit leben sie, sogar als Gatten, getrennt und einsam.

Nahrung.

Sie bedienen sich fast einerley Nahrungsmittel mit den Auer- und Birkhühnern, doch lieben sie die Beeren noch mehr. Im Sommer fressen sie allerhand Gewürme und Insecten, Heidelbeeren, Preiselbeeren, Bromm- und Himbeeren, im Herbste Vogelbeeren, rothe Holunderbeeren, und im Winter Birken- und Haselkätzchen und Knospen, Wachholderbeeren, Spitzen von Heidekraut, von Fichten, Wachholdern u. d. gl.

Fort-

Fortpflanzung.

In der letzten Hälfte des Märzes und der ersten des Aprils ist ihre Falzzeit *).

Die Gatten locken sich einander durch ein starkes Pfeifen und das Männchen verläßt sein Weibchen gleich nach der Begattung wieder, ob es gleich dasselbe und seinen alten Platz, wo es dasselbe gefunden, alle Jahre wieder aufsucht, und also aller Wahrscheinlichkeit nach in Monogamie lebt.

Die Henne verbirgt ihr Nest, das mit vielem Genist umlegt ist, nicht sowohl zur Fütterung, als zur Bedeckung der Eyer, wenn sie aufsteht, unter dichtes Gebüsch oder Heide- und Farrenkraut und legt zehn bis sechszehn hellrostfarbige und dunkler gefleckte Eyer, die in drey Wochen ausgebrütet werden.

Die Jungen, auch die männlichen, sehen bis nach der ersten Mauser dem Weibchen ähnlich und bleiben bis zum Winter bey der Henne, alsdann vereinzeln sie sich nach und nach und bilden im März wiederum neue Familien.

Feinde.

Viele Arten von Raubvögeln und Raubthieren lauern ihnen auf, vorzüglich den Hennen und der Brut, so lange sie sich auf der Erde aufhalten müssen.

Lüchse, Füchse, Baummarder, Wieseln, Uhu, Adler und Falken sind ihre Feinde.

Die

*) Nicht im October und November.

Die Bedeckung der Eyer hilft ihnen gewöhnlich nicht viel, und sie müssen, wo ihnen Füchse nahe wohnen, gewöhnlich zwey Mal brüten.

Wenn sie nicht so viele Feinde hätten, so müßten sie, ihrer starken Vermehrung halber, außerordentlich zahlreich, wenigstens in Thüringen, seyn.

Jagd und Fang.

Die Haselhühner, die zur niedern Jagd gehören, werden im Frühling und Herbst gefangen und geschossen.

Man lockt sie zum Schuß durch Pfeifen herbey. Die Pfeifen, deren man sich dazu bedient, sind von zweyerley Art.

Die erste entsteht, wenn man die Knötchen oder Auswüchse, die auf dem Buchenlaube durch den Stich eines Insects entstehen, vom Blatte so ablöst, daß sie ganz bleiben und die Schärfe nicht verlieren. Dieses hohle Knötchen faßt man unten bey der flachen Hand zwischen dem Zeige- und Mittelfinger, setzt die Knöchel von den Fingern an den Mund und pfeift auf das Knötchen zu, worauf ein, dem Locken der Haselhühner ähnlicher, Ton entsteht. Im Herbst bedient man sich der frischen, im Frühjahre aber der eingesammelten gedörrten Knötchen.

Nicht allein im Frühling zur Falzzeit wendet man dieses Mittel an, sie in der Morgen- und Abendstunde zum Schuß an sich zu locken, sondern auch im Herbst, wenn sie in Gesellschaft (der Kette oder Volke) liegen. Man geht alsdann an den Ort, wo sie sich aufhalten, und stöbert sie aus einander, setzt sich mit seinem Knötchen an einen verbor-

borgenen Ort und pfeift, alsdann kommen sie, besonders die Jungen, setzen sich in der Nähe auf die Bäume und können so leicht erlegt werden.

Man macht aber auch zweytens Pfeifen zu diesem Gebrauche aus groben, an beyden Enden glatt geschnittenen Gänseknochen, oder von Röhren aus den Hasenläuften. Wenn man diese oben bis auf die Hälfte mit einem Finger zuhält und darauf pfeift, so geben sie einen eben so lauten und scharfen Ton von sich, wie die Haselhühner zu rufen pflegen.

Man kann sie auch im Herbst in Steckgarnen, die wie bey den Rebhühnern gemacht sind, fangen.

Hierbey hat man weiter nichts nöthig, als daß man ihren Stand bemerkt, sie durch Hunde oder Schüsse aufzustöbern sucht, und die Steckgarne, wie bey den Rebhühnern, an diesen Ort hinstellt. Wenn sie sich alsdann wieder zusammenrufen und zusammenlaufen, so fangen sie sich.

Wenn man sie lebendig haben will, so macht man im Haselgebüsche, wo sie ihrer Nahrung nachgehen, hin und her Steige, kehrt das Laub mit einem Dornbesen weg, besteckt den Ort mit vielen Netzen, die man so hin und her stellt, daß sie gleichsam Dreyecke und Winkel machen. Wenn die Haselhühner dahin kommen, laufen sie auf den ebenen Wegen fort, gerathen in die Netze, verwirren sich in den Winkeln und fangen sich.

In der Schneuß fängt man im Herbst die mehresten, vorzüglich wenn man große krumme Bügeldohnen

 macht,

macht, viel Vogelbeeren vorhängt, und wo man sie bemerkt, die Wege gerade, licht und rein hält.

Nutzen.

Man giebt gewöhnlich ihr Fleisch für das gesundeste, zarteste, weißeste und schmackhafteste unter allem Geflügel aus, und es soll besonders delikat seyn, wenn man es vorher in halb Wein und halb Weinessig baizt. Unter dem wilden Geflügel ist es unstreitig das vorzüglichste *).

Die Alten brauchten Fleisch, Federn und Magen zu Menschen- und Thierarzneyen.

Schaden.

Ihr Schaden, den sie ihrer Nahrung halber an Bäumen und Stauden thun, ist für gar nichts zu rechnen **).

Varietäten.

Herr Beseke beschreibt in seinen Beyträgen zur N. G. der Vögel Kurlands S. 70. eine Varietät, die ich

das bunte Haselhuhn (T. B. varia)

nennen möchte.

Es ist weißröthlichgrau mit dunklern, fuchsrothen, muscheligen Flecken, in eben der Zeichnung, wie beym gemeinen Haselhuhne. Die Weibchen sind eben so fuchsroth, wie

*) Daher wahrscheinlich der lateinische Name Bonasia: bona assa, guter Braten.

**) Der Aberglaube ließ sonst den Hähnen Eyer legen, aus welchen die Basilisken, wenn sie von Kröten ausgebrütet waren, schlüpften.

wie beym Haselhuhne. Was beym Haselhuhne schwarz ist, das ist hier weiß; was dort braun ist, ist hier weißröthlich. Man gab es Herrn Beseke für eine Bastardart von einem Hasel- und Rebhuhne an, wovon er aber den Grund nicht einsieht; denn es hatte nicht die geringste Spur von einem Rebhuhne, aber alle Kennzeichen des Haselhuhns *).

4. Das haasenfüßige Waldhuhn (Schneehuhn) **).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Weißes Birkhuhn, Haselhuhn oder Rebhuhn, Steinhuhn, Rypen, Weißhuhn, wildes Rebhuhn, weißes Morasthuhn, Europäisches Schneehuhn, der Schneehaase, weil seine Beine den Haasenfüßen wegen ihrer Rauhigkeit gleichen; Ptarmigan.

Tetrao Lagopus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 749. n. 4.

Lagopede. *Buffon* des Ois. II. p. 264. t. 9. Ed. de Deuxp. III. 277. t. 6. Uebers. von Martini V. S. 101.

The Ptarmigan Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 741. n. 10. Meine Uebers. IV. S. 703.

Frisch Vögel. Taf. 110. und 111. im Winterkleide, auf Taf. 111. wie sichs gerade verfärbt.

v. Wildungens Taschenbuch 1800. S. 59. Taf. V. Männchen im Sommer- und Winterkleide; Weibchen im Sommerkleide.

Goeze

*) S. auch unten No. 6. und 7.

**) Alte Ausgabe III. S. 508. n. 4.

Goeze Europ. Fauna V. 2. S. 318.

Donndorf a. a. O. S. 95.

Kennzeichen der Art.

Mit schwarzen Zügeln und schwarzen Schwanzfedern, die weiße Spitzen haben; die Füße bis auf die Fußsohlen mit wolligen Federn bedeckt; die schwarzen Nägel schaufelförmig (zum Graben und Kratzen im Schnee).

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Das Schneehuhn hat die Größe einer Ringeltaube und das Ansehen und die Gestalt des Haselhuhns. Seine Länge ist sechszehn und die Breite vier und zwanzig Zoll *). Der Schwanz ist vier Zoll lang und die Flügel reichen bis fast an seine Mitte. Das Gewicht ist vierzehn bis zwanzig Unzen.

Der Schnabel ist neun Linien lang und schwarz oder schwarzblau; die Füße sind bis auf die Fußsohlen mit haarigen Federn bedeckt; die mittlere Zehe einen und drey Viertel Zoll und die hintere einen halben Zoll lang und ist unter den befiederten Füßen ganz versteckt; die breiten, scharfen Nägel sind schwarz.

Ueber den Augen ist ein scharlachrother warziger Fleck, in Gestalt der Augenbraunen; vor dem Schnabel bis zu den Augen laufen schwarze Zügel; Kopf, Hals, Rücken, Schultern und einige von den Deckfedern der Flügel sind mit schmalen, schwarzen, aschgrauen und rostfarbigen, etwas weiß untermischten Strichen besetzt; die Flügel, der Bauch,

*) P. Ms. Länge 19 Zoll; Breite 21 Zoll.

Bauch, After und die langen Deckfedern des Schwanzes weiß; die Schäfte der sieben ersten Schwungfedern schwarz, von den vierzehn Schwanzfedern die äußersten schwarz, die mittlern aschgrau, schwarz gefleckt und mit weißen Spitzen; die Schenkel und Füße stark und weiß.

Am Männchen hat die rostbraune Farbe die Oberhand, ausgenommen auf dem Kopfe und am Halse, wo die Federn stark aschgrau gemischt sind mit schwarzen und weißen Queerstreifen.

Im Winter verändert es im hohen Norden seine Farben und wird weiß, bis auf die schwarzen Zügel und Schwanzfedern; allein in dem südlichen Europa, namentlich im Salzburgischen und Wirtembergischen, ändert es seine Farbe fast gar nicht und bekommt nur etwas mehr weiße Flecken *).

Das Weibchen ist fast wie die Birkhenne gefärbt, im Sommer am Ober- und Vorderleibe rostfarben und weiß mit schönen schwarzen schlangenförmigen Queerstreifen besetzt, aber die schwarzen Zügel fehlen entweder ganz, oder sind kaum sichtbar. Auch dieß wird im Winter, aber bloß im Norden, weiß.

Verbreitung und Aufenthalt.

Diese Vögel wohnen in den nördlichen Ländern der alten Welt, in Lappland, Island, Norwegen,

*) S. Wildungen a. a. O. Es findet hier gerade das Statt, was wir beym großen Wiesel (Mustela erminea) bemerken, wo auch nur im kalten Norden die rothe Sommerfarbe sich in Weiß verwandelt.

wegen, Schweden, Rußland, auch in Grönland, gehen auch weiter herab, sogar bis nach Italien, suchen aber alsdann nur die höchsten Schneegebirge auf. In England trift man sie in den nördlichen und den gebirgigen Gegenden, z. B. in Wales, an. In Steiermark, Tyrol und Kärnthen sind sie nicht selten; nach andern Gegenden Deutschlands kommen sie nur im Winter zuweilen. Doch sind sie in den Salzburgischen Gebirgen, wie mir ein Augenzeuge, der mehrere Jahre dieselben mit der Flinte bestiegen hat, bestätigt, auch nicht ungewöhnlich. Eben so findet man sie in den Wirtembergischen Gebirgen.

Sie halten sich gewöhnlich auf den höchsten Gipfeln der Berge auf, ausgenommen in Rußland, wo sie ohne Unterschied Wälder, Gebirge, Ebenen und Moräste bewohnen.

Sie leben gesellschaftlich in Ketten von 15 bis 20 Stück beysammen, haben einen schnellen Gang, aber einen schweren Flug, scheuen das blendende Sonnenlicht und den Wind, graben aber keine tiefen Höhlen, wie die Füchse, in den Schnee, wie man sonst wohl behauptete. Wenn sich ihnen ein Mensch nähert, so bleiben sie unbeweglich sitzen, und glauben, er werde sie in ihren weißen Federn vor dem gleichgefärbten Schnee nicht erkennen. Allein sie irren sich gewöhnlich, denn ihre Farbe, die oft die Weiße des Schnees übertrift, verräth sie das meiste Mal. Sie sind sonst in Deutschland sehr scheu und wild.

Im Norden aber sollen sie, wie man sagt, aus angebohrner Dummheit die Gegenwart der Menschen nicht scheuen,

scheuen, und um sie zu greifen, soll oft weiter nichts nöthig seyn, als ihnen Brod vorzuhalten oder einen Hut vor sie hinzuwerfen, den sie vielleicht, wie die Rebhühner, für einen Raubvogel ansehen, und alsdann Schlingen über sie zu schleudern oder sie mit Ruthen von hinten todt zu schlagen. Man versichert sogar, sie unterständen sich nicht, über eine Reihe Steine zu springen, die man, ungefähr wie die erste Grundlage zu einer Mauer, neben einander hingesetzt hat, und giengen beständig zwischen diesem Bollwerke hin bis zu den vorgestellten Netzen oder Schlingen.

Sie sollen nach Einigen dem Hohngelächter ähnliche Töne von sich hören lassen, nach Andern wie Hirsche schreyen. Nach Herrn von Wildungen hat ihre Stimme mit dem Gelächter eines Kindes Aehnlichkeit.

Nahrung.

Sie leben von den Kätzchen, Blättern und jungen Schößlingen der Fichten, Lerchenbäume, Birken, Aspen und Saalweiden, des Heidekrauts, der Heidelbeersträucher und anderer Bergpflanzen, und vermuthlich hat davon ihr Fleisch seine angenehme Bitterkeit. Weiter genießen sie auch Beeren von verschiedener Art und Insecten.

Fortpflanzung.

Die Falzzeit ist im April und May. Die Hennen legen ihre sechs bis zehn röthliche, schwarz gefleckte Eyer in der Mitte des Junius auf die bloße Erde oder den kahlen Fels.

Jung und alt ist aber äußerst schwer zu zähmen (und man hat nur ein Paar Exempel), weil zu ihrem Leben eine

ganz

ganz besondere reine und verfeinerte Luft nöthig ist. Man muß ihnen dann Ameiseneyer, Weizen, Lerchennadeln, Hühnerdarmkraut, feinen Gebirgssand und täglich frisches Wasser geben. Wild bleiben sie aber immer und vermehren sich auch in der Gefangenschaft nicht.

Feinde.

Außer verschiedenen Raubthieren und Raubvögeln kann man noch die sogenannten Schneehuhnläuse, die man auf ihnen antrift, zu ihren Feinden rechnen. In den Eingeweiden hausen Rundwürmer (Ascaris lagopodis).

Jagd und Fang.

Sie können leicht im Fluge mit Schießgewehr getödtet werden, weil sie zwar schnell laufen, aber schwerfällig, fast wie ein Fasan, fliegen. Sie streichen gewöhnlich einige hundert Schritte weit gerade fort und fallen in einen Baum oder Strauch, in welchem man sie nicht leicht wieder findet. Sie pflegen den zweyten Schuß nicht gern abzuhalten. Die Tyroler und Salzburger Gemsenjäger schießen die meisten im Herbst und Frühling. Im Norden wirft man sie mit Steinen todt, und man sagt, daß der Hahn, wenn seine Henne getödtet ist, den Körper derselben sehr ungern verlasse.

Die Isländer und Grönländer fangen sie bey tiefem Schnee in Schlingen, welche an einer langen Leine hangen, die zwey Männer halten. Sie halten sie von einem Felsen herab den dummen Schneehühnern vor, diese stecken ihren Hals hinein, wollen fortfliegen und bleiben hängen.

Nutzen.

Nutzen.

Ihr Fleisch schmeckt vortreflich und hat im Geschmacke etwas ähnliches mit dem Haasenwildpret. Von Jungen soll es ein leckerer Braten seyn. In Island, Norwegen und Grönland wird es für eine Delikatesse gehalten.

Die Grönländer essen sie entweder zubereitet, oder halb faul, oder roh mit Robbenspecke. Die Eingeweide, besonders diejenigen, welche dem Rumpfe am nächsten liegen, werden, frisch ausgenommen, für einen großen Leckerbissen gehalten. Sie vermischen auch das Inwendige mit frischem Thranöle und mit Beeren, welche Delikatesse bey diesem Volke sehr häufig genossen wird.

Die Häute geben für die Grönländer ein warmes gutes Hemd und die Federn werden inwendig auf dem bloßen Leibe getragen. Ihre Weiber machten sich sonst aus den schwarzen Schwanzfedern einen Kopfputz und überhaupt waren sonst die Federn dieses Vogels ein wichtiger Handelsartikel bey den nördlichsten Völkern.

Die Eyer sind auch sehr schmackhaft.

? 5. Das weiße Waldhuhn *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Dieser Vogel hat alle Namen mit dem sogenannten Schneehuhn (No. 4.) gemein. Einige behaupten, es sey ein altes Schneehuhn im Winterkleide. Andere sprechen, es sey verschieden und streiche vielleicht nur

*) Alte Ausgabe III. S. 515. n. 5.

nur als ein bloß nördlicher Vogel zuweilen in die nördlichen Provinzen Deutschlands. Die Geschichte dieses Vogels ist noch nicht aufs Reine. Ich gebe sie, wie ich sie in Schriften finde und von meinen Freunden mitgetheilt bekommen habe.

Tetrao albus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 750. n. 23.

Lagopede de la Baye d'Hudson. *Buffon* des Ois. II. 276. t. 9. Ed. de Deuxp. III. 290. Uebers. von Martini V. 115. mit Abbild.

White Grous. *Pennant* Arct. Zool. II. p. 308. n. 183. Uebers. von Zimmermann II. S. 288. n. 99. Titelkupfer.

White Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 743. n. 11. Meine Uebers. IV. 706.

Seligmanns Vögel III. Taf. 39.

Donndorf a. a. O. S. 99. n. 23.

Kennzeichen der Art.

Mit Beinen und Zehen, die dicke und lange weiche weiße Federn haben, und einem Schwanz, woran die mittlern Federn weiß und die übrigen dunkelbraun mit weißen Spitzen sind.

Beschreibung.

Die Länge des weißen Schneehuhns beträgt achtzehn und die Breite fünf und zwanzig und einen halben Zoll *). Das Gewicht ist vier und zwanzig Unzen. Es ist also größer als das vorhergehende Schneehuhn.

Der

*) Par. Ms. Länge 16¾ Zoll; Breite 23 Zoll.

Der Schnabel ist schwarz; die Klauen sind sehr breit, flach und zum Graben eingerichtet.

Die scharlachrothen Augenbraunen sind beym Männchen sehr groß, beym Weibchen aber nicht so sichtbar.

Kopf, Hals und Hintertheil des Rückens, die obern Deckfedern des Schwanzes und der Schultern sind tief orangegelb mit vielen dunkelbraunen Queerstreifen und großen weißen Flecken; der Bauch und die mit haarförmigen Pflaumfedern besetzten Füße weiß; die Schwungfedern weiß; die Schwanzfedern schwärzlich oder dunkelbraun mit weißen Spitzen, die mittlern ausgenommen, welche ganz weiß sind. Die Schäfte der Kielfedern schwarz.

Dieß ist die Sommertracht dieser Vögel.

Im Winter verwandelt sich diese Farbe ins Weiße, oder eigentlicher, sie mausern sich und bekommen weiße Federn. Zum Schutz gegen die Kälte ist jede Feder doppelt, die Flügel und Schwanzfedern ausgenommen. Die Dunenfeder sproßt aus der Wurzel jeder Feder hervor. Zu Ende des Februars kommen die Sommerfedern zuerst am Rumpfe in Gestalt brauner Stoppeln, als die ersten Keime ihres Sommerkleides, hervor; und dann wird jede Feder, der Jahrszeit angemessen, nur einfach.

Merkwürdige Eigenschaften.

Die Fürsehung hat dadurch für ihre Sicherheit sehr weislich gesorgt, daß sie ihre Farben ändern, und vom Schnee, auf welchem sie liegen, nicht unterschieden werden können, da ihnen von Adlern, Eulen und andern Raubvögeln so sehr nachgestellt wird. Sie scharren unter dem

Schnee,

Schnee und machen unter demselben große Gänge, in welchen sie sich des Nachts verbergen. Alle Morgen fliegen sie gerade aufwärts in die Luft, um den Schnee von ihren Flügeln abzuschütteln, und rufen einander mit einem lauten abgebrochenen Tone zu.

Aufenthalt.

Man findet diese Vögel rund um die Erde innerhalb und außerhalb des arktischen Kreises, in Amerika bis Neuland herunter, in Norwegen, in ganz Sibirien, auf den Schweizerischen und Deutschen Alpen, und auch nach Pommern verfliegen sie sich zuweilen. In den Salzburgischen Alpen sollen sie sich bloß in derjenigen Gegend aufhalten, wo sie dem Schnee oder den Geltschern nahe sind.

Nahrung.

Ihre Nahrung sind Gebirgs- und Waldbeeren, Knospen und Blätter von Bäumen und Sträuchern, in Lappland die Knospen der Zwergbirke *), und in Grönland die Krähenbeeren **). Im Norden begeben sie sich im Winter an die Küsten, wo ihnen der Wind den Schnee von den Felsen wehet und ihre Nahrung finden läßt; in andern Gegenden aber versammeln sie sich im October in Schaaren zu zweyhunderten und gehen nach den Ebenen herab. Wenn sie fressen, so geschieht es in Pausen, zwischen welchen sie sich einander zurufen.

Fort-

*) Betula nana. L.

**) Empetrum nigrum.

Fortpflanzung.

Sie machen ihre Nester auf die Erde und legen neun bis eilf schwarz bepuderte Eyer. Die mehresten Nester findet man an den Küsten.

Sie sind überhaupt, besonders aber in gelinden Tagen, so zahm, wie die Küchelchen, zuweilen sind sie aber auch wild; wenn man sie aber umhertreibt oder mit Pulver anschießt, so werden sie durch ihren kurzen Flug so müde, daß sie bald nahe an sich kommen lassen. Zuweilen ahmen die Jäger, wenn sie sehen, daß sie weit fliegen, die Stimme eines Raubvogels nach, welches sie so erschreckt, daß sie sich sogleich niedersetzen. Wenn das Weibchen getödtet ist, so kann man das Männchen kaum von dem todten Körper seiner Gattin wegbringen.

Fang.

Gewöhnlich werden sie in Netzen gefangen. Diese bestehen aus Bindfaden, halten zwanzig Fuß ins Gevierte, sind an vier Pfählen befestigt und werden vorne in senkrechter Richtung mit Stangen unterstützt. An dieser Stütze ist eine lange Leine befestigt, welche jemand in einer gewissen Entfernung verborgen hält. Mehrere Leute müssen die Vögel unter das Netz treiben, welches dann niedergezogen wird und oft auf einen Zug funfzig bis siebenzig bedeckt.

Die Lappländer bauen eine Hecke aus Birkenzweigen, lassen kleine Oefnungen in gewissen Abständen und hängen in jede eine Schlinge hinein; die Vögel kommen und fressen die Knospen oder grünen Schaalen der Birken, und wenn sie durch die Oefnungen gehen wollen, bleiben sie hängen.

Nutzen.

Sie sind ein vortrefliches Essen.

Im Winter werden sie in Norwegen zu Tausenden gefangen und nach Bergen, auch nach Stockholm, zu Markte gebracht, halb geröstet in Fässer gepackt und in andere Länder verfahren.

Varietäten.

Es giebt auch eine kleinere Varietät (T. rupestris. *Gmelin Lin.* l. c. p. 751. n. 24.). Diese bewohnt vorzüglich die höchsten Berge und heißt in Norwegen Berghuhn; die größere aber sucht die Waldungen auf und wird Waldhuhn genannt.

Scopoli giebt noch zwey Arten Waldhühner in seinen Bemerkungen aus der Naturgeschichte, wo er meist lauter Crainische Vögel beschreibt, an; allein da kein Vaterland dabey angegeben ist, so kann ich doch nicht mit völliger Gewißheit sagen, ob es Deutsche Vögel sind.

Sind sie inländisch, so ist wahrscheinlich der erste (No. 6.) weiter nichts als ein Haselhuhn, dessen Haut beym Ausstopfen so erweitert worden, daß es die Größe des Birkhuhns erreicht hat, welches leicht möglich ist; und der andere (No. 7.) ist ein junges Haselhuhn.

Sie heißen:

? 6. Das

? 6. Das bunte Waldhuhn *).

Tetrao Nemesianus. *Scopoli* Ann. hist. nat. I. 118. n. 171. Uebers. von Günther I. S. 141. *Gmelin* *Lin.* l. c. p. 748. n. 21.

The Nemesian Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 735. n. 4. Meine Uebers. IV. S. 700.

Kennzeichen der Art.

Der Körper ist schwarz und fuchsroth gefleckt, der Schwanz fuchsroth mit schwarzer Spitze und schwarzen Flecken.

Beschreibung.

Es hat die Größe des Birkhahns. Die vordern Schwungfedern sind graubraun und an der äußern Fahne stehen röthliche Flecken; die kürzern Schwungfedern haben weiße Spitzen. Das Männchen hat unten am Halse schwarze Queerflecken und der fuchsrothe Unterleib ist schwarzfleckig. Bey dem Weibchen aber sind der Hals, die Backen und die Brust fuchsroth und ohne Flecken.

? 7. Das Mayen-Waldhuhn oder kleine bunte Waldhuhn **).

Tetrao betulinus. *Scopoli* Ann. hist. nat. I. p. 119. n. 5. Uebers. von Günther I. S. 141.

The Birch-Grous. *Latham* Synops. II. 2. p. 735. n. 5. Meine Uebers. IV. S. 700.

Kenn-

*) Alte Ausgabe III. S. 517. n. 6.

**) Alte Ausgabe. III. S. 518. n. 7.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist schwarz mit braunrothen Querflecken, der Steiß weiß mit schwarzen Binden.

Beschreibung.

Der Körper ist braunroth und schwarzbunt; die Brust graulich; Schnabel und Füße sind schwarz und die rothen Augenbraunen fehlen.

Acht und dreyßigste Gattung.

Feldhuhn. Perdix.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist kurz, stark und gebogen.

Ueber den Augen ist keine nackte warzige Haut, aber bey manchen befinden sich viele kleine warzige Auswüchse um dieselben.

Die Nasenlöcher sind mit einem hervorstehenden häutigen Rande bedeckt.

Die Füße sind unbefiedert und bey verschiedenen mit einem Sporn versehen.

Der Schwanz ist kurz und niedergebogen.

Diese Vögel halten sich in Feldern auf, nähren sich daher vorzüglich von Getraide, Sämereyen, andern Pflanzenstoffen, von Insecten und Würmern, und pflanzen sich paarweise fort.

(187) 1. Das gemeine Feldhuhn (Rebhuhn) *).

Perdix cinerea, *Latham.*

Namen, Schriften und Abbildungen.

Feldhuhn, gemeines und graues Rebhuhn, Räbhuhn, Repphuhn, Rufhuhn, Wild- und Berghuhn.

Tetrao perdix. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 757. n. 13.

Perdrix grise. *Buffon* des Ois. II. 401. Ed. de Deuxp. IV. 125. t. 5. Uebers. von Martini VI. 12. mit einer Figur.

Common Partridge. *Latham* Synops. II. 2. p. 762. n. 8. Meine Uebers. IV. S. 721. n. 8.

Frisch Vögel. Taf. 114. Männchen.

Meyers Thiere II. 25. Taf. 88. mit dem Gerippe.

Goeze Europ. Fauna V. 2. S. 326.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 242.

Naumanns Vögel I. S. 11. Taf. 3. Fig. 3. Männch.

Donndorf a. a. O. S. 113. n. 13.

Kennzeichen der Art.

Unter den Augen liegt der bloße warzige Fleck und der Schwanz ist gelbroth; Männchen: auf den Flügeldeckfedern rothbraun gefleckt; unter der Brust ein großer hufeisenförmiger kastanienbrauner Fleck; Weibchen: auf den Flügeldeckfedern schwarzbraun gefleckt; unter der Brust nur einige kastanienbraune Flecken, oder in der Jugend gar keine.

*) Alte Ausgabe III. S. 527. n. (165) 9.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Es sind starke Vögel mit vielem Fleische und wenig Federn. Ihre Länge beträgt vierzehn Zoll, davon der Schwanz drey Zoll hält, und die Breite der Flügel ist ein und zwanzig und einen halben Zoll *).

Der Schnabel ist kurz, etwas übergekrümmt, mehr zugespitzt als bey andern Vögeln dieser Gattung, die Wachtel ausgenommen, zehn Linien lang, bläulich, ins Olivenbraune fallend; die geschuppten Beine sind zwey Zoll hoch und graulich fleischfarben, und das Männchen hat überdieß noch einen stumpfen, doch wenig merklichen Sporn; unter den rothbraunen Augen ist ein hochrother warziger kahler Streif, der sich bis hinter die Augen herumzieht und hier ein spitziges Dreyeck bildet. Die Mittelzehe ist einen Zoll, acht Linien lang, und die hintern fünf Linien; die Zehen sind dunkler als die Beine und die zur Seite zugeschärften Nägel hornbraun.

Die Stirn, ein Streif, der sich von derselben an über die Augen weg bis in den Nacken zieht, und die Kehle sind schön braunroth; über der braunrothen Stirn und dem Augenstreif läuft ein aschgrauer hin bis in den Nacken; der Scheitel ist olivenbraun mit feinen gelblichweißen einzelnen Längsstrichen, die eine schwarze fein getüpfelte Einfassung haben; die Schläfe, der Hinter- und Vorderhals bis zur Hälfte der Brust sind schön aschgrau mit den feinsten schwarzen Wellenlinien, die man nur in der Nähe erkennt; der Hin-

*) Par. Ms. Länge 12 Zoll, 8 Linien; Breite 18 Zoll, 6 Linien.

Hinterhals ist auch etwas rostgelb gemischt; der Rücken hat eine aschgrau und goldgelb gemischte Grundfarbe mit feinen schwarzen Queerlinien und einigen stärkern schwarzbraunen; der Steiß und die langen obern Deckfedern des Schwanzes, die bis zur Schwanzspitze reichen, haben eben die Farbe, aber einzelne breite kastanienbraune Streifen, unter der Brust steht ein schön kastanienbrauner Fleck (Schild) in Gestalt eines Hufeisens, die Aushöhlung nach unten zu; die Seiten sind hellaschgrau mit feinen schwarzen Queerlinien und einzelnen großen rothbraunen Queerbinden; die Mitte des Bauchs ist weiß, schwärzlich bespritzt, der After röthlich weiß; die Schenkelfedern inwendig röthlich weiß, auswendig rothgrau, schwarz gesprengt und weiß gestreift; die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern rostgrau, jede Feder mit einem schönen gelblichweißen Längsstreif, der eine schwarz gezeichnete Einfassung hat, mit feinen schwarzen Queerlinien und einem großen rothbraunen Fleck auf der innern Fahne; die Schwungfedern sichelförmig eingebogen, die vordern dunkelbraun mit rostgelben Queerbändern, die hintern eben so, aber noch überdieß dunkelbraun bespritzt; die Deckfedern der Unterflügel und die Achselfedern weiß; von den achtzehn Schwanzfedern die sieben äußern braunroth mit rostgelben schwarz bespritzten Spitzen, die vier mittlern wie die Deckfedern des Schwanzes.

Das Weibchen ist im Ganzen dunkler als das Männchen; der rostbraune Scheitel hat viele eyrunde weißgelbe Sprenkeln, der Hinterhals und ganze Oberleib bis zu den Deckfedern des Schwanzes ist rostgelb mit großen und kleinen schwarzen und dunkelaschbraunen Queerstreifen; die

Deck-

Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern haben statt der großen rothbraunen Flecken schwarzbraune; das kastanienbraune Hufeisen an der Brust besteht nur aus einzelnen dergleichen Flecken; zuweilen fehlt auch dieses Brustschild ganz; der Warzenfleck unter und hinter den Augen ist auch etwas kleiner und so wie der Schwanz heller. Wenn man beyde Gatten im Frühjahre und Sommer fliegen sieht, so kann man gleich an der hellern Farbe des ausgebreiteten Schwanzes sehen, welches das Weibchen ist.

Verschiedenheiten.

Es fallen zuweilen

1. grauweiße oder ganz weiße Rebhühner (Perdix cin. alba. Perdrix grise blanche), wie bey andern Vögeln, aus, die rothe Augen haben. Sie sind gewöhnlich gelblich weiß und haben eine grauliche Schattirung von der dunklern Zeichnung der gemeinen. Frisch Vögel. Taf. 115.

2. Bunte (Perdix cin. varia), die z. B. einen weißen Kopf oder weiße Flügel und Schwanz, oder neben ihrer ordentlichen Farbe andere weiße Theile haben.

Von dieser Varietät beschreibt auch Latham in seiner allgemeinen Uebersicht der Vögel noch einen schönen Vogel. Der Oberkopf war braun mit gelbrothen Flecken; Augenkreis, Kinn und Kehle waren gelbroth; der Vorderhals und die Brust aschgrau, fein schwarz gesprenkelt; auf der Brust das Hufeisenfleck; der Bauch und After gelblich weiß; die obern Theile fast wie die am gemeinen Rebhuhne, aber schöner gefleckt.

3. Das

3. Das Rebhuhn mit dem Halsbande (Perdix cinerea torquata). Es ist entweder ganz so gestaltet, wie ein gemeines Rebhuhn, und hat nur ein breites weißes Halsband, oder es ist folgendermaßen gezeichnet.

Latham beschreibt es. Der Kopf und die Hälfte des Halses ist bräunlich aschgrau mit schwarzen Strichen, und um den Hals läuft ein weißes Halsband; der Unterleib ist gänzlich weiß; die Kopfplatte ist gerade wie beym gemeinen Rebhuhne, nur blässer.

4. Das Bergrebhuhn *) (Perdix cin. montana. Tetrao montanus. *Gmelin Lin.* l. c. p. 788. n. 33. La Perdrix de montagne. *Buff.*.

Wenn es gegründet wäre, daß dieß Rebhuhn, dem man eigentlich das mittlere Deutschland zum Vaterlande giebt, in Heerden von funfzig bis siebenzig Stück angetroffen würde, so würde man es mit Recht zu einer eignen Art machen können. Allein dieß ist sehr unwahrscheinlich; denn alsdann müßte es bekannter und mehr beobachtet worden seyn, als es ist. Und in der That wird es auch allenthalben in Deutschland nur sehr einzeln und selten angetroffen; und zwar deswegen, weil es nichts anders als eine

Va-

*) Frisch, der davon in seiner Vorstellung der Vögel Deutschlands Taf. 114. B. eine schöne Abbildung liefert, und diesen Vogel zuerst und vielleicht allein nach dem Leben beschrieben und gestochen hat, sagt: Dieß Feldhuhn ist seltner in unsern Gegenden, als das vorhergehende (gemeine) und ist bey Anclam geschossen worden. Es wird flugweise angetroffen, da zuweilen 50 bis 70 Stück sich bey einander befinden. Es ist noch in keinem Autore beschrieben. Die Farbe am Kopfe, Schnabel und Klauen ist dem Rebhuhne vollkommen gleich.

Varietät oder vielmehr ein sehr altes Männchen des gemeinen Rebhuhns ist, dessen grauer Kopf und Hals die rothbraune oder gelbrothe Farbe der Kehle angenommen hat, so wie zuweilen die Wachteln an diesen Theilen die schwarze oder schwarzbraune Farbe ihrer Kehle erhalten und an dessen Unterleibe die Farbe des so zarten Hufeisens sich über Unterhals, Brust, Oberbauch und Seiten verbreitet hat. Ich habe deren mehrere, aber allezeit unter den gemeinen Rebhühnern angetroffen, und noch im Winter 1794, wo es vor dem Thüringerwalde so außerordentlich viel Rebhühner gab, wurde eins den 4ten Jänner auf der Jagd geschossen, aber auch so sehr mit Hasenschrot zerschmettert, daß es zum Ausstopfen ganz untauglich war. Es war nur etwas heller, als es gewöhnlich beschrieben wird, und der Unterleib hatte in dem Kastanienbraunen eigne weiße Flecken. Vielleicht, wenn es noch ein Jahr gelebt hätte, würde es so dunkel geworden seyn, wie diese Vögel gewöhnlich angegeben werden.

Seine Gestalt und Größe ist natürlich die des gemeinen Rebhuhns und obgleich Einige den Schnabel und die Füße als roth beschreiben, so ist dieß doch wohl nichts weiter, als ein Versehen, und der Schnabel ist allezeit grau und die Füße sind grauroth *).

Kopf und Oberhals sind gelb oder braunroth; Ober- und Unterleib kastanienbraun, dunkelbraun gefleckt, zuweilen an der Brust mit sehr breiten Flecken; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißen Schäften und dergleichen oder braun gesprenkelter Einfassung; der Unterbauch, After

*) So giebt auch Brisson die Farbe des Schnabels und der Füße an.

After und die Schenkel weiß; Schwungfedern und Schwanz dunkelbraun, weiß eingefaßt.

Man sieht auf dem ganzen Vogel die hellen Zeichnungen der Federn ausgedrückt, wodurch es also völlig ausgemacht ist, daß der Vogel keine eigne Art, sondern nur eine Varietät eines gemeinen Feldhuhns ist.

Zergliederung.

1. Der Kropf ist im Verhältniß kleiner als bey andern hühnerartigen Vögeln.

2. Der Magen ist sehr stark und muskulös und immer mit vielem Sand oder Kies angefüllt.

3. Der Darmkanal ist $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und die beyden Blinddärme jeder 5 bis 6 Zoll.

Merkwürdige Eigenschaften.

Wegen ihres schweren Körpers fliegen sie, obgleich schnell, doch nicht viel und hoch, ziehen dabey mehrentheils gerade aus; bewegen die Flügel selten und fallen höchstens nach etlichen hundert Schritten wieder nieder. Besser können sie laufen, halten dabey den Hals in die Höhe gereckt und nicken mit dem Kopfe. Sie sind scheu und furchtsam und suchen sich vor ihrem Feinde, wenn sie ihn von weitem durch ihr Gesicht oder durch ihren feinen Geruch bemerken, entweder durch die Geschwindigkeit ihrer Füße im Gebüsche oder durch ihre Flügel zu retten. Das Männchen ruft das Weibchen und seine Familie, wenn sie sich hat trennen müssen, durch ein lautes Geschrey: Girrläh!

zu

zu sich *). Man hört diese Stimme besonders im Frühjahre zur Zeit der Paarung des Abends und Morgens, im freyen Felde, und es ist der gewöhnliche Morgengruß des Männchens zu allen Jahrszeiten, wenn die Familie erwacht; und da es sehr weit erschallet, so begrüßen sich auch mehrere Familien auf diese Art. Das Weibchen schreyt kürzer und abgebrochener Gärl! und braucht seine Stimme vorzüglich, um die Jungen, die sich zerstreut haben, wieder zu sammeln, und in der Noth.

Sie lassen sich leicht zähmen **), und ob sie kein höheres Alter als sechszehn Jahr erreichen, wie man vorgiebt, ist ungewiß.

Verbreitung und Aufenthalt.

Die Rebhühner, welche in Deutschland allgemein bekannt sind, lieben vorzüglich die gemäßigten Himmelsstriche und vermeiden sorgfältig die heißesten und kältesten Länder, daher man sie in Afrika und Lappland nicht antrift. Im Norden findet man sie bis Schweden, in allen gemäßigten Theilen von Rußland und Sibirien, selbst jenseit des Baikals. In Persien sind sie am schönsten.

Sie

*) Es soll nach den Alten wie das Geräusch einer Säge klingen (etwa, wenn man sie schärft), daher die Fabeldichter den Erfinder derselben in ein Rebhuhn verwandeln ließen. *Ovidii* Metamorph. Lib. VIII.

**) Willughby erzählt uns (in seiner Ornith. S. 167.) davon eine artige Anekdote. Ein gewisser Mann aus Sussex hatte eine Heerde Rebhühner nach und nach so zahm gemacht, daß er sie ganz frey mit gewachsenen Flügeln vor sich hin nach London treiben konnte und dadurch eine deshalb angestellte Wette gewann.

Sie gehören unter die Stand- (bleibende) Vögel, die, so lange die Brütezeit dauert, paarweise, alsdann aber familienweise leben.

Ihrer Nahrung halber lieben sie das freye Feld und zwar solche Orte, wo Feldbüsche, Feld- oder Vorhölzer, Gärten und bewachsene Flußufer in der Nähe sind, in und unter welchen sie am Tage Schutz suchen; denn des Nachts schlafen sie sicherer vor ihren Feinden im Felde.

Den Ort, wo sie keine Verfolgungen auszustehen haben, verlassen sie nicht leicht, und man trift sie daher gewöhnlich am Tage unter demselben Busche und des Nachts an demselben freyen Platze an.

In der Heckzeit leben Männchen und Weibchen und nach derselben die ganze Familie unzertrennlich beysammen; und wenn es im Winter sehr kalt ist, so kriechen sie unter und auf dem Schnee dicht in einander, um sich zu erwärmen. Wenn es stark schneyet, lassen sie sich zuschneyen, liegen auf diese Art oft halbe Tage lang unsichtbar unter dem Schnee verborgen und befinden sich darunter so wohl, daß sie nur der Hunger und die Gefahr dringen kann, sich unter dieser warmen Decke hervorzuarbeiten. In dieser Jahrszeit ist es auch, wo sie am Tage nicht nur die Feldhölzer dem flachen Felde vorziehen, sondern vorzüglich auch die Vorhölzer, weil diese ihnen nicht nur Schutz vor Sturm und Wetter, sondern auch das meiste Mal Unterhalt verschaffen.

Nahrung.

Sie nähren sich im Sommer vorzüglich von Insecten, Ameisen, Heuschrecken, kleinen Käfern, Fliegen, Maden,

von

von allerhand Gesäme, Getraide, vorzüglich Weizen und Gerste, von Buchweizen, Hirsen, Erbsen und Wicken, grünen Gras- und Kräuterspitzen und von Kohl- und Kraut-blättern, im Winter aber von grüner Saat, Raps- und Rübsaat und von Kleeblättern, die sie unter dem Schnee hervorscharren, auch von bloßem Spitzgrase, wo möglich aber von Wachholderbeeren, deren Büsche sie deshalb sorgfältig aufsuchen.

Wenn in dieser Jahrszeit der Schnee zu hoch und lange liegt und besonders eine Eisrinde bekommen hat, daß sie nicht zur grünen Saat oder zu den Klee- und Grasspitzen gelangen können und auch die warmen grün bewachsenen Quellen zugefroren sind, so stirbt oft eine ganze Gegend vor Hunger aus, welches man fälschlich der großen Kälte Schuld giebt. Zu ihrer Verdauung bedürfen sie vielen Kies.

Gezähmt fressen sie Getraide, besonders Weizen, Salat, Kopfkraut, Brod und andere Speisen, verlangen aber vielen Sand, nicht allein zur Verdauung, sondern auch zum Baden. Das Kopfkraut fressen sie so gern, daß zwölf Stück in einer Nacht drey große Krautköpfe aufzehren können.

Fortpflanzung.

Sobald im März der Schnee weg ist, fangen sie an, sich zu paaren, welches man an dem unaufhörlichen Locken des Nachts erkennt. Die Männchen kommen dabey oft sehr hitzig an einander und kämpfen so lange, bis der Schwächere weicht und dem Stärkern das Weibchen überläßt.

Sie

Sie leben in Monogamie und bis an ihren Tod von der ersten Begattung an unzertrennlich bey einander, und lieben sich nicht nur unter einander, sondern auch ihre Jungen mit der größten Zärtlichkeit und Treue.

Das Weibchen brütet im May oder Junius ohne ein künstliches Nest in einer bloß natürlichen oder mit den Füßen aufgekratzten Vertiefung, die nur mit etlichen in der Nähe liegenden Gras- und Strohhalmen oder Blättern belegt und mit einigen Federn, die es sich, wie die Hühner, von der Brust rupft, ausgefüttert ist, zwölf bis zwey und zwanzig schmuziggraue grünliche, oder eigentlich braungrünliche, an der einen Seite sehr stumpfe und an der andern sehr zugespitzte Eyer *), in drey Wochen aus. Dieß geschieht entweder im Getraide oder in Wiesen, oder unter einem dichten Feldgebüsche, oder im Walde im Moos, oder in einem alten Strunke zwischen dem abgefallenen Laube. Das Männchen ist, ob es gleich nicht brütet, beständig in der Nähe, und bewacht das Nest vorzüglich, wenn das Weibchen, um zu fressen, aufsteigt. Wenn das Frühjahr gut ist, so trift man die ersten Jungen am Ende des Mayes und Anfang des Junius an, obgleich die Alten schon im Februar gepaart gewesen sind, denn es geht nach der ersten Betretung ein ganzer Monat hin, ehe das Weibchen anfängt zu legen. Gewöhnlich sieht man daher auch erst in der Mitte des Junius oder Anfang des Julius Junge.

Die

*) Man giebt die Anzahl sonst geringer an, allein im Sommer 1794 fand ich ein Nest mit 22 Eyern. Ich konnte das Weibchen streicheln, so eifrig war es auf sein Brütegeschäft. Man sagt sogar, sie legten ihrer 25 auf ein Mal.

Die wolligen Jungen, die, wenn sie noch Wolle haben, auf dem Scheitel rostbraun, übrigens aber gelb, am Kopfe schwarzbraun gefleckt sind, und über dem Rücken zwey schwarzbraune Streifen haben, laufen sogleich, wenn sie aus dem Ey schlüpfen, und zuweilen noch mit anklebender Schaale mit den Aeltern davon, und beyde Gatten hudern sie, wenn und so lange es nöthig ist.

Diese leiten sie denn auch so lange, bis sie wieder neue Familien bilden können. Man nennt eine solche Brut, die man immer beysammen antrift, ein Volk (Kette, Schaar, auch Compagnie) Rebhühner.

So lange die Jungen noch klein sind und nicht fliegen können, geht der Familienvater beständig voran, benachrichtigt sie durch eine Warnungsstimme vor jeder Gefahr, daß sie sich in Büschen und Klüften verbergen können *), und die Mutter, die sie führt, verläßt sie alsdann nur, wenn die Gefahr am größten ist **). Sie verbirgt sie auch, so

*) Ich traf einmal gerade eine Heerde kaum ausgekrochener Jungen an, wie sie aus einem Gartenzaune kamen. Da ich ihnen zu nahe war, konnten sie sich nicht weiter verbergen, als daß sie in eine tiefe Fahrgeleise hüpften und da auf- und abliefen. Ich nahm ein Paar Haselreiser und steckte sie hin; im Augenblick waren sie alle da unter und ich fieng sie mit einem Griff alle 15. Die Mutter lief unterdessen ängstlich um mich in der Hecke herum und war außer sich vor Freude, da ich sie ihr wieder gab.

**) Eine Hauptursache, warum man jetzt so häufig über ihre Verminderung klagt, ist wohl der immer weiter sich verbreitende Kleebau. Hier werden nämlich, weil sie gern im Klee nisten, durch das öftere Abmähen desselben ihre Bruten immer zerstört.

so wie das Männchen *), vor Kälte und schlechter Witterung, wie die Haushenne, unter ihre Flügel. Sobald sie aber fliegen können, suchen sie sich durch die Flucht zu retten; werden sie hierbey getrennt, so lockt sie das Männchen des Abends alle zusammen und fliegt mit ihnen zu dem Weibchen, das durch einige zärtliche Töne den Ort seines Aufenthalts bemerklich gemacht hat.

Diese vorzügliche Liebe und Fürsorge ist ihnen unter allen wilden Hühnerarten allein eigen.

Erst im dritten Monate bekommen die Jungen lange zum Fliegen geschickte Flügel und den rothen kahlen Fleck an den Augen. Sie haben anfangs grüngelbe Füße, die nach und nach im Winter fleischfarben graulich werden, und einen dunkelbraunen Schnabel.

Wenn man im October und November Rebhühner schießt, so kann man die Jungen an den hellern Schnäbeln und Beinen erkennen.

Die Jungen fressen Ameiseneyer, Ameisenpuppen, kleine Insecten, Gewürme und Grasspitzen.

Sie lassen sich leicht zähmen und wenn man den Weibchen die Flügel beschneidet und sie in einen Garten setzt, wohin keine Hunde und Katzen kommen, so locken sie wilde Männchen herbey, nisten daselbst, und man kann sie in kleine grüne Hüttchen, die man in einem Winkel desselben anlegt und mit Fallthürchen versieht, des Abends, wie die

*) Dieß ist eine Eigenheit, die wohl nur dem Rebhuhnmännchen allein zukommt; denn der Haushahn thut es nicht einmal.

die zahmen Hühner, eintreiben, und dadurch vor dem Marder, Uhu rc. bewahren.

Zu diesem Behufe sucht man Nester auf, nimmt die Eyer heraus und legt sie einer Haushenne unter, die deren vier und zwanzig ausbrüten kann und sie alsdann wie ihre eigenen Küchlein führet und zusammenlockt.

Von den jungen Weibchen läßt man im folgenden März eins oder mehrere, wenn der Garten groß ist, mit abgeschnittenen Flügeln laufen. Der Garten muß aber mit Bretern verschlagen und oben herum mit Dornen vor den Katzen verwahret werden. In etlichen Tagen wird ein, oder, wenn es mehrere Hennen sind, mehrere Hähne da seyn und sich nicht von den Weibchen trennen lassen, und wenn man sie des Tags zwanzig Mal fortjagte. Wenn sie so den März hindurch aus- und eingeflogen sind und die Weibchen zu treten angefangen haben, so fängt man diese zu Anfang des Aprils, reißt ihnen alle Stumpfe der abgeschnittenen Federn einen nach dem andern aus und läßt sie wieder in den Garten hinlaufen. Der Hahn setzt seine Versuche nach wie vor fort und wenn die Henne zu Anfange des Mayes flugfähig ist, so folgt sie ihm aufs Feld. Von der Zeit an wird man sie den ganzen Sommer über selten oder gar nicht mehr im Garten sehen, besonders wenn dieser sehr klein ist. Im Herbst aber werden sie wieder erscheinen, und wenn es nicht eher seyn sollte, bis im November, oder wenn der erste Schnee fallt. Man körret sie alsdann mit je zuweilen ausgeworfenem Weizen an. Sie werden auch nicht allein kommen, sondern ihre ganze Nachkommenschaft, eine ganze Schaar Junge, mitbringen, die man alsdann nach Belieben einfangen kann.

Haben

Haben sie das erste Jahr keine Jungen aufgebracht, da es nicht selten geschieht, daß ihre Brut von Raubthieren und Raubvögeln vernichtet wird, so darf man sie nur, ohne sie zu fangen, füttern, und sie werden das folgende Jahr ihr Kostgeld bezahlen.

Wenn man von solchen eingefangenen jungen Hennen das kommende Jahr wieder zwey oder drey fliegen läßt, so werden sich auch im Herbst mehr Familien einstellen, die sich alsdann nicht leiden wollen, weswegen man Anstalt trift, eine nach der andern für die Küche wegzufangen.

Ein solcher Garten oder Verschlag ist viereckig und groß genug, wenn er zehn Schritt lang und zehn Schritt breit ist. Man baut in demselben in eine Ecke ein Hüttchen von ungefähr drey Ellen Länge und anderthalb Ellen Breite, das aber nicht höher seyn darf, als daß ein Rebhuhn aufrecht darin stehen kann. In dasselbe geht ein Thürchen, das man nach Gefallen aufziehen oder niederlassen kann; durch dasselbe treibt man die Henne des Nachts in das Hüttchen, um sie vor den Nachstellungen der Eulen und Marder rc. zu sichern. Man macht es aber um deswillen so niedrig, damit, wenn der wilde Hahn etwa auch ein Mal mit hineinlief, er sich den Kopf nicht einstoße, welches aber geschehen würde, wenn es auch nur einen Fuß hoch wäre. In ein solches Hüttchen lassen sich auch die Jungen treiben und fangen. Man darf auch die Henne nicht eher, als wenn es ganz dunkel ist, hineintreiben, und wenn man ein Licht dazu nehmen sollte; sehr früh muß sie wieder herausgelassen werden, damit sie die Gesellschaft des Hahnes lange und oft genug genießen kann. Den ganzen

März und April hindurch darf im Garten kein Gebüsch aufkommen, sonst versteckt sie sich dahinter und läßt sich nicht eintreiben. Sie braucht auch jetzt keinen Hinterhalt, denn vor den Raubvögeln kann sie sich sogleich in das Hüttchen verkriechen, in welches man ohnehin auch ihr Futter und Wassergeschirr setzt, damit sie sich immer in der Gegend desselben aufhält. Vor dasselbe schüttet man etwas Wassersand, in welchem sich diese Vögel gern baden.

Sobald zu Anfange des Mayes die Henne den Garten verlassen hat, so besäet man ihn, damit die Familie im Herbst Stoppeln und etwas grüne Weizensaat antreffe; und ein Jäger, der nur einigermaßen mit den Rebhühnern umzugehen weiß, wird sie dessen ungeachtet in das Hüttchen zu treiben oder sonst zu fangen verstehen.

Es geschieht auch nicht selten — und dann fast alle Mal, wenn der Garten nicht weit vom Felde liegt — daß die Familie nicht bis im späten Herbst außer dem Garten bleibt, sondern schon um Bartholomäi sich einfindet, und dann ist es gut, wenn sie, um sich zu verstecken, Getraide vorfindet. Wenn Henne und Hahn aber gar ausbleiben, weder um Bartholomäi, noch beym ersten Schnee sich einstellen, so ist es ein sicheres Zeichen, daß sie durch Raubthiere oder auf eine andere Art ihr Leben eingebüßt haben. Man muß daher darauf bedacht seyn, das kommende Frühjahr wieder eine neue Henne in den Garten setzen zu können.

Landedelleute, die immer gern Rebhühner für ihren Tisch zu haben wünschen, können die oben angegebene Methode, junge Fasane zu ziehen, auch auf die Rebhühner anwenden. Sie lassen sich nämlich von Schäfern und Hirten im

Früh-

Frühjahr eine gewisse Anzahl Rebhühnereyer bringen und legen sie den Gluckhennen, deren eine dreyßig bis vier und dreyßig bedecken kann, unter. Wenn sie ausgebrütet sind, blendet man die Henne ebenfalls, und trägt sie aufs Feld oder in den Garten und täglich mit ihren Jungen wieder nach Hause. Dieß wiederholt man drey Wochen und sie gewöhnen sich so an ihre Pflegmutter, daß sie auf das Geschrey der in der Nähe wohnenden Rebhühner gar nicht achten, sondern nur auf den Gluckton der Haushenne hören und sich unter ihr versammeln. Nach drey Wochen fressen sie Weizen, werden in einer Kammer alsdann gefüttert, und ihr Besitzer hat dadurch zu jeder Jahrszeit Rebhühner zum Abschlachten.

Da das Ameiseneyerfutter, wenn man sie nöselweise kaufen sollte, bey dieser Erziehungsart der Fasane und Rebhühner, etwas kostbar wäre, so thut man am besten, man bezahlt die Sammlung derselben taglohnweise; wozu sich gewiß immer arme Leute finden werden.

F e i n d e.

Unter allen Vögeln haben sie die mehresten Feinde; allein diesen Verlust hat die Natur doch wieder durch ihre große Vermehrung zu ersetzen gewußt. Auch kommt ihnen ihre Wachsamkeit sehr gut zu Statten.

Sie werden von allen Arten von Raubthieren und Raubvögeln, die ihnen nur nahe wohnen, verfolgt, von **Füchsen, Katzen, Iltissen, großen und kleinen Wieseln, von Falken, Habichten, Weihen, Sperbern, großen Krähen, Rabenkrähen und Elstern.**

Die Füchse wittern sie von weiten, schleichen ihnen hinter dem Winde nach und erhaschen sie oft noch durch einen Luftsprung. Um diesem listigen Feinde aber die Spur zu verleiten, hat sie die Natur gelehrt, den Ort, wo sie den Tag über herumgelaufen, zu verlassen, und zwar durch einen Flug, mit welchem sie sich in ihr Nachtlager stürzen, damit ihnen derselbe nicht auf der Spur nachkommen und sie überfallen kann.

Die Rabenkrähen tragen nicht nur im Sommer die Eyer weg, sondern fangen sie auch im Winter auf dem Schnee so geschickt, wie ein Raubvogel. Da ihnen auf diese Art oft die Brut verunglückt, so sind sie genöthigt, zum zweyten Mal sich zu begatten; daher die jungen Rebhühner in der Erndte, die noch nicht fliegen können, und die kleinen Gesellschaften. Im Winter sind sie hauptsächlich den Verfolgungen der Raubvögel ausgesetzt, und halten sich daher immer zu den Feldbüschen, unter welche sie bey drohender Gefahr flüchten können.

Aeußerlich findet man auch weißliche längliche Läuse auf ihnen und inwendig in ihren Eingeweiden Bandwürmer, Rundwürmer (Ascaris vesicularis), und den viermündigen Linienwurm *).

Jagd und Fang.

Jagd und Fang dieser Vögel, die zur niedern Jagd gehören, ist mancherley.

Gewöhn-

*) Goeze Eingeweidewürmer. S. 339. Taf. 22. A. Fig. 8—13.

Gewöhnlich schießt man sie vor einem Hühnerhunde (vorstehenden Hunde) *) und fängt sie in Haarschlingen (Laufdohnen), die man auf ihre Wege, die sie durch die Hecken und das Gebüsch fast ein Mal wie das andere Mal nehmen, stellt. Da aber hier alt und jung und Weibchen und Männchen, deren letztere es, wie bey den zahmen Hühnern, immer mehrere giebt, ohne Unterschied getödtet werden, so fängt man sie lieber in Netzen, deren es verschiedene Arten giebt, um die Alten wenigstens wieder loslassen zu können **). Hier sind die vorzüglichsten.

1. Das Hochgarn (weil es wie ein Taglerchengarn in die Höhe gestellt wird). Man kann es zu allen Jahrszeiten brauchen und es kommt alles darauf an, daß der Jäger den Flug (Fall) der Hühner kennt, um darnach das Netz sowohl in Ansehung der Gegend, als der hohen und tiefen Stellung und des Windes zu richten. Es ist nämlich bekannt, daß sie alle Morgen und alle Abend durch einerley Gegend fliegen, und wenn sie in der Dämmerung aufgejagt werden, niedrig, kaum Manns hoch, und des Nachts beym Mondschein, obgleich nicht weit, doch allezeit hoch fliegen. Nach diesen Beobachtungen wird allezeit das Netz aufgestellt und der Fang ist gewiß.

Die Hochgarne werden auf folgende Art verfertigt. Man fängt sie mit dreyhundert Maschen an; die Maschen können drey Zoll weit seyn. Zuerst strickt man drey Mal mit dünnem Bindfaden herum; alsdann strickt man mit gutem festem Zwirn fort, bis sie die Höhe von funfzehn Ellen

*) S. 1. Bd. S. 564.

**) S. auch 2. Bd. S. 175.

Ellen haben. Unten herum werden sie auch drey Mal mit dünnem Bindfaden durchgestrickt. Oben reihet man sie an einen starken Bindfaden und schleift von zehn zu zehn Maschen einen knöchernen oder messingenen Ring ein. Hierzu gehört nun eine Hauptleine, Fingers dick, woran das Garn mit den Ringen gereihet wird. Unten durch wird auch eine kleine Leine, welche nicht so stark als die obere seyn darf, gezogen.

Dieser Hochgarne kann man etliche Stücke haben.

Die Stellung derselben geschieht auf folgende Art.

Man nimmt zehn Ellen lange Stangen und stellt eine Wand von etlichen dieser Hochgarne an den schicklich gewählten Platz. Indessen müssen diese Hochgarne mit der untersten Leine auf zwey Ellen hoch vom Boden an den Stangen fest angebunden seyn, die Oberhauptleine aber neun Ellen hoch an den Stangen oben ankommen, so daß das Garn unten viel Busen giebt und neben der Unterleine hinunter noch auf dem Boden aufliegt. Es muß aber deswegen unten viel Busen haben, damit, wenn die Hühner einfliegen, und da sie, wie man leicht denken kann, schon ziemliche Stärke im Fluge haben und kurz hinter und neben einander herkommen, die vordersten mit dem Garne eine Ecke hinaus fliegen können, und daß, da es so weit hinausreicht, die hintersten auch schon in dem Garne sind und nicht sogleich wieder herausfliegen können.

Wenn die Garne gestellt sind, so gehen zwey bis drey Jäger ins Feld, suchen mit dem Hunde die Felder gegen die Garne zu ab, nehmen auch wohl (da es so noch besser geht) etliche Leute mit, daß sie in einer Linie neben einander, wie

im

im Treiben, gehen, damit sie die Hühner also nach den Garnen zu treiben. Fliegt nun ein Volk Hühner in die Garne hinein, so haben sich schon zwey oder drey Männer vorher dabey gelegt, um Acht zu geben. Diese laufen hierauf alsbald auf die Garne, heben die Stangen gleich heraus, werfen das Garn hurtig vollends über die Hühner her und lösen sie aus, geben auch den andern, welche treiben, ein Zeichen, daß sie so lange stille stehen bleiben, bis die Garne wieder gerichtet sind. Alsdann treiben jene wieder fort auf die Garne zu.

Es können mit diesen Garnen sehr viele Hühner gefangen werden, auch die allerscheuesten, die sonst in kein anderes Zeug eingehen wollen. Es ist auch eine kurze Arbeit und die Hühner bleiben besser und unverletzter, als in den Steckgarnen.

Der beste Fang ist gegen die Abendzeit und auch bey nebeligem Wetter. Obgleich die Netze etwas kostbarer als Steckgarne und Treibzeuge zu seyn scheinen, so bringen sie doch auch das ihrige reichlich ein, wo viele Hühner sind; und sind in manchen Gegenden die Hühner selten, so schaft man sich dieselben desto eher an, weil man damit allezeit etwas ausrichten kann, besonders wenn die Hühner stark beschossen sind.

2) Das Steckgarn. Dieß steckt man weitläuftig an demjenigen Ort auf, wo sie sich gewöhnlich niederlassen, und jagt sie durch einen Stöber- oder Hühnerhund auf, damit sie hineinlaufen, welches sie auch mit der größten Eile und Heftigkeit aus Furcht vor den nachfolgenden Hunden

den thun. Im Gebüsch, hohen Gras und Getraide geht dieser Fang am besten.

Man kann der Steckgarne zwanzig bis vier und zwanzig Stücke nehmen. Wenn man aber weitläufige Büsche hat, so muß man mehrere haben. Will man die Hühner damit fangen, so sucht man sie mit einem vorstehenden, oder auch nur mit einem Spionhunde auf. Stieben sie auf und fallen in einen Busch oder Rain, oder auch in Werder an den Flüssen und dergleichen, so steckt man die Garne dichte am Busche vor, wo man vermuthet, daß sie gerne wieder herauslaufen, und sie gehen dann von selbst in die Garne. Die Garne müssen auch rechtwinklich gesteckt werden, damit, wenn die Hühner etwa in die Winkel gerathen und wieder zurückprellen wollen, sie sich doch verirren und hineinkommen müssen. Sollten aber ja die Rebhühner, wie es wohl öfters zu geschehen pflegt, zu lange liegen bleiben, so ist das beste Mittel, daß man sie wieder sprenge und aus einander presche; und wollten sie nicht aus einander, so schießt man unter sie. Gleich darauf werden auch die Steckgarne zwischen durch gesteckt, da sie denn nicht lange liegen bleiben und sich wieder zusammenrufen.

Man kann sie auch mit einer dazu gemachten Pfeife oder Klutter von Birkenschaale (welche beyde so gemacht, aber etwas stärker sind, als diejenigen, welche man bey Drosseln und dergleichen Vögeln gebraucht) aufmuntern, daß sie zu rufen anfangen. Wenn sie einander rufen und zusammenlaufen wollen, so bleiben sie unterwegs in dem Steckgarne kleben; man kann alsdann bisweilen nach dem

Steck-

Steckgarne hingehen, und diejenigen, welche gefangen sind, auslösen.

Hat man erst die Alten, besonders das Weibchen, und setzt man es in einen hiezu von Leinewand gemachten Hühnersack, hängt diesen auch zwischen die Garne, so wird dieses durch sein Rufen die andern, die zu ihm gehören, gewiß herbeylocken und an eben die Stelle und in eben das Garn bringen, in welchem es sich selbst gefangen hat.

Man kann auch diese Steckgarne recht nützlich brauchen, wenn noch einzelne Aecker mit Früchten im Felde stehen; man steckt hier die Garne queer durch und treibt die Hühner mit Husten und dadurch, daß man rings um sich herum mit Sand und Erde wirft, in die Garne.

3) Das Glockengarn. Da sie sich im Sommer gern in Weinbergen oder jungen Schlägen, oder im Spätherbst und Winter auf dem freyen Felde in der jungen Saat aufhalten, so bemerkt man ihren Lieblingsort und bestreut ihn mit Weizen und Hanf, der aber gesotten seyn muß, um bey Regenwetter das Aufkeimen zu verhüten. Auch wird um den Platz, wenn es auf dem freyen Felde oder beym Schnee geschieht, eine schwarze Leine, die die Rebhühner nicht scheuen, gezogen, um die Krähen und andere Vögel abzuhalten, daß sie die Körrung nicht auffressen.

Einen solchen Platz läßt man ihnen etliche Mal ablesen; alsdann stellt man über denselben ein viereckiges Garn, welches in der Mitte so viel Busen hat, daß es über fünf Fuß in die Höhe gezogen werden kann und die vier Enden doch mit Haken niedergepflöckt bleiben. Mitten

im

im Garne muß ein eiserner Ring seyn, welcher über fünf Fuß an einem ziemlich dicken Stabe in die Höhe gezogen wird, so daß, wenn alle vier Ecken des Garns angeheftet sind, das aufgezogene Netz die Figur einer Glocke bekommt. Durch das Aufziehen entsteht in der Mitte aller vier Seiten eine Oefnung, durch welche die Rebhühner sehr bequem einlaufen können.

Nun giebt man ihnen abermals zu fressen und bindet eine Handvoll unausgedroschene Weizenähren an einen Faden, der oben an den Ring befestigt ist und an dem Stocke gerade herunterläuft. Findet man, daß sie auch die Weizenähren ausgefressen haben, so befestigt man den Ring oben nicht mehr, sondern legt ihn nur so locker hin, daß er, wenn sie an den Weizenähren zu picken anfangen, an den Stock herabläuft, das Garn mit sich nimmt, und also die ganze Schaar mit dem weitmaschigten Garne bedeckt und in dasselbe verwickelt wird.

Da aber zu diesem Fange nothwendig Windstille seyn muß, so hat man noch eine andere Art erfunden.

4) Die Steige. Hiezu braucht man ein grüngefärbtes Bret von der Größe eines mittelmäßigen viereckigen Tischblatts. Dieß wird auf vier Säulchen mit eisernen Spitzen so hoch aufgestellt, daß ein Rebhuhn bequem darunter stehen kann. Im Winter streut man Stroh oben darauf. Rings herum sind drätherne Fallthürchen, die sich einwärts leicht aufstoßen lassen, auf jeder Seite wenigstens sechs. Diese werden anfangs angebunden, damit die Hühner ungehindert durchlaufen und die sowohl außerhalb als innerhalb derselben liegenden Körner auffressen können.

Wenn

Wenn dieß etliche Mal geschehen ist, so läßt man die Thürchen zufallen; die Hühner, die zu den Körnern wollen, stoßen sie von selbst auf und schließen sich ein. Man fängt, wie leicht zu erachten, auf diese Art nicht wie bey dem Glockengarne die ganze Schaar auf ein Mal.

5) Man bedeckt sie auch des Nachts, wie die Lerchen, mit einem Deckgarne (Nachtgarne). Doch gelingt dieser Fang im Winter nicht, wenn der Schnee knittert.

6) Die Rebhühner werden ferner vor einem abgerichteten Falken (Stockfalken, Hühnerhabicht) *) sowohl gefangen, als auch geschossen. Diese Art von Rebhühnerfang ist wohl die angenehmste und dabey auch nicht umständlich. Wenn die Hühner in freyen Feldern liegen, so sucht man mit einem guten vorstehenden Hunde die Felder ab. Steht nun der Hund vor den Hühnern, so ruft man ihn ab, setzt den auf der Faust sitzenden Habicht von der Faust auf die Erde und geht um die Hühner herum, ruft den Vogel, indem er so steht, daß er gerade über die Hühner ziehen muß. Kommt er alsdann angezogen und zwar dicht über der Erde hin und setzt sich auf die Faust, so läßt man ihn etwas weniges kröpfen (fressen), setzt ihn wieder an die vorige Stelle und geht wieder um die Rebhühner herum, daß der Falke gleich über den Hühnern ist, ruft ihn, daß er hernach gerade über dieselben herzieht, und wenn man dieß zur Sicherheit noch ein Mal so macht, so drücken sich die Hühner vor ihrem Erbfeinde um desto fester und stiller an die Erde an.

Hierzu

*) S. B. 2. S. 725.

Hierzu hat man auch einen Tiraß nöthig, welcher spiegelig gestrickt und viel größer als ein Wachteltiraß seyn, auch noch halb so weite Maschen haben muß, mit feinen langen Leinen. Die Verfertigung des Tiraß wird unten bey der Wachtel beschrieben werden. Man läßt, wenn man auf diese Art Hühner fangen will, den Tiraß aus einander, und an jede Leine fasset ein Mann, zieht in der Geschwindigkeit über die Hühner und läßt den Tiraß mit den Leinen fahren, wenn er über die Hühner ist; die Jäger müssen aber auch sogleich hurtig ihre Röcke und Kleider ausziehen und auf die Hühner decken, weil sie sonst leicht, wenn ihrer viel darunter sind, den Tiraß aufheben, oder etliche starke ihn zusammenziehen, da sie zum Theil frey werden und davon fliegen.

Um gewiß zu wissen, wo die Hühner liegen, zieht man auch wohl mit dem Schilde *) oder einem Schießpferde von ferne herum, ob man die Hühner zu sehen bekommen könne. Man kann auch eine Stange von sechs bis acht Ellen nehmen, macht oben eine Krücke darauf und die Stange unten spitzig. Wenn man den Falken hat überfliegen lassen, so setzt man ihn auf die Krücke und stellt ihn über den Wind, daß ihn die Rebhühner sehen können und desto besser halten. Dabey ist noch zu merken, daß man gegen den Wind tirassiren muß; so hebt der Wind das Garn desto besser, es zieht sich leichter und rauscht nicht sehr.

Ferner wird dieses auch auf folgende Art gemacht. Wenn der Winter mit allzuvielem Schnee anhalten will,

darin

*) S. B. 2. S. 176.

darin die Hühner vielmals darauf gehen, so nimmt man den abgerichteten Falken und den Hühnertiraß und zieht aus auf die Felder. Wenn ihrer zwey zu Pferde sind, so geht es am besten mit dem Tirässiren von Statten, indem diese den Tiraß recht hoch führen können, so daß er weder in dem gefrornen Schnee, noch etwas gefrorner Erde hängen bleibe. Da man nun die Hühner auf dem Schnee im Felde sehr weit liegen sehen kann, so nimmt man den Vogel und läßt ihn zwey oder drey Mal über die Hühner herziehen, und tirassiret, wie schon erwähnt; man zieht auch gleich die Kleider aus und steigt vom Pferde, um sie darauf werfen zu können.

Auf diese Art kann man, wo Hühner sind, alle Tage etliche Ketten einfangen.

Auf die beschriebene Weise mit dem Tiraß fängt man die Hühner nur, wenn sie vollkommen stark sind. Denn zu jungen halb ausgewachsenen Hühnern kann man nur den Wachteln-Tiraß brauchen, welcher enger, als jener, seyn muß. Daß derselbe so weit in Maschen seyn soll, geschieht deswegen, weil ein weites Garn, nach Proportion, besser fängt, als ein enges. So ist er auch leichter, indem er auf dreyßig und mehr Ellen breit und fast eben so lang seyn muß, fliegt also besser und liegt so stark zu Boden, als ein enger, in welchem mehr feiner Bindfaden seyn muß; zumal, da auch viel mehr Knoten darein gehören, da hingegen der Wachteln-Tiraß nur von Zwirn und etwas über die Hälfte so groß zu seyn braucht.

Wenn unter die Hühner geschossen wird, so sind sie, besonders im freyen Felde, im Treibzeuge nicht zu fangen

Wenn

Wenn es Buschhühner sind, da läßt es sich noch bisweilen thun, wenn man das Zeug mit Reisig recht verstecken kann; daher ist der abgerichtete Falke recht gut. Wenn man nun dergleichen Hühner weiß, so giebt man seinem Vogel des Abends Gewölle *), und zieht alsdann aus. Ist kein Schnee, so muß man einen guten Hühnerhund haben, sucht mit demselben die Felder ab, hat aber jederzeit seinen Vogel bey der Hand, als wie zum Baizen, da man ihm die Langfessel mit dem Wirbel angebunden und bloß mit der Kurzfessel auf der Faust sitzen hat. Sobald man an dem Hunde bemerkt, daß er an Rebhühner kommt, so nähert man sich mit dem Vogel. Da sie aber nicht gerne vor dem Hunde halten wollen und aufstieben, so wirft man sogleich den Vogel davon, welcher sie alsdann in die nächsten Büsche oder Dornen-Raine, oder wo sie sich sonst zu verbergen suchen, hineintreiben wird, bisweilen auch wohl eins fängt **). Wenn sie nun in ihrem Hinterhalte sind, so liegen sie oft so fest, daß man den Hund kann anziehen lassen und sie werden so leicht nicht aufstieben, wenn man denselben nicht entspringen und sie herausssprengen läßt; da man denn eins nach dem andern herunterschießen kann. Sie stieben nicht gerne zugleich auf, sondern fürchten sich vor ihrem Feinde, dem Raubvogel. Stieben sie aber ja auf,

*) Was Gewölle sey, ist oben bey der Abrichtung des edeln Falken erklärt. B. 2. S. 860.

**) Da in Deutschland der Habicht gewöhnlich allein auf den Fang der Rebhühner abgerichtet wird, weil die andern Falken zu kostbar sind, so ist dieser Fang, wo der Habicht die aufgestöberten Feldhühner selbst fängt, einer der gewöhnlichsten.

auf, so schickt man den Vogel noch ein Mal hintendrein, damit sie aus einander kommen, so kann man sie alsdann mit dem Hunde suchen und nach und nach schießen.

Noch angenehmer ist es, wenn etwas Schnee fällt; alsdann sieht man sie recht weit liegen. Da die beschossenen Hühner zu der Zeit vollends nicht gerne halten, sondern wohl auf etliche hundert Schritte die Köpfe in die Höhe recken und fortgehen, so wirft man den Vogel daran, welcher sie bald in den Dornhecken oder Feldbüschen einschlägt. Alsdann kann man sie gut liegen sehen und einer sie im Sitzen, der andere im Fluge schießen.

Endlich

7) fängt man die Rebhühner auch noch in der Schneehaube.

Die Schneehaube wird also gemacht: Man strickt ein Stück spiegelig Garn von Bindfaden, welches wie eine Masche angefangen und bis auf zwanzig Maschen zugenommen wird; alsdann wird auf einer Seite, wie auf der andern, zugenommen und so fortgestrickt, bis es vier Klaftern lang ist. Hernach werden die beyden Enden zusammengestrickt, daß es viereckig ist und vier gleiche Wände giebt; diese werden so eingetheilt, daß in jeder Ecke ein Spieß, ungefähr einen Daumen dick, von festem Holze eingebunden wird. Hierüber wird ein viereckiges Stück Garn auch spiegelig gestrickt, damit es gleich so weit und breit ist, daß es als eine Decke auf dem eingestrickten viereckigen Garne liegt und auf demselben angestrickt und befestigt wird. In den Seitenwänden aber schneidet man etliche

etliche Maschen heraus und strickt hingegen in jeder eine Einkehle hinein, wie in einem Garnsacke. An dem Himmel oder der Decke wird auch in der Mitte ein Bindfaden mit einem kleinen Heftel angebunden.

Diese Schneehaube wird, wenn Schnee gefallen ist, da hingestellt, wo sich Rebhühner aufhalten. Es werden die vier Spieße am Garne recht viereckig in die Erde fest eingestochen; das Garn muß auch recht straff stehen. Der Heftel an dem Himmel wird ebenfalls fest eingebracht; er dient dazu, daß, wenn Hühner in der Haube sind, sie nicht so hoch mit dem Himmel auffliegen können. — Hernach streuet man Weizen, Gerste und dergleichen, und körnet die Hühner vorher dahin an, wo die Schneehaube zu stehen kommt, macht glatte Steige im Schnee nach den Einkehlen zu, wirft Getraide darauf einzeln hin, in der Haube aber desto mehr, und auch einen Büschel Weizenähren, daß sie etwas zu hacken darin finden. Auf diese Art werden sie nun dem Futter nachgehen und in die Einkehlen hineinkriechen. Da sie aber inwendig enge sind, so können sie nicht wieder heraus, bis man sie auslöset.

Diese Art von Rebhuhnfang ist sehr gut und kostet nicht viel; man kann sich mit wenigen Kosten einige in Vorrath machen.

Nutzen.

Das Fleisch der Feldhühner ist zart, wohlschmeckend, gesund, und hat die vorzügliche Eigenschaft, daß es ungemein saftig ist, ohne fett zu seyn. Vom Julius bis zum Winter sind sie am besten; denn nach der Zeit haben sie mageres Futter und daher auch mageres Fleisch. Die

Jungen

Jungen von sechs bis acht Wochen werden vorzüglich geschätzt, doch werden die Alten auch mürbe, wenn man sie einige Zeit todt hängen läßt. Man erkennt die Jungen an den braunen Schnäbeln und Füßen. Wenn man sie lebendig hat, so tödtet man sie um des bessern Geschmacks willen nicht, daß sie bluten (schweißen), sondern drückt ihnen nur den Kopf ein, oder weidmännischer und kürzer: man nimmt eine von den vordern Flügelfedern und sticht sie ihnen hinter dem Genicke in den Kopf.

Um zum Verspeisen immer Hühner vorräthig zu haben, hat man gewisse Kasten, die man Rebhühnerkasten nennt. Sie sind zwölf Fuß lang und sechs Fuß breit, und die Höhe richtet sich nach den mehrern oder wenigern Fächern, die man nöthig hat. Diese Fächer werden wie bey einem Bücherschrank und nicht höher gemacht, als daß ein Rebhuhn aufrecht darin stehen kann. Auf einer oder beyden schmalen Seiten wird ein dräthernes Gitter angebracht. Auf der breiten Seite aber ist in der Mitte eine kleine Thür zum Einsetzen des Futters und Trinkens und zum beliebigen Ausfangen. Den Boden bestreut man mit Sand und den ganzen Kasten setzt man so, daß ihn die freye Luft durchstreichen kann. Wenn man ihnen zuweilen in dieser Gefangenschaft einen ganzen Krautkopf vorwirft, so nehmen sie vorzüglich gut zu. In solchen Kasten kann man auch einige von den Hennen halten, die man im Frühjahr gezähmt oder wild zur Nachzucht wieder fliegen lassen will *).

Die

*) In gebirgigen Gegenden, wo man fürchten muß, daß im Winter viel Rebhühner verloren gehen, fängt man sie im Herbst

Die Eyer und besonders die Dotter werden unter die kräftigen und nährenden Speisen gerechnet, auch sogar den Hühnereyern vorgezogen; es ist aber gut, daß sie nur für fürstliche und andere vornehme Personen aufgesucht und künstlich und kostbar zubereitet werden, sonst würden diese Vögel bald ausgerottet seyn. Daß die Eyer auch die Unfruchtbaren fruchtbar machen und den Säugenden viel Milch verschaffen sollen, ist Aberglaube.

Die Federn können in Betten gefüllt werden.

Sie fressen allerhand schädliche Insecten und dienen selbst vielen Raubthieren und Raubvögeln zur Nahrung.

Die alten Aerzte verordneten das Mark, Gehirn, die Leber, Galle, das Blut und den Rauch der verbrannten Federn als Arzney.

Auf Scio werden sie als Meyergeflügel gehalten.

Schaden.

Sie halten sich am liebsten auf Saatfeldern auf, wo sie vorzüglich dem Weizen, der Gerste und dem Hirsen nachgehen; im Winter aber leben sie von grüner Saat

und

Herbst und den ersten Wintertagen auf eine oder die andere oben angegebene Weise im Garne ein, setzt sie in Schopfen oder besonders dazu eingerichtete Kammern, die man, damit sie sich die Köpfe nicht zerstoßen, oben mit einer Tuch- oder Garndecke überziehet, und füttert sie des Winters mit Weizen, Gerste und Krautköpfen. Im Frühjahre läßt man sie dann wieder im Reviere los. So kann man dieses vortrefliche Federwildpret in den rauhesten Gegenden erhalten.

und scharren sie auf. Ihr Schaden, den sie dem Getraide und an der Saat thun, ist sehr unbeträchtlich.

Sie sollen auch in Weinbergen den Weinreben nachtheilig werden.

2. Das Steinfeldhuhn (Steinhuhn) *).

Perdix saxatilis, *mihi*.

(Taf. XLIII. Fig. 2.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Griechisches Rebhuhn, Rothhuhn, Berghuhn, rothes Feldhuhn, rothes Rebhuhn, rothes Europäisches Rebhuhn, rothfüßiges, Schweizerisches, Italiänisches und Welsches Rebhuhn, Pernise; Crainisch: Cottorna.

Perdix graeca. *Brisson* Av. I. 241. n. 1[illegible]. 23. fig. 1.

Bartavelle ou Perdrix grecque. *Buffon* des Ois. II. p. 420. Pl. enl. n. 231. Ed. de Deuxp. IV. 144. Uebers. von Martini VI. 37. mit Abbild.

Greek Partridge. *Latham* Synops. II. 2. p. 767. n. 12. Meine Uebers. IV. 725.

Coturnix. *Gesneri* Av. 353.

Scopoli An. I. n. 174. Uebers. von Günther. S. 143.

Frisch Vögel. Taf. 116.

v. Wildungens Neujahrsgeschenk 1797. S. 82. Taf. 5.

? Tetrao rufus. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 756. n. 12.

 ? Ges

*) Das Rothhuhn. Alte Ausgabe III. S. 519. n. 8.

? Seligmanns Vögel III. Taf. 35. (vermuthlich jung).

Donndorf a. a. O. S. 110. n. 12.

Kennzeichen der Art.

Schnabel und Füße sind roth; die Kehle weiß und mit einer schwarzen Binde eingeschlossen; der ganze Oberleib aschgrau.

Beschreibung.

Es ist ein Bewohner des südlichen Europa, besonders des alten Griechenlands, der Inseln des Mittelmeers und des daran gränzenden Asiens, Ungarns, der Schweiz und Graubünden.

Im südlichen Deutschland, in Oesterreich, Salzburg, Tyrol und in Böhmen findet man es nur einzeln, auf den griechischen Inseln aber desto häufiger. Nach England kommt es selten oder gar nicht.

Es ist größer als das Rebhuhn und hat daher fast die Größe des Haselhuhns.

Seine Länge ist funfzehn und drey Viertel Zoll und die Breite einen Fuß, zehn und einen halben Zoll *). Der Schwanz mißt vier Zoll und die gefalteten Flügel reichen kaum über den Anfang des Schwanzes hinaus.

Der Schnabel ist eilf Linien lang und hochroth; der Augenstern gelbroth; die Augenlieder blutroth; die geschuppten Füße sind hochroth, einen und drey Viertel Zoll hoch, die Nägel dunkelbraun, die Mittelzehe einen Zoll, neun

*) P. Ms. Länge 14 Zoll; Breite 1 Fuß, 9 Zoll.

neun Linien lang, die hintere sechs Linien, und über derselben steht ein stumpfer Sporn.

Es ist ein schön gezeichneter Vogel. Der Scheitel, Hals, die Brust und der ganze Oberleib sind aschgrau, an der Brust und am Rücken gelbröthlich überlaufen; der Bauch und After rostgelb oder verwaschen gelbröthlich; eine schwarze Binde geht von dem Schnabel durch die Augen bis zur Brust, wo sie sich vereinigt, und schließt die weißen Wangen, Kehle und Vorderhals ein; die Seitenfedern sind mit einer doppelten halbmondförmigen schwarzen und orangegelben Binde besetzt, oder halbmondförmig orangegelb und schwarz gezeichnet; die Schwungfedern braun, einige der vordern von außen rostgelb eingefaßt, die hintern aber röthlichgrau kantirt; von den vierzehn Schwanzfedern sind die fünf äußersten an der Wurzel aschgrau, alsdann gelbroth, die übrigen überhaupt aschgrau.

Das Weibchen ist kaum vom Männchen unterschieden, nur sind die Farben weniger lebhaft.

Dieß ist das eigentliche Deutsche Rothhuhn, welches nicht nur in Ansehung der Größe, sondern auch in der Farbe sehr abweichend von dem Französischen Rothhuhn (Perdrix rouge) unterschieden ist, auf welchen wesentlichen Unterschied ich vorzüglich durch Herrn Hofrath Dr. Meyer zu Offenbach aufmerksam gemacht worden bin. Dieß ist auch dasjenige Rothhuhn, dessen Aristoteles so häufig in seinen Schriften erwähnt und welches dadurch in die Schriften des Plinius und anderer alten Naturforscher übergetragen worden ist *).

In

*) *Aristoteles* hist. anim. L. II. IV. VI. IX. etc.

In der Lebensart kommt dieß Steinhuhn fast gänzlich mit den Rebhühnern überein.

Es bewohnt aber mehr die hohen steinigen, auch wohl waldigen Gegenden, als die Ebenen, da hingegen das Rebhuhn die Ebenen den Waldungen vorzieht. Der Jäger hat also mehr Mühe, in Bergen und Gebüschen dasselbe aufzusuchen.

Im Winter verbirgt es sich in den Felsenlöchern und andern Steinhöhlen.

Das Weibchen legt sechszehn bis achtzehn weiße, mit vielen rothen Flecken besprengte Eyer auf die bloße Erde, und zwar gern zwischen und unter Steine, und wird während dem Brüten vom Männchen ganz verlassen.

Außer der Begattungszeit leben sie nicht bloß familienweise, wie die Rebhühner, sondern in ganzen Flügen.

Die Männchen schreyen zur Zeit der Paarung sehr, und wie man sagt, die Sylben Chacibis! *); eben so kämpfen sie auch alsdann, wie die Rebhühner und Wachteln, mit ihren Nebenbuhlern.

Jung und alt sind nicht leicht zu zähmen, doch behauptet man, daß sie in Vogelhäusern bald zahm würden und sich auch in denselben, wie die Rebhühner, fortpflanzten.

Ihre Nahrung besteht in Körnern, allerhand Sämereyen, Kräutern, Insecten, besonders Ameiseneyern.

Man

*) Bey den Alten war dieser Vogel nicht nur in der Fabel berühmt, sondern auch deswegen, weil sein lautes wiederholtes Rufen mit der Menschenstimme Aehnlichkeit habe.

Man sagt, die Natur habe sie mit dem Triebe der Vorsichtigkeit beschenkt, allemal, wenn sie auf einem Berge überrascht würden, sich in die Abgründe zu stürzen und da so lange zu bleiben, bis die Gefahr vorbey sey.

In den Ebenen haben sie einen geraden und schnellen, aber ungleich schwerern und geräuschvollern Flug, als die Rebhühner. Wenn sie unverhoft verfolgt werden, so fliegen sie nach den Gehölzen, setzen sich da wohl gar auf die Bäume, oder scharren sich auch wohl unter das Moos.

Ob sie sich gleich volkweise zusammenhalten, so herrscht doch keine so vollkommene Vereinigung unter ihnen, als unter den Rebhühnern. Sie fliegen weder gemeinschaftlich auf, noch nach einerley Seite, noch rufen sie sich nach der Zerstreuung wieder zusammen. Daher behaupten die Jäger, daß wenn man auf der Jagd auf eine Heerde (Kette, Volk) stoße, man sie alle nach und nach einzeln herabschießen könne, da immer nicht mehr als eins sich erhöbe und davon flöge.

Doch scheint dawider zu streiten, was Cetti *) von diesen Vögeln, die in Sardinien in der größten Menge angetroffen werden, wenn sie nämlich die nämlichen sind (s. S. 1401. Note), sagt: „Es ist ein angenehmes Schauspiel, wenn die Rothhühner aus den Hainen getrieben werden und in unzählbarer Menge mit starkem Geräusche vorüber fliegen.

Der

*) In seiner Naturgeschichte von Sardinien (Uebers.) Leipzig 1783. 8vo. B. 2. S. 113.

Der Campidanese fängt sie mit langen engen Netzen, von der Form eines Sacks. Vor sich her trägt er ein leinen Tuch mit zwey Löchern, durch welche er sieht, und so die Rothhühner allmählich vor sich her in die Netze scheucht. In wenigen Tagen kann er auf diese Weise fünfhundert lebendig fangen. Ich kenne zwey Jäger, welche in einem Tage hundert und sieben Stück dergleichen Vögel geschossen haben. Campidano ist noch reicher an diesem Geflügel, als das obere Cap; doch findet man es durch die ganze Insel im Ueberfluß, ohne daß irgend ein Jagdgesetz existirt oder beobachtet wird, wodurch der Begierde der Jäger und Vogelsteller Einhalt gethan würde. Das Rothhuhn ist daher den Nachstellungen der Jäger immer ausgesetzt und oft tödtet er auf einen Schuß etliche und schont der Brut nicht, wenn er sie antrift."

Zur Paarungszeit (Falzzeit) werden die Männchen mit Schlingen und Netzen gefangen, auch öfters mit den Händen gegriffen. Man pflegt sie auch mit den Locktönen des Männchens oder Weibchens zu der Zeit, wie die Wachteln, in vorgestellte Netze zu locken.]

Das Fleisch wird für weit delikater als das Fleisch des gemeinen Rebhuhns gehalten.

In Sardinien ist es noch wohlfeiler, als das gemeine Fleisch in Italien, und ein solcher Vogel, der vierzehn Unzen wiegt, kostet hier drittehalb Soldo, ein Preis, für den man in Italien nicht so viel anderes Fleisch am Gewicht erhält.

Man

Man hat es auch mit gutem Erfolge versucht, sie in Menagerien wie die Fasanen zu halten, ob sie sich gleich nicht so gut gewöhnen lassen, auch nicht in dem Maaße fortpflanzen.

Ja man erzählt, daß sie auf der Insel Scio so zahm wären, daß man sie aufs Feld und wieder zurücktreibe, und sie folgten ihrem Herrn auf den Pfiff.

Auf der Insel Nausio sollen sie so häufig seyn, daß man sie in Rücksicht des Getraidefraßes für eine Pest hält und die Eyer sorgfältig aufsucht, um sie dadurch zu vermindern.

Auf der Insel Cypern soll es auch gewöhnlich seyn, Schauspiele mit kämpfenden Rothhühnern zu geben.

Ich kann diese Beschreibung nicht schließen, ohne noch diejenigen Vögel anzugeben, welche mit dem Steinhuhn so große Aehnlichkeit haben, und deshalb von vielen Naturforschern und auch von mir als bloße Varietäten angegeben worden sind. Wenigstens ist aber der erste wirklich als Art verschieden.

a. Das rothe Feldhuhn (Französisches und Italiänisches Rothhuhn).

Tetrao rufus. *Gmelin Lin.* l. c. n. 12. *β.*

Perdrix rouge. *Buffon* des Ois. II. p. 431. Pl. enl. 150. etc.

Guernsey - Partridge. *Latham* l. c.

Deutsche Ornithologie. Heft I. Taf. 5.

Es ist kleiner als das vorhergehende und hält in der Größe das Mittel zwischen demselben und dem gemeinen Feldhuhn. Der Vorderkopf ist graubraun, der Hinterkopf rothbraun mit zwey schiefen schwarzen Flecken auf jeder Feder; eine weiße Linie zieht über die Augen weg nach dem Hinterkopfe; der Oberhals ist rothbraun; der Rücken, die Flügel und der Bürzel aschgraubraun, ersterer etwas dunkler, fast graubraun, mit dunklern einzelnen Strichen; hinter den Augen ein scharlachrother warziger Augenfleck; die Augenlieder ebenfalls roth; die Wangen, Kehle und der ganze Vorderhals weiß; diese weiße Farbe wird von einer schwarzen Binde eingeschlossen, welche beym Anfange des Schnabels entspringt, alsdann auf beyden Seiten über den Augen weg, durch die Ohren durch, an den Seiten des Halses hin bis zum Anfange der Brust läuft, hier breiter und weiß gefleckt wird und zusammenfließt; die Brust ist blaß aschgrau; der Bauch, die Seiten, Schenkel und der After gelbroth, die Seiten mit weißen, schwarzen und orangerothen mondförmigen Streifen geziert; die Schwungfedern graubraun, die äußern Fahnen nach der Spitze zu gelblich eingefaßt, die hintern grün gefleckt; der Schwanz besteht aus sechszehn Federn, wovon die vier mittlern graubraun sind, die nächsten fünf auf jeder Seite von eben der Farbe, aber mit gelbrother Außenseite, die fünf äußern gelbroth an beyden Seiten.

Diese Art wird im südlichen Frankreich und Italien, auf den Inseln Madera, Guernsey und Jersey u. s. w., aber, so viel ich weiß, nie in Deutschland angetroffen. In der Lebensart scheint sie Aehnlichkeit mit dem Griechischen Feldhuhn zu haben.

b. Feld-

b. Feldhuhn aus der Barbarey.

Perdix rubra Barbarica. *Brisson* Av. I. 239. n. 11.

La Perdrix rouge de Barbarie. *Buffon* des Ois. II. p. 445.

The Barbary Partridge. *Latham* l. c.

Es ist etwas kleiner als das Steinhuhn, und, wenn man rathen dürfte, wahrscheinlich ein Junges *). Der Oberleib ist aschgraubraun, der Unterleib verloschen braun; der Hals hat ein kastanienbraunes Halsband, das mit kreisförmigen weißen Flecken bezeichnet ist; die Gurgel ist aschgraublau; bey den Ohren ist ein brauner Fleck; die Seitenfedern sind einfach schwarz bandirt; die Seitenschwanzfedern von der Wurzel an weiß, von der Mitte an schmuzig goldgelb **).

Dieser Vogel kam aus der Barbarey.

c. Das

*) Seligmanns Vögel. III. Taf. 35.

**) Cetti beschreibt in seiner Naturgeschichte von Sardinien (Uebers.) Leipzig 1783. B. 2. S. 111. unter dem gewöhnlichen Namen des großen rothen Italiänischen Rebhuhns einen Vogel, der, wie er selbst sagt, mit den obigen Beschreibungen des Stein- und rothen Feldhuhns nicht übereinstimmt, aber hierher am meisten paßt.

Die Länge ist von der äußersten Spitze des Schnabels bis an die hintern Zehen siebenzehn Zoll und mit dem Eingeweide wiegt er vierzehn Unzen. Der Schnabel ist lebhaft korallenfarbig, die Schenkel und Füße aber sind minder hellroth. Von der schwarzen Linie, die die Kehle einfassen soll, ist nicht das geringste zu sehen, auch ist Kopf, Rücken und Brust nicht aschgrau, vielmehr geht von der Wurzel des Schnabels eine glänzende kastanienbraune Binde den Kopf hinan, und am Halse befindet sich ein breiter Kragen von derselben Farbe mit

c. Das weißbunte Rothhuhn.

Perdix rufo-alba.

La Perdrix rouge-blanche. *Buffon.*

Eine (wie unter allen Vögeln) nicht ungewöhnliche Varietät des Rothhuhns (Französischen Feldhuhns), das man auch wirklich in Gesellschaft desselben gefunden hat.

Sie sind schmuzig weißröthlich; der Oberkopf wie am gemeinen Rothhuhn; die Seitenfedern mit gelbrothen Bändern.

(188) 3. Das kleine Feldhuhn oder die Wachtel *).

Perdix Coturnix, *Latham.*

Namen, Schriften und Abbildungen.

Gemeine Wachtel, Schlagwachtel, Schnarrwachtel, Dic-cur-hic-Vogel und Quackel; Crainisch: Perpelitza.

Tetrao

mit weißen Punkten. Rücken, Bürzel und Schwungfedern mit ihren Deckfedern sind gelblichgrün, von den letztern sind zwölf azurblau mit rostfarbenen Säumen. Die Federn an den Seiten und am Bauche haben abwechselnde weiße, schwarze und graue Streifen. Uebrigens sind Männchen und Weibchen weder an der Farbe der Federn, noch an Größe verschieden, was auch immer Andere davon versichern wollen. An den Füßen hat das Männchen bloß seinen Sporn vor dem Weibchen zum voraus.

Sie sind in Sardinien sehr häufig, so daß sie die Taglöhner daselbst des Sonntags essen können.

*) Alte Ausgabe III. S. 556. n. (166) 10.

Tetrao Coturnix. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 765. n. 20.

La Caille. *Buffon* des Ois. II. p. 449. t. 16. Ed. de Deuxp. IV. p. 177. t. 6. Uebers. von Martini VI. 79. mit 1 Fig.

Common Quail. *Latham* Synops. II. 2. p. 779. n. 24. Meine Uebers. IV. 735. n. 24.

Frisch Vögel. Taf. 117. Männchen und Weibchen.

Meyers Thiere II. 22. Taf. 80.

Naumanns Vögel II. S. 20. Taf. IV. Fig. 4. Männch.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 244.

Goeze Fauna V. 2. S. 347.

Donndorf a. a. O. S. 129.

Kennzeichen der Art.

Ohne Sporn *); der Körper ist rostgrau und schwarz gefleckt; über den Augen liegt ein gelblich weißer Strich; die Schwanzfedern haben am Rande einen rostfarbenen Mondsfleck; das Männchen hat eine schwarzbraune Kehle und eine blaß rostfarbene weißgestrichelte Brust; das Weibchen eine weißliche Kehle und eine schwärzlich gefleckte Brust.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Wachtel ist acht Zoll lang und funfzehn und einen halben Zoll breit **). Der Schwanz ist einen und drey Vier=

*) Auch fehlt der kahle Fleck hinter den Augen, den einige neuere Naturforscher bemerkt haben, aber wohl bloß an einem berupften ausgestopften Exemplare.

**) Par. Ms. Länge etwas über 7 Zoll; Breite 14 Zoll.

Viertel Zoll lang und die gefalteten Flügel reichen bis unter seinen Anfang.

Der Schnabel ist fünf Linien lang, im Sommer hornschwärzlich, im Winter mehr aschgrau; übrigens wie ein Hühnerschnabel; die Nasenlöcher sind längliche Ritzen, mit einer sehr aufgeblasenen Haut überzogen; der Augenstern olivenbraun; die geschuppten Füße sehr hell fleischfarben, zuweilen bloß fleischfarben weiß; die Nägel hornfarben braun; die Beine einen Zoll, zwey Linien hoch, die Mittelzehe einen Zoll, zwey Linien lang, und die hintere drey Linien.

Die Kopffedern sind schwarzbraun, rostfarben gerändet; von den Nasenlöchern bis zum Nacken läuft auf beyden Seiten ein gelblich weißer Strich hin, der nach hinten zu breiter wird, und ein dergleichen schmälerer geht der Länge nach über die Mitte des Scheitels; Zügel und Schläfe sind rothbraun und verwandeln sich in einen dergleichen schwarzgefleckten Streif nach dem Nacken hin; an den Seiten des Halses ist ein gelblich weißer Fleck; der Oberhals und Oberrücken schwarzbraun und rostfarben gefleckt, mit einzelnen weißen Strichelchen; der übrige Oberleib ist mit den Steißfedern, die den Schwanz bis auf die äußerste Spitze bedecken, schwarzbraun mit rostfarbenen Federrändern und sehr schmalen winklichen hellrostfarbenen Querlinien, und auf den Seiten mit einzelnen länglichen, sehr hellrostgelben Strichen, die auf jeder Seite am Rücken bis zum Schwanze herab zwey hellrostfarbene breite schöne Längsstreifen machen; die schmuzig weiße oder nach der ersten Mauser bis zur zweyten schön rostfarbene Kehle umgeben zwey kastanienbraune Bänder, eins von der Wurzel

des Schnabels, das zweyte von den Ohren an, und in der Mitte derselben steht vom Kinn an bis auf das erste Band herab ein schwarzbrauner Fleck; der Unterhals und die Brust sind blaßrostfarben (hellcarmelet) mit einem weißen Längsstrich oben auf jeder Feder; der Bauch ist schmuzig weiß; die Schenkel sind röthlich grau; der After und die langen untern Deckfedern des Schwanzes rostfarben weiß; die Seiten sind bis zum Schwanze herab kastanienbraun und auf denselben laufen zwey weiße breite Streifen herab, die mit schmälern schwarzen eingefaßt sind; die Deckfedern der Flügel sind röthlich grau, die größern mit blaßrostfarbenen Queerlinien und einzelnen dergleichen Strichen auf den Schäften bezeichnet; die Schwungfedern dunkelgrau, die vordern auf der äußern Fahne mit vielen schmalen rostfarbenen Queerbinden, die hintern auf beyden, und die drey letztern wie der Rücken gezeichnet; die untern Deckfedern der Flügel und die langen Achselfedern röthlich weiß; die vierzehn niederwärts gekrümmten kleinen Schwanzfedern dunkelbraun mit vier bis fünf rostfarbenweißen Queerbinden und dergleichen Schäften.

Das Weibchen unterscheidet sich gar merklich vom Männchen; die Kehle ist bloß weißlich, und hat also den schwarzbraunen Fleck in der Mitte nicht; die Rückenfarbe ist dunkler; die Seitenstriche des Rückens hell rostfarben; die Brust auf der hellern Grundfarbe, wie bey einer Singdrossel, schwärzlich gefleckt.

Abänderungen.

Die Vogelsteller unterscheiden dreyerley Wachteln, die aber in weiter nichts als im Alter verschieden sind:

1. Die

1. Die gemeine Wachtel, welche oben beschrieben worden.

2. Die Sandwachtel (Rothhahn). Dieß ist gewöhnlich eine zweyjährige Wachtel, welche bloß einen braunen Fleck unter der Kehle und entweder eine schwärzlich punktirte Brust wie das Weibchen hat, oder an der Brust fast ganz weiß ist, so daß oft nur einige kleine bräunliche Flecken zu sehen sind. Gewöhnlich sind sie auch auf dem Rücken etwas heller.

3. Die Mohrenwachtel (Kohlhahn). Dieß ist eine sehr alte Wachtel. Kehle, Backen und fast der ganze Kopf sind, wo nicht ganz schwarz, doch schwarz- oder rothbraun, ohne daß die Streifen um den Hals herum noch sichtbar sind, und die Rückenfarbe ist ebenfalls dunkler. Sie sind selten.

Die Vogelsteller behaupten von ihr, daß sie zwanzig Mal Pickwerwick schlage. Allein dieß ist gegen meine Erfahrung (ich habe jetzt gerade zwey solche im Käfig stecken, die nur 6 — 8 Mal schlagen) und auch um deswillen ungegründet, weil es die Wachtel nicht so lange in einem Athem aushalten würde; denn sie ruft allezeit ihre bestimmte Anzahl Pickwerwick in einem Athem aus.

Ich habe vor etlichen Jahren auch eine weibliche junge Wachtel gehabt, welche das zweyte Jahr der sogenannten Mohrenwachtel ähnlich wurde; der Oberkopf wurde nämlich braunschwarz, Wangen, Schläfe, Kinn und Kehle dunkelrostbraun; die übrige Farbe blieb wie gewöhnlich. Sie wurde so nach der Frühlingsmauser im März.

Weiter giebt es

4. Die große Wachtel (Polnische Wachtel, Perdix Coturnix major, Chrokiel ou grand Caille de Pologne. *Buff.*). Sie ist etwas größer als die gewöhnliche, sonst ihr ganz ähnlich. Ich glaube nicht, daß sie eine besondere, Polen nur eigene, Varietät ausmacht, da auch bey uns dergleichen Ausnahmen, wie unter allen Vögeln, den Lerchen, Finken u. d. gl. angetroffen werden. So besitze ich eben jetzt ein jung aufgezogenes Männchen, das bey gutem Futter fast halb so groß als ein Rebhuhn geworden ist, um den Kopf herum schön rostroth aussieht und Sommer und Winter sein Pickwerwick (die Mauserzeit ausgenommen) hören läßt.

5. Die weiße Wachtel (Perdix Coturnix alba). Sie ist entweder ganz weiß, oder nur gelblich weiß. Eine sehr seltene Varietät.

6. Die bunte Wachtel (Perdix Coturnix varia). Ich habe davon zweyerley Arten gesehen; die eine hatte einen weißen Kopf, einige weiße Flecken auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel; die andere hatte weiße Schwung- und Schwanzfedern und war an den Seiten, besonders in den Weichen, mit großen weißen Flecken gezeichnet.

7. Die aschgraue Wachtel (Perdix Coturnix cinerea). Sie ist im Grunde hellaschgrau mit dunkelbrauner Zeichnung; die Brust schmuzig weiß.

Diesen seltenen Vogel sah ich einmal bey einem Vogelfänger, der behauptete, er hätte ihn so im Freyen ein-

gefangen; ob ich gleich zu glauben Ursache habe, sie sey in der düstern, rauchigen Stube so geworden.

8. Die schwarze Wachtel (Perdix Coturnix nigra). Sie ist rußschwarz, am Unterleibe schmuzig aschgrau; allenthalben sieht die dunklere Zeichnung durch. Sie wird im Zimmer zuweilen so, wenn sie zu viel Hanf frißt; und ist also das, was die schwarzen Feldlerchen sind.

Merkwürdige Eigenschaften.

Die Wachtel ist ein munterer und scheuer Vogel; daher ihr auch die Jäger nicht leicht ankommen können.

Sie fliegt sehr schnell, aber nicht gern, und muß daher immer erst aufgejagt werden. Sie streicht flach über der Erde hin und fliegt nur eine kurze Strecke wegen ihrer Schwere und kurzen Flügel. Diese sind im Fluge sehr zugespitzt.

So schnell die Wachteln fliegen, so schnell gehen sie auch, und zwar allezeit mit aufgerichtetem Halse. Bey jedem Tritte nicken sie mit dem Kopfe und es sieht sich angenehm zu, wenn sie auf diese Art durch ein Zimmer laufen.

Sie geben verschiedene Töne von sich, wodurch sie ihre Leidenschaften anzeigen. Zur Zeit der Paarung rufen die Männchen erstlich leise etliche Mal Wärra, wärra! und dann laut Pickwerwick, Pickwerwick! Diese letzten Töne stoßen sie mit erhabenem Halse, verschlossenen Augen und einem Kopfnicken heraus, wiederholen sie etliche Mal hinter einander; und da man diese Vögel im Zimmer hält, so werden diejenigen sehr geschätzt, welche diese Sylben

den Pickwerwick auf ein Mal nach einander zehn bis zwölf Mal wiederholen. Wenn sie im Frühjahr zu schlagen anfangen, so rufen sie oft, gleichsam um sich zu probiren, Wärra, wärra, oft 6 bis 8 Mal, ehe sie ein oder ein Paar Mal Pickwerwick schlagen. In der Folge aber, wenn sie erst ordentlich schlagen, thun sie dieß weniger, und je weniger sie Wärra rufen, desto mehr Mal schlagen sie Pickwerwick. Zwey Mal ist dann eigentlich schon zu viel, ein Mal aber sehr gewöhnlich, und die, welche es dann gar nicht thun, sind die seltensten und schlagen am besten. Bey den Vögelliebhabern heißen diejenigen schlecht, welche 3 bis 5 Mal Pickwerwick schlagen, diejenigen mittelmäßig, welche es 4 bis 6 Mal thun, dann die gut, welche es 6 bis 8 Mal rufen, und zuletzt solche außerordentlich, welche 8 bis 10, oder gar, wie ich selbst einmal eine besessen habe, 12 bis 16 Mal Pickwerwick singen. Dabey muß die Stimme auch so stark seyn, daß sie wenigstens eine Viertelstunde weit deutlich erschallet, und die drey Sylben müssen recht vernehmlich ausgesprochen werden.

Da die Wachteln gewöhnlich zur Erndtezeit so schlagen (denn man nennt diesen Gesang ein Schlagen), so sprechen die Leute diese Töne nach: Bück den Rück! und sagen, die Wachteln ermunterten die Faulen, daß sie den Rücken zum Abmähen des Getraides mehr bücken sollten. Ein alter Rector aber erklärte diese Töne etwas anders, und sagte zu seinen Schülern, um sie zur Aufmerksamkeit zu reizen, sie sängen: Dic cur hic? Daher heißen sie auch in einigen Gegenden noch immer Diccurhicvögel. In

einigen katholischen Ländern sagt man, sie sängen: Maria! bitte für uns, bitte für uns! Weiter lassen sie, wenn sie unzufrieden oder in Furcht sind, die Töne Gilla! hören, und wenn es ihnen behaglich ist, wie z. B. unter einem warmen Ofen, in einem Sandkasten, ein leises Schnurren, wie die Katzen; alsdann liegen sie auch gewöhnlich auf einer Seite und strecken die Beine von sich. Ihre eigentlichen Locktöne, wodurch sie sich, z. B. zur Zeit ihres Wegzugs, einander zusammenrufen, sind: Wüwüwi, Wüwüwi, Wüwüwi, welches sie schnell und dumpfig ausstoßen. In der Angst, wenn man sie aufstöbert, schreyen sie Trül, reck, reck!

Das Weibchen giebt nur die Töne Wärra, Wärra, Püpü, Püpü und Wüwüwi! von sich, wenn sie ihre Jungen zusammen-, oder ihren Gatten herbeyrufen will.

Im Zimmer ist das Männchen dann nur stumm, wenn es das Weibchen um sich sieht; entfernt man dieß, so fängt es bald an zu schlagen, um es dadurch herbeyzulocken. Eben dieß ist die Ursache seines Gesangs im Felde.

Jenseit des Baikal sind die Wachteln den unsrigen ganz ähnlich, aber stumm, wie die Hunde in Island.

Es scheint gewissermaßen ein Grad von Dummheit zu seyn, daß diese Vögel glauben, wenn sie den Kopf in Sicherheit hätten, so sey ihr ganzer Körper außer Gefahr. Man weiß daher, daß sie vor einem Raubvogel oder Hund, der ihnen plötzlich so nahe kommt, daß sie nicht mehr entfliehen zu können glauben, den Kopf hinter einen Erdklos oder in ein Loch stecken und sich so verborgen glauben, wenn

sie

sie den Feind nicht mehr sehen. Ja die Beyspiele sind nicht selten, daß ihnen in einer Fahrgleise ein Wagen zu nahe gekommen, sie also sogleich ihren Kopf versteckt und den Hinterleib sich von den Rädern haben zerquetschen lassen. Vielleicht geschieht aber auch dieß Verbergen des Kopfes instinktmäßig, um diesen Theil als den schwächsten, aber edelsten, gegen Verletzung zu sichern.

Man sagt, sie würden nicht älter als vier Jahre. Allein wer weiß dieß? So viel ist gewiß, daß sie im Zimmer schon sechs bis acht Jahre ausdauern.

Verbreitung und Aufenthalt.

Die Wachtel geht in Europa, wo sie alle südlichen und mittlern Gegenden häufig bewohnt, nicht höher als Schweden. In Afrika ist sie in allen bewohnten Gegenden anzutreffen, und in Asien nur bis zum südlichen Sibirien, weil vermuthlich ihr Zug durch die hohen beschneyten Berge verhindert wird. Sie wohnt in Feldern vorzüglich in den Roggen- und Weizenfeldern, seltner in den Wiesen.

Sie ist ein Zugvogel, der zu Anfang des Mayes, seltner zu Ende des Aprils, bey uns ankommt und zu Ende des Septembers oder aufs späteste zu Anfang des Octobers wieder weggeht; denn er kann keinen Frost vertragen, welches man an denen sieht, die man im Käfig vor dem Fenster hängen hat; sobald man sie nämlich im Freyen einen starken Frost hat treffen lassen, so fangen sie gleich in der Stube zu kränkeln an und sterben.

Daß

Daß diese Vögel des Nachts ziehen müssen, wird daraus höchst wahrscheinlich, weil man sie noch nie am Tage auf ihren Wanderungen bemerkt hat; mit was für Winde aber sie reisen, weiß man daraus, weil sie allemal zu ihrer Wanderzeit im Herbst nach dem Nordwestwinde weg und nach dem Südostwinde wieder da sind. Wegen ihrer kurzen Flügel ziehen sie nicht mit, sondern gegen den Wind.

Man sagt, sie giengen im Winter nach Afrika, und will sogar bemerkt haben, daß sie auf den Schiffen zuweilen ausruheten. Wahrscheinlicher aber gehen sie von uns weg nach dem südlichen Rußland und von da in die Asiatische Türkey. Hier brauchen sie bey ihrem schweren und kurzen Fluge kein weites Meer zu passiren *), und so viel ist gegründet, daß sie auf ihren Wanderungen im südlichen Rußland zu Tausenden gefangen und in Fässern nach Moskau und Petersburg geschickt werden. Sie ziehen nicht trupp-, sondern familienweise, so wie man sie im Herbst antrift, und ruhen auch wohl in einem Walde aus, wenn sie gerade müde sind, ungeachtet sie sonst die Waldungen scheuen und nur im freyen Felde sich aufzuhalten pflegen **).

Nah-

*) Vaillant in seiner Reise in das Innere von Afrika behauptet, daß die Afrikanischen Wachteln zwar mit den Europäischen einerley Art wären, daß sie aber nicht über das Meer dahin flögen, sondern, wenn sie dahin giengen, nach und nach zu Lande dahin zu kommen suchten. Die man auf dem Meere, so wie andere Vögel, zuweilen antrafe, wären wahrscheinlich durch Windstürme und Ungewitter vom Wege abgekommen. S. B. I. S. 74.

**) In Sardinien überwintern die Wachteln schon, aber nicht alle; denn im Herbste und Frühjahre befindet sich eine ungeheure

Nahrung.

Sie nähren sich von allerhand Saamen und Getraide, Weizen, Hirsen, Rübsaamen, Hanf, Mohn, und fressen auch grüne Kräuter und Gräser und allerhand Insecten, besonders Ameiseneyer.

Im Zimmer kann man sie mit Weizen, Hanf, Mohn, Brod- und Semmelkrumen, auch mit Gerstenschrot in Milch geweicht, und zuweilen mit etwas zerhacktem Salat und Kohl sehr gut und lange erhalten. Nur ist ihnen Wassersand theils zum Baden, theils um Körnchen zur Verdauung auszusuchen, nothwendig. Sonderbar ist es, daß sie sich nicht gern im trocknen Sande baden, sondern ihn allezeit etwas angefeuchtet haben wollen. Sie trinken sehr gern Wasser, aber nicht, wie Einige wollen, trübes.

Fort-

heure Menge dieser Vögel auf dieser Insel, die aber bloß auf ihrer Hin- und Herreise begriffen sind. Cetti N. G. von Sardinien II. 116.

Wenn man diese und mehrere dergleichen Erfahrungen zu Hülfe nimmt, so scheint es fast, als wenn sich einerley Zugvögel bloß auf Veranlassung des Klimas und nicht der Nahrungsmittel stufenweise verdrängten, so daß z. B. die Wachteln, welche den höchsten Norden im Sommer bewohnten, im Herbst in Italien, diejenigen, die weiter gegen Süden brüten, weiter gegen Norden, z. B. im südlichen Rußland, und die Italiänischen selbst in Afrika überwinterten; so wäre es denn auch mit den wilden Gänsen, den Wachholderdrosseln u. d. gl.

Ich will hier noch eine Bemerkung mittheilen, die mich in der Meinung bestärkt. Schon seit drey Jahren überwintert jährlich auf einem nahen Berge eine Wachholderdrossel mit einem weißen Flügel und Schwanze; warum kommt dieser Vogel gerade alle Jahre zu uns, warum zieht er nicht weiter nach Süden oder bleibt weiter gegen Norden?

Fortpflanzung.

Das Wachtelmännchen ist außerordentlich hitzig, kämpft nicht nur mit seinen Nebenbuhlern oft bis aufs Blut, sondern tritt auch sein Weibchen unzählige Mal. Wenn man dasselbe in ein Zimmer plötzlich zu diesem bringt, so ist es so erpicht auf die Paarung, daß wenn es nicht gleich seinen Willen thut, es ihm alle Federn ausrupfet *).

Die Wachtel lebt nicht in Polygamie, wie man gewöhnlich vorgiebt, sondern hält sich nur zu einem Weibchen. Dieß wissen die Vogelsteller sehr gut; denn diese begeben sich, wenn sie ein Männchen in einer Gegend hören, dahin, rufen wie das Männchen und fangen das Weibchen, und locken wie das Weibchen und fangen das Männchen; aber niemals mehr als ein Paar an einem Orte (Stand). Sie gleichen also in diesem Stücke den Rebhühnern. Das Weibchen legt nur ein Mal des Jahrs und zwar sehr spät, mehrentheils erst zu Ende des Julius, seine acht bis vierzehn Eyer, die im Grunde grünlichweiß, selten strohgelb, und über und über mit olivenbraunen großen und kleinen ungleichen Flecken besetzt sind, die wie

lackirt

*) Ich habe ein Mal dieß Schauspiel selbst gesehen. Ich holte nämlich zu einem Weibchen, das ich hatte, ein Männchen von einem Nachbar, setzte beyde in einen sehr großen Käfig; in etlichen Stunden war das Weibchen so entsetzlich zugerichtet, daß es keine Rückenfedern mehr hatte und das bloße Fleisch da lag. Ja ich weiß sogar Beyspiele, daß ihnen bis zum Sterben von ihm zugesetzt worden ist. Doch sind sie nicht so heftig, wenn man ein Pärchen das ganze Jahr in einem Zimmer beysammen hat, als wenn man sie plötzlich zu einander bringt.

lackirt glänzen. Sie sind stumpf, kurz, aber groß, und liegen mehrentheils auf einem Weizenacker, seltner auf einer Wiese in einem flachen mit den Füßen gescharrten Loche, das mit etlichen Halmen umlegt ist.

Sie werden in drey Wochen von dem Weibchen allein ausgebrütet und es liegt also zum Fortkommen der Brut nichts daran, wenn auch das Männchen nach der Begattung gefangen wird, da es sich nach der Zeit ohnehin wenig um sein Weibchen oder um seine Jungen bekümmert. Man trift es daher auch selten bey der Familie an und die wolligen Jungen, die gleich, wenn sie aus dem Ey schlüpfen, davon laufen, werden von der Mutter geleitet, zu ihrer Nahrung angeführt und unter ihren Flügeln erwärmt. Wenn sie acht Tage alt sind, so kann man sie schon im Zimmer mit Mohn, Hirsen, zerhackten Eyern und Ameisenеyern erziehen. Hat man ein Weibchen, so ist die Erziehung noch leichter, denn dieses nimmt sie, wie seine eigenen, unter sich, haudert sie und führt sie zum Fressen an. Ueberhaupt wachs sie sehr schnell und sind in acht bis neun Wochen so flügge, daß sie ihre große Wanderung antreten können.

Die Jungen mausern sich bey uns gewöhnlich im Herbst nicht, sondern ziehen in ihrem Jugendkleide in wärmere Gegenden; allein die Alten mausern sich im August und dann im May noch ein Mal, wenn sie wieder kommen. Doch habe ich an denen, die ich in der Stube halte, bemerkt, daß sie sich im Herbst am stärksten und im Frühjahr am schwächsten mausern. Gewöhnlich wechseln sie im Frühjahr die Schwung- und Schwanzfedern nicht.

Die Weibchen legen auch im Zimmer oft ohne Zuthun des Männchens ihre Eyer und besitzen sie, um sie auszubrüten, ob die Wachteln gleich nie so zahm, wie andere Stubenvögel, werden.

Wenn man sie im Zimmer herumlaufen läßt, so muß man ihnen die Flügel beschneiden, weil sie oft, besonders des Abends und zur Zeit ihrer Wanderungen, auf- und in die Fenster fliegen.

Am besten thut man, man steckt sie in einen kleinen breternen Kasten (Wachtelkasten), der zwey Oefnungen hat, wodurch sie den Kopf stecken können und der oben mit Tuch beschlagen ist, damit sie sich nicht den Kopf einstoßen. Hierin befinden sie sich recht wohl und die Männchen schlagen in diesem dunkeln Orte auch mehr am Tage, da sie sonst im Zimmer, wo es immer hell ist, fast immer nur des Nachts sich hören lassen.

Die Männchen sind im ersten Jahre fast gar nicht von dem Weibchen zu unterscheiden und erst im zweyten bekommen sie an der Kehle einen dunkelbraunen oder schwärzlichen Fleck, der rostfarben gewässert ist, behalten aber noch immer die schwärzlich gesprengte Brust; im dritten Jahre wird erst die Brust blaß rostfarben mit weißlichen Strichen und die Kehle ganz schwarzbraun. Es gehört daher ein großer Kenner dazu, welcher unter einer Heerde Jungen die Männchen unterscheiden will.

Krankheiten.

Sie werden zuweilen in der Gefangenschaft, wie andere Stubenvögel, mit der fallenden Sucht behaftet, und

und man kurirt sie gewöhnlich, indem man sie während dem Anfall etliche Mal in eiskaltes Wasser untertaucht oder ihnen zur Ader läßt, indem man ihnen einen Nagel so weit abschneidet, daß sie stark bluten. Auch in der Freyheit sollen sie dieser Krankheit unterworfen seyn, und zwar nach Einigen, wenn sie Nieswurz, nach Andern, wenn sie Schierling oder Eisenhütchen fräßen *). Sie sollen auch alsdann denjenigen, die ihr Fleisch genießen, diese Krankheit mittheilen. Wie ungegründet dieß Vorgeben sey, sieht man theils daraus, daß sie sich gewöhnlich nicht da aufhalten, wo diese giftigen Pflanzen wachsen, theils daß sie dieselben nicht berühren, wenn man sie ihnen vorwirft.

Feinde.

Eyer und Brut sind den Verfolgungen der Raben, Rabenkrähen, Wieseln und Iltisse ausgesetzt, und die Alten werden von verschiedenen Raubvögeln und selbst dem Fuchse und der zahmen und wilden Katze gefangen.

Man findet auch oft eine Menge gelber Milben in Gestalt der Flöhe auf ihnen, von welchen sie nicht wenig zu leiden haben müssen.

Jagd.

Die Wachteln gehören zur niedern Jagd.

1. Im

*) *Plinii* hist. anim. Lib. X. c. 23. Sollte sie ihr Instinct nicht von solchen Kräutern im Freyen noch mehr abhalten, als im Zimmer?

1. Im Frühjahre, wenn sie von ihren Wanderungen zurückkommen, fängt man sie in den Weizen- oder Roggenäckern mit dem vorstehenden Hunde und dem Tiraß. Man läßt nämlich den Hund das Getraide absuchen, und wenn er die Wachtel steht, so bedeckt man sie mit dem Tiraß; die fliehende Wachtel bleibt alsdann, wie natürlich, im Netze kleben.

Der Tiraß wird auf folgende Art und zwar spiegelig gestrickt. Es wird mit einer Masche angefangen und dann auf beyden Seiten jedes Mal zugenommen, bis er acht Klafter breit ist; alsdann wird auf der einen Seite eine Masche ab- und auf der andern mit einer Masche zugenommen und so fortgestrickt, bis er die Länge von sieben Klaftern hat. Endlich wird auf jeder Seite wieder eine Masche abgenommen und fortgestrickt, bis es wieder eine Masche wird. Also bekommt der Tiraß auf allen Seiten einen Saum von doppelten Maschen. Vorne wird nun eine Leine von vierzehn Ellen eingezogen, welche so eingetheilt wird, daß auf jeder Seite drey Klaftern übrig bleiben.

2. Die Wachtelmännchen werden gewöhnlich im Steckgarne vermittelst einer Lockpfeife, welche die Stimme des Weibchens Püpü, Püpü, womit es das Männchen zur Paarung ruft, nachahmt, gefangen. Dieß ist die Methode, womit die Vogelsteller im Frühjahr sich diejenigen Männchen, die einen guten Schlag haben, das heißt, die vielmal, z. B. sieben bis zwölf Mal, nach einander Pickwerwick rufen, im Felde aufsuchen und fangen. Sind solche Vögel nicht schon beym Netze gewesen und von einem ungeschickten Vogelsteller scheu gemacht worden,

den, so laufen sie blind zu und fangen sich. Das Hauptsächlichste hiebey ist eine gute Wachtelpfeife. Sie werden gewöhnlich von den Wildrufdrehern in Nürnberg aus Corduan oder anderm Leder und einer beinernen Röhre von Katzen-, Haasen- oder Storchsbeinen verfertigt, und sind allenthalben um einen wohlfeilen Preis zu haben. Man kann sie sich aber auch leicht selbst machen. Man nimmt nämlich ein Stück Kalbleder, wie man es zu Schuhen braucht, von einen Fuß Länge und vier Zoll Breite, und nähet es bis auf zwey Zoll an einem Ende zusammen, unten füllt man es ein und einen halben Zoll mit einem Stückchen Holz aus und alsdann mit acht Ringen, die man aus Sohlenleder machen kann und die inwendig nur ein und einen halben Zoll weit Oefnung lassen. Diese treibt man etwas über einen Viertel Zoll weit von einander an den zusammengehefteten Cylinder ein und preßt das Ganze alsdann zusammen, so daß die Ringe an einander stoßen, indem man das Leder etwas angefeuchtet hat. Oben in das ungeheftete Ende stößt man eine Röhre von einem Gänse- oder Haasenbein, in welches man eine halbeyrunde Kerbe, wie an den gewöhnlichen Pfeifen, eingefeilt hat. Die inwendige Röhre an der Kerbe, die nach dem Beutel zu geht, verstopft man mit Wachs und stößt mit einer Stricknadel ein Löchelchen durch. Auch das oberste Ende der Pfeife verstopft man mit Wachs und bindet den Beutel an das untere da, wo das Leder nicht zugeheftet ist, an die Pfeife an. Wenn man alsdann das untere Ende der Pfeife nimmt, die Lederringe aus einander zieht und wieder zusammenstoßt, so giebt die Pfeife den Wachtelweibchenton Püpü, Püpü! von sich.

Der

Der Fang selbst geschieht nun folgender Gestalt.

Wenn man ein Wachtelmännchen schlagen hört und dasselbe fangen will, so schleicht man auf funfzig Schritte nahe hinzu und steckt das Garn im Getraide hin, welches aber unten auf dem Boden wohl aufliegen muß; denn sonst kriechen sie leicht unten durch. Alsdann setzt man sich etliche Schritte hinter das Garn. Schlägt nun die Wachtel, so stößt man auch mit der Pfeife zwey bis drey Mal. Man muß sich aber darnach richten, daß, wenn die Wachtel aufhört zu schlagen, man mit der Pfeife nur noch ein oder zwey Mal hinterdrein stößt, wie das Weibchen. Jedoch muß man auch so behutsam damit umgehen, daß nicht allzuviel Gelocke oder ungleiche und falsche Stöße mit der Pfeife gemacht werden. Denn sobald das Männchen Betrug merkt, entfernt es sich von der Pfeife oder hört wohl gar auf zu schlagen und läßt sich in dem Jahre mit dergleichen Pfeifen so leicht nicht fangen. Es ist besonders, daß es ganz genau und ganz gerade auf den Fleck zuläuft, wo die Pfeife ist, und sie zu finden weiß, daß, wenn sie etwa unter dem Garne wegschliche, sie so nahe an die Pfeife kommt, daß man sie mit der Hand greifen kann. Merkt man nun, daß sie unter oder neben dem Garne weg ist, so schleicht man mit der Pfeife zurück und um das Garn auf die andere Seite und antwortet ihr wieder mit der Pfeife, so kann man sie doch noch betrügen. Einige laufen auch wohl um das Garn herum, besonders wo es zu hell und frey steht. Es ist also am besten, daß man an beyden Enden Winkel mit dem Garne mache, denn da verwirrt sie sich im Herumlaufen sehr leicht.

Hierbey ist auch zu merken, daß die Wachtel bey nassem Wetter nicht läuft, sondern, sobald sie den Ruf hört, gerade geflogen kommt, welches sie auch Morgens und Abends bey dem Thaue thut; man muß also diesen Fang bey trocknem Wetter anstellen. Man fängt öfters, wenn gerade die Paarungszeit ist, zwey, drey bis vier Wachteln auf einem Platze.

Im Fall sich kein Männchen auf dem Felde hören läßt, nimmt man einen Wecker oder Aufwerken, oder eine Pfeife, welche noch ein Mal so weit ist als die gewöhnliche, und schlägt mit diesem wie das Weibchen; sobald dieß die in der Nähe befindlichen Wachteln gewahr werden, antworten sie; alsdann geht man hinzu, versticht dieselben mit dem Steckgarne, und lockt sie, durch das Schlagen der Pfeife, die den Ton des Weibchens hat, ins Garn.

3. Wenn man sich nicht mit der Pfeife abgeben will, so nimmt man ein lebendiges Weibchen, setzt es in einen mit grüner Leinewand überzogenen Bauer, steckt ein Gäbelchen ins Getraide, wo Wachteln in der Gegend schlagen, hängt an dieses den Bauer mit der Wachtel und steckt ein Paar Steckgarne darum herum. Wenn nun die Männchen anfangen zu schlagen, besonders gegen Abend, und das Weibchen in dem Bauer denselben antwortet, so laufen oder fliegen sie nach demselben und bleiben alsdann in dem Garne kleben; oder, wenn sie hineingeflogen sind, sich betrogen sehen und wieder davon laufen wollen, so kommen sie ebenfalls in die Garne. Auf diese Art kann man öfters ein halbes Dutzend Wachteln auf einen Ruck fangen.

4. Man

4. Man kann auch mit dem Steckgarne viele Wachteln auf ein Mal fangen. Dieß geschieht, wenn die Früchte meistens eingeerndtet sind und hie und da noch einzelne Stücke auf dem Felde stehen, in welche die Wachteln in Menge flüchten. Hierzu muß man von den Steckgarnen nur sechs bis acht Stück haben. Diese steckt man an einem Orte durch das stehende Getraidestück queer durch und nach dem Ende desselben Stücks noch ein Mal queer durch. Alsdann fängt man an einem Ende an, auf folgende Art zu treiben. Man nimmt eine lange Leine, die über den ganzen Acker queer herüber reicht; an diese werden Schellen an dünnen Leinen oder Bindfaden gehängt; alsdann fassen ihrer zwey an die Enden der Leine und ziehen so über das Stück her, daß die Schellen meist zu Boden im Getraide herunterhängen, rütteln sie auch öfters, damit die Wachteln sich bequemen, nach den Garnen zu laufen, und da sie glauben, dem Klange der Schellen zu entgehen, kommen sie darüber ins Garn und bleiben kleben. Ist man nun an die ersten Garne, so löset man die gefangenen Wachteln aus und treibt alsdann weiter mit den Schellen auch nach den letzten Garnen zu.

Es ist dieß keine sonderliche Mühe und giebt recht gute Ausbeute, da zu dieser Zeit die jungen Wachteln, gleich den Alten, erwachsen und recht fett sind, und man, wo viele Wachteln sind, in einem Tage wohl ein Schock (sechszig Stück) fangen kann.

5. Auf ihrem Wegzuge kann man sie mit Lockwachteln und mit dem Treibzeuge fangen. Man fängt sich zuerst im Frühjahre mit dem Tiraß Männchen und Weib-

Weibchen ein. Wenn nun die Zeit des Wachtelzuges bald herbeykommt, so hat man eine jede solche Wachtel in einem besondern, mit grüner Leinewand überzogenen Bauer sitzen, hängt sie einen Monat vorher in die freye Luft, giebt ihnen gutes Futter, daß sie hitzig werden, z. E. Semmel in Milch eingeweicht, und dann trocken ausgedrückt, hart gesottene und klein gehackte Eyer, guten Weizen, Ameiseneyer rc., stellt sich verborgen neben ihren Käfig, ermuntert und ruft dieselben zuweilen mit der Wachtelpfeife, damit sie anfangen zu schlagen.

Wenn man aber den Fang gut einrichten will, so säet man in den Sommerfeldern etliche Aecker späten Sommerweizen, Gerste oder Hafer, damit, wenn alles andere Getraide reif ist und wegkommt, dieses noch stehe. Wenn alsdann das Feld leer ist und die Wachteln im Zuge sind, so nimmt man seine Lockwachteln mit hinaus aufs Feld, hängt sie an dazu aufgerichteten Stangen, sowohl in der noch stehenden Frucht, als eine Ecke zu beyden Seiten neben aus und zwar Nachmittags, setzt sich mit der Pfeife dabey und muntert dieselben zum Schlagen und Locken auf. Wenn nun die Männchen die Weibchen im Bauer bemerken, so antwortet eine der andern durch ihre Lock- und Singtöne. Diejenigen, die auf dem Zuge sind, hören dieses, fallen bey den Lockvögeln nieder, retiriren sich alsdann in das stehende Getraide und versammeln sich da in ziemlicher Menge. Um diese nun des Morgens zu fangen, so hat man ein besonders dazu gestricktes Treibezeug, wie bey den Rebhühnern, welches aber enger von Maschen seyn muß.

Auch kann man wohl zwey Hahmen oder Säcke haben; in dem Hahmen aber müssen Einkehlen seyn. Diese legt man am Ende in das Getraidestück, macht kleine schmale Steige nach dem Hahmen zu, steckt auch zu beyden Seiten Geländer. Alsdann fängt man, wie vorher beschrieben ist, an, mit Schellen zu treiben, oder mit einem Schilde, wirft mit Sand oder Erde vor sich her in das Getraide, da sie denn auf den Hahmen loslaufen und hineinkriechen werden, aber zu den Einkehlen nicht wieder heraus können. Auf diese Art kann man in einigen Tagen viele Wachteln fangen und die Mühe wird sehr gut belohnt.

6. Man kann die Wachteln auch, zum Vergnügen, wenn nicht viel Getraide mehr steht, mit einem Sperber baizen. Man nimmt einen guten vorstehenden Hühnerhund und zieht damit aufs Feld aus. Stehet nun der Hund vor, so läßt man ihn die Wachtel sprengen, hält den Sperber zur Baize bereit, wirft ihn an die Wachtel, welcher sie bald baizt und fängt.

7. Wenn man gute Hühner- oder Spionhunde hat, kann man die Wachteln in einzelnen Stücken schießen. Man läßt nämlich den Hund kurz vor sich her suchen und die Wachteln aufstoßen, da man sie alsdann mit einer guten mit Pulver und Hagel geladenen Flinte herunterschießen kann.

8. Das Tiraſſiren von einem vorstehenden Hunde in den liegenden Getraideschwaden gewährt den Jagdliebhabern auch Vergnügen.

9. Im Klebgarne werden sie folgender Gestalt gefangen. Man strickt vier Klebgarne, so wie Kleb- oder

Tage-

Tagenetze zum Lerchenfange. Sie müssen aber etwas höher stellen, die Maschen etwas weiter als wie zu den Lerchen, und der Zwirn auch etwas stärker seyn; die Länge eines Netzes kann vier und zwanzig bis dreyßig Schritte betragen. Diese stellt man gegen Abend in ein Viereck herum, hängt die Weibchen, welche man hat, in die Mitte, und setzt sich mit der Lockspeise dabey. Da nun die Wachteln bey nassem Wetter oder bey Thau nicht laufen, sondern nach der Locke fliegen, und es also leicht geschehen kann, daß sie auch vom Weibchen wieder wegfliegen und nicht in die Steckgarne laufen, welches auch bey dem Wachtelfange auf dem Wegzuge geschehen kann, so geschieht es doch öfters, daß sie sich, wenn sie einfallen wollen, in dem aufgestellten Klebgarne fangen. Diese Garne müssen erdfahl gefärbt werden, damit sie nicht so hell scheinen und die Wachteln erschrecken.

Man hat auch noch einige künstliche Arten, um sich mit dem Wachtelfange zu vergnügen. Dahin gehört

10. Folgender Fang mit dem Ruf oder der Wachtelpfeife und Lockvögeln. In einer Ebene, wo hohes Gras oder halb erwachsenes Getraide steht, legt sich der Jäger mit der Pfeife der Länge nach rücklings auf die Erde hin. Ungefähr zehn Schritte von ihm hangen auf beyden Seiten drey Fuß hoch an Stöcken zwey Weibchen in Käfigen, die wie Handkörbe gestaltet sind. Noch zwey Schritte von diesen hängen auf allen vier Seiten Fluggärnchen auf Stökken und zwey von den im Gras oder Getraide liegenden Jägern stecken rings herum Wachtelsteckgarne, und er selbst ist mit einem Tiraßgarne überzogen. Auf diese Art können in

 einer

einer Stellung, deren sich in einem Abend zwey machen lassen (denn der Fang kann bloß in der Abend- und Morgendämmerung geschehen), fünfzehn bis zwanzig Wachteln gefangen werden; welches einen ganzen Sommer hindurch da, wo es viel Wachteln giebt, etwas Beträchtliches macht.

11. Man verfertigt ferner einen Käfig, dessen Diameter zwey bis drey Fuß hält. In dessen Mitte macht man einen besondern runden Boden, an welchen man einen leinenen Tuchsack oder ein grüngefärbtes enggestricktes Garn heftet, das man durch Reife wie einen Vogelbauer aus einander sperren und oben zusammenbinden kann. In diesen innern Raum kommt eine Lockwachtel, d. h. ein wildes oder zahmes Weibchen, das hitzig ist und die Wachtelmännchen fleißig anruft. Außen herum wird der Vogelbauer mit grüngemahlten Sprossen verwahrt und mit Thürchen versehen, die sich sehr leicht einwärts aufstoßen lassen und gleich wieder zufallen. Diesen großen Vogelbauer trägt man dahin, wo man mehrere Männchen hört; das Weibchen lockt sie herbey, sie stoßen die Thürchen auf und fangen sich. Oben ist der ganze Bauer mit Tuch bespannt, damit sich die gefangenen Männchen die Köpfe nicht einstoßen. Sollten sich einige scheuen und nicht in den Vogelbauer laufen wollen, so legt man um denselben noch überdieß Schlingen, in welchen sie sich fangen müssen.

In China fängt man die Wachteln im Fluge mit leichten Garnen, welche die Chineser ungemein geschickt zu führen wissen.

Gegen Anfang des Herbstes fängt man von diesen Vögeln eine sehr große Menge auf der Insel Kaprea beym

beym Eingange des Neapolitanischen Meerbusens, und da der Vortheil des Wachtelfanges unter die vorzüglichsten Einkünfte des Bischofs von dieser Insel gehört, so wird er deshalb der Bischof der Wachteln genannt *).

Nutzen.

Die Alten hielten das Fleisch aus der oben angegebenen Ursache für ungesund, wir aber wissen jetzt, daß es zart, leicht verdaulich und so gesund ist, daß man es selbst den Kranken nicht vorenthalten darf. Nur das Fett, womit sie besonders zur Herbstzeit besetzt sind, ist schwächlichen Magen beschwerlich. Man richtet sie wie die Rebhühner zu.

Die männlichen Wachteln haben einen sehr streitbaren Charakter und man hat daher nicht ermangelt, öffentliche Wachtelkämpfe zur Belustigung des Volks anzustellen. Der weise Solon wollte sogar ausdrücklich, daß Kinder und junge Leute diese Art von Kämpfen mit ansehen sollten, um daraus eine Anfeuerung ihres Muths zu nehmen. Wenigstens muß diese Art kriegerischer Uebungen, die wir für so kindisch ansehen, unter den Römern sehr in Ehren gehalten worden und ein Theil ihrer Politik gewesen seyn, weil Augustus einen Aegyptischen Statthalter, Namens Erotes, am Leben bestrafen ließ, weil er einen dieser Vögel, welcher sich durch seine Siege berühmt gemacht, gekauft und auf seine Tafel hatte bringen lassen.

Man sieht noch heutiges Tages dergleichen ritterliche Kämpfe in einigen Städten von Italien. In Neapel ver-

*) S. *Buffon* l. c.

versammeln sich bisweilen die Einwohner der ganzen Stadt, um einen feyerlichen Wachtelkampf mit anzusehen.

An verschiedenen Orten des chinesischen Reichs *) sind noch die Wachtelkämpfe mit Musik und Tanz begleitet. Man muß erstaunen, wenn man die Erbitterung sieht, mit welcher sich diese kleinen Thiere einander umzubringen suchen, sobald sie auf das Schlachtfeld gebracht werden. Sie kämpfen, wie die Haushähne, bis auf den Tod, und sind gewohnt, entweder zu siegen, oder zu sterben. Dieses Schauspiel gehört unter die vorzüglichsten Lustbarkeiten der Chineser, die auf ihre Wachteln eben solche ansehnliche Wetten anstellen, als die Engländer auf ihre Pferde. Indessen ist man so billig, diese Vögel aus einander zu bringen, ehe sie sich tödtlich verwunden, und sie wieder in ihre Käfige zu sperren, bis ein anderes Fest ihnen Gelegenheit giebt, ihren Muth von neuem sehen zu lassen.

Zu dieser heroischen Absicht nimmt man zwey Wachteln, denen man einen Ueberfluß von Futter reicht. Man stellt sie alsdann einander gerade gegenüber, jede an das entgegengesetzte Ende einer langen Tafel. Nun wirft man einige Hirsenkörner zwischen beyde, denn sie müssen einen wesentlichen Gegenstand ihrer Streitigkeiten haben. Alsbald werfen sie drohende Blicke auf einander, fahren hierauf wie ein Blitz zusammen, fangen an mit ihren Schnäbeln zu fechten und hören nicht eher auf, mit empor gehobenem Kopfe und auf den Spitzen der Zehen stehend, zu kämpfen, bis eine von beyden der andern den Kampfplatz überläßt.

Man

*) De la Porte Reisen. V. 396.

Man hat vor Zeiten sogar dergleichen Zweykämpfe zwischen einer Wachtel und einem Menschen gesehen. Die Wachtel that man bey einer solchen Gelegenheit in einen großen Kasten und setzte sie mitten in einen auf dem Boden abgezeichneten Zirkel. Hierauf mußte der Mensch ihr mit einem Finger einen Schlag auf den Kopf oder auf den Schnabel geben, oder ihr einige Federn ausrupfen. Wenn die Wachtel bey ihrer Vertheidigung sich nicht aus ihrem Zirkel wagte, so hatte ihr Herr die Wette gewonnen; wenn sie aber nur einen Fuß über den Umfang des Zirkels vorsetzte, so ward ihr würdiger Gegner zum Sieger über sie erklärt.

Wachteln, die oft gesiegt hatten, wurden sehr theuer verkauft.

Im Zimmer ist die Wachtel ein sehr angenehmer Vogel, nicht nur wegen seines Gesanges (Schlages), sondern auch wegen seiner großen Reinlichkeit, Munterkeit und Hurtigkeit, besonders ist er ein Liebling der Kinder.

In China trägt man sie in Händen, um sich an ihr wie an einem Muff zu wärmen, weil sie viele natürliche Hitze hat.

Die Alten brauchten vieles von ihr in der Medicin, das die neuern aber gänzlich verworfen haben, z. B. Augen, Eyer, Hirn und Koth.

Schaden, Vorurtheile und Aberglauben.

Den Weizen, Hanf, Hirsen, Rübsaamen, Mohn ꝛc., welche Sämereyen sie aufsuchen, darf man diesen Vögeln

geln nicht hoch anrechnen, da sie nie so zahlreich in Deutschland werden, daß man diesen Schaden nur des Erwähnens werth halten dürfte.

Thörichter Aberglaube ist es, wenn man noch zuweilen den Alten nachsagen hört, daß sich die Wachtelhähne mit den Krötenweibchen paarten*); daß Wachtelnfleisch unfehlbar die geschwächten Zeugungskräfte wieder verschaffe.

So wenig Grund es hat, wenn einige Jäger behauptet haben, den Wachteln sey das Trinken ein entbehrliches Bedürfniß, weil man sie niemals nach dem Wasser laufen sähe, da sie vielmehr bey ihrem trocknen Futter, wie die Erfahrung lehrt, nicht lange Durst leiden können, auch man oft genug ihre Tritte im Felde neben dem Wasser im Sande oder Schlamme findet; eben so ungegründet ist es auf der andern Seite, wenn Andere wollen bemerkt haben, daß die Wachteln, ehe sie tränken, allemal das Wasser trübe machten. Hiezu soll der Neid, weil man den Thieren bey Allem, was mit ihnen vorgeht, Absichten zutraut, der eigentliche Bewegungsgrund seyn.

Die Alten glaubten sogar, die Wachteln würden, wie die Rebhühner, vom Winde befruchtet**), und legten auch bisweilen ohne Begattung Eyer. Wenn unfruchtbare Eyer darunter zu verstehen wären, so wäre diese letztere Behauptung nicht ungegründet; denn ich habe selbst vor

*) Phanodemus apud *Gesnerum*. p. 355.

**) *Aristoteles* hist. anim. Lib. VIII. c. 12.

vor etlichen Jahren ein Wachtelweibchen gehabt, wie ich oben schon anführte, das ohne Männchen eilf Eyer legte. Eben so weiß ich von einer weiblichen Feldlerche, die ein Vogelliebhaber im Zimmer herumlaufen ließ, daß sie, ohne Männchen, das erste Jahr zwölf und das zweyte Jahr sechszehn Eyer legte und am Eyerlegen starb.

Weiter erzählen auch die Alten, daß die Wachteln von Thunfischen entständen, welche das stürmische Meer bisweilen auf den Lybischen Küsten auswürfe. Sie kämen erst als Würmer zum Vorschein, hierauf verwandelten sie sich in Fliegen, alsdann durch eine allmählige Vergrößerung in Heuschrecken und zuletzt in Wachteln. Büffon glaubt, diese lächerliche Meinung habe daher ihren Ursprung, weil Einfältige die jungen Wachteln in den Aesern der von den Wellen ausgeworfenen Thunfische allerley Insecten aufsuchen sahen und aus einer dämmernden Kenntniß von der Verwandlung der Insecten glaubten, eine Heuschrecke könne sich eben so gut in eine Wachtel, als ein Wurm in ein geflügeltes Insect verwandeln.

Neun

Neun und dreyßigste Gattung.

Trappe. Otis.

Kennzeichen.

Der Schnabel ist kurz, etwas kegelförmig, an der obern Kinnlade gewölbt.

Die Nasenlöcher sind eyförmig.

Die Zunge ist zugespitzt und etwas gespalten.

Die Füße sind Lauffüße, hoch und über dem Knie oder eigentlich der Ferse nackt. Die drey Zehen sind unverbunden.

Linné setzt sie unter die Sumpfvögel, weil sie über den Knien kahl sind; allein sie haben doch in Lebensart, Sitten und Betragen mehr Aehnlichkeit mit den hühnerartigen Vögeln als mit den Sumpfvögeln. Sie mögen daher den Uebergang von einer Ordnung zur andern machen.

Drey Arten.

(189) 1. Der große Trappe *).

Namen, Schriften und Abbildungen.

Trappe, gemeiner Trappe, Ackertrappe, Trappgans.

Otis Tarda. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 722. n. 1.

Ou-

*) Den Namen Trappe leitet man von seinem schwerfälligen Gange her, welchen man mit dem Worte trappen zu bezeichnen pflegt. Alte Ausgabe III. 278. n. (154) 1.

Outarde. *Buffon* des Ois. II. 1. t. 1. Ed. de Deuxp. III. 5. t. 5. Uebers. von Martini IV. 5. mit einer Figur.

Great Bustard. *Latham* Synops. II. 2. p. 796. Meine Uebers. IV. 751. n. 1.

Frisch Vögel. Taf. 106. Weibchen. Suppl. No. 106. Männchen.

Meyers Thiere I. 19. Taf. 18. 19.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 245. n. 1.

von Wildungens Neujahrsgeschenk 1796. S. 73. Taf. 5. Männchen.

Naumanns Vögel. II. S. 1. Taf. 1. Fig. 1. Männch.

Goeze Europ. Fauna. V. 2. S. 432. n. 1.

Donndorfs zool. Beytr. II. 2. S. 1.

Kennzeichen der Art.

Der Oberleib ist rostroth mit dichter schwarzer wellenförmiger Zeichnung; das Männchen hat an beyden Seiten der untern Kinnlade einen langen faserigen Federbart.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Unter den Europäischen Vögeln ist er einer der größten; denn die Männchen sind immer vier Fuß lang, sechs und drey Viertel Fuß breit, und wiegen im Herbst, wenn sie fett sind, vier und zwanzig bis dreyßig Pfund *). Der Schwanz ist eilf Zoll lang und die Flügel bedecken zusammengelegt zwey Drittheile desselben.

Der

*) Par. Ms. 3½ Fuß Länge und 6 Fuß Breite.

Der Schnabel ist bis zur Stirn drey und ein Viertel Zoll lang, stark und graubraun, nur oben gewölbt und etwas übergebogen, sonst gerade; die Nasenlöcher sind groß, eyrund und liegen an der Seite, und bis zu denselben ist der Schnabel mit Federn bedeckt; der Augenstern ist rothgelb; das Ohr groß, drey Viertel Zoll im Durchmesser und mit beweglichen feinen buschigen weißgrauen Federchen besetzt; unter der zugespitzten, knorpligen und gefranzten Zunge findet sich die Oefnung zu einem fußlangen Sacke *), der neben dem Schlunde weg liegt. Er faßt sieben Pfund Wasser und man vermuthet, daß ihn der Trappe mit Wasser fülle, um im Nothfall davon Gebrauch zu machen **) und es den verfolgenden Raubvögeln ins Gesicht zu spritzen; die Füße sind schmuzig grau geschuppt, sehr stark, der nackte Theil der Schenkel eilf Linien, die Beine sechs Zoll hoch und die Mittelzehe drey und einen Viertel Zoll lang, die Nägel flach, stumpf, eyrund, groß, wenig gebogen und hornfarbig.

Der Kopf hat zur Seite an den Wangen und hinter den Ohren und oben über den Augen nach dem Nacken zu weißgraue buschige Federn, und ist so wie der Nacken und Unterhals hellaschgrau ***); der Augenkreis und die Seiten des

*) In den Schriften der Berl. Gesellschaft Naturforschender Freunde III. 376. Taf. 8. Fig. 7. a. weitläuftig beschrieben und abgebildet.

**) Latham a. a. O. sagt, daß er das Weibchen auf dem Neste, das gewöhnlich weit vom Wasser entfernt sey und die Jungen damit tränke. Allein der Trappe lebt ja in Polygamie und bekümmert sich weder um Weibchen, noch Junge nach der Falzzeit.

***) An sehr Alten ist auch der Vorderhals ganz weiß.

des Halses sind weiß; der Oberhals und ein breiter Kragen, der den hintern Theil des Halses bis zur Brust umgiebt, schön rothbraun, an den Seiten mit schwarzen Wellenlinien und vorn aschgrau gefleckt; der übrige Oberleib roſtroth mit dichter schwarzer wellenförmiger Zeichnung, die sich sehr schön ausnimmt; die obern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang, rothbraun mit schwarzen Queerlinien; an beyden Seiten des Unterkiefers hängen acht Zoll lange, schmale, faserige, weißliche Bartfedern, die sich nach den Seiten fächerförmig ausbreiten; hinter denselben sind die Seiten des Halses fast kahl; um den Anfang der Brust läuft eine aschgraue Binde; Brust, Bauch, Schenkel, die Deckfedern der Unterflügel und die vordern Deckfedern der Oberflügel sind weiß, graulich überlaufen; die untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang und weiß; die zehn ersten Schwungfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwey folgenden weiß, aber gegen die Spitze schwärzlich und röthlichgelb gefleckt, die übrigen weißrostgelb, schwarz und rostbraun bandirt; der Rücken der Flügel oder die Schulterfedern und hintern Deckfedern sind rostgelb, schwarz und rostbraun dicht gewellt, und werden von einer weißgrauen Binde umfaßt; die zwanzig Schwanzfedern sind rostroth mit einzelnen schwarzen Queerstreifen und dergleichen Flecken und breiten gelblich weißen Spitzen. Die Spitzen der Kiele und alle Pflaumfedern sind schön rosenroth.

Das Weibchen ist weit kleiner als das Männchen; hat keinen Bart am Kinn; Kehle und Seiten des Kopfes sind braun; der Unterhals aschgrau, der Kopf und Oberhals aber einfarbig mit dunkelm Rücken, doch nicht von so leb-

lebhafter gelbrother Farbe und nicht so egal in die Queere gestreift als beym Männchen; die Flügelränder sind schwarz.

Doch habe ich auch Weibchen gesehen, die den Männchen ganz gleich sahen, nur daß ihnen der Bart fehlte. Es waren aber sehr alte Vögel.

Varietäten.

Eine weiße Varietät hat man in Thüringen, wo sie sehr gemein sind, noch nicht entdeckt, allein eine bunte (Otis Tarda varia). Der Oberleib hat außer der gewöhnlichen Farbe große weiße Flecken und ich habe sogar einen gesehen, der auf den Deckfedern der Flügel ganz weiß war.

Zergliederung *).

1. Der eigentliche Kropf fehlt, allein der enge Schlund erweitert und verdichtet sich etwas, ehe er in den Magen geht und hat daselbst eine große Menge conischer Drüsen.

2. Der Magen ist 4 Zoll lang und 3 Zoll breit, ist aber nicht so fleischig, wie bey den Hühnerarten; doch ist das innere gelbe Häutchen dick und hart, runzlich und faltig. Seine reibende Kraft muß sehr groß seyn, denn er schleift nicht nur Nußgroße Steine, sondern auch Münzen glatt. Die Französischen Zergliederer fanden in einem Trappen 90 Kupfermünzen, deren erhabenes Gepräge abgeschliffen, aber nicht angefressen war.

3. Die

*) Perrault, Charras und Dodarts Abhandlungen zur N. G. II. 50.

3. Die Därme sind 4 Fuß lang, ohne die beyden Blinddärme, von denen jeder ebenfalls ungefähr einen Fuß mißt. Letztere liegen ungefähr 7 Zoll weit vom After.

4. Einen Zoll vor dem After verenget sich der Darm und dehnt sich dann wie ein Beutel aus, der so groß wie ein Ey ist und die Harngänge enthält. Gegen der Mitte dieses Beutels ist ein kleines Loch befindlich, welches in einen Sack führt, den man gewöhnlich den Fabriciusbeutel, von seinem Entdecker Fabricius Aquapendente, nennt. Dieser Sack ist 2 Zoll lang und 3 Linien bey seinem Anfange breit, wo er ein wenig schmäler wird, als gegen das Ende. Ueber dem Loche, welches aus der Mitte der Tasche in einen Sack geht, befindet sich eine Falte von dem inwendigen Häutchen der Tasche, welche zur Klappe dienen kann.

5. Die Leber ist sehr groß und der rechte Lappen mißt oft 5 Zoll. Sie ist fest und roth. Die Gallenblase ist groß und eyrund und hängt unter dem rechten Lappen. Der Gallengang ist bald kurz, bald lang.

6. Die Milz ist weichlich und braunroth, in Gestalt und Wesen wie die Nieren der Landthiere.

7. Die Gekrösdrüse ist hart und blaßroth und hat ein oder zwey Gänge.

8. Des weiten Sacks im Halse ist oben erwähnt. Alles Uebrige ist wie bey andern Vögeln.

Merkwürdige Eigenschaften.

Es ist ein sehr scheuer, furchtsamer und vorsichtiger Vogel. Er stutzt bey jeder neuen Erscheinung, fürchtet immer

immer von allen Seiten Gefahr und sucht sich durch die Flucht zu retten. Hierzu bedient er sich, wenn ihm sein Feind schon zu nahe ist, nicht sowohl seiner Flügel, denn er fliegt sehr schwer auf, als seiner Füße, vermittelst welchen er (und mit Hülfe der ausgebreiteten Flügel) so geschwind laufen kann, daß es einem Windhunde schwer hält, ihn einzuholen. Die größte Furcht äußert er gegen die Hunde und flieht sogleich, wenn er von weitem einen gewahr wird. Dieß hat ihn vermuthlich die Erfahrung gelehrt, da man Jagd- und Windhunde auf ihn abzurichten pflegt, um ihn im Laufen zu fangen. Im Gegentheil schreibt man ihm eine besondere Zuneigung gegen Pferde zu, indem er dieselben nahe an sich gehen läßt, allein vielleicht ist dieß wieder eine Erfahrung, die er so oft machen kann, daß nämlich Pferde und Reiter, die er immer im Felde um sich sieht, ihn nie verfolgt haben.

Daß er so außerordentlich selten, schwer und nur kurze Strecken fliegen soll, ist nur in sofern gegründet, daß er im Sommer nicht leicht auffliegt; im Herbst und Winter aber erhebt er sich nicht nur leicht, sondern auch oft sehr hoch, und macht Reisen in einem Zuge von etlichen Meilen.

Daß ihn der Hund zuweilen erhascht, ohne daß er sich durch seine Flügel retten kann, kommt daher, weil er als ein schwerer Vogel allemal einen Anlauf nehmen muß, um sich in die Höhe zu schwingen, unterdessen aber ist der weit geschwindere Hund hinter ihm und läßt ihm nicht so viel Zeit, um diesen Ansatz zum Fluge nehmen zu können, und er muß sich also durch die Flucht mit den Füßen zu retten suchen.

Man

Man hört keine Stimme von ihm, außer ein dumpfes Knurren und Brummen im Zorn und zur Zeit der Paarung.

Man will wissen, daß er funfzehn Jahre alt werde; woher? kann ich nicht errathen.

Verbreitung und Aufenthalt.

Er ist in Europa und Asien, von Griechenland bis Schweden und von Syrien bis zum nördlichen Rußland zu Hause. In Thüringen und den ebenen Gegenden des übrigen Deutschlands ist er sehr gewöhnlich.

Er lebt gesellig und Truppen von sechsen bis sechszigen bleiben bis zur Zeit der Paarung (Falzzeit) zusammen. Alsdann beißen die Männchen einander ab und jeder sucht sich zum Besitzer von zwey bis zu sechs Hennen zu machen.

Sie gehen immer in geringer Entfernung auf dem Felde herum, und da man bemerkt haben will, daß die entferntesten den Kopf beständig in die Höhe strecken und sich umsehen, so sagt man, daß sie, wie die wilden Gänse, Wachen ausstellten. Allein, ob sie es gleich nöthiger als jene hätten, so schreibt man ihnen doch diese kluge Vorsicht mit Unrecht zu; denn ein aufmerksamer Beobachter wird bald entdecken, daß die von dem Trupp entfernten eben nicht wachsamer sind, als diejenigen, die sich in der Mitte desselben aufhalten.

In Thüringen, wo sie so häufig sind, hat man zu solchen Beobachtungen, besonders im Herbst, Winter und Früh-

Frühjahr, wenn die Felder leer sind, so daß man ihre Truppen von weitem sehen kann, immer Gelegenheit.

Man hält sie gewöhnlich für Zugvögel und in den nördlichern Gegenden, z. B. in Schweden, mögen sie es auch seyn, in Deutschland aber sind sie es nicht; denn da findet man sie zu allen Jahrszeiten, auch in den strengsten Wintern *). Freylich ziehen sie sich bey allzugroßer und lange anhaltender Kälte und besonders bey sehr tiefem Schnee etwas südlicher; sie bleiben aber nicht lange aus und sind daher höchstens unter die Strichvögel zu rechnen.

Diejenigen Heerden, welche im Herbst in Holland ankommen und den Winter daselbst zubringen, sind vielleicht Trappen aus Schweden und andern nördlichen Gegenden; aus Deutschland gewiß nicht.

Sie bewohnen mehrentheils die ebenen, trockenen, niedrig liegenden Feldgegenden; doch findet man sie auch in bergigen, nur müssen sie von aller Waldung entblößt seyn. So trift man sie z. B. in Thüringen mehr in solchen Feldern an, die ganz eben sind, als in gebirgigen. In England und Ungarn sollen sie besonders die sumpfigen Felder besuchen.

Nahrung.

Die Nahrung des Trappen besteht aus Kräutern, allerhand Getraide und Gesäme (sogar Schierlingssaamen), aus Kohl- und Kopfkrautblättern, aus Möhrrüben, aus aller-

*) Die Jäger schießen daher im Winter die mehresten und ich habe selbst einmal den Tag vor Weihnachten beym höchsten Schnee und stärksten Frost einen von einem ganzen Trupp aus der Luft geschossen.

allerhand Insecten und Regenwürmern, im Winter vorzüglich aus grüner Saat, besonders Winterrübsaatblättern *), auch wohl aus Baumrinde. Zur Beförderung der Verdauung braucht er kleine Kieselsteinchen, er verschluckt auch wohl in dieser Absicht Stückchen Metall, ja Geld, das er auf den Aeckern findet. Daß er in der Freyheit kleine Vögel, Lerchen, auch Mäuse, Maulwürfe u. d. gl. fresse, ist deswegen unwahrscheinlich, weil er es nur in der Gefangenschaft mehr aus Frevel, so wie die Haushühner, als aus Hunger thut. Gezähmt frißt er mit den Hühnern.

Fortpflanzung.

Er lebt in der Polygamie und zu Ende des Märzes und Anfang des Aprils, wenn jedes Männchen sich sein Weibchen aussucht, giebt es oft blutige Kriege. Sie sträuben dabey die Kopf- und Bartfedern, bilden mit dem Schwanze ein Rad, wie die Truthähne, und beißen und springen gewaltig gegen einander. Der stärkere erhält von dem Gemeintrupp immer mehr Weibchen, als der schwächere; er trennt sich, wenn er ihrer genug hat, und tritt eins um das andere mit eben den Grimassen, die der Truthahn zu machen pflegt.

Jedes befruchtete Weibchen entfernt sich nach und nach, scharrt sich, wo es seyn kann, ins Haferfeld ein Loch in die Erde, und legt seine zwey bis drey blaßbraune, ins Olivengrüne schielende und mit ungleichen kleinen und gro-

 ßen

*) Wenn der Schnee im Winter hoch liegt, so streicht er allezeit nach den Rübsaatäckern, wo er die großen Blätter leichter hervorscharren und sich auch bald sättigen kann.

ßen bald schmuzig rothen, bald leberfarbenen Flecken besetzte Eyer, die die Größe der Gänseeyer haben. Wenn es brütet, welches 28 Tage dauert, so legt es einige Gras- und Strohhalme um sich.

Man darf die Eyer nicht berühren, sonst verläßt sie die Henne, weil sie vermöge ihres äußerst feinen Geruchs die Ausdünstungen der Finger wittert. Daß sie sie aber unter ihren Flügeln von einem Orte zum andern trage, wenn sie sie nicht sicher glaube, gehört unter die Fabeln.

Die Jungen laufen sogleich, wenn sie ausgekrochen sind, mit der Mutter davon; sehen aber den Vater nicht eher, als zur Herbstzeit, wenn die Felder leer sind und sich die Familien wieder zu größern Truppen vereinigen. Alsdann kennen sie ihn aber nicht; denn so wie er ein Weibchen nach dem andern befruchtet hat, verläßt es ihn, und er irrt alsdann während der Brütezeit verlassen und einsam umher.

Wenn das Weibchen während dem Brüten von Menschen oder Hunden aufgejagt wird, so sucht es dieselben dadurch vom Neste zu entfernen, daß es sie sehr nahe ankommen läßt und sie immer von einer Strecke zur andern mit der Hofnung des Ergreifens täuscht. Kommt man ihm gar zu unvermuthet auf den Hals, oder will man ihm die Jungen wegnehmen, so widersetzt es sich auch wohl gegen seine sonstige Furchtsamkeit, sträubt die Federn und fliegt auf seinen Feind los.

In Ungarn sollen sie, wie die Sumpfvögel, ins Rohr und Schilf nisten. Es bedarf diese Behauptung aber wahrschein-

scheinlich noch einer nähern Untersuchung und man vermengt vielleicht diesen Vogel mit dem Kraniche.

Man kann die Jungen wie die jungen Haushühner aufziehen und zu dem Hausgeflügel gewöhnen.

Die Hähne bekommen erst nach dem ersten Mausern die Bartfedern und sehen im ersten Jahre dem Weibchen sehr ähnlich.

Feinde.

Die Iltisse gehen den Eyern und Jungen nach; auch allerhand Falken und der weibliche Hühnerhabicht stoßen auf die jungen Trappen; an die Alten wagt sich nur der Adler. — Man findet auch eine gelbliche Laus auf ihnen.

Jagd und Fang.

Sie gehören gewöhnlich zur hohen Jagd, in Preußen aber zur niedern.

Man jagt sie mit raschen Jagd- und Windhunden und auch mit großen Falken. Es mag aber selten glücken, daß man ihnen mit Windhunden so nahe kommt, daß sie dieselben, ehe sie ihren schweren Körper zum Fluge in die Höhe bringen, ergreifen.

Man schießt sie ferner mit Anziehung des Schußpferdes, doch muß man unter dem Winde anziehen.

Am ersten kann man ihnen noch beykommen, wenn man sich in einen Ackersmann oder in eine Frau verkleidet und einen Korb auf den Rücken nimmt. Die Büchse muß man aber nahe an sich halten, daß sie sie nicht gewahr werden.

Man

Man kann ihnen auch mit Parforcepferden beykommen. Mit denselben reitet man so geschwind als möglich auf sie zu, und zwar über dem Winde, weil sie gegen den Wind ihrer Schwere wegen aufstehen und lange Zeit brauchen, ehe sie in die Höhe kommen. Sobald als sie schußrecht sind, sucht man sie zu erlegen. Es sind aber dazu sehr gut abgerichtete Pferde nöthig.

Um Strasburg fängt man sie, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, mit einem Schlaggarn, dessen Zugleine die Länge eines Ackers hat. Man lockt sie durch ausgestopfte Bälge von Trappen herbey, zwischen welchen man Kohlköpfe in die Erde steckt.

Auch in Mardereisen, es mögen nun Tellereisen oder Schwanenhälse seyn, kann man sie fangen. Man gräbt das Eisen ein und befestigt es mit einem Pflock an die Erde; auf das Eisen bindet man das Herz von einer Braunkohlstaude und zwar so, daß die Trappen keine Veränderung des Orts bemerken. Wenn man es da anbringt, wo sie sich immer aufhalten, so kann man auf einen sichern Fang rechnen.

Mit der Karrenbüchse werden sie wie die Saatgänse geschossen.

Endlich schießt man sie in Thüringen in einigen Gegenden, wo sie sehr zahlreich sind, noch auf folgende Art:

Man merkt sich nämlich den Stand, wo sie sich des Nachts befinden. Dieser ist fast immer derselbe und zwar so, daß auch die einzelnen Trappen, die zu einer Familie gehören und zusammenhalten, immer an der nämlichen Stelle

Stelle stehen. Dahin schleicht man sich des Nachts mit einer Laterne, die man unter einem schwarzen Tuchmantel nebst der Flinte verbirgt. Sobald man an den Ort kommt, wo der erste steht, öfnet man den Mantel, setzt die Laterne hin, die Trappen werden geblendet, bleiben betäubt stehen und man kann mehr als einen auf einmal erlegen.

Nutzen.

Das Fleisch der jungen Trappen ist zart, leicht verdaulich und eine Delikatesse; das der Alten ist härter und schwarz und muß daher durch besondere Zubereitung eßbar gemacht werden.

Die Spulen braucht man zum Schreiben und die Fischer bedienen sich ihrer auch gern zu den Angeln, weil sie glauben, daß die Fische die kleinen schwarzen Flecken auf den Schäften für Fliegen ansähen und daher desto besser anbissen.

Man kann auch die Trappen zur Lust auf den Höfen unter dem Federvieh herumlaufen lassen.

In der Medicin braucht man nichts mehr von ihnen.

Schaden.

Ihr Schaden, den sie an den Feldfrüchten thun, ist nur da von einigem Belang, wo sie in Menge sind und in der nassen Jahrszeit die Saat zertreten, oder zur Weizensaat und Weizenerndte stark einfallen.

2. Der

2. Der kleine Trappe *).

(Taf. XLV. Fig. 2. das Weibchen.)

Namen, Schriften und Abbildungen.

Zwerg-, Triel- und Grieltrappe, Trappenzwerg.

Otis Tetrax. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 723. n. 3.

La petite Outarde ou Cane-Petière. *Buffon* des Ois. II. p. 40. Pl. enl. 25. Männchen. 10. Weibchen. Ed. de Deuxp. III. 45. t. 1. f. 2. Uebers. von Martini IV. 48. Fig. 80. 81.

Little Bustard. *Latham* Synops. II. 2. p. 799. n. 2. Meine Uebers. IV. 703.

Goeze Europ. Fauna V. 2. S. 442. n. 2.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 246. n. 2.

Donndorf a. a. O. S. 6. n. 3.

Kennzeichen der Art.

Der Oberleib ist rothgelblich, schwärzlich gestrichelt und mit kleinen irregulären Linien in die Quere gestreift; Kopf und Hals sind glatt; am Männchen der Hals schwarz mit einem doppelten weißen Halsbande; am Weibchen der Hals von der Farbe des Rückens, ohne Halsbänder.

Gestalt und Farbe des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Er hat ungefähr die Größe eines gemeinen Fasans oder einer großen Haushenne. Seine Länge ist einen Fuß,

*) Alte Ausgabe III. S. 388. n. 2. Taf. 17.

Fuß, sieben Zoll, und die Breite drey Fuß, sieben Zoll *). Der Schwanz mißt vier und einen halben Zoll und die Flügel erstrecken sich zusammengelegt über drey Viertheile desselben. Das Gewicht ist zwey Pfund.

Der Schnabel ist sechszehn Linien lang, hühnerartig und graubraun; die Füße und Klauen geschuppt und grau; der nackte Theil der Schenkel einen Zoll hoch und die Mittelzehe anderthalb Zoll lang.

Der Kopf hat gerade die Gestalt des Hühnerkopfes; der Oberkopf ist schwarz mit rostfarbenen Strichen; die Schläfe, das Kinn und die Kehle sind röthlich weiß mit kleinen schwärzlichen Flecken; der Hals schwarz mit einem doppelten weißen Halsbande; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel rothgelb, dunkelbraun oder schwärzlich gestrichelt und mit kleinen irregulären Linien in die Queere gestreift; die Brust, der Bauch und die äußern Ränder der Flügel weiß; die vordern Schwungfedern an den Spitzen schwarz, am Grunde weiß, die Kanten weiß, die hintern Schwungfedern ganz weiß; von den achtzehn Schwanzfedern die vier mittlern brandfarbig, die übrigen weiß, alle mit schwärzlichen irregulären Queerflecken bezeichnet. Alle Dunen sind rosenfarbig.

Das Weibchen ist kleiner, hat keine weißen Halsbänder, sondern der Hals ist mit der Farbe des Rückens bezeichnet; die Brust röthlich weiß, schwarz gestreift; Bauch und Flügel ausgenommen ganz rostfarbig und schwarz gefleckt; es ist schöner als das Männchen, weil die schwärz-liche

*) Par. Ms. Länge fast 1½ Fuß und Breite fast 3 Fuß.

liche Zeichnung auf den Obertheilen viel feiner als bey diesem ist.

Besondere Eigenheiten.

Er ist listig und scheu. Wenn er irgend Gefahr von weitem vermuthet, so fliegt er zwey bis drey hundert Schritte weit schnell, aber nahe an der Erde hin, und läuft alsdann so schnell, daß kein Mensch im Stande ist, ihn einzuholen.

Verbreitung und Aufenthalt.

Dieser Trappe ist in engere Gränzen eingeschlossen, als der große. Er bewohnt die südlichen Theile von Europa, vorzüglich Frankreich, Spanien, Sardinien und die südlichen und südwestlichen Ebenen von Rußland, besonders in Sibirien *). In Deutschland ist er nicht selten in Oesterreich, in den übrigen nördlichen Theilen von Europa aber, so wie in Schweden, eine große Seltenheit.

Er wandert im Herbst und zwar in unzähligen Schaaren, und man bemerkt alsdann schon keinen Unterschied zwischen Jungen und Alten, so vollkommen haben sie sich ausgefedert. Im März bis zur Mitte des Aprils ist er wieder an seinem Wohnorte, welches steinige und unfruchtbare Felder, Lucerne- und Kleeäcker sind. Doch nimmt er nur in nördlichen Gegenden diese Wanderungen vor, in südlichen, z. B. in Sardinien **), bleibt er das ganze Jahr hindurch.

Nah-

*) Pallas Reisen. I. 441.

**) Cetti N. G. von Sardinien. II. 119.

Nahrung.

In seinen Nahrungsmitteln hat er die größte Aehnlichkeit mit dem großen Trappen. Er frißt Ameisen, Käfer und andere Insecten, grüne Saat, Sämereyen, Getraidekörner, Kohl und Kraut, besonders im Frühjahr die zartesten Blätter des Haasenkohls.

Fortpflanzung.

Im März und April paaren sie sich und der Hahn schreyt alsdann des Nachts sehr oft und laut: Prut! Prut! Sie leben in der Polygamie und ein alter Hahn sucht sich oft durch seine Stärke sechs und mehrere Weibchen zu verschaffen und Herr von einem ganzen Umkreise zu werden.

Die Männchen sind außerordentlich hitzig und der Sammelplatz, wo sie sich um die Hennen streiten und alsdann auch zum Paaren zusammenkommen, ist oft wie eine Tenne zusammengetreten.

Die Henne legt drey bis fünf schöne glänzendgrüne Eyer *), in eine aufgescharrte Höhle auf die Aecker, und führt die im May schon ausgekrochenen Jungen alsdann wie eine Haushenne im Getraide herum. Diese können im August schon fliegen und drücken sich bey Gefahr an die Erde so fest an, daß man sie wie die jungen Rebhühner mit den Händen fassen kann. Dieß thun fast alle Hühnerarten, auch die Sumpfvögel, und alle Vögel, die von den Alten ausgeführt werden, ehe sie fliegen können.

Feinde.

*) *Salerne* hist. des Ois. p. 155.

Feinde.

Sie haben mit dem großen Trappen nicht nur gleiche Feinde, sondern auch noch mehrere unter den Raubthieren und Raubvögeln. Auswendig werden sie auch zuweilen von weißlichen Läusen und inwendig von Madenwürmern geplagt.

Jagd und Fang.

Die Hähne werden in Frankreich in Schlingen gefangen und durch ein ausgestopftes Weibchen herbeygelockt, dessen Geschrey man künstlich nachmacht.

Man jagt sie auch mit Raubvögeln. Es hält aber überhaupt schwer, ihnen beyzukommen, weil sie beständig auf Anhöhen in Haferfeldern, niemals aber, wie man sagt, in Roggen und Weizen auf ihrer Hut zu seyn pflegen.

Nutzen.

Ihr Fleisch ist wohlschmeckender, als von einem Birkhuhn, sieht aber schwarz aus.

Eben so sind die Eyer von vortreflichem Geschmack.

Schaden.

Sie sollen zuweilen auf den Feldern, wo sie ihre Nahrung nehmen, Schaden thun.

3. Der Kragentrappe.

Namen, Schriften und Abbildungen.

Der Hubare, kleiner afrikanischer gehäubter Trappe, Trappe mit dem Federbusch und mit der Halskrause; der Rhaad, der Rhaad-Trappe, der kleine gehäubte afrikanische Trappe ohne Halskrause, der Saf-saf.

Otis Houbara. *Gmelin Lin.* Syst. I. 2. p. 725. n. 6.

Shaw Travels. p. 252. fig. 1. Uebers. Leipz. 1765. S. 161. Taf. 9.

Le Houbaara ou petite Outarde huppée d'Afrique. *Buffon* des Ois. II. 59. Ed. de Deuxp. III. 65. Uebers. von Martini IV. 73.

Ruffed Bustard. *Latham* Synops. II. 2. 805. n. 6. Meine Uebers. IV. 759.

? Otis Rhaad. *Gmelin Lin.* l. c. p. 725. n. 7.

Shaws Trav. p. 255. fig. 2. Uebers. S. 163. Taf. 11.

? Le Rhaad. *Buffon* l. c. p. 61. Ed. de Deuxp. l. c. p. 67. Uebers. von Martini a. a. O. 76.

? Rhaad-Bustard. *Latham* l. c. p. 805. n. 7. Meine Uebers. a. a. O. n. 7.

Mein ornithol. Taschenbuch. S. 247. n. 3. mit der Abbildung des Männchens.

Kennzeichen der Art.

Der Oberleib ist rothgelblich mit feinen schwarzen Pünktchen und einzelnen Queerlinien; der Schwanz hat drey schwarze unregelmäßige Queerbinden, davon aber die dritte an den Seiten etwas verloschen ist; beym Männ-

chen

chen steht an den Seiten des Halses ein schwarz und weißer Halskragen und auf dem Kopfe ein eben so gefärbter Federbusch.

Beschreibung.

Dieser Vogel ist noch nirgends vollkommen beschrieben. Nach Hrn. Shaw hält er sich bloß in Arabien auf, allein das Exemplar, von welchem die Beschreibung und Abbildung in meinem ornithologischen Taschenbuche entlehnt ist und welche beyde ich der Güte des Herrn von Minckwitz zu Grunwitz in Schlesien verdanke, wurde zu Anfang Novembers 1800. auf einem gepflügten Acker nahe am Walde auf dem fürstl. bischöfl. Gute Cottwitz bey Breslau an der Oder von dem Herrn Oberförster Steinacker geschossen. Er verirrt sich also auch zuweilen nach Deutschland und wohnt vielleicht gar in dem südlichen Europa oder in der Europäischen Türkey.

Die Gestalt ist wie beym großen Trappen, die Größe etwas größer als der gemeine Fasan; die Länge 2 Fuß, ½ Zoll (Pariser Maaß); der Schwanz, welcher von den zusammengelegten Flügeln auf 3 Viertheile bedeckt wird, mißt 7½ Zoll; wenn er steht, so beträgt seine Höhe 1 Fuß, 6 Zoll; der Schnabel ist fast 2 Zoll lang, wie bey dem großen Trappen gestaltet, nur etwas platter, oben hornfarben mit einer lichtern, etwas übergebogenen Spitze, unten von der Wurzel bis über die Mitte heller und nach vorne zu dünkler; die Nasenlöcher sind groß, eyrund und an der Seite liegend; die geschuppten Füße und Zehen schmuzig- oder grünlichgelb; der nackte Theil der Schienbeine 1⅔ Zoll hoch, die Fußwurzel 3½ Zoll hoch und die mitt-

mittlere Zehe nebst dem $3\frac{1}{2}$ Linien langen, flachen, stumpfen und wenig gebogenen Nagel $1\frac{1}{2}$ Zoll lang; das Auge ist groß mit einem gelben Stern und das Ohr mit feinen weitstrahligen weißlichen Federchen, die feine schwarze Schäfte haben, bedeckt. Kopf und Oberhals sind rothgelb, sehr dicht schwarz punktirt, und auf dem Scheitel bemerkt man einen kleinen weiß und schwarzen Federbusch; die Kehle ist weißlich; die Gurgel wie der Oberkopf, doch die Grundfarbe mehr grau mit schwachem röthlichgelben Anstriche, und tiefer herunter gegen die Brust zu befinden sich lange aschblaue Federn mit feinen schwarzen Schäften; zu beyden Seiten längs der Gurgel herab steht ein eigner Zierath von schwankenden Federn, von welchen die meisten 3, verschiedene der obern und mittlern aber $3\frac{1}{2}$ Zoll lang sind, die im ruhigen Zustande lose niederliegend die Halsseiten, das Genick und den Nacken bedecken, im Affecte aber aufgerichtet zwey schöne Seiten-Halskrausen oder gleichsam kleine auswärts gebogene Flügel, wie beym Kragen-Waldhuhn (Tetrao Umbellus, *Lin.*), bilden; die untere Hälfte dieser Federn ist schneeweiß mit schwarzen Spitzen, die obere aber ganz schwarz, doch stehen hinter diesen auch einige von den vordern bedeckte weiße Federn, welche nur gegen die Spitze zu sich schwarz endigen; Brust, Bauch, After, Seiten und Schenkel sind weiß; der ganze Oberleib und die Deckfedern des Schwanzes sind rothgelb mit sehr zahlreichen, meist feinen schwarzen Pünktchen und mit schönen schwarzen Zeichnungen, welche auf dem Rücken am häufigsten und wie kleine irreguläre Queerlinien und feiner als bey dem großen Trappen sind; die vordern großen Deckfedern der Flügel sind fast schwarz, endigen sich aber mei-

stentheils in die Farbe des Oberleibes, nämlich rothgelb mit schwarzen Punkten; die vordern Schwungfedern sind von der Wurzel an weiß, an der äußern Fahne röthlichgelb, gegen die Spitze fast schwarz, und die erstern weiter hinauf als die folgenden; die hintersten haben so wie die Schulterfedern und übrigen Deckfedern die Farbe des Rückens; die 18 Schwanzfedern sind zugerundet, röthlichgelb, schwarz gesäumt, und haben zwey schwarze, 4—5 Linien breite unregelmäßige Queerbänder, und noch ein drittes auf den mittlern Schwanzfedern, welches auf den äußern mehr verloschen erscheint, und zwischen diesen Bändern sind die Federn auch schwarz punktirt, die untern Deckfedern des Schwanzes sind schwach röthlichgelb mit schwarzen Pünktchen.

Es scheint in der That, als wenn der Rhaadtrappe nichts weiter als das Weibchen des Kragentrappen sey. Denn er ist bloß etwas kleiner, hat fast eben dasselbe Gefieder und es fehlt ihm nur der Halskragen. Der Kopf ist schwarz, am Hinterkopf hängt ein dunkelbrauner Federbusch; der Oberleib ist rothgelb mit braunen Flecken; der Bauch weiß; der Schwanz fuchsroth mit schwarzen Queerstreifen.

Herr Shaw führt noch einen kleinern Vogel, den er auch Rhaad und Saf-saf nennt, von der Größe des Haushuhns an, der bloß sich dadurch unterscheidet, daß er keinen Federbusch hat. Vielleicht ist dieß ein junger Vogel.

Der Kragen-Trappe lebt von Getraidekörnern und andern Pflanzenstoffen und Insecten. Er wohnt in Arabien an den Gränzen wüster Gegenden. Wenn er vom

Habicht

Habicht verfolgt wird, so sucht er ihm durch allerhand listige Wendungen zu entgehen, und soll ihm, nach den arabischen Schriftstellern, sogar seinen Unrath in die Augen schmeißen. Allein diesen mag er wohl eben so, wie andere Vögel, aus Furcht fallen lassen. S. *Bocharti* Hieroz. P. II.

Nach Shaw soll man seine Galle und eine gewisse Materie, die man in seinem Magen findet, für ein trefliches Augenmittel halten, und aus diesem Grunde oft sehr theuer bezahlen.

[illegible] 4. [illegible] Otis oedicnemus Lath.

Charadrius oedicnemus Gmel. Linn. Syst. I 2. p. 689 n. 10.

[illegible]

[illegible] Charadrius [illegible]

Zehnte Ordnung.

Laufvögel. Struthiones.

Diese Ordnung enthält lauter Vögel aus andern Welttheilen, also keine Deutschen.

S. oben Band II. (I) Kap. 31. S. 256.

Anhang.

Plan und Gesetze

für die

Herzogl. S. Coburg-Meiningische Forst- und Jagd-Academie zu Dreyßigacker bey Meiningen.

Der Durchlauchtigste Stifter dieser Academie, der regierende Herr Herzog Georg*) zu Sachsen-Coburg-Meiningen hat das Schloß zu Dreyßigacker, eine Viertelmeile von Meiningen, zum Sitze dieser Lehranstalt bestimmt und einrichten lassen. Es ist dasselbe mit verschiedenartigen Waldungen umgeben, hat einen zu einer Forstbaumschule eingerichteten Schloßgarten, die nöthigen Jagden, gränzt an den Thiergarten und die Fasanerie und genießt also eine zum Unterricht in der Forstökonomie und Jägerey ganz geschaffene Lage. Das Innere des Schlosses enthält zwey geräumige Lehrsäle, einen Saal zu

 öffent-

*) Dieser unvergeßliche Fürst ist zwar nicht mehr unter den Lebenden, allein seine allgemein geliebte und geehrte Gemahlin, die Frau Herzogin Louise, unsere jetzige Landesregentin, sorgt mit gleicher Milde und Thätigkeit für das Beste der Forstacademie.

öffentlichen Versammlungen, Prüfungen u. d. gl., ein Naturalien-Cabinet mit dem nöthigen Apparate zu praktischen Uebungen in der Feldmeßkunst u. s. w., nebst den Wohnungen für drey Lehrer, die zugleich Inspectoren sind, und die inländischen Lehrlinge, die, nach Verhältniß ihrer Anzahl, in einem oder mehreren großen Zimmern zusammen wohnen, und eben so einen oder zwey große gemeinschaftliche Schlafsäle haben.

Vollständiger Lections-Cursus.

Erstes Jahr.

Erste Classe *).

1) Rechtschreiben und deutsche Stylübung.
2) Gemeine Rechnung bis zur Lehre der Potenzen und Wurzeln.
3) Anfangsgründe der Geometrie.
4) Latein, in sofern es nicht bloß für jeden cultivirten Stand, sondern auch zum Verstehen der in der Forst- und Jagdkunde gebräuchlichen Terminologien nöthig ist.
5) Hand-, Plan- und Bauzeichnen.

6) All-

*) Es wird vorausgesetzt, daß jeder junge Mensch, der sich dem Forst- und Jagdfache widmen will, wenigstens schön schreiben und die vier Species der Rechenkunst nebst der Regel de tri verstehe; im Gegentheil tritt derjenige, welcher bey der Aufnahme nach geschehener Prüfung in einem oder dem andern Fache schon Vorkenntnisse hat, in die für ihn passende höhere Classe ein.

6) Allgemeine Naturgeschichte nach den drey Reichen, ohne Hinsicht auf Forstwissenschaft.

7) Unterricht und Uebung im Dressiren und Abrichten des Hühnerhundes.

8) Netzestricken und Manövriren mit Lappen, Zeugen und Netzen.

9) Anleitung zum Schießen mit der Flinte und Büchse, und praktischer Betrieb der kleinen Jagd, des Vogelfangs, auch im Treiben zu gehen.

10) Unterricht in der Jägersprache.

11) Unterricht auf dem Flügel- oder Hüfthorn.

Zweytes Jahr.

Zweyte Classe.

1) Algebra nebst der Lehre von Functionen und Reihen.

2) Fortsetzung der Geometrie, die Trigonometrie nebst Uebung im Messen und Theilen der Figuren.

3) Fortsetzung von No. 4. der ersten Classe.

4) Fortsetzung von No. 5. der ersten Classe und bürgerliche Baukunst.

5) Gemeine Forstwissenschaft nach allen ihren einzelnen Theilen.

6) Forstnaturgeschichte, im Sommer Forstbotanik und Mineralogie und im Winter Zoologie.

7) Holztechnologie, oder Besuchung und Erklärung derjenigen Handwerker, denen der Forstmann sein Werk- und Nutzholz liefert.

8) Ar-

8) Arbeiten des Schweiß- und Leithundes.
9) Jagdwissenschaft: Unterricht über Anlegung, Unterhaltung und Benutzung der Wildbahn.
10) Fortsetzung von No. 9. der ersten Classe.

Drittes Jahr.

Dritte Classe.

1) Infinitesimal-Rechnung, höhere Geometrie, Mechanik und Machinenlehre.
2) Physikalische Mathematik und Chemie.
3) Anwendung der Physik und Mathematik auf Zuwachs und Abtrieb der Wälder.
4) Taxation überhaupt, sowohl theoretisch, als praktisch, nebst Forsteintheilung.
5) Sand- und Wasserbau.
6) Höhere Forstwissenschaft nach allen ihren Theilen.
7) Fortsetzung von No. 9. der zweyten Classe.
8) Begehung der Jagd und des Forstes selbst, um das Erlernte selbst praktisch anwenden zu sehen und zu lernen.
9) Uebung im Geschäftsstyl, Geschäfts- und Directionsgang u. s. w. *).

Zur

*) Da theils nach den verschiedenen Fähigkeiten und Vorkenntnissen der Studirenden, theils wegen Collision mit andern Geschäften der Lehrer, die Lectionen jedes halben Jahrs nicht vorher bestimmt werden können, so ist der halbjährige Lections-

Zur Ausführung dieses Plans sind folgende Vorsteher und ordentliche Lehrer, die von Sr. Herzogl. Durchlaucht besoldet werden, bestimmt:

1. Herr Oberjägermeister, Freyherr von Ziegesar, ist Chef der Academie, so wie des ganzen Forst- und Jagdwesens.
2. — Regierungsrath von Donop — Commissarius bey rechtlichen Vorfällen.
3. — Cammer- und Forstrath Bechstein — Director und Lehrer der Natur- und Jagdwissenschaften.
4. — Forstcommissair Hoßfeld — Lehrer der mathematischen Wissenschaften, Forsttaxation, Naturlehre, Chemie, und einiger praktischen Meßübungen.
5. — Forstverwalter Herrle — Lehrer der Forstwissenschaften und der dahin abzielenden praktischen Forst- und Jagd-Uebungen.
6. — Bergverwalter Schreiber — Lehrer der Mineralogie.
7. — Forstsecretär Dr. Meyer — Lehrer der Geometrie, des Forstrechts, der lateinischen und deutschen Sprache.
8. — Hausen — Lehrer im Plan- und Handzeichnen.

Außerdem geben auch noch als außerordentliche Lehrer Unterricht:

Herr

onsplan jedesmal nach einer schriftlichen oder mündlichen Uebereinkunft sämmtlicher Lehrer zu machen.

Jeder Lehrer entwirft seine Lectionen in selbst ausgearbeiteten Heften und dictirt die Hauptsätze den Studirenden in die Feder.

Herr Forstschreiber Voigt — im Bearbeiten des Leithundes und Behandlung des Jagdzeugs.

— Förster Rumpel — im Netz- und Garnstricken.

— Fasanenjäger Lhadik — in Behandlung einer Fasanerie.

— Falkenier Bein — in der Falkenerey und Hundedressiren rc.

— Brill im Ausstopfen der Vögel.

Nebenlectionen, als Französisch, Englisch, Tanzen, Fechten rc. können durch Lehrer von Meiningen aus besorgt werden, so wie der Unterricht im Reiten auf der herrschaftlichen Reitbahn selbst gegeben wird. Diese Lectionen müssen aber von den Mitgliedern besonders bezahlt werden.

Zur Ermunterung des Fleißes und sittlich-guten Betragens dient folgendes:

1) Bey der, mit einer gewissen Feyerlichkeit verbundenen, Aufnahme jedes Studirenden, wo er dem Director durch einen Handschlag an Eidesstatt Fleiß und gutes Betragen verspricht, werden ihm die gedruckten Gesetze, die ihm als Mitglied der Academie obliegen, eingehändiget, und er giebt durch Unterschrift derselben zu erkennen, daß er sie nicht nur richtig verstanden habe, sondern auch pünktlich zu halten entschlossen sey.

2) Zur Handhabung der Gesetze ist ein eigenes Gericht auf Herzogl. Landesregierung festgesetzt, der Director selbst ist bloß Friedensrichter, hat aber mit Entscheidung streitiger juristischer Sachen nichts zu thun.

3) Alle sechs Wochen wird vom Director mit sämmtlichen Lehrern Senat gehalten, in welchem jeder Lehrer über die Fähigkeiten, den Fleiß oder Unfleiß und das sittliche Betragen jedes Studirenden seine Bemerkungen mittheilt; diese werden von dem Director in ein eigenes Sittenbuch, das jedem angesehenen Fremden zur Einsicht offen steht, notirt, und der Beyfallswürdige nach Befinden der Umstände vor den Senat gerufen und gelobt, der Tadelnswürdige aber gewarnt und vermahnt. Wer drey Mal wegen beharrlichen Unfleißes und grober Unsittlichkeit vor dem Senat hat erscheinen müssen, wird, auf vorhergegangenen Bericht, durch das Gericht der Academie als ein untaugliches und unwürdiges Mitglied ausgewiesen.

4) So wie der Vortrag so viel als möglich sokratisch einzurichten ist; so wird auch jeder Lehrer verbunden, alle sechs Wochen ein Mal in einer oder etlichen Stunden das Vorgetragene zu repetiren und zu examiniren, und täglich die über den Unterricht gehaltenen Tagebücher durchzusehen.

5) Jedes halbe Jahr ist im Beyseyn des Directors und aller Lehrer Examen, in welchem der Chef der Anstalt präsidirt und ein Sekretär der Cammer protocollirt. Zur Grundlage dienen dabey die im Senat entworfenen und vom Director eingereichten Tabellen; Tabellen und Examen-Protokolle gelangen mit Bericht des Chefs an Serenissimum.

6) Nach Endigung des Cursus wird jeder Studirende, so lange dieser Jägergebrauch noch nöthig ist, wehrhaft gemacht, und erhält ein von dem Chef und Director unterzeichnetes geschmackvoll geschriebenes Testimonium in

Form

Form und Gehalt eines Lehrbriefes, in welchem alle von ihm gehörten Lectionen, so wie sein sittliches Betragen, angemerkt sind. Vorher aber hat er sich noch einer öffentlichen Prüfung vor einem Ausschuß der Forst- und Jagdkunde zu unterwerfen, mit deren Siegel das Zeugniß bedruckt wird.

Um meine Leser mit der Tagesordnung der Anstalt einigermaßen bekannt zu machen, wird folgendes bemerkt. Im Sommerhalbenjahre wird Morgens um halb 5 Uhr vor den Schloßthüren durch den monatlichen Famulus (welches Amt nach alphabetischer Namensordnung von jedem Landeskinde verwaltet wird) durch den Ruf des Flügelhorns geweckt; von 5 bis 6 Uhr geschehen unter Aufsicht des Lehrers der practischen Uebungen die Arbeiten in der gleich vor dem Schlosse befindlichen Plantage; dann wird gefrühstückt und zu den Lectionen präparirt. Von 6 bis 12 Uhr dauern die Lectionen. 12 Uhr wird zu Mittag gegessen. Von 1 bis 4 oder 5 Uhr sind Lectionen; von 4 oder 5 bis 7 die sogenannten Sitzstunden, um das Vorgetragene in die Tagebücher zu ordnen und zu repetiren. 7 Uhr wird zu Abend gegessen. Von Tisch bis 10 Uhr sind beliebige Beschäftigungen. Um 10 Uhr muß jedes Mitglied zu Hause seyn. Ohne es dem Inspector zu melden, darf niemand ausgehen. Die Nachtwache circulirt unter den Eingebohrnen nach der Reihe und wechselt des Nachts drey Mal.

Dieß ist eine kurze Darstellung der wissenschaftlichen und ökonomischen Einrichtungen dieser Lehranstalt, die, wie man sieht, hauptsächlich und zunächst für

Landes-

Landeskinder und die Bildung inländischer Forstmänner berechnet ist. Da es aber nicht fehlen wird, daß auch Ausländer den Wunsch äußern, die Academie zu benutzen, die Umstände dieß keineswegs hindern, der Durchlauchtigste Stifter vielmehr dem Institute die ausgebreitetste Gemeinnützigkeit zu geben wünscht, so dient für Fremde, welche an dem Unterrichte Theil nehmen, und, wie sich von selbst versteht, sich den zur Erhaltung des Fleißes, der Sitten und guten Ordnung nöthigen Gesetzen und Anordnungen fügen wollen, folgendes ihre ökonomische Einrichtung Betreffende zur Nachricht.

Weniger Bemittelte, die keine eigene Wohnung nehmen wollen, können entweder mit in den für die ordentlichen inländischen Lehrlinge bestimmten gemeinschaftlichen Zimmern wohnen, oder auch zu zweyen und mehreren ein eigenes bekommen. Für reichere junge Leute und solche vom Stande sind aber im Schlosse nicht nur bequeme, sondern auch schöne Wohnungen, und bey dem Gastgeber des Orts eine anständige und gute Beköstigung zu haben, so wie für alle andere ökonomische Bedürfnisse und für Bequemlichkeiten aller Art hinlänglich gesorgt ist.

1) Welcher Fremde ein Zimmer mit einer Kammer allein, oder mit ein oder zwey Forsteleven zugleich nimmt, zahlt jährlich 3 Carolin, für ein Zimmer mit einem Alkoven aber nur 2 Carolin, wer sich aber mit den übrigen einheimischen Lehrlingen in den allgemeinen Wohn- und Schlafsälen aufhält, jährlich bloß 1 Laubthaler. Es können auch die Fremden in Meiningen logiren und von da aus die Vorlesungen besuchen.

2) Von

2) Von Bemittelten wird jährlich für Unterricht und practische Uebungen 12 Louisd'or, von den übrigen Fremden aber nur 6 Louisd'or bezahlt.

3) Der Mittagstisch kostet im Gasthof, nach Verlangen und Bedürfniß:

Gemüß und Fleisch	10 Xr.
Suppe, Gemüß und Fleisch . .	12 —
Suppe, Gemüß, Fleisch, nebst Braten .	22 —
Die Portion Kaffee mit Rahm . .	15 —
Die Kanne oder ½ Stübchen Bier . .	4 —

4) Wer kein Bett mitbringt, muß die Miethe dafür mit 1 Carolin bezahlen.

5) Für Aufwartung ist hinlänglich gesorgt und wird dafür etwas weniges gegeben, höchstens monatlich 16 Gr.

Noch ist zu merken: 1) Daß alle halbe Jahr, Ostern und Michaeli, neue Studirende eintreten können, daß 2) fremde Forsteleven in alle Classen aufgenommen werden, und daher die Academie nach ihren Vorkenntnissen nur 2 oder auch 1 Jahr benutzen können, daß es aber den Vorstehern derselben aus leicht einzusehenden Gründen vorzüglich angenehm seyn wird, wenn sich meist solche Studirende melden, die ihre 3 volle Jahre dem hiesigen Unterrichte widmen können. 3) Diese sind verbunden, die für die Academie von Sr. Herzogl. Durchlaucht bestimmte Uniform, welche in einem grünen Rock mit sammthem Kragen und Aufschlägen und weißen Unterkleidern besteht, an jedem öffentlichen Orte zu tragen.

Gesetze
für die Studirenden auf der Forst- und Jagd-Academie.

I.

Allgemeine Gesetze über das Verhalten der Studirenden überhaupt.

§. 1.

Wie überhaupt das Studium jeder Wissenschaft vorzüglich alsdann Achtung verdient, wenn es, nächst der Bildung des Geistes, auch die Veredlung des Herzens zur Absicht hat, und wie daher Religion und gute Sitten das Eigenthum jedes Studirenden seyn sollten; also haben diejenigen, welche, um der Vermehrung ihrer Kenntnisse willen, sich in dieser Academie aufhalten wollen, sich zugleich angelegen seyn zu lassen, durch iene Eigenschaften sich zu empfehlen.

Da es aber auch die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers ist, gegen das öffentliche Religionsbekenntniß und den eingeführten und geduldeten Gottesdienst des Landes, wo er wohnet, Achtung zu hegen; so wird auch von sämmtlichen in der Lehranstalt befindlichen Studirenden erwartet, daß sie diese Pflichten nie verletzen, am allerwenigsten aber sich beygehen lassen werden, den Gottesdienst im Orte auf irgend eine Art zu stören; indem sie widrigenfalls strenger Ahndung nicht würden entgehen können.

§. 2.

§. 2.

Weil hiernächst ein jeder, welcher sich in einem fremden Lande aufhält, während der Zeit seines Aufenthalts in demselben als ein temporärer Unterthan anzusehen ist; so sind auch die fremden Studirenden so wie die einheimischen in dieser Academie den in den hiesigen Landen bestehenden Gesetzen und Anordnungen Folgsamkeit zu erweisen schuldig.

§. 3.

Um die Hauptabsicht nicht zu verfehlen, warum die Studirenden sich in dieser Academie aufhalten, haben sie nicht nur die für sie bestimmten Lehrstunden und Vorträge mit ununterbrochenem Fleiße abzuwarten, sondern auch alle die Anweisungen, welche ihnen sonst in Rücksicht auf ihre Studien und auf ihr Betragen von dem Director und den übrigen Lehrern gegeben werden, willig zu befolgen.

§. 4.

Den für die Studirenden angeordneten Gerichten bey Herzogl. Landesregierung haben dieselben als ihrer unmittelbaren Obrigkeit gebührenden Gehorsam zu bezeigen; und wie ein Jeder gegen alle Obrigkeit selbst, deren Gerichtsbarkeit er für seine Person nicht unterworfen ist, wegen ihres Amtes zur geziemenden Achtung verpflichtet ist; also findet auch dieß in Ansehung der Studirenden gegen die verschiedenen Gerichtsstellen Statt, durch welche die Gerichtsbarkeit des Orts und der Stadt Meiningen ausgeübt wird.

§. 5.

§. 5.

So sehr sich nun diese Gerichtsstellen angelegen seyn lassen werden, nicht nur die Studirenden vor allen Beleidigungen zu schützen und ihnen im unverhoften Fall gebührende Genugthuung zu verschaffen, sondern auch in allen Angelegenheiten, wo sie zu klagen genöthigt seyn werden, ihnen eine unpartheyische Gerechtigkeitspflege wiederfahren zu lassen; so billig ist es, daß auch auf der andern Seite sowohl die Bürger der Stadt, als andere Amts- und Landesunterthanen vor jeder Beunruhigung und Störung von Seiten der Studirenden sicher gestellt werden, und es wird daher den letztern alles, was dahin im mindesten abzielt, bey nachdrücklicher Strafe untersagt.

§. 6.

Ein jeder, welcher sich zu Dreyßigacker und Meiningen aufhalten will, um als Studirender auf dieser Academie Antheil zu nehmen, muß sich binnen acht Tagen nach seiner Ankunft bey dem Director melden.

Der letztere hat sodann wegen der Aufnahme des Neuankommenden das Erforderliche zu besorgen, demselben bey der Receptionshandlung die Gesetze zuzustellen, und auf solche im Namen des Gerichts von ihm den Handschlag anzunehmen; demnächst aber auch des Neuankommenden Namen, Alter und Vaterland dem Gerichte zur Eintragung in ein deshalb zu führendes besonderes Verzeichniß mitzutheilen.

§. 7.

Da dem Gerichte aus mehr als einer Ursache daran gelegen seyn muß, zu wissen, ob und wenn ein Studirender

von

von der Academie abzugehen gedenkt; so hat ein jeder Fremder, der dieselbe verlassen will, ein Vierteljahr vor seinem Abgange solches dem Director zu melden; dieser aber dem Gerichte davon alsbald Anzeige zu thun.

Sollten unerwartete Ereignisse einen frühern, oder gar einen unverzüglichen Abgang nöthig machen; so ist dieß und die Ursache davon sofort ebenfalls dem Director zu melden, auch vom letztern sogleich bey dem Gerichte anzuzeigen.

Würde hingegen ein Studirender die Academie, ohne es vorher dem Director bekannt gemacht zu haben, verlassen, und es fände sich, daß solches aus unerlaubten Absichten geschehen sey; so ist das Gericht befugt, alle ihm nöthig scheinenden Maaßregeln in Ansehung des Entwichenen zu treffen, auch den Namen desselben in öffentlichen Blättern bekannt zu machen.

II.

Vorschriften, das Creditwesen der Studirenden betreffend.

§. 8.

Weil die Neigung unerfahrner junger Leute, sich zu jedem ihnen vorkommenden Aufwande hinreißen zu lassen, nur so oft der Anfang ihres Verderbens, sowohl in ökonomischer als sittlicher Rücksicht ist; so werden sämmtliche Studirende hiermit wohlmeinend ermahnet, nicht nur alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden, sondern auch überhaupt

haupt mit dem ihnen zur eigenen Disposition anvertrauten Gelde so umzugehen, als es die dabey zum Grunde liegende Absicht erfordert.

Damit aber auch auf der andern Seite alles unvorsichtige Creditgeben an die Studirenden verhütet werden möge, so wird hierdurch folgendes verordnet:

§. 9.

Es darf keinem der Studirenden das Geringste an baarem Gelde, Waaren, Arbeitslohn oder sonstigen Bedürfnissen, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, creditirt, noch auch mit ihm irgend ein Geschäft, woraus eine Forderung erwächst, eingegangen werden; es wäre denn, daß solches mit Vorwissen und Genehmigung des Directors der Academie, oder der Aeltern, Vormünder oder besondern Führer der Studirenden geschähe.

Jeder Creditor, der hierwider handelt, hat zu erwarten, daß in den hiesigen Landen auf seine Forderung oder auf die darüber von den Studirenden ausgestellten Verschreibungen, Wechsel rc. nicht die mindeste Rücksicht genommen; folglich auch so wenig bey dem Gerichte der Lehranstalt, als bey einer andern inländischen Gerichtsstelle deshalb eine gerichtliche Hülfe Statt finden werde.

Es soll auch hierbey das Anführen eines Gläubigers, daß ihm das Verhältniß des Studirenden unbekannt gewesen, nicht in Betracht gezogen werden; indem es die Pflicht eines Jeden, der sich mit einem Unbekannten in einen Verkehr einläßt, von selbst erfordert, sich vorher

nach dessen Umständen und Verhältnissen genau zu erkundigen.

Jedoch soll auf den Fall, wenn einer der Studirenden diese seine Qualität böslich verläugnet, und also selbst den mit ihm Contrahirenden hintergangen hätte, derselbe dieses Gesetz für sich anzuführen nicht befugt und den eingegangenen Contract, in so weit er übrigens den Gesetzen nach bestehen kann, zu erfüllen schuldig seyn.

Würde sich der Fall ereignen, daß Studirende von inländischen Privatpersonen Gelder, Waaren oder andere Bedürfnisse gegen versetzte Pfänder sich verschafft hätten, so sollen solche Pfandinhaber von ihrer Obrigkeit, sobald deshalb vom Director der Anstalt, oder den Aeltern, Vormündern jener Studirenden eine Imploration angebracht wird, zur unentgeltlichen Herausgabe oder Wiederherbeyschaffung der versetzten Sachen sträflich angehalten werden.

III.

Polizey- und andere Vorschriften der Studirenden nebst den Strafen der Uebertreter.

§. 10.

So sehr es zu wünschen ist, daß sämmtliche Studirende den Zweck ihres Aufenthalts auf dieser Lehranstalt immer vor Augen haben und nie durch unerlaubte Handlungen, wodurch entweder die öffentliche Ruhe gestört, oder ihnen selbst sowohl, als andern, Nachtheil zugefügt wird,

die

die ihnen vorgesetzte Obrigkeit nöthigen möchten, sie zur Strafe zu ziehen; so macht doch die Besorgniß, daß es gleichwohl bisweilen an solchen Verirrungen nicht fehlen dürfte, es nothwendig, folgende Vorschriften vorzüglich einzuschärfen und auf deren Uebertretung gewisse Strafen festzusetzen, welche an denjenigen, die sich dadurch nicht warnen lassen, unabbittlich zur Vollziehung werden gebracht werden.

§. 11.

Alle periodischen gemeinschaftlichen Zusammenkünfte der Studirenden, wenn sie auch einen guten und lobenswerthen Endzweck haben sollten, finden nicht anders, als mit Vorwissen des Directors Statt, der, wenn dieselben ein Gegenstand der Polizeyaufsicht werden können, dem Gerichte davon Nachricht zu geben hat.

So oft Studirende, es sey zu gesellschaftlichen Vergnügungen, oder aus einer andern erlaubten Ursache, zusammenkommen, ist aller ungeziemende Lärm und Unfug zu vermeiden.

Jeder Hauswirth, welcher dergleichen Lärm in seinem Hause verstattet und nicht davon unverzüglich dem Director oder Gerichte Anzeige thut, ist deswegen verantwortlich.

Solche Versammlungen hingegen, welche die Störung der öffentlichen Ruhe, die Beleidigung anderer, oder sonst etwas den guten Sitten zuwiderlaufendes zur Absicht haben, sind durchaus und bey einer Geldstrafe von zwey bis zehn Thalern für jeden, der daran Antheil nimmt, verboten.

§. 12.

Alle Hazardspiele der Studirenden unter sich werden hierdurch bey einer Geldstrafe von fünf Rthlr. für jeden, welcher daran Antheil nimmt, oder bey einer verhältnißmäßigen Arreststrafe untersagt.

Sollten Studirende sich mit andern Personen in Hazardspiele einlassen; so haben sie zu gewarten, daß nach Befinden der Umstände gegen sie in Gemäßheit der Landesgesetze werde verfahren werden.

In Ansehung der Commerzspiele bleibt es dem Director der Anstalt unbenommen, da, wo es nöthig scheint, Einschränkungen festzusetzen; und sollen sodann diejenigen, welche seinen Anordnungen entgegen handeln, nach dem Ermessen des Gerichts dieserhalb bestraft werden *).

§. 13.

Jede Art des nächtlichen Unfugs, so wie alles Tumultuiren, Lärmen, Schreyen, Jauchzen auf der Straße, welches ohnehin keinem ehrliebenden Menschen anständig ist, ist unerlaubt und strafbar. Diejenigen, welche sich dessen schuldig machen, werden nach Verhältniß der Größe ihres Verbrechens mit fünf bis zehn Rthlr., auch wohl noch höherer Geld- oder verhältnißmäßiger Arreststrafe belegt.

Soll-

*) Es ist für gut und nöthig befunden worden, daß in den zur Academie gehörigen Gebäuden von den Studirenden gar keine Karten gespielt werden sollen, unter welcherley Vorwand man dieß auch einzuführen gedächte, da hingegen können sich dieselben auf eine weit zweckmäßigere Art mit Damen- Schach- und Kegelspiel belustigen.

Sollten sie solches mehrmalen wiederholen, so haben sie es sich selbst beyzumessen, wenn sie von der Academie ausgeschlossen werden und ihr Aufenthalt in Dreyßigacker und der Stadt Meiningen nicht länger geduldet wird.

§. 14.

Alle muthwillige und frevelhafte Beschädigung der Häuser, oder der Thüren und Fenster, Beschädigung der Gärten, der angepflanzten Bäume ꝛc., ingleichen alle Unvorsichtigkeit bey dem Reiten und Fahren, wie auch der Führung des Gewehrs, wird außer dem Ersatze des verursachten Schadens mit willkührlicher Geldstrafe oder Arrest geahndet. Sollten durch dergleichen Frevel und Unvorsichtigkeiten Verwundungen anderer Personen oder sonstige Unglücksfälle entstehen; so hat derjenige, welchem hiervon die Schuld beyzumessen ist, nach Befinden der bey der Untersuchung sich ergebenden Umstände eine noch größere Strafe zu erwarten.

§. 15.

Diejenigen Studirenden, welche Hunde halten, sind in dem Falle, daß hieraus Schaden entsteht, für den Ersatz desselben zu haften verbunden. Es bleibt aber auch, um dergleichen Schaden vorzubeugen, sowohl dem Gerichte, als dem Director der Anstalt unbenommen, einen Studirenden zur Abschaffung seines Hundes anzuhalten, auch nöthigenfalls wegen der unverzüglichen Befolgung dieser Anweisung die gehörigen Maaßregeln zu treffen.

§. 16.

§. 16.

Weil durch unvorsichtiges Tabakrauchen leicht Feuersgefahr veranlaßt werden kann; so ist alles Tabackrauchen in Städten, Flecken und Dörfern bey zwey und vier Rthlr. Strafe verboten.

§. 17.

Das muthwillige Schießen in Gärten, Städten und Dörfern wird hierdurch bey zwey bis zehn Rthlr. Strafe verboten.

Mit einer noch größern Geldbuße oder einer verhältnißmäßigen Arreststrafe wird alles, ohne dazu gehörig erhaltene Erlaubniß unternommene Schießen und Jagen des Wildes, es geschehe nun in den herrschaftlichen oder in den Districten anderer Jagdberechtigten geahndet werden.

§. 18.

Sollte sich bey der Jagd oder andern Vergehungen der Studirenden der Fall ereignen, daß gegen sie eine Pfändung von verpflichteten Personen vorgenommen würde; so haben sie das ihnen abgeforderte Pfand unweigerlich abzugeben und es auf den Ausgang der Sache ankommen zu lassen, widrigenfalls aber zu gewarten, daß sie schon allein wegen der Widersetzlichkeit gegen die Pfändung mit einer beträchtlichen Geld- oder Arreststrafe werden belegt werden.

§. 19.

Wörtliche oder thätige Mißhandlungen Anderer, es mögen nun die Beleidigten selbst Studirende oder andere Personen seyn, ingleichen alle Arten von Pasquillen, wohin

hin auch die Einrückung calumniöser Nachrichten in öffentliche Blätter zu rechnen ist, werden nach dem Grade des Vorsatzes, der Beleidigungen und des zugefügten Schadens, mit Arrest, und nach Befinden der Umstände zugleich mit der Entfernung des Schuldigen aus der Academie bestraft werden.

§. 20.

Eine gleiche Strafe findet bey vorsetzlichen Herausforderungen zu Duellen Statt; auch selbst dann, wenn das Duell nicht vor sich gegangen ist.

Sollte es aber wirklich zum Duell gekommen seyn, es sey nun, daß solches zwischen Studirenden unter sich, oder zwischen Studirenden und andern Personen erfolgt wäre; so soll nicht nur gegen die Hauptthcilnehmer, sondern auch gegen diejenigen, welche bey dem Duelle hülfreiche Hand geleistet haben, oder dazu beförderlich gewesen sind, nach Befinden der Umstände in Gemäßheit der Landesgesetze verfahren werden.

§. 21.

Vergehungen der Studirenden mit unzüchtigen ledigen Weibspersonen werden an erstern mit einer Geldbuße von fünf bis zehn Rthlr. gebüßet. Gegen dergleichen Weibspersonen aber soll, wofern sich ergeben würde, daß sie selbst solche Vergehungen veranlaßt hätten, die gewöhnliche Strafe der Hurerey, nach richterlichem Ermessen, geschärft werden.

In Schwängerungsfällen wird jeder Anspruch der Geschwächten gegen einen Studirenden lediglich auf die Alimen-

mentation des Kindes eingeschränkt. Die Bestimmung der Alimentationssumme aber, so wie die Art, solche sicher zu stellen, dem Erkenntnisse des Gerichts überlassen.

§. 22.

Sollten andere Verbrechen gegen Studirende zur Anzeige kommen und sie derselben überführt werden; so haben sie deshalb ebenfalls ihre Bestrafung nach richterlichem Erkenntnisse zu gewarten.

§. 23.

Beharrlicher Ungehorsam eines oder andern der Studirenden gegen die Anweisungen der Lehrer oder Vorgesetzten, fortdauernder unsittlicher Lebenswandel, und überhaupt jedes mit dem Zweck des Aufenthalts auf dieser Academie nicht zu vereinbarende Betragen soll sowohl das Gericht, als den Director der Anstalt berechtigen, dergleichen Subjecte von derselben zu entfernen.

Es hat aber das Gericht in diesem Falle auch alsbald bey den Behörden das Erforderliche zu veranlassen, damit jenen Subjecten weder in der Stadt, noch in der Nähe Aufenthalt verstattet werde.

IV.

Vorschriften wegen des gerichtlichen Verfahrens in Sachen der Studirenden.

§. 24.

Jedermann, der eine zulässige Forderung an Studirende zu machen, oder solche Beschwerden gegen sie anzubrin-

bringen hat, dabey es nicht sowohl auf ihre Bestrafung, als vielmehr auf die Privat-Genugthuung des beschwerten Theils abgesehen ist, soll sich dieserhalb zuförderst an den Director mündlich oder schriftlich wenden und um seine Befriedigung Ansuchung thun.

Erst alsdann, wenn er nach Verlauf von acht Tagen, von Zeit der gethanen Ansuchung an, durch die Vermittlung des Directors nicht zufrieden gestellt worden, steht es ihm frey, seine Klage oder Beschwerde bey dem Gerichte der Academie anzubringen; worauf sodann das Gericht, wenn es nach einer bey dem Director mündlich eingegangenen Erkundigung versichert ist, daß das Vorstehende beobachtet worden, sofort das Nöthige zu verfügen hat.

Solche Beschwerden hingegen, bey welchen es auf die Bestrafung der Inculpaten ankommt, ingleichen solche Sachen, bey denen eine Gefahr auf dem Verzug haftet, können unmittelbar bey dem Gerichte der Academie angebracht werden.

§. 25.

Die Form der gerichtlichen Verhandlungen ist in allen gegen die Studirenden vorkommenden Civilsachen summarisch, und finden daher, in sofern nicht bey einer oder der andern Sache eine besondere Art des summarischen Processes eintritt, durchgängig die in der hiesigen Proceßordnung enthaltenen Vorschriften ihre Anwendung.

Bey Untersuchungssachen soll ebenfalls auf die schleunige Beendigung derselben Bedacht genommen; jedoch dabey in keinem wesentlichen Stücke die Disposition der Proceßordnung außer Acht gelassen werden.

V.

V.

Vorschriften in Ansehung des Gerichtsstandes und Verfahrens in den gegen die Hofmeister und Bedienten der Studirenden vorkommenden Rechtssachen.

§. 26.

Die Hofmeister oder Führer der Studirenden, ingleichen die eigenen Bedienten derselben haben in den gegen sie vorkommenden Rechtssachen ihren unmittelbaren Gerichtsstand vor dem Gerichte dieser Academie; und es findet in Absicht des dabey zu beobachtenden gerichtlichen Verfahrens eben dasselbe Statt, was in den vorstehenden §§. geordnet worden.

Bey Erörterung der Rechtsfragen, welche in den gegen diese Personen anhängig gewordenen Sachen eintreten möchten, sind jedoch allezeit die in den hiesigen Landen geltenden Gesetze und Rechte zum Grunde zu legen.

Damit aber aus dem, was hier in Absicht des Gerichtsstandes der Hofmeister oder Führer der Studirenden verordnet worden, nicht die Folgerung gezogen werden möge, daß auch der Director und die Lehrer der Academie vor diesem Gerichte künftig Recht zu nehmen hätten; so wird hierdurch ausdrücklich festgesetzt, daß dieselben ihrer zeitherigen Obrigkeit und demjenigen Foro unterworfen bleiben, welche ihnen nach der Landesverfassung ihr Stand oder ihre übrigen Verhältnisse anweisen.

Eben

Eben so behalten die, nicht für beständig in dem Dienste der Studirenden sich befindenden Personen, wenn sie sich auch zu gewissen Dienstleistungen verbunden haben sollten, ihren bisherigen Gerichtsstand, und sind dem Gerichte der Lehranstalt nicht unterworfen.

Instruction

für das Gericht der Forst- und Jagd-Academie zu Dreyßigacker.

§. 1.

Dieses Gericht besteht aus einem Ausschuß oder einer Commission von Mitgliedern der Herzogl. Landesregierung.

§. 2.

Unter diesem Gerichte stehen ohne Ausnahme

a) alle diejenigen Studirenden, welche die Academie frequentiren und sich also unter der Zahl der Lernenden befinden, von welcher Geburt, oder Rang und Stand dieselben sonst seyn mögen,

b) ihre Hofmeister, und

c) die in ihrem Dienste sich befindenden Bedienten.

§. 3.

Keineswegs aber gehören dahin deren Lehrer, die ohne Unterschied ihrer vorherigen Obrigkeit und derjenigen Gerichtsbarkeit unterworfen bleiben, welche ihnen nach der

Landes-

Landesverfassung ihr Stand oder ihre übrigen Verhältnisse anweisen. Doch werden sie sich nicht entbrechen, in solchen Fällen, wo das Gericht eine Auskunft von ihnen zu verlangen nöthig hat, auf unmittelbares Ersuchen vor demselben freywillig zu erscheinen.

§. 4.

Die nicht für beständig in dem Dienst der Studirenden sich befindenden Personen, wenn sie sich auch zu gewissen Dienstleistungen verbunden haben, z. B. Aufwärter und Aufwärterinnen, sind dem Gerichtszwang dieses Gerichts nicht unterworfen.

§. 5.

Was die Art des gerichtlichen Verfahrens in den gegen die Studirenden vorkommenden Civilsachen, ingleichen bey solchen Beschwerden betrift, wobey es nicht sowohl auf Bestrafung der Studirenden, als vielmehr auf eine Entschädigung des beschwerten Theils angesehen ist; so wird das Gericht deshalb auf die den Studirenden vorgeschriebenen Gesetze verwiesen und hat daher dasselbe genau darauf zu sehen, daß dergleichen Sachen nur alsdann erst gerichtlich erörtert und abgeholfen werden, wenn solche nicht von dem Director der Anstalt durch gütliche Vermittlung beseitigt werden können.

§. 6.

Zur Abkürzung der gerichtlichen Verhandlungen sollen in solchen Fällen, wo eine Beschleunigung des Processes erforderlich ist, die Bürger oder Amtsunterthanen, welche

zu

zu Zeugen angegeben werden, oder von welchen sonst eine Auskunft zu verlangen seyn möchte, auf vorherige mündliche Requisition zur Vernehmung vor das Gericht sistirt werden.

§. 7.

Die Sitzungen des Gerichts werden, so oft es erforderlich ist, auf Herzogl. Regierung gehalten.

§. 8.

Wenn sich Strafen nöthig machen, welche an den Studirenden zur Vollziehung gebracht werden müssen; so bestehen sie in der Regel bloß in Geldstrafen oder in Arrest. Der letztere wird ordentlicher Weise durch persönliche Bewachung des Schuldigen in seiner Wohnung (Stubenarrest) in Ausübung gebracht.

Damit aber auch der Zweck der Strafen so viel möglich erreicht werde, indem es nur zu oft geschieht, daß Geldstrafen um deswillen von weniger Wirksamkeit sind, weil diese Art der Bestrafung mehr auf die Aeltern und Vormünder zurückfällt, als daß sie den Bestraften selbst trift, im Gegentheil aber Gefängniß dem Zweck der Studirenden selbst offenbar hinderlich ist, so wird es der Beurtheilung des Gerichts und Directors überlassen, zu bestimmen, welche Art der Bestrafung in jedem Falle anwendbar seyn werde, wobey jedoch allezeit für jeden Thaler Geldstrafe ein Tag und eine Nacht Arrest und umgekehrt zu erkennen ist.

In einzelnen Fällen, wo es weniger auf Sicherstellung des Publici, als auf sittliche Besserung und Abhaltung

tung der Studirenden von künftigen Vergehungen ankommt, wird das Gericht mit Einverständniß des Directors, und wenn es nöthig seyn sollte, auch selbst unter Beytritt der Aeltern und Vormünder bemühet seyn, noch andere wirksame Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks anzuwenden.

§. 9.

Da sich Fälle zutragen können, wo der bloße Stubenarrest nicht hinlänglich ist, alsdann aber es doch auch nicht wohl thunlich seyn will, die Schuldigen in die gemeinen Stadtgefängnisse zu setzen; so ist für ein schickliches und anständiges Gemach oder Carcer gesorgt, wo in dergleichen Fällen die Arrestanten sicher verwahrt werden können.

§. 10.

Bey dem Stubenarrest geschieht die Bewachung der Arrestanten gewöhnlichermaßen durch die Mannschaft des Jägerkorps.

Damit aber auch bey dessen Verfügung, zumal wenn Gefahr bey dem Verzug ist, mit gehöriger Wirksamkeit und Geschwindigkeit verfahren werden könne; so hat der Director, oder, wenn der nicht da seyn sollte, der folgende Lehrer durch die Ortsunterthanen solchen sogleich zu veranstalten, sogleich aber die nöthige Anzeige an das Gericht und den commandirenden Offizier des Jägercorps zu thun.

§. 11.

So oft bey einem Arrestanten die Bewachung desselben durch die Mannschaft des Jägercorps erforderlich ist, so erhält dafür der commandirende Offizier, oder wer sonst

dazu bestimmt wird, wenn der Arrest acht Tage oder weniger dauert, 16 Gr. überhaupt; bey längerer Dauer desselben aber 1 Rthlr.

Ohne Unterschied des Arrests aber erhalten für Tag und Nacht:

Der Feldwebel wegen des Commandirens 2 Gr.

Der commandirende Unteroffizier 8 Gr.

Jeder commandirte Gemeine 6 Gr.

Der Gerichtsdiener, wenn einer nöthig wird, und welcher dann dabey auf und ab zu gehen hat, 1 Gr.

§. 12.

Bey jeder Art des Arrestes kann zwar mit Vorwissen des Directors dem Arrestanten täglich ein oder der andere Besuch, wenn bey solchem nichts Nachtheiliges zu befürchten ist, gestattet werden.

Besuche von Studirenden und andern jungen Leuten aber soll der Director nie anders zulassen, als wenn er in seinem Gewissen überzeugt ist, daß dergleichen Zuspruch für den Arrestanten wirklich nützlich oder nothwendig sey und dadurch der eigentliche Zweck der Strafe nicht vereitelt werde.

§. 13.

Alle dictirten Geldstrafen hat das Gericht von dem Straffälligen sobald als möglich beyzutreiben und solche jedes Jahr zu Michaeli nebst Beyfügung eines Verzeichnisses mittelst Berichts an die Herzogl. Regierung selbst einzusenden.

Die

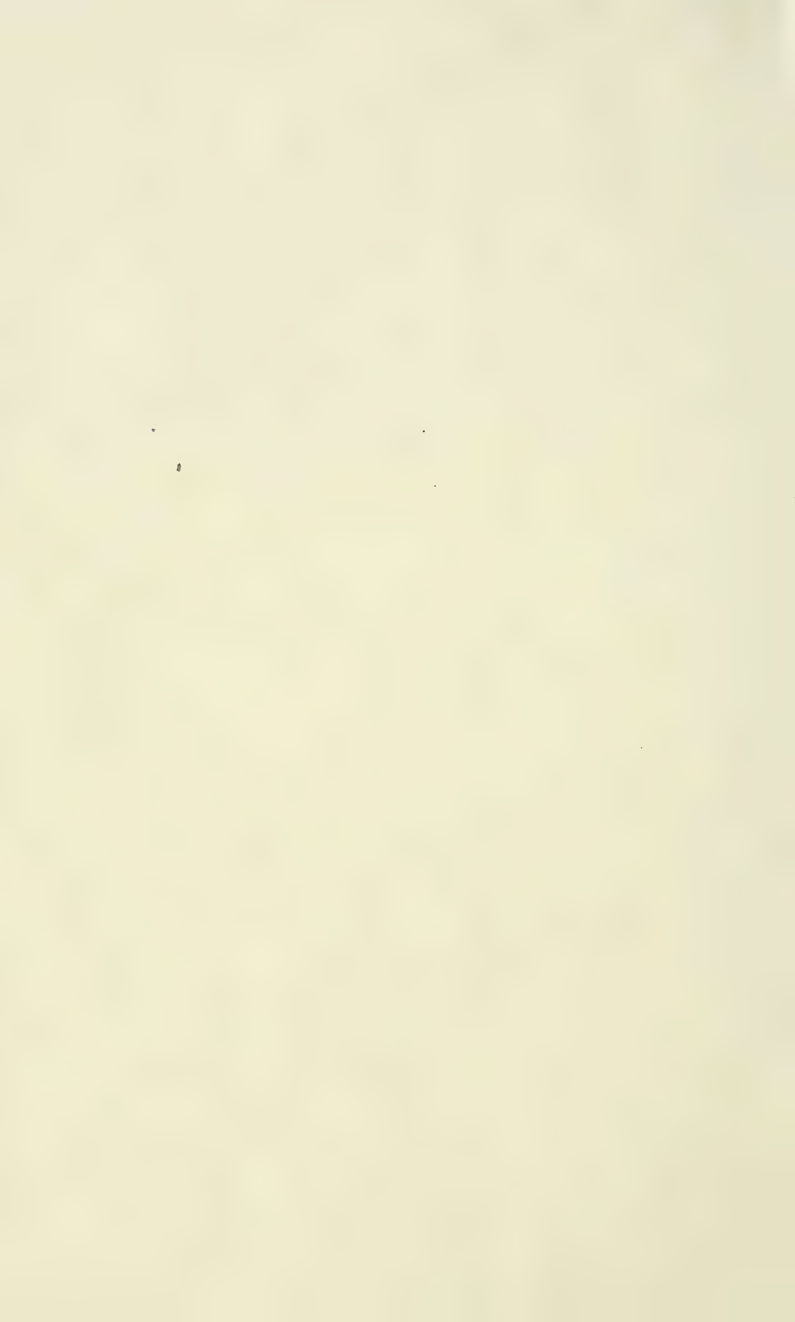
Die letztere wird sodann darüber, ob dergleichen Strafen zur landesherrlichen Strafcasse zu nehmen, oder zu einem andern Behufe zu verwenden sind, die weitere Entschließung fassen.

§. 14.

Sämmtliche eingehende Sporteln (bey deren Ansetzung übrigens die der Proceßordnung angefügte Taxordnung zu befolgen ist) verbleiben dem Gerichte.

Georg, H. zu S.







Die Feldtaube mit dem Schwalbenschwanz.



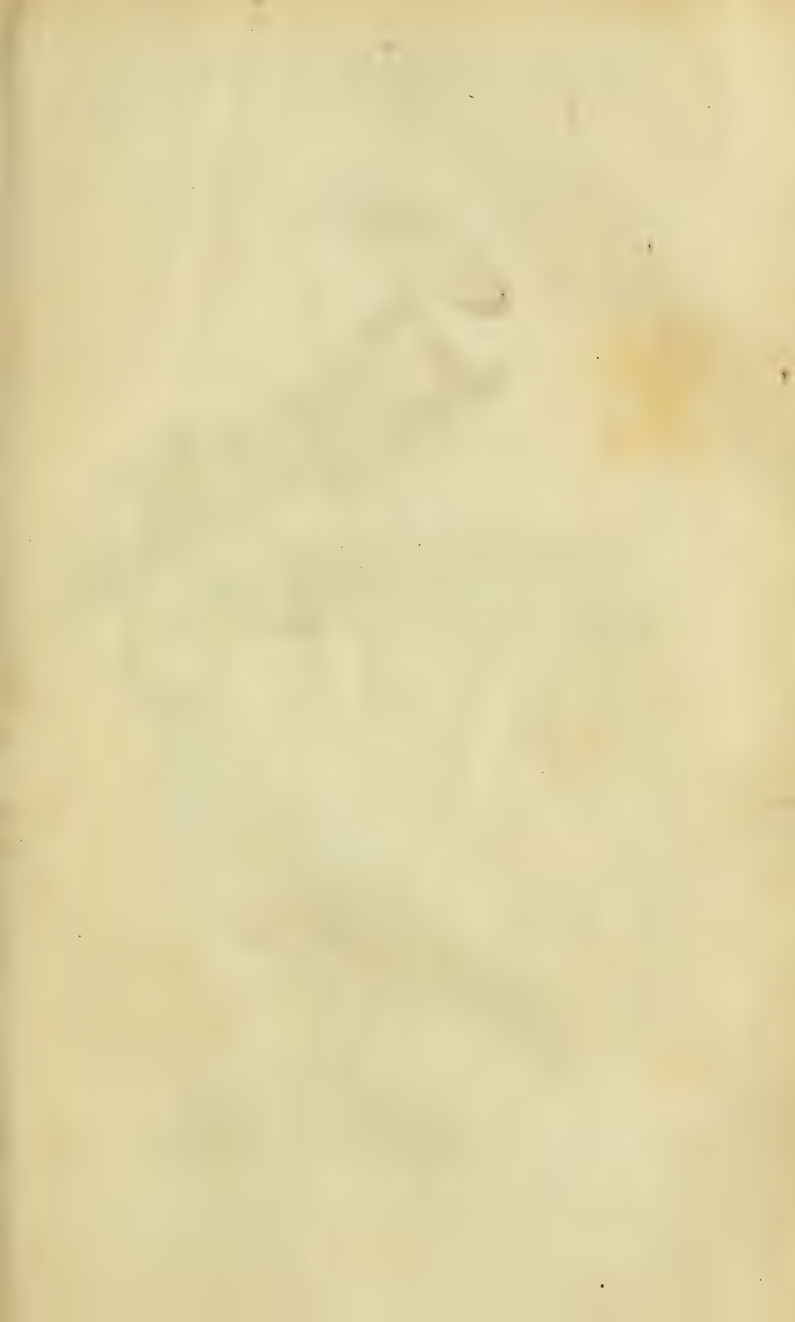


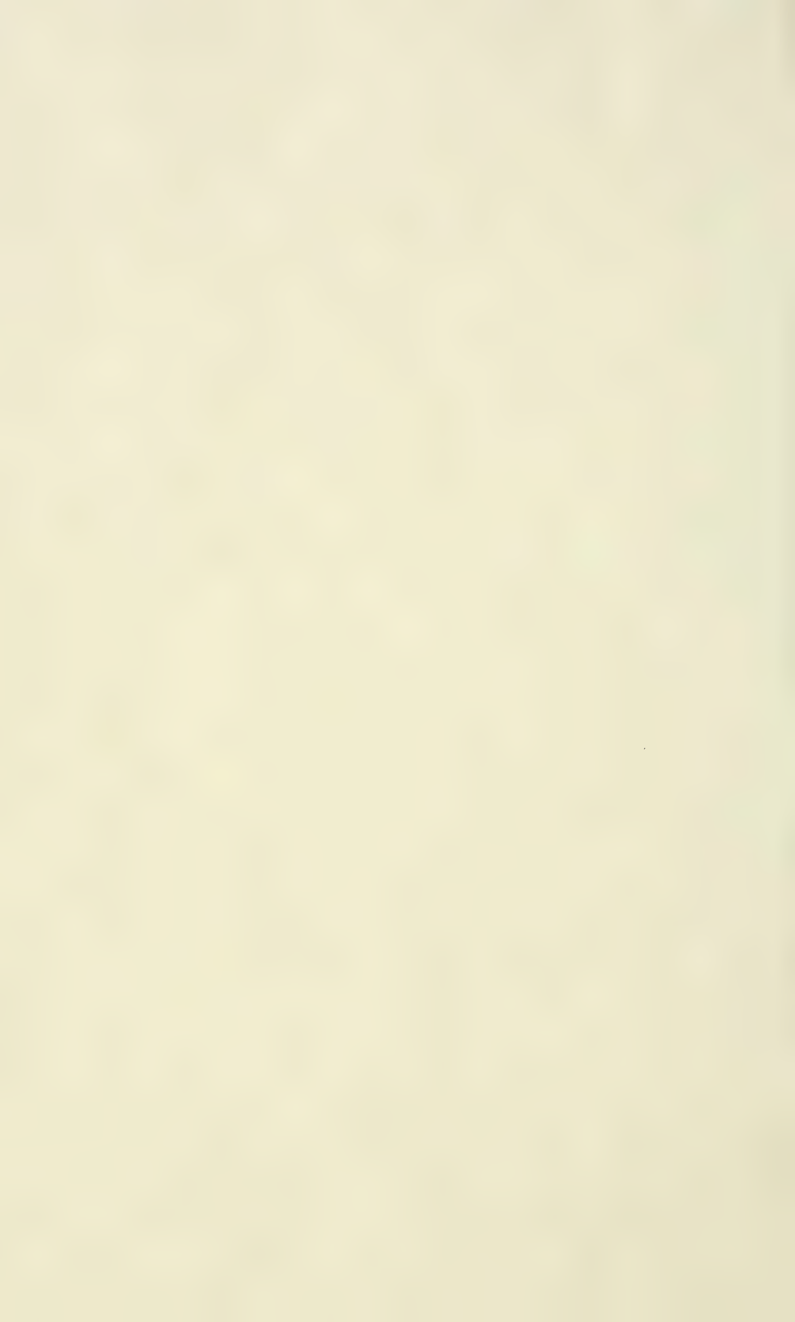




II. Der Brachpieper.
III. Die Berglerche.







Tab. IV.

Tab. V. a.

1

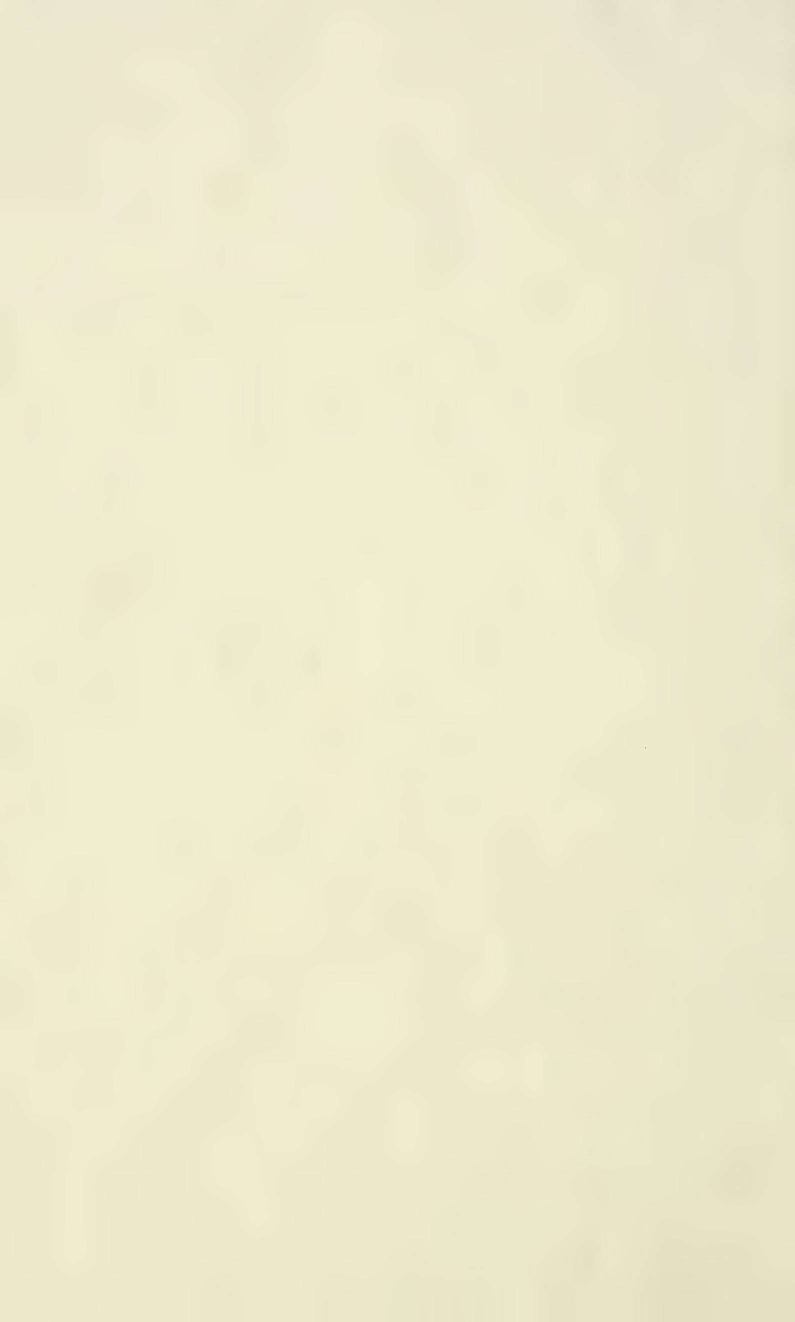


...x. del. & sculps. 1795.

IV. Die Ringdrossel.
V. f. 1. Die Steindrossel. Männchen.





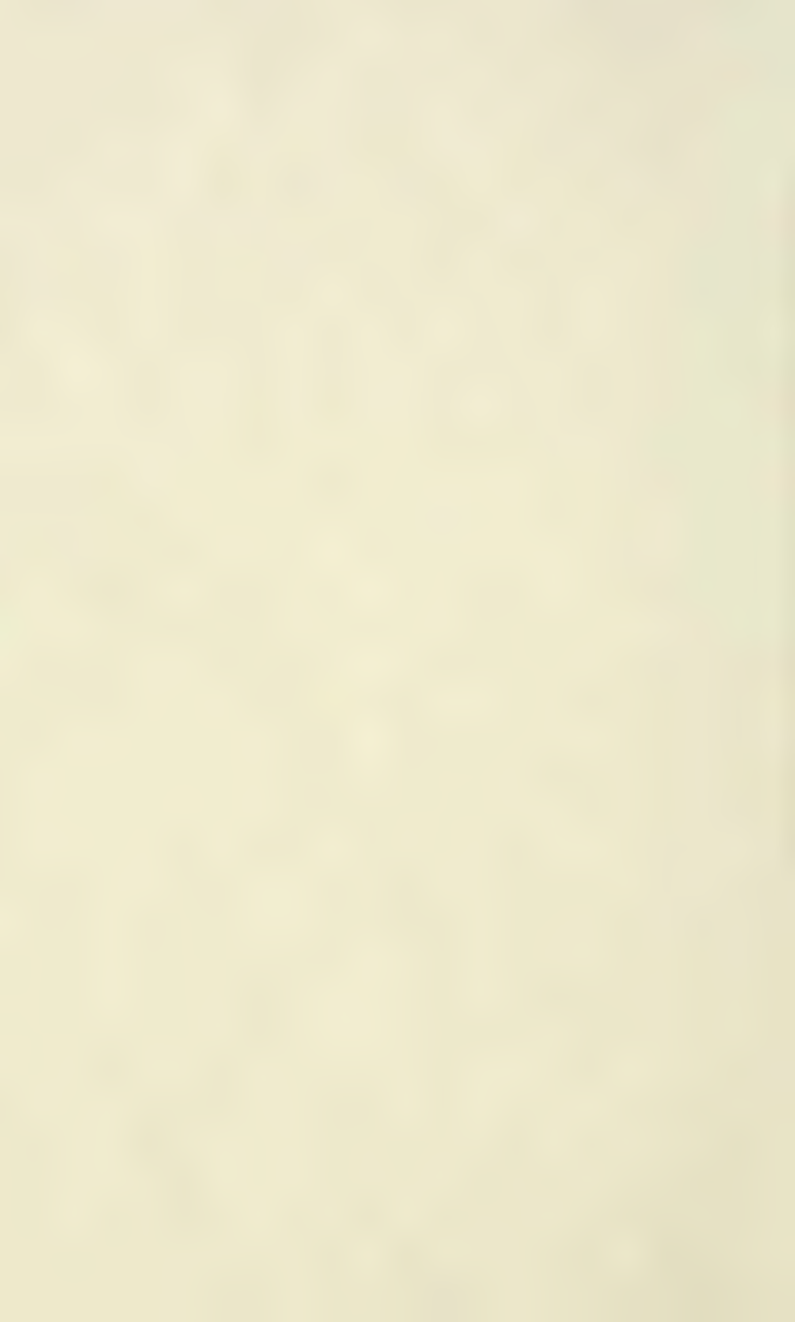




V. f. 2. Die Steindrossel. Weibchen.
VI. Der Gartenammer. f. 1. Männchen f. 2. Weibchen.



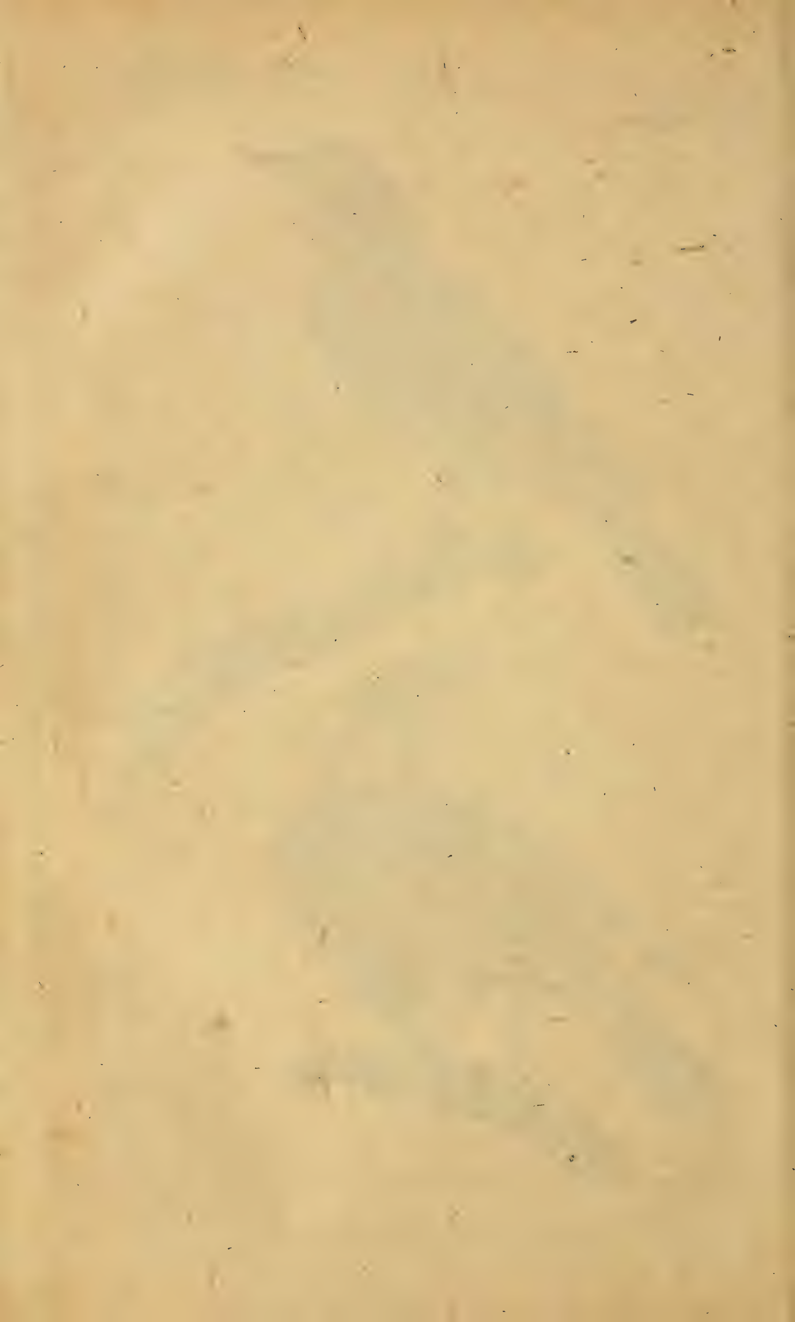




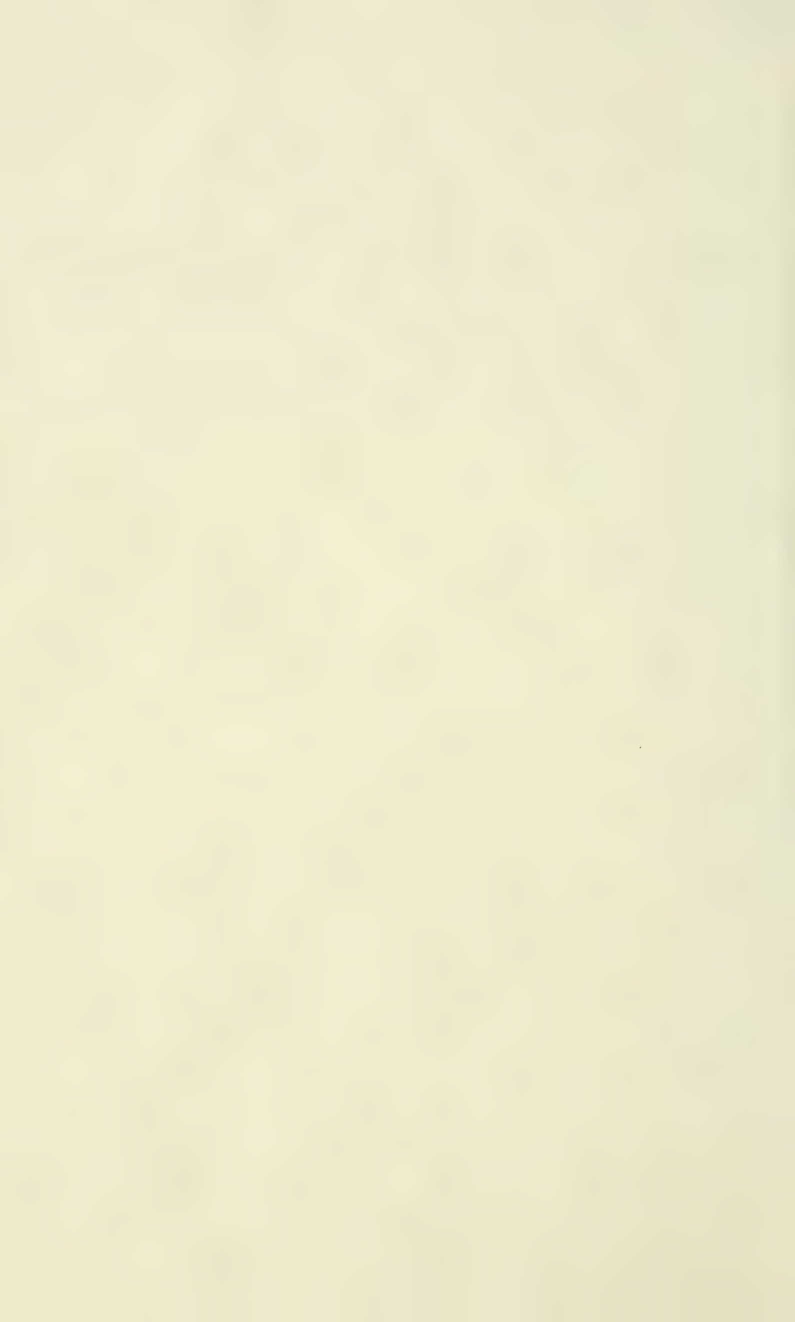


Capieux del. & sculps. 1793

Die zweydeutige Drossel.







Tab. VII.

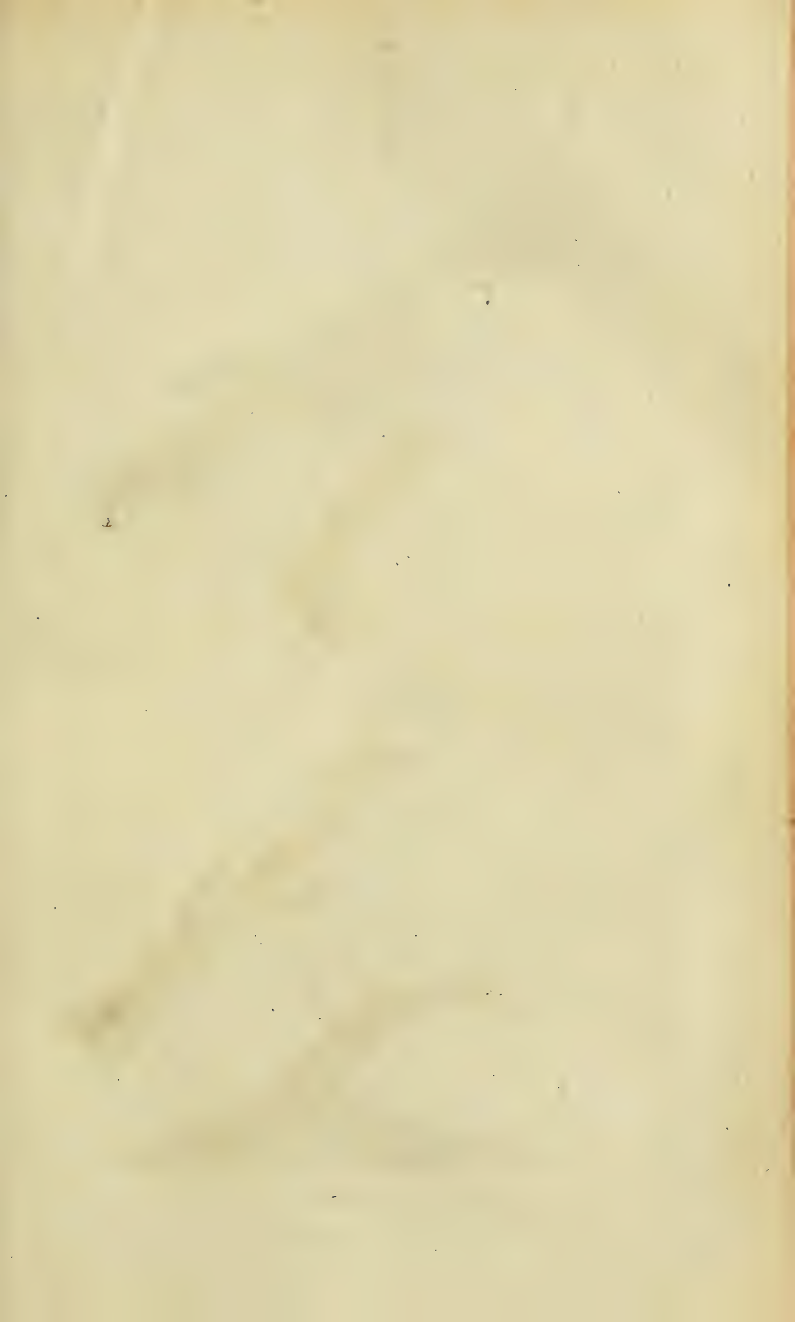
1

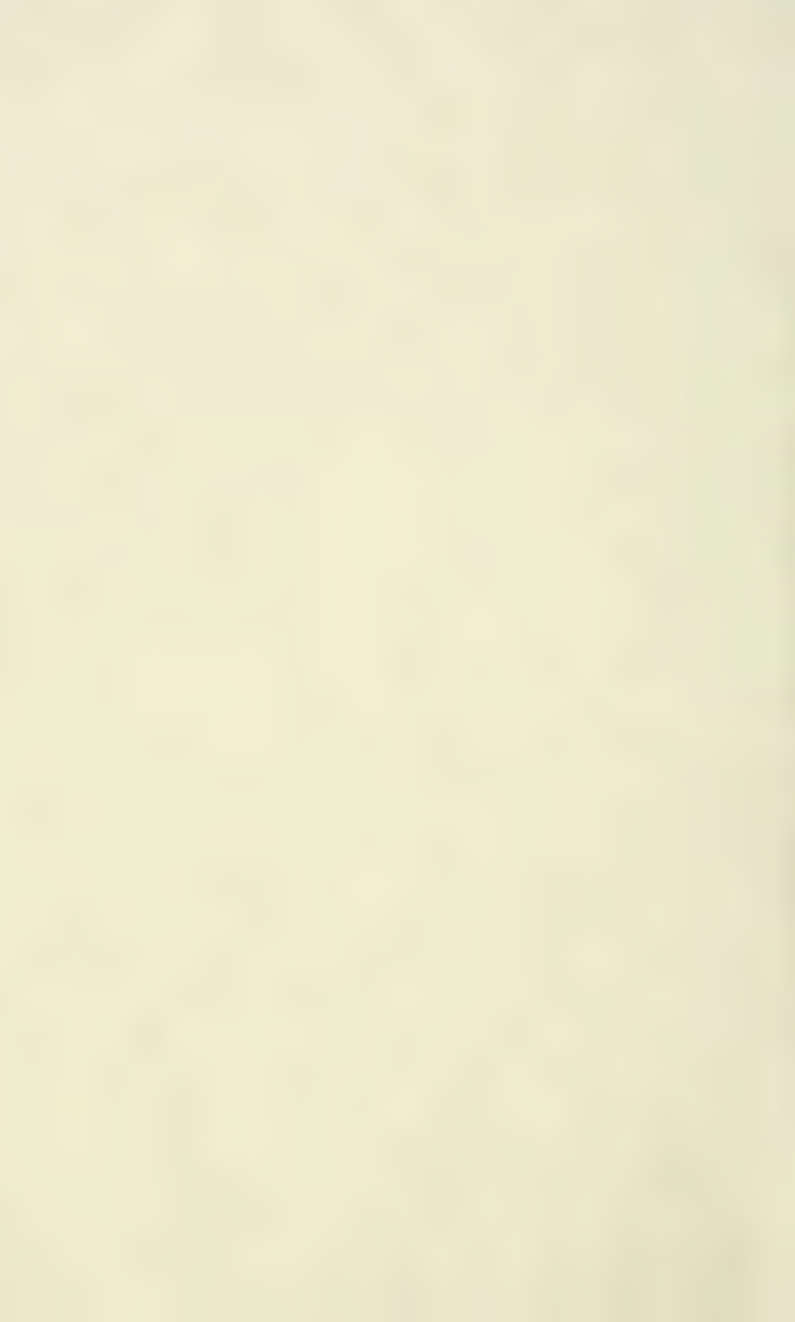
2

Capieux. Del. & sculps. 1795

VII. Der Zaunammer. f.1. Männchen. f.2. Weibchen.



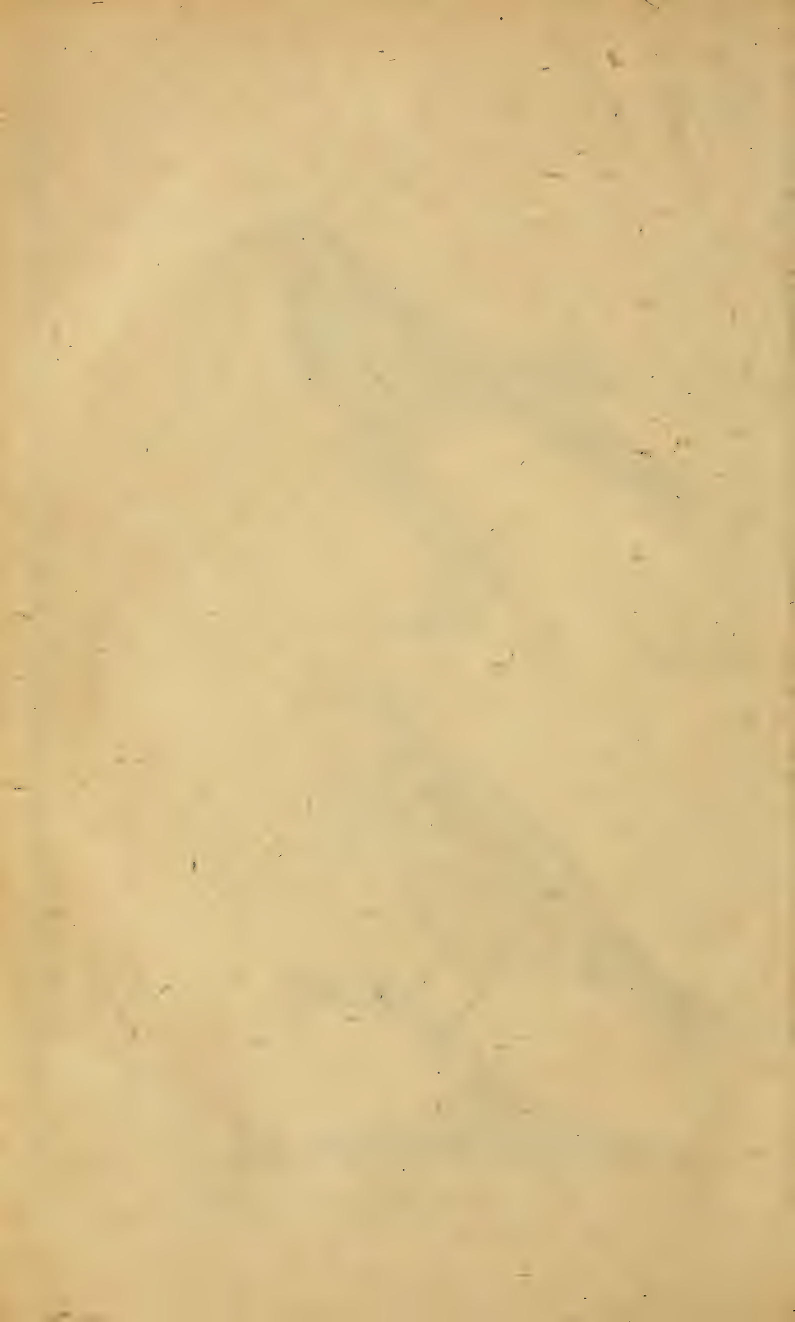




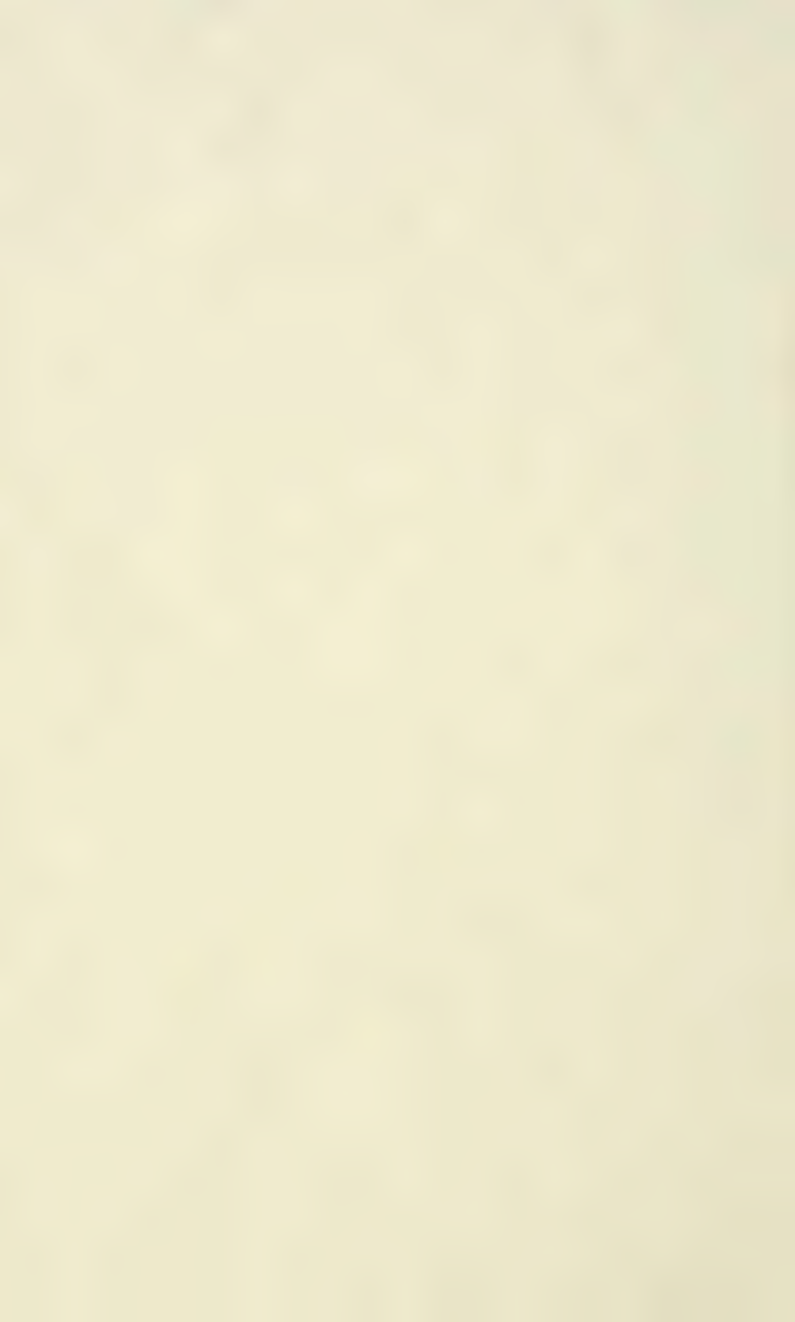
Tab. VIII.



VIII. Der Zipammer.
IX. Der Schneeammer.





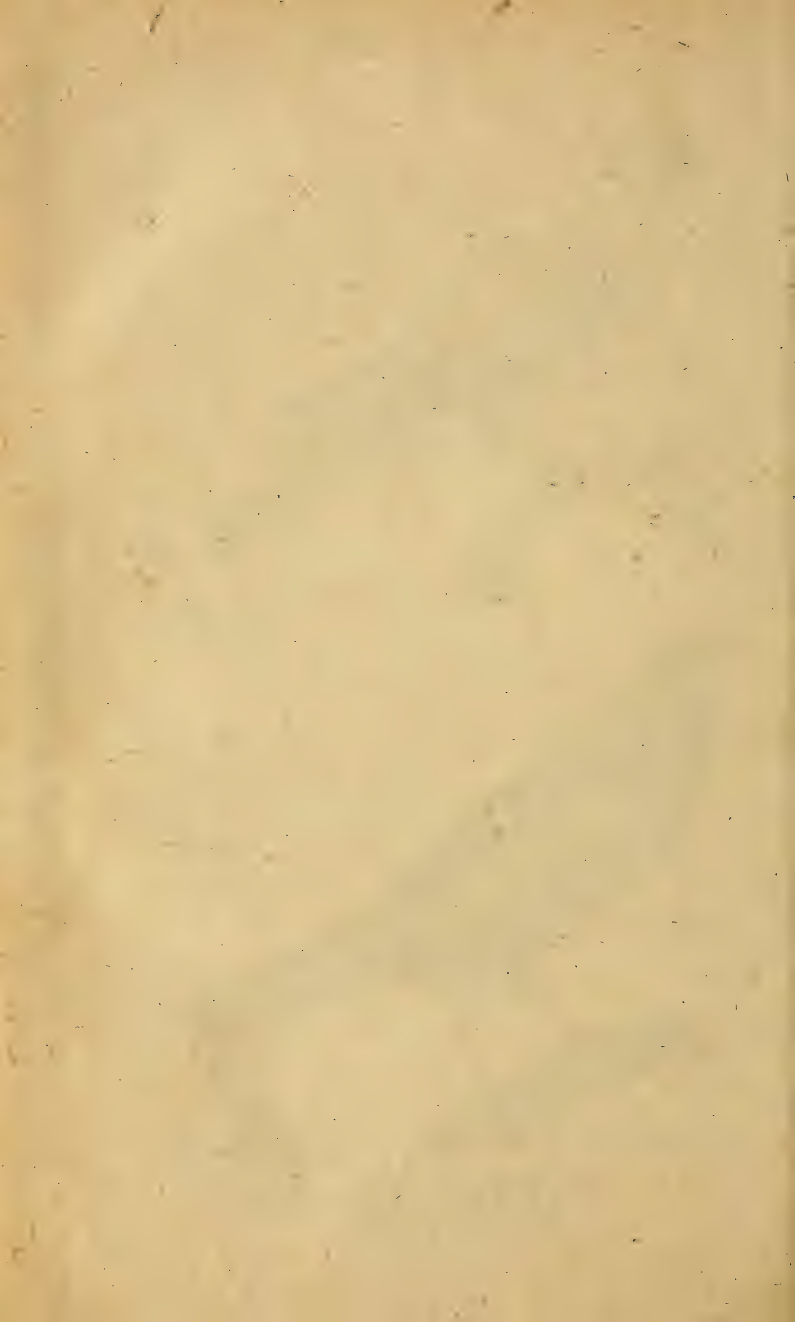


Tab. X.

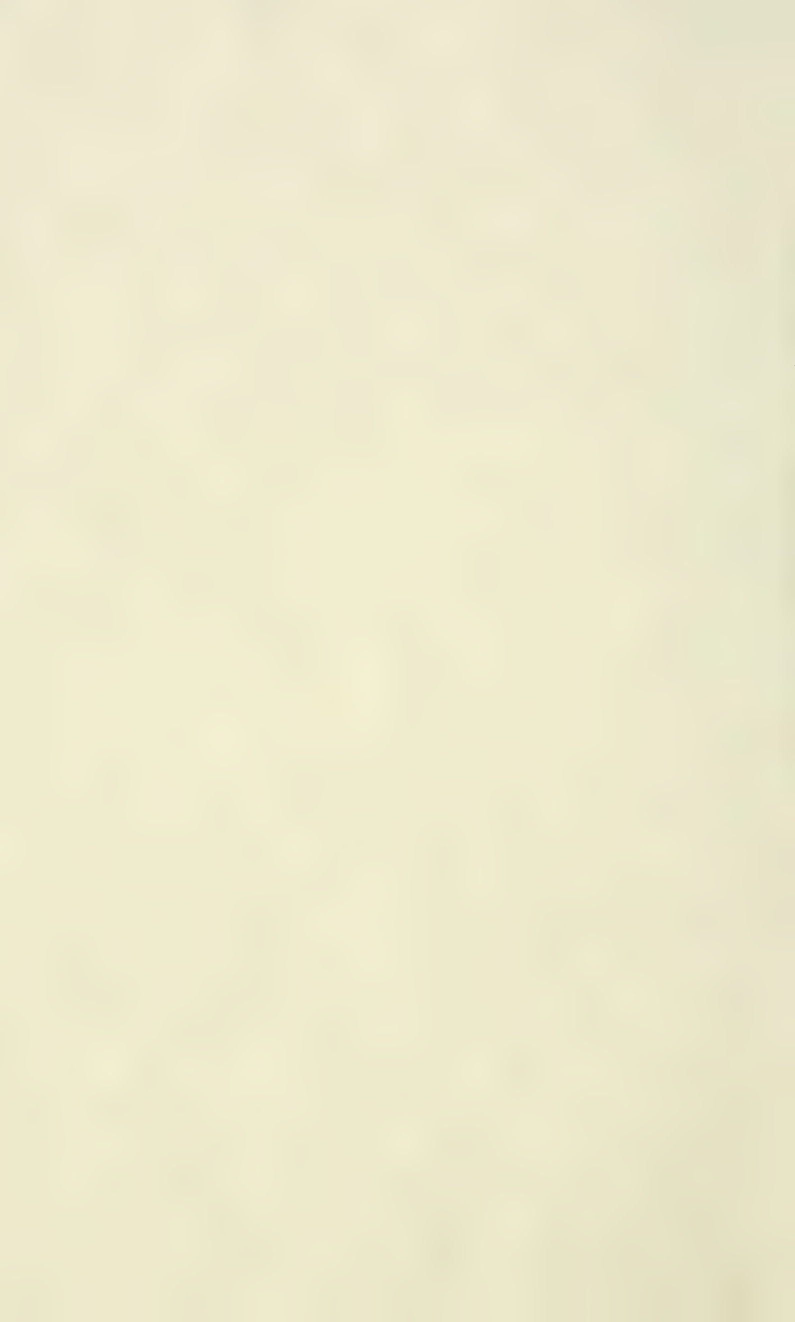
Tab. XI.

... del. & sculps. 1795.

X. Der Bergammer.
XI. Der Schneefink.

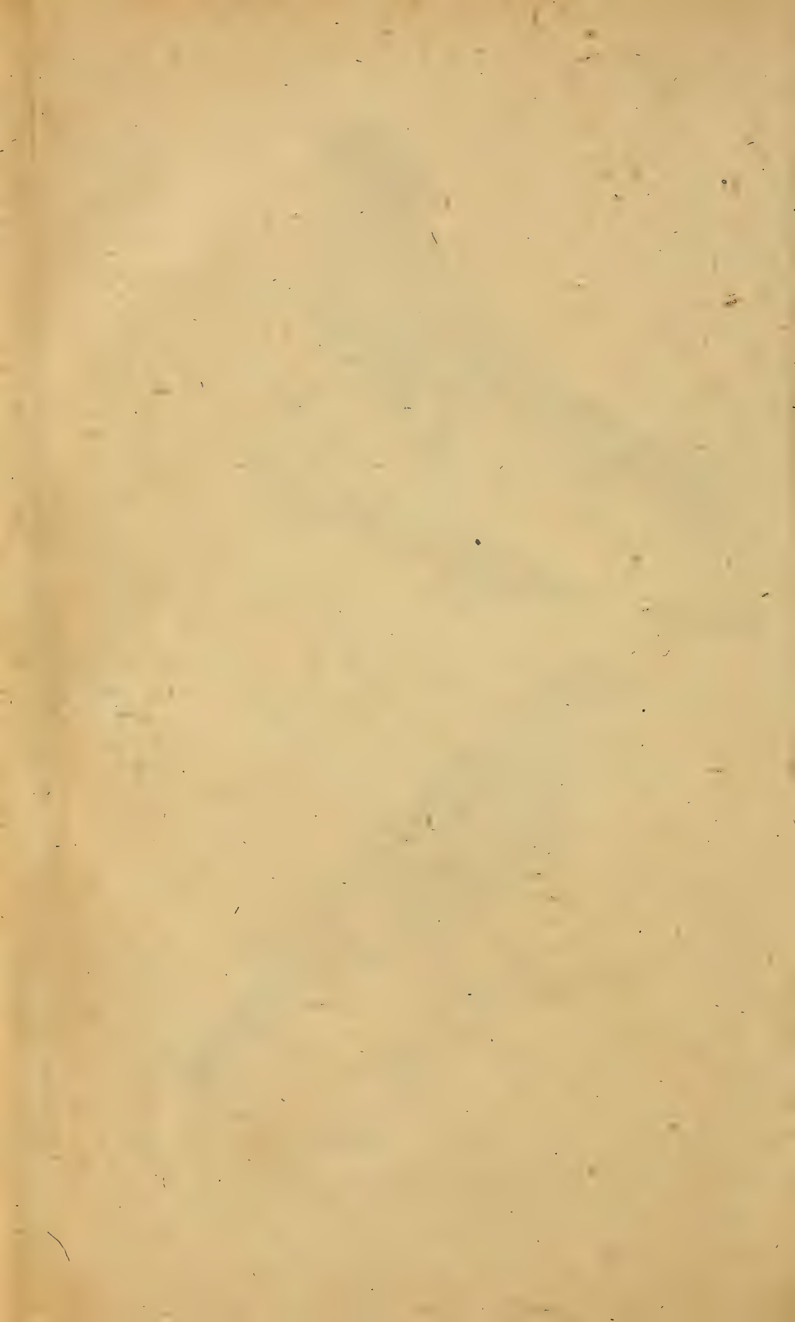




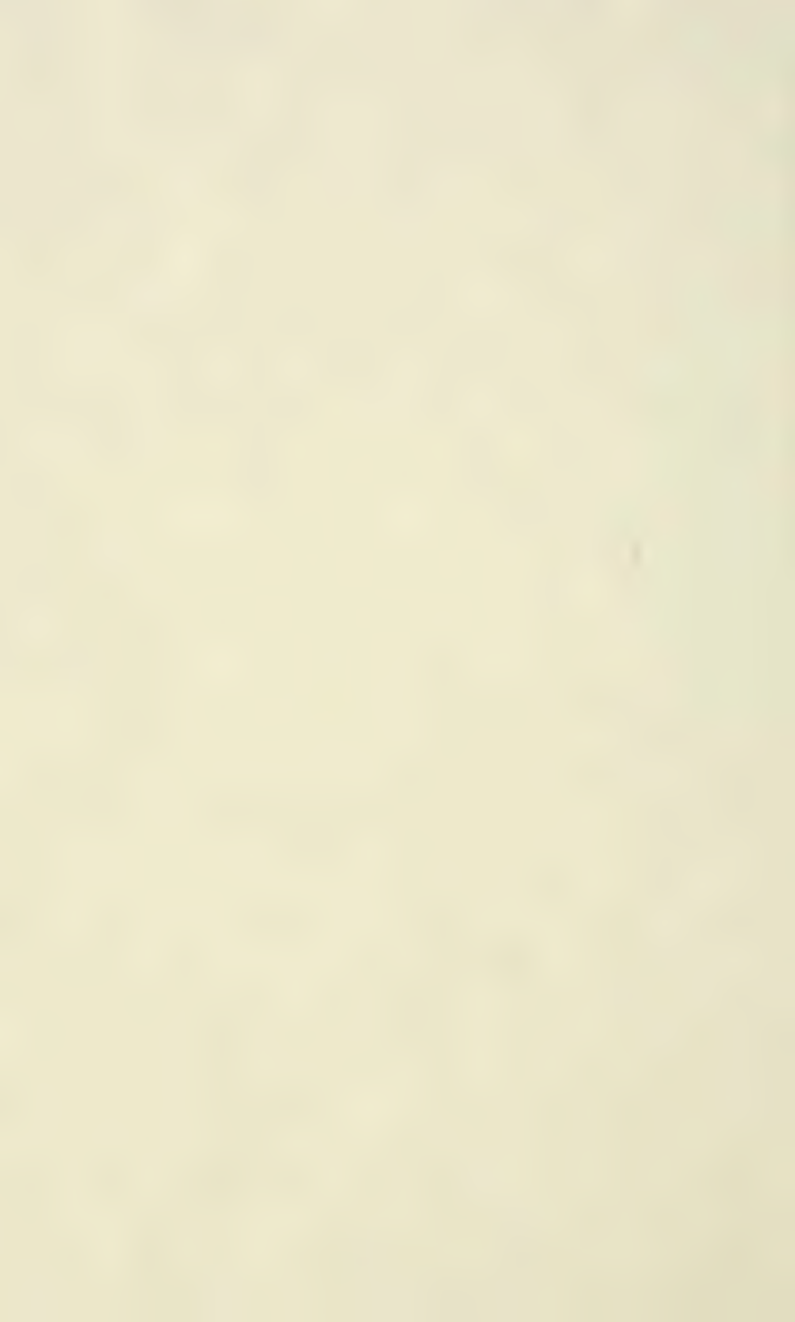




XII. Der Mönch. Weibchen.
XIII. Die graue Grasmücke.

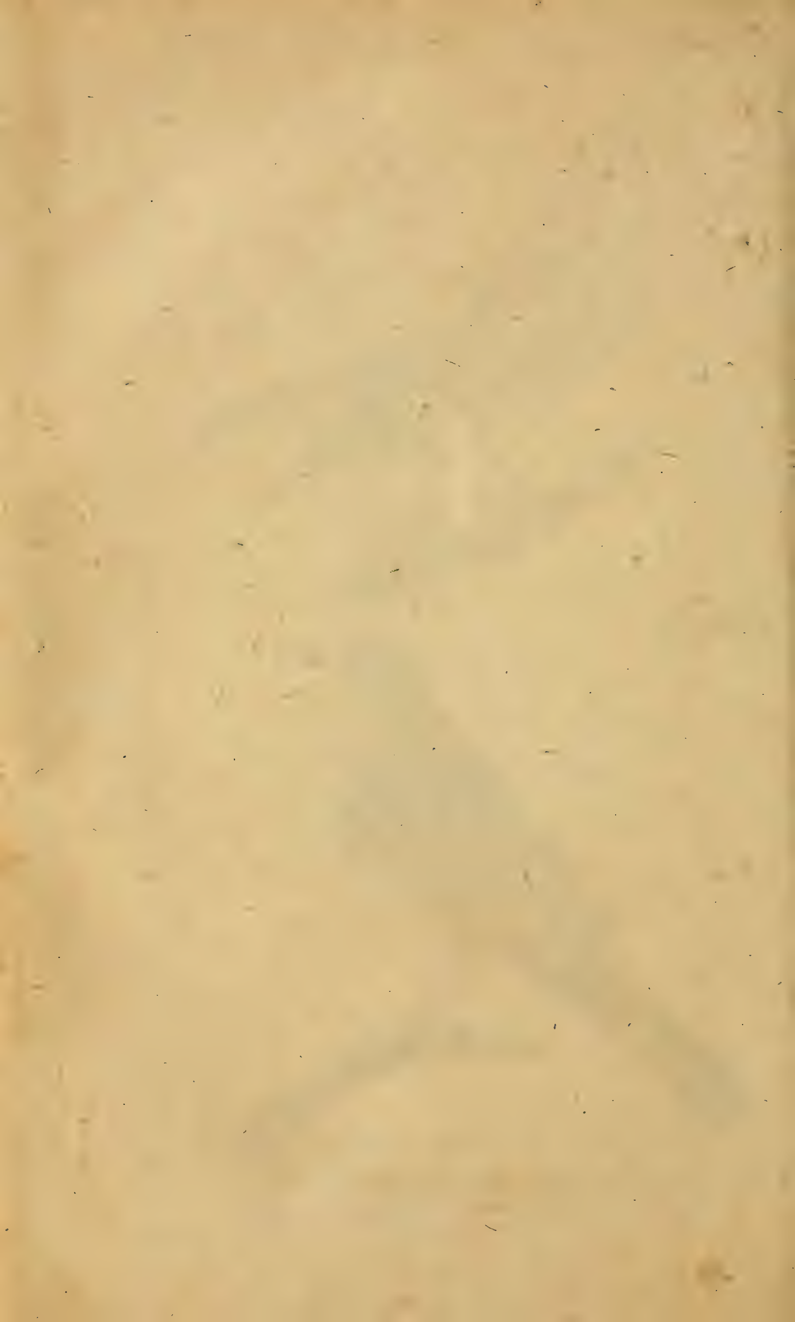




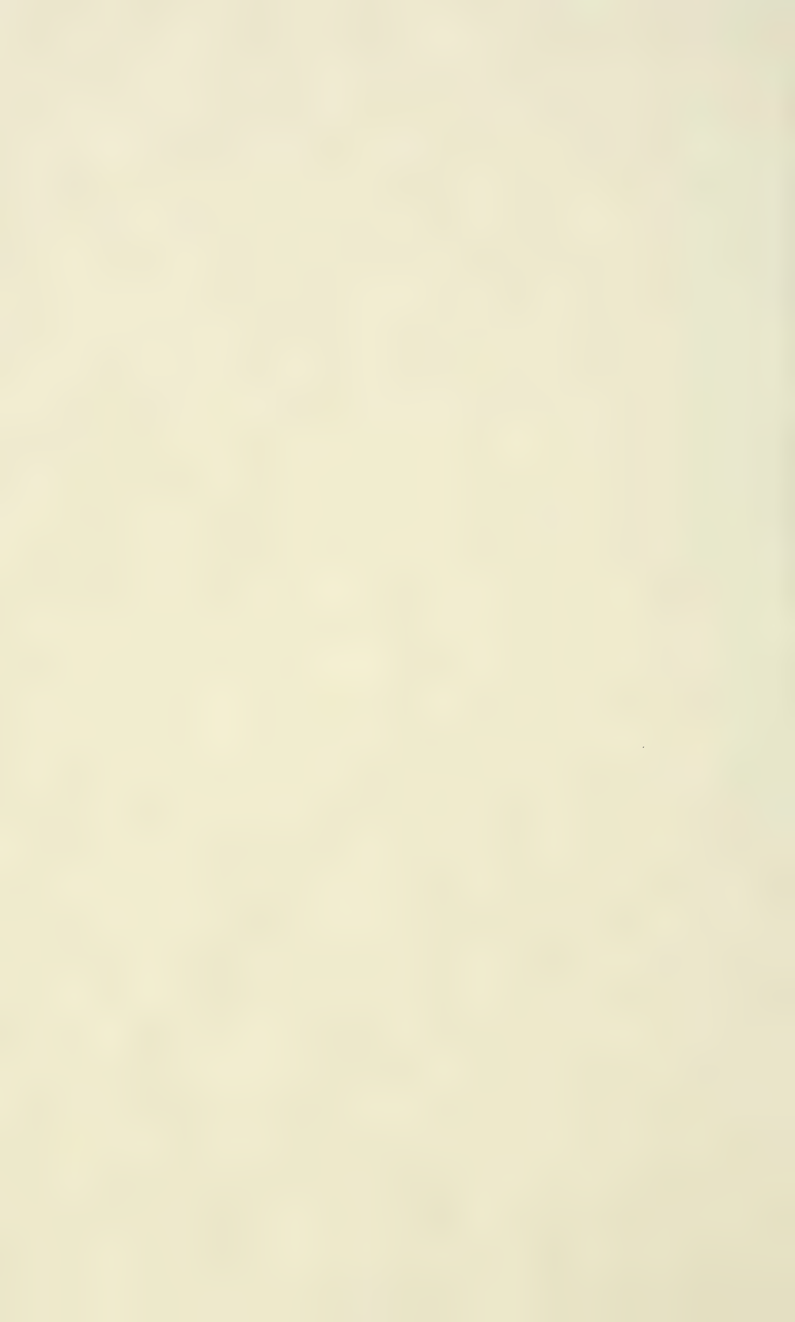


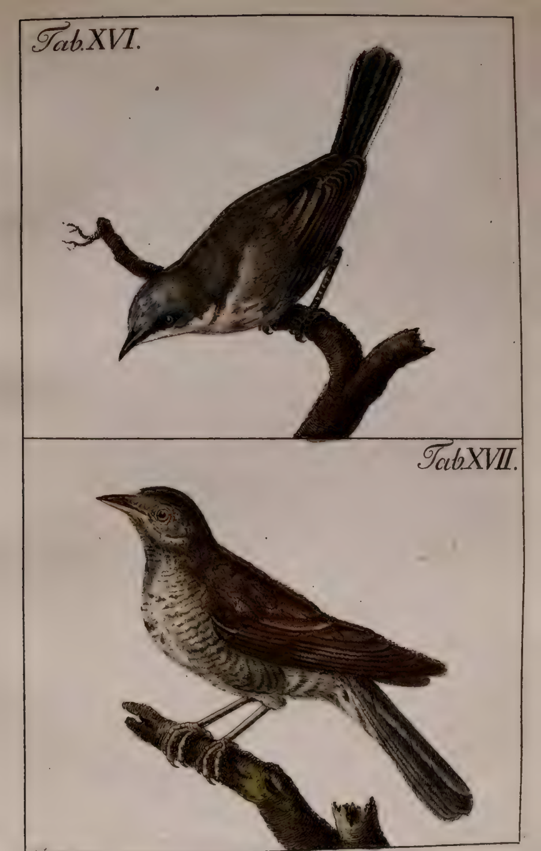


XIV. Die rostgraue Grasmücke.
XV. Die fahle Grasmücke.

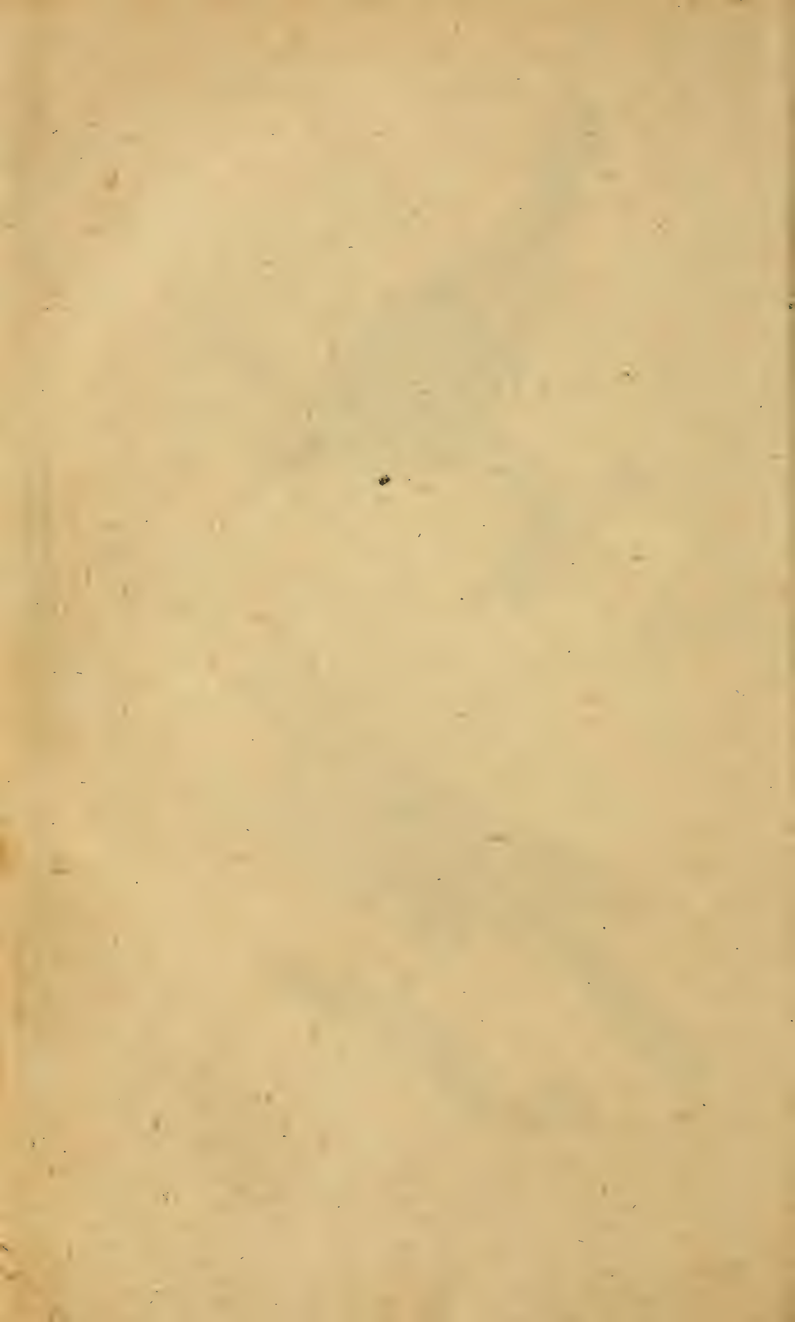




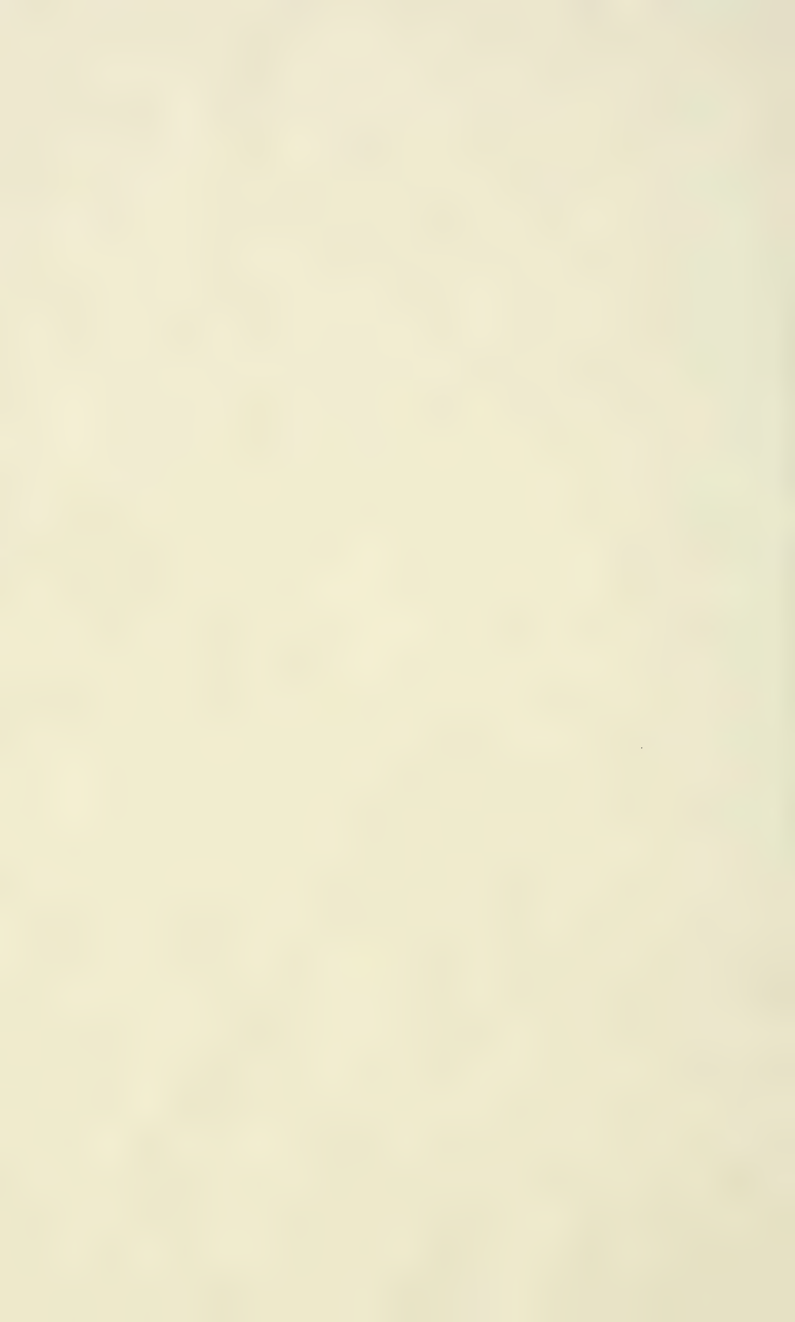




XVI. Die geschwätzige Grasmücke.
XVII. Die gesperberte Grasmücke.



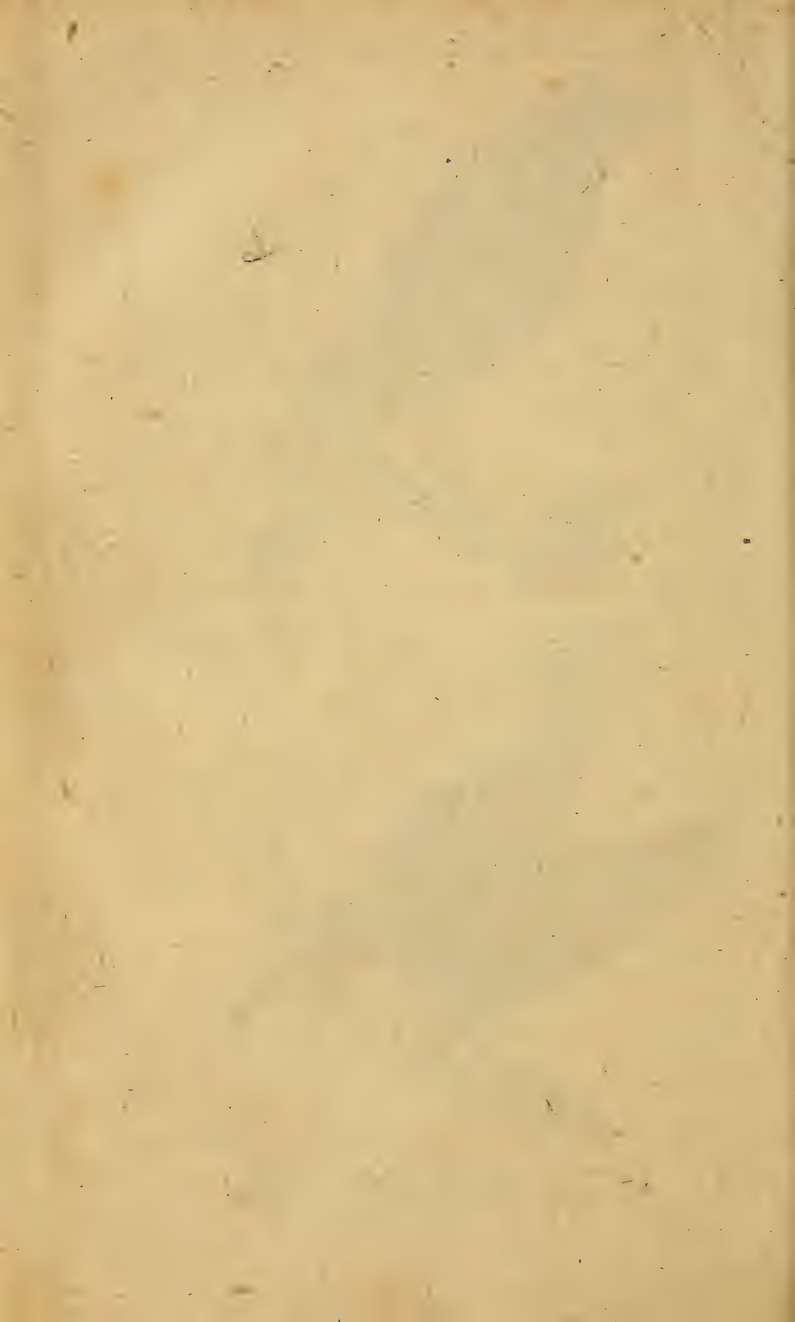




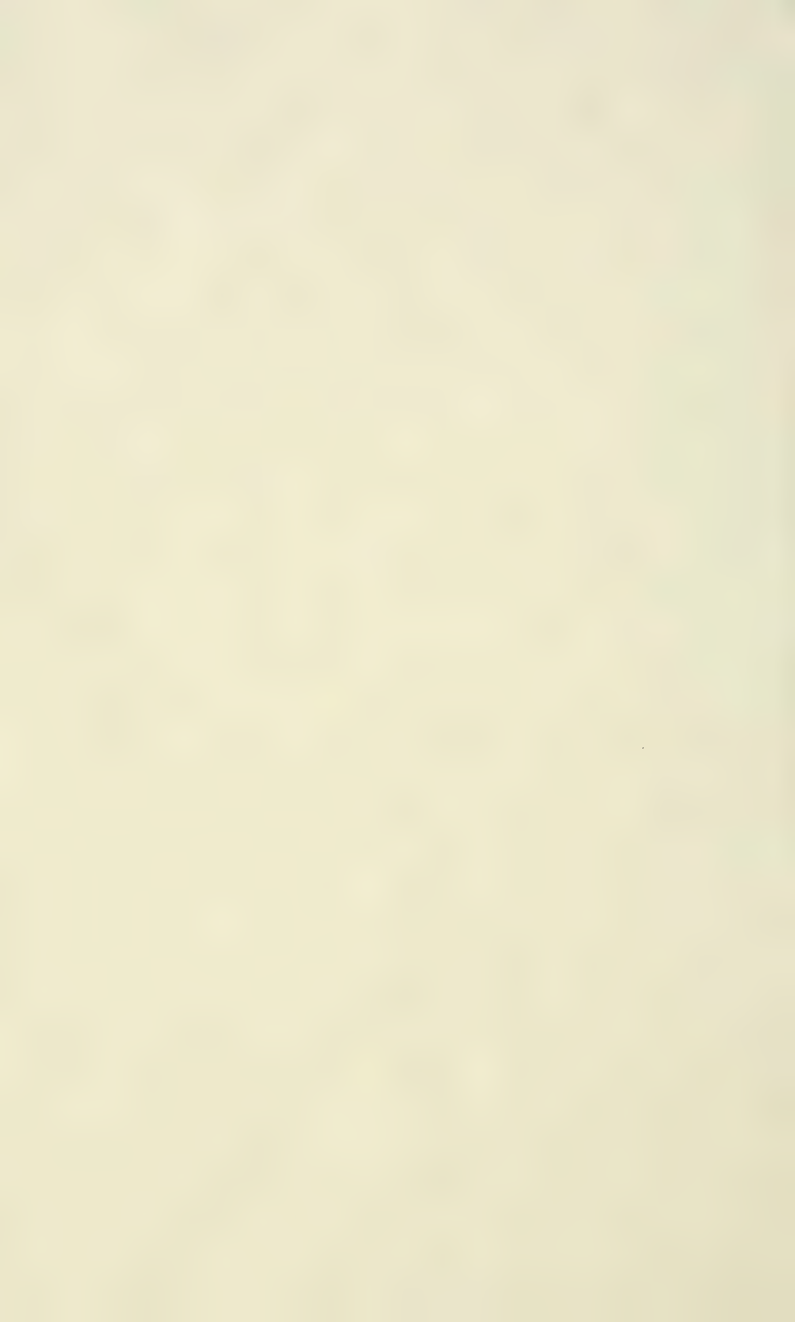
Tab. XVIII.

Tab. XIX.

XVIII. Das Hausrothschwänzchen.
XIX. Das Gartenrothschwänzchen.

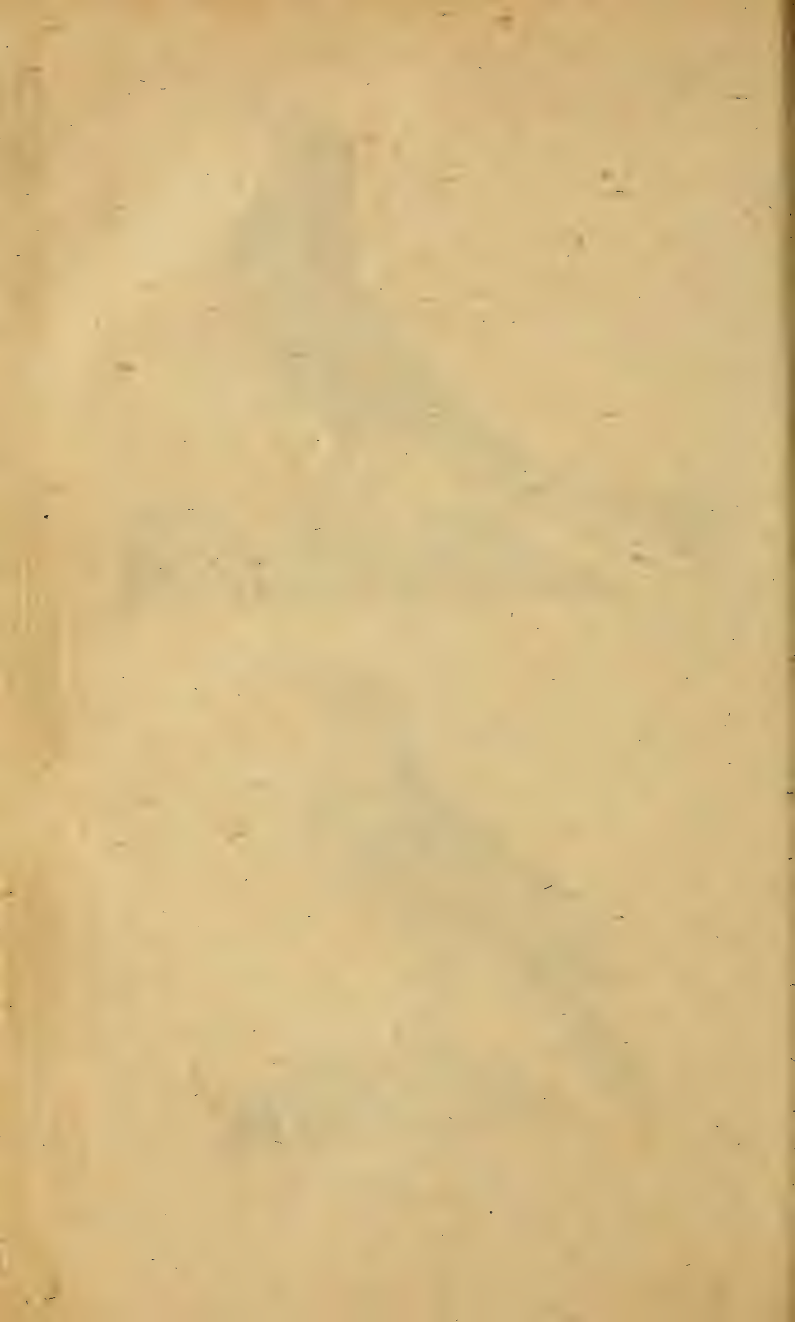




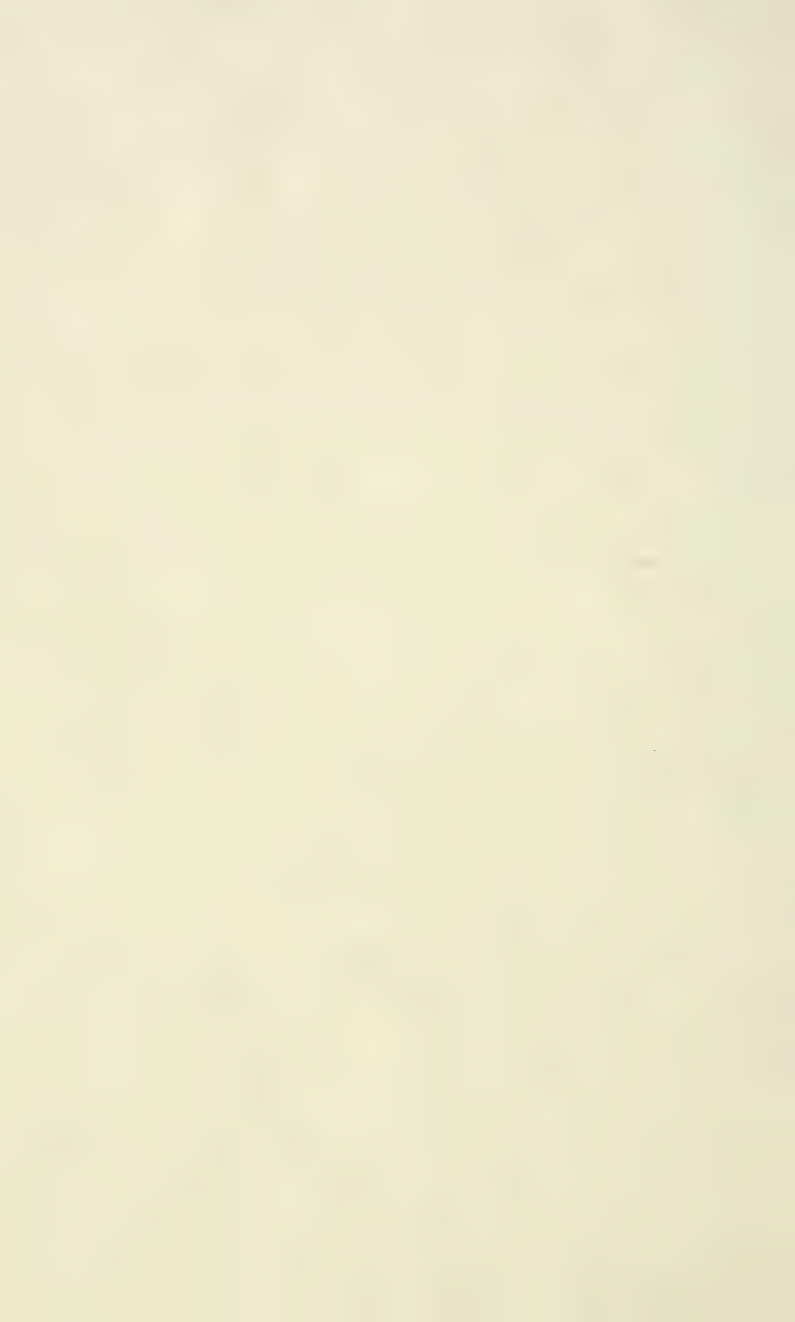




XX. Die graue Bachstelze
XXI. Die gelbe Bachstelze





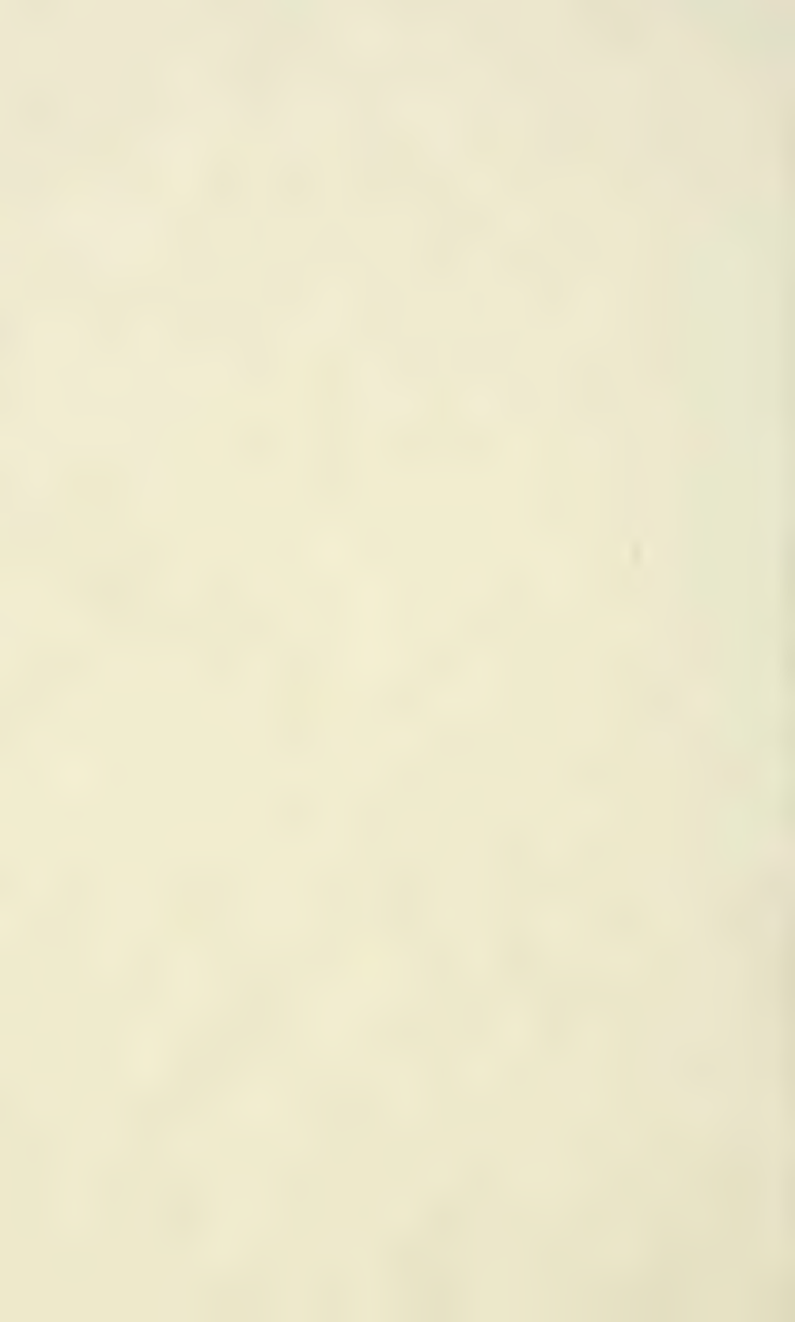




Der braunkehlige Steinschmätzer.
Fig. 1. Männchen. Fig. 2. Weibchen.





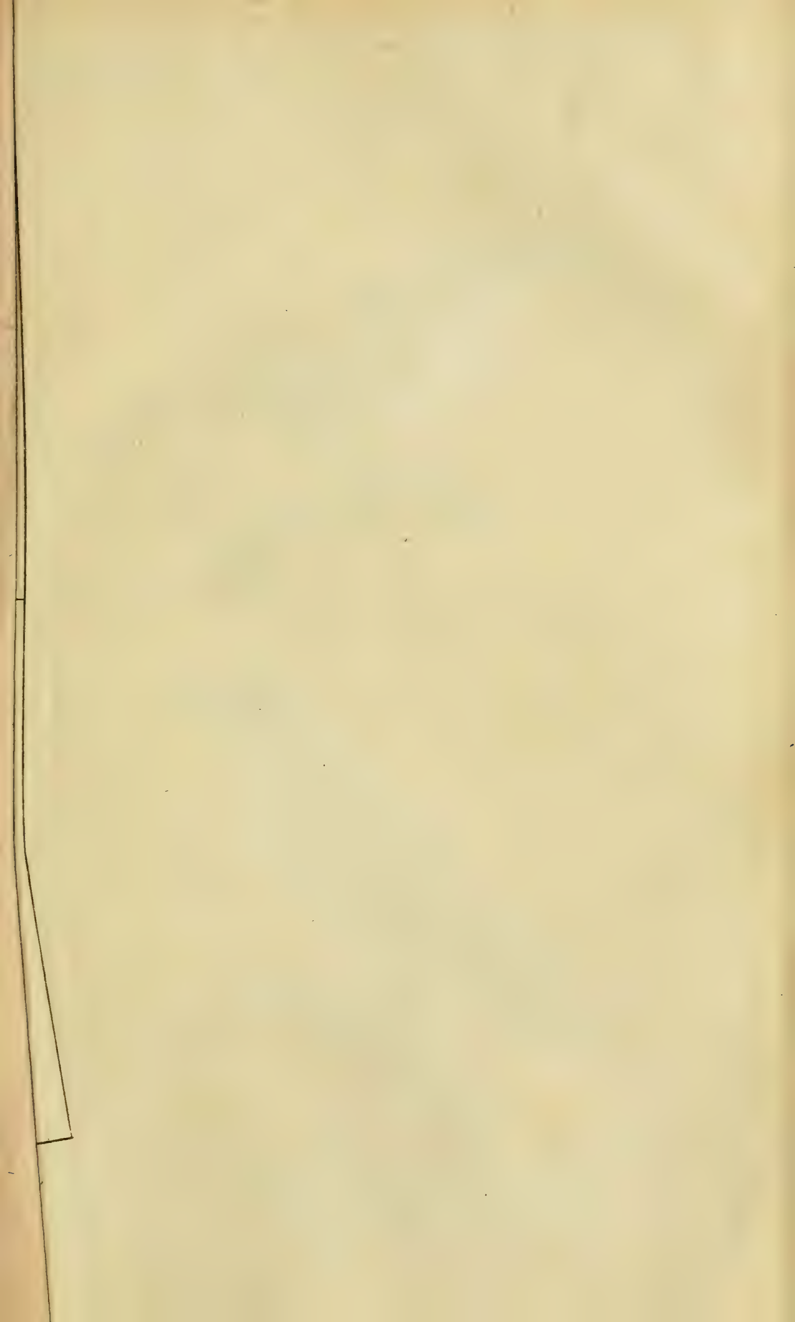


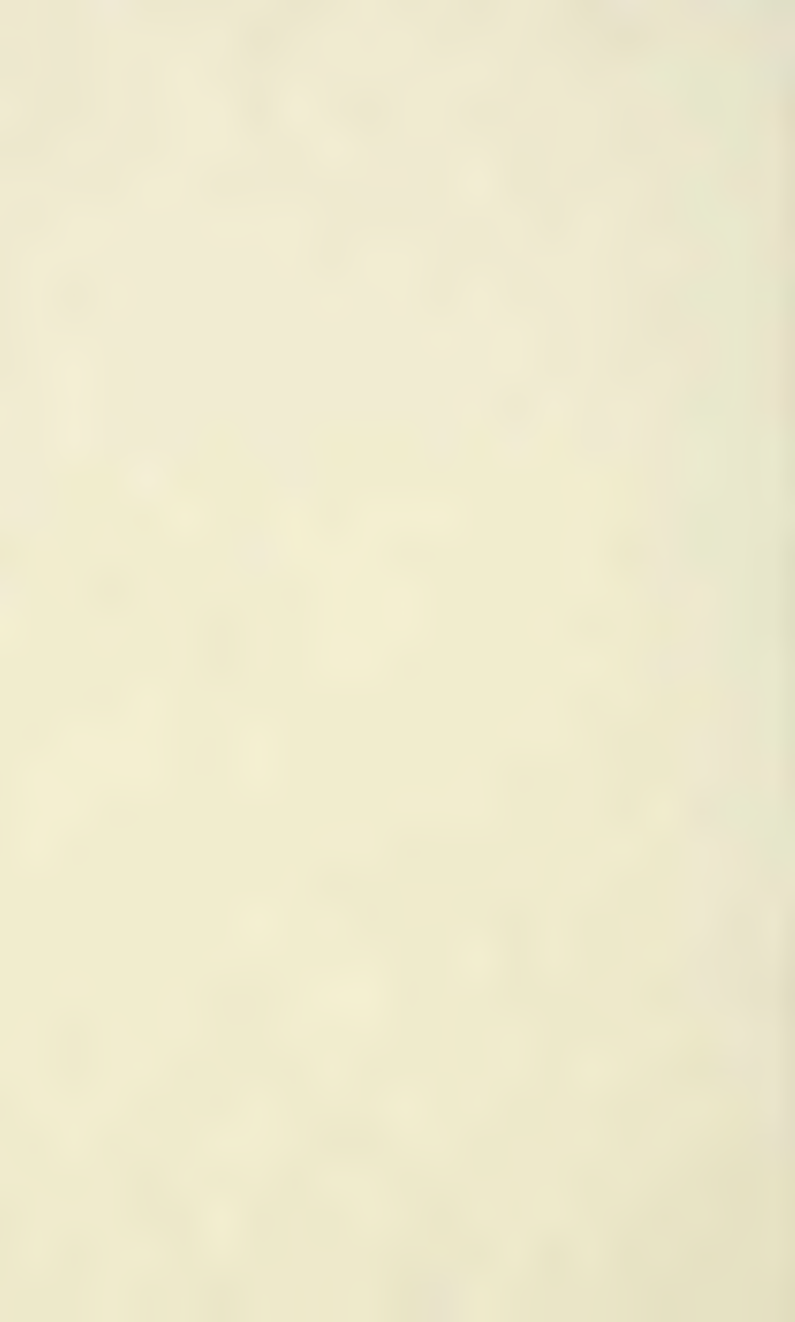
Tab. XXIII.

Tab. XXIV.

XXIII. Der schwarzkehlige Steinschmätzer.
XXIV. Die (Bastard-) Nachtigall.





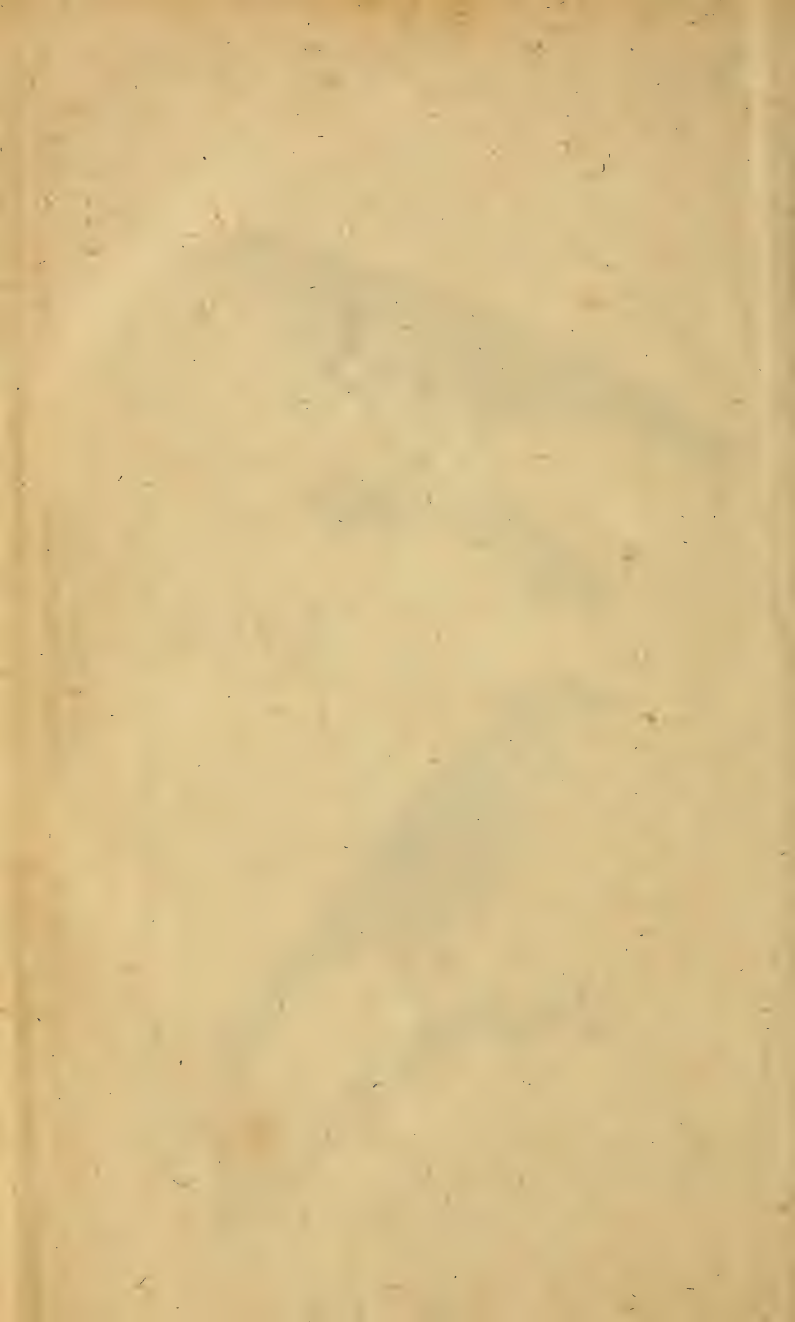


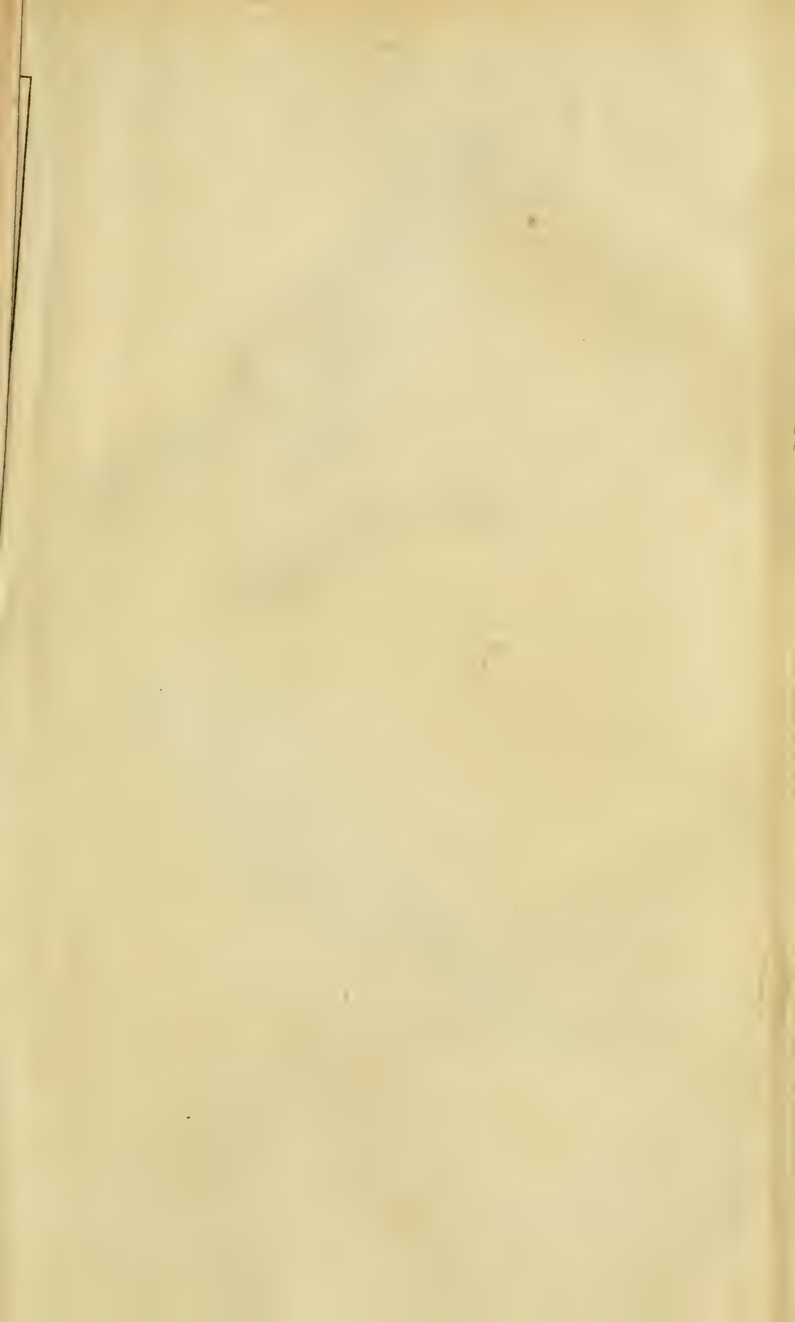
Tab XXV

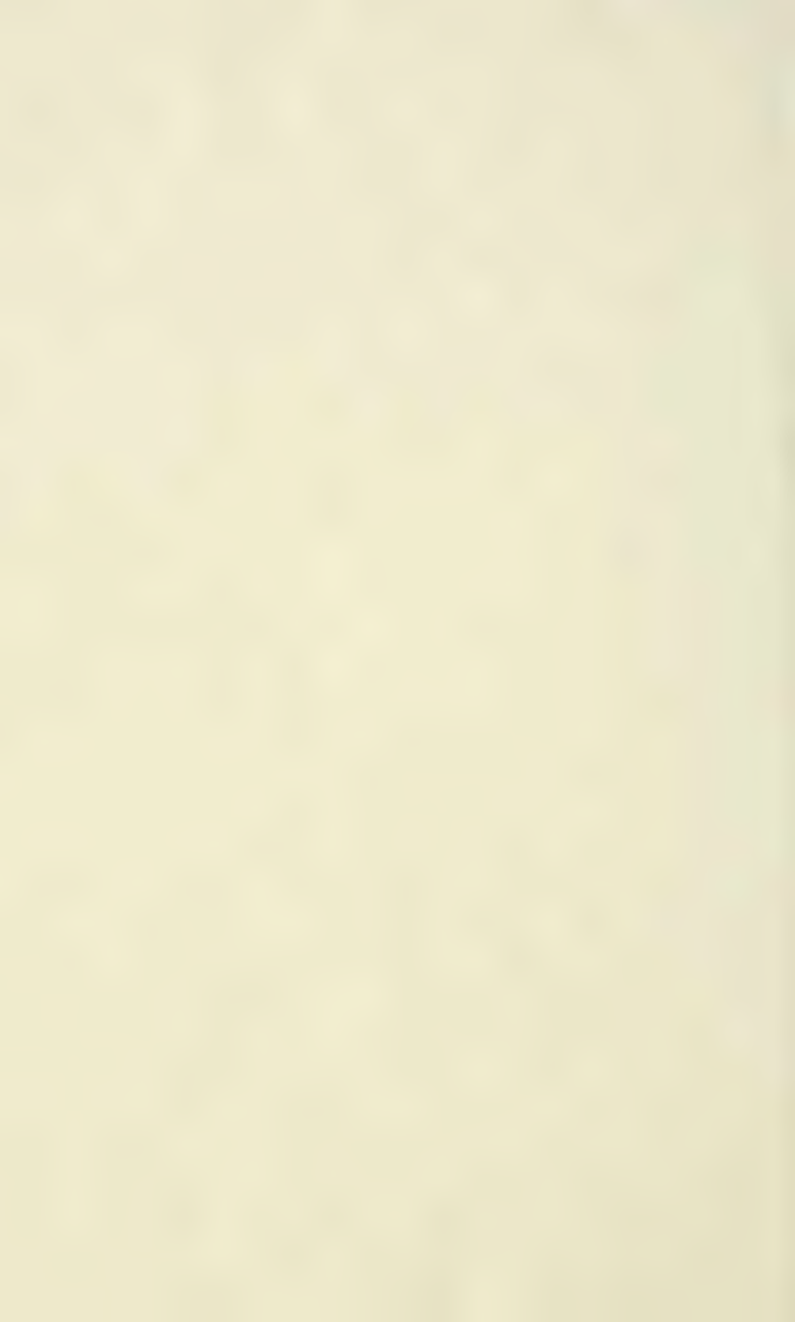
Tab. XXVI.



XXV. Der Laubvogel mit der Schwanzbinde.
XXVI. Der Sumpfsänger.



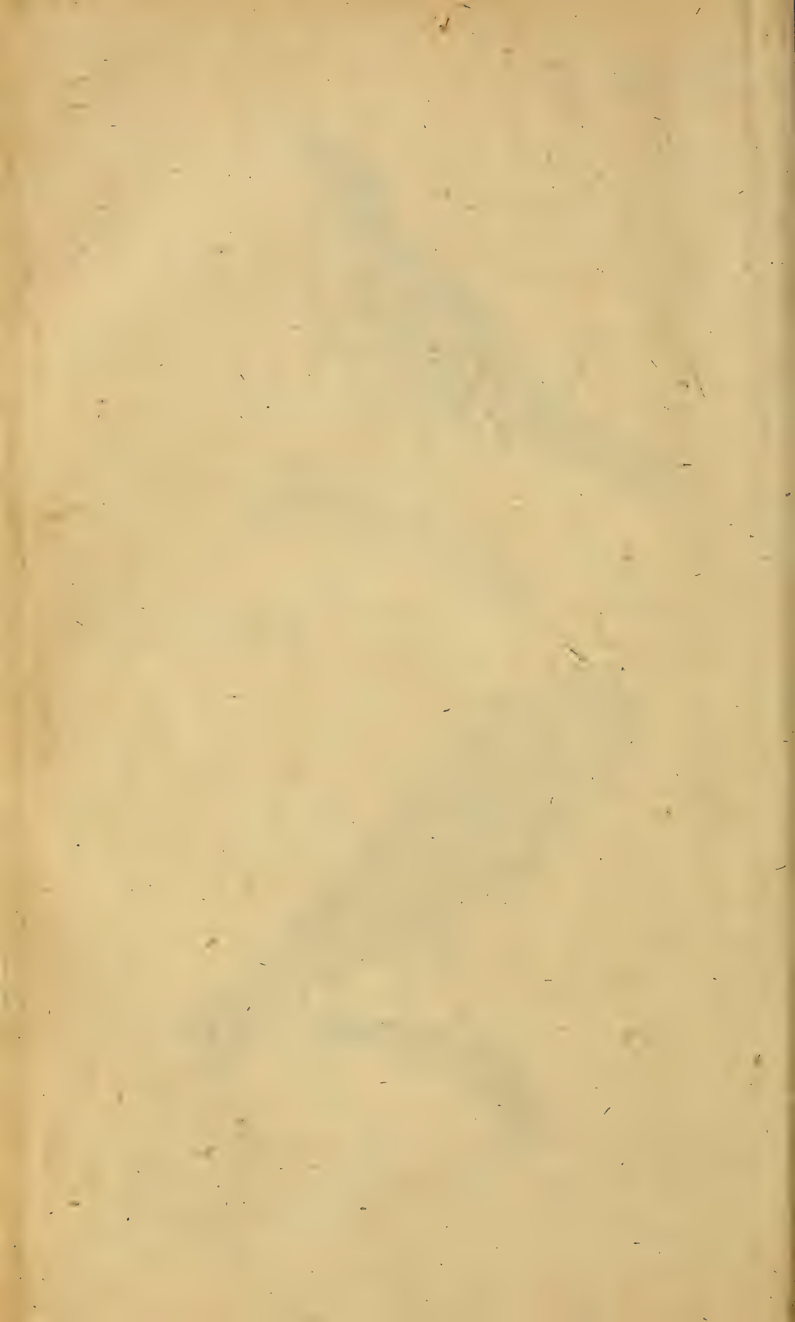




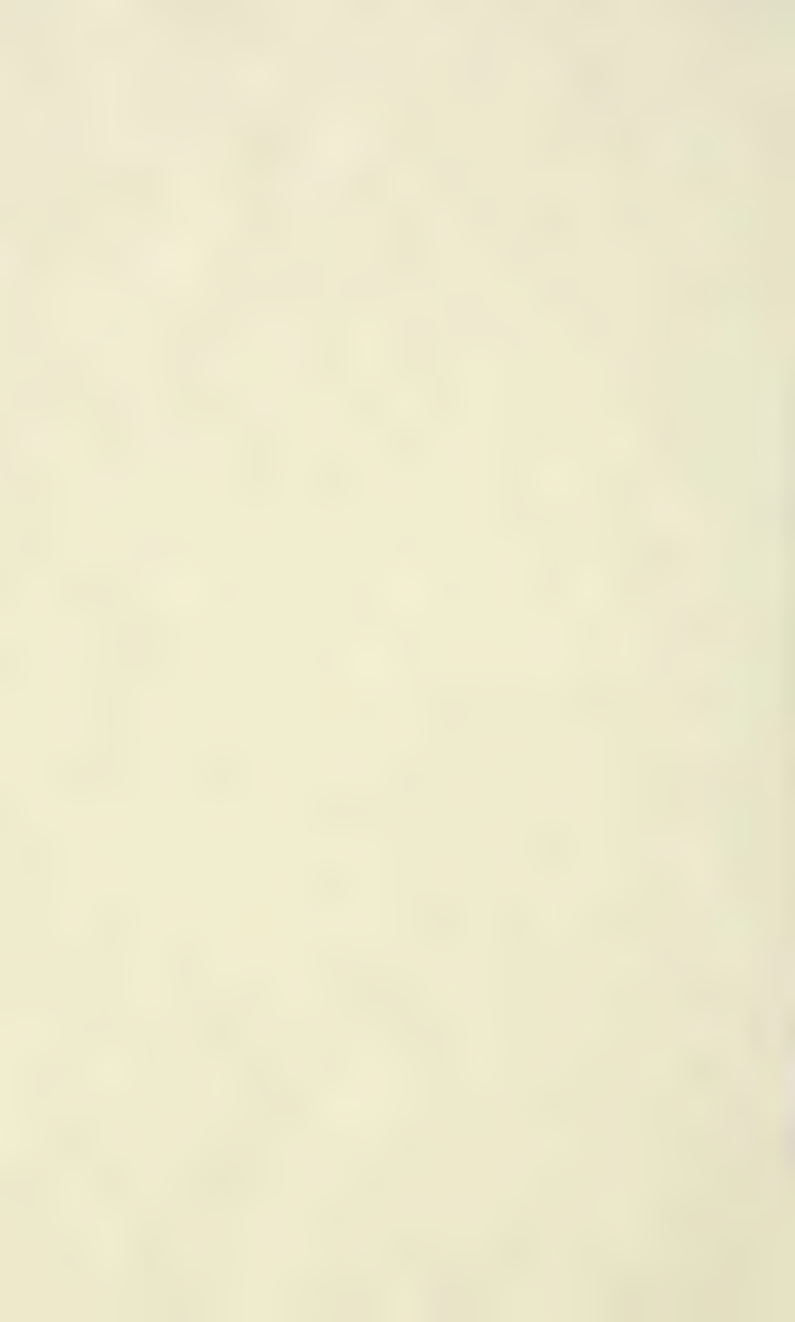
Tab. XXVII.

Tab. XXVIII.

XXVII. Der schwarzstirnige Laubvogel.
XXVIII. Der Fitis.



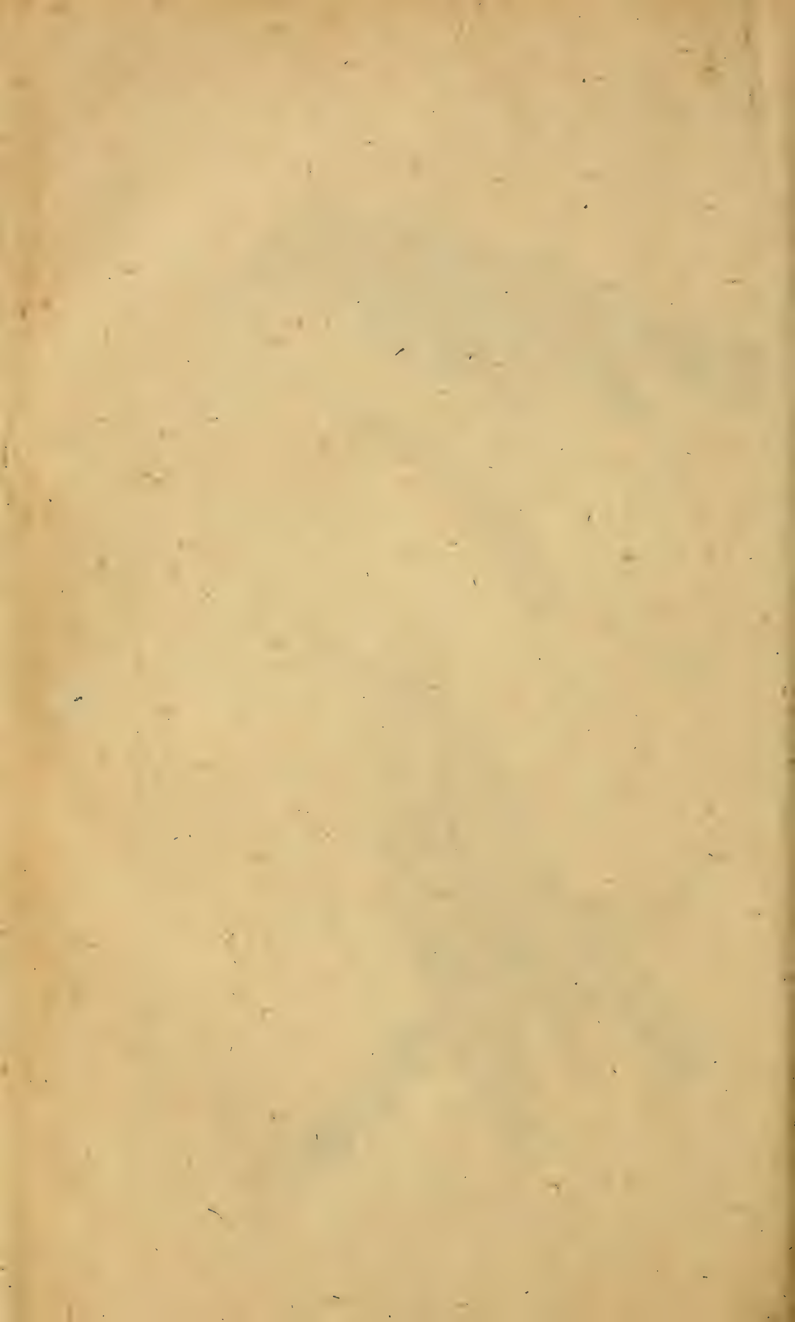




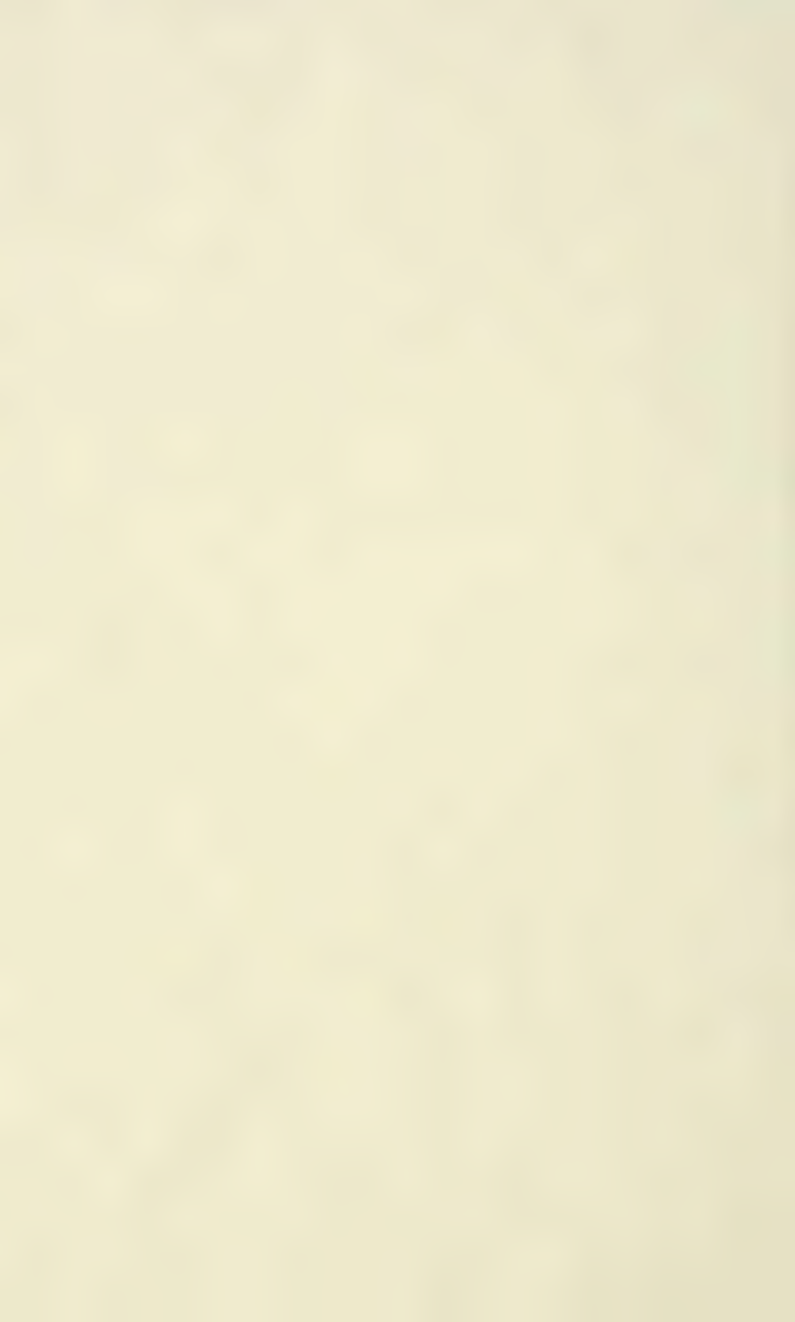
Tab. XXIX.

Tab. XXX.

XXIX. Der Weidensänger.
XXX. Der grüne Laubvogel.



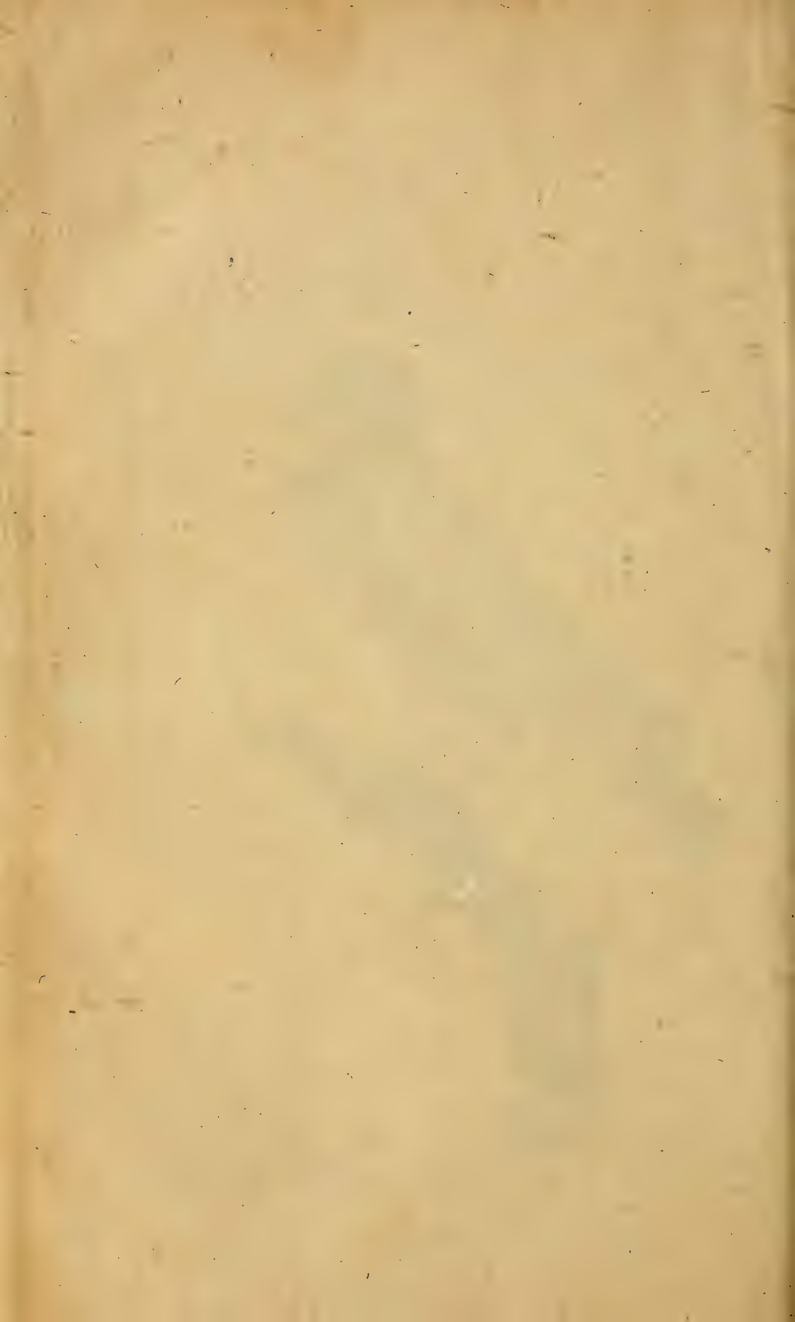


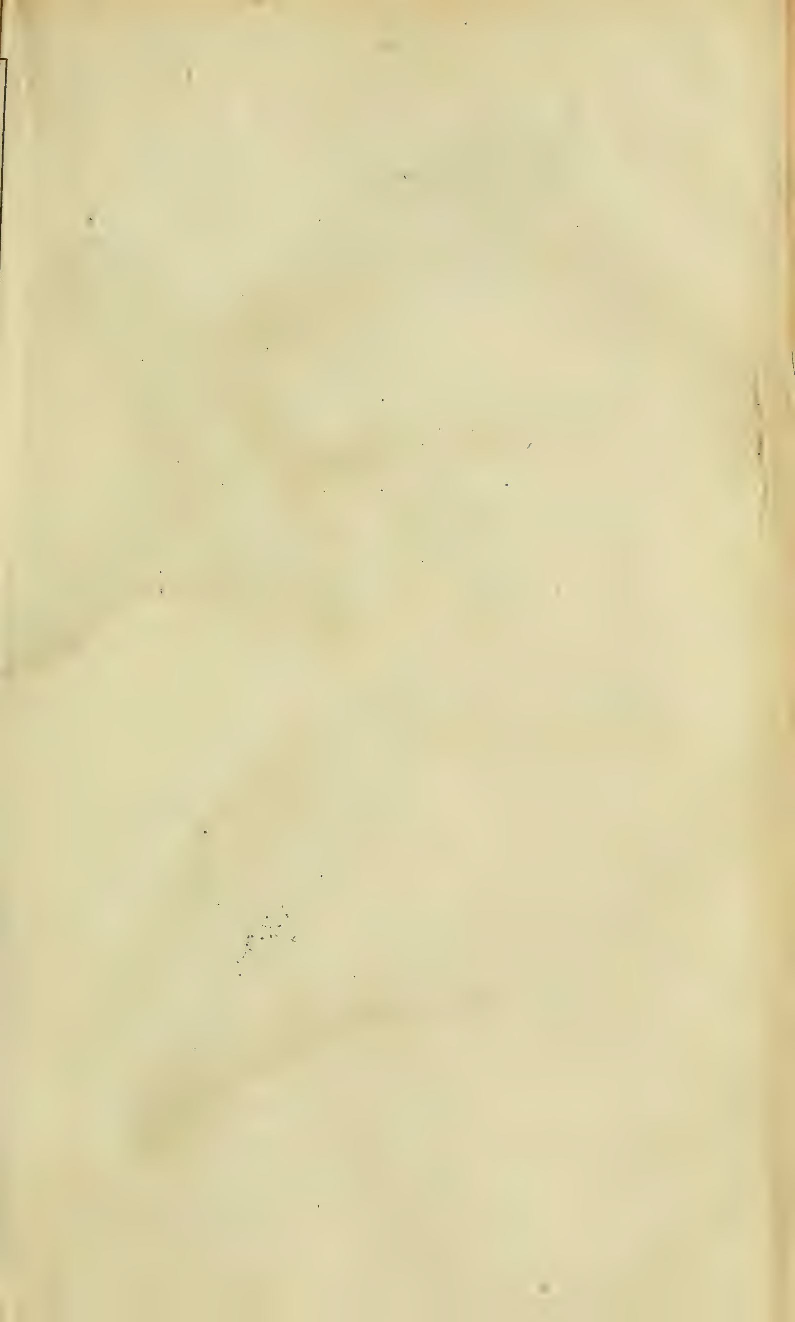


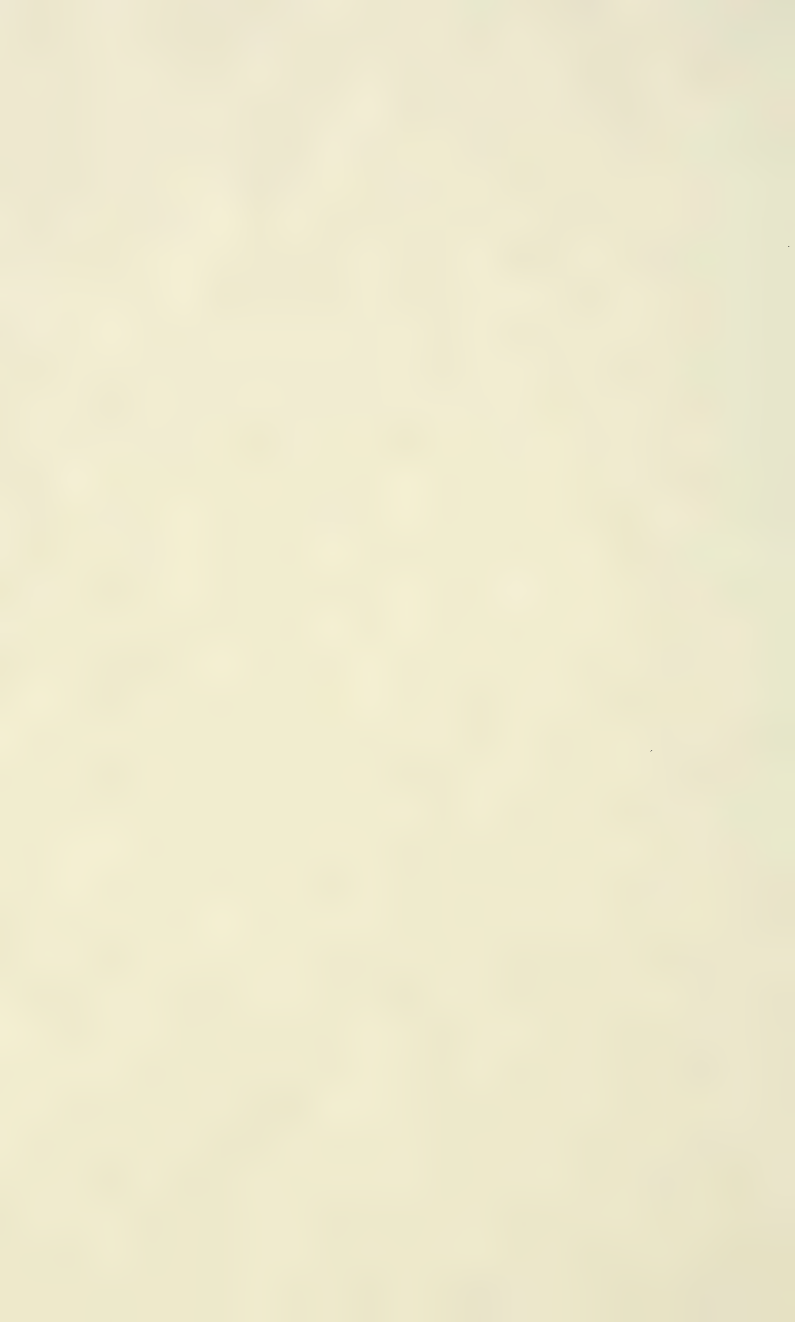
Tab XXXI.



XXXI. Der Alpen Flüevogel.







Tab. XXXII.

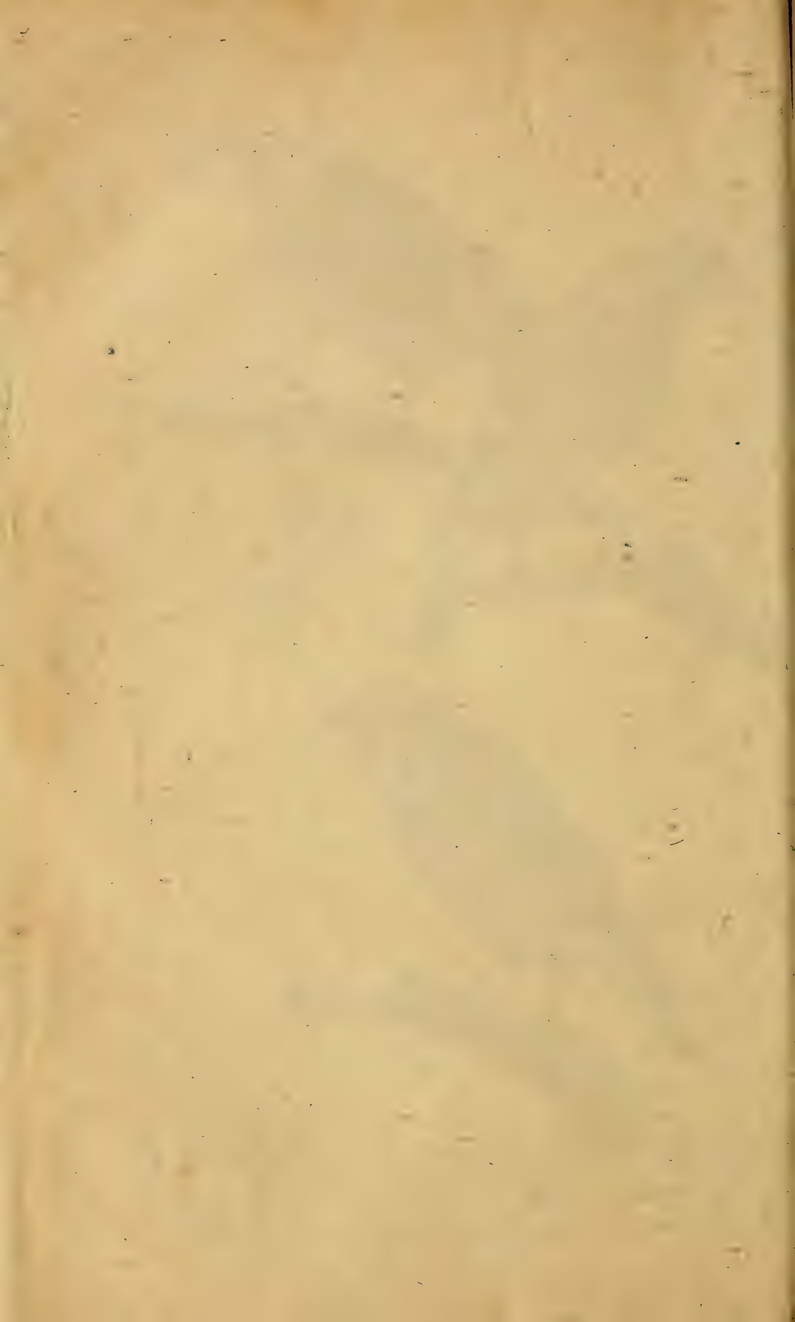
2

3

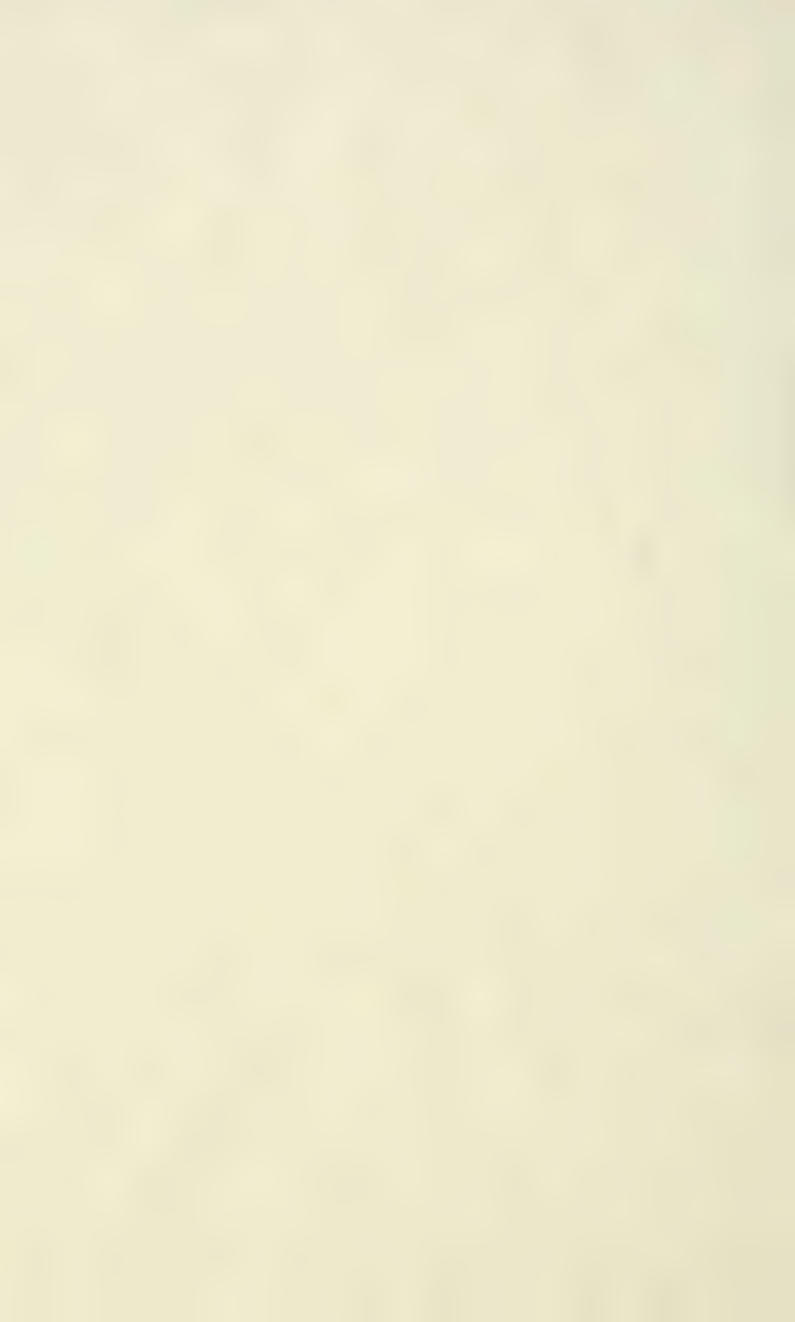
1

Hansen del. Capieux. sculps. 1806

1. Der Fichten-Kreuzschnabel.
2. Der Kiefern-Kreuzschnabel. Männch. 3. Weibchen.

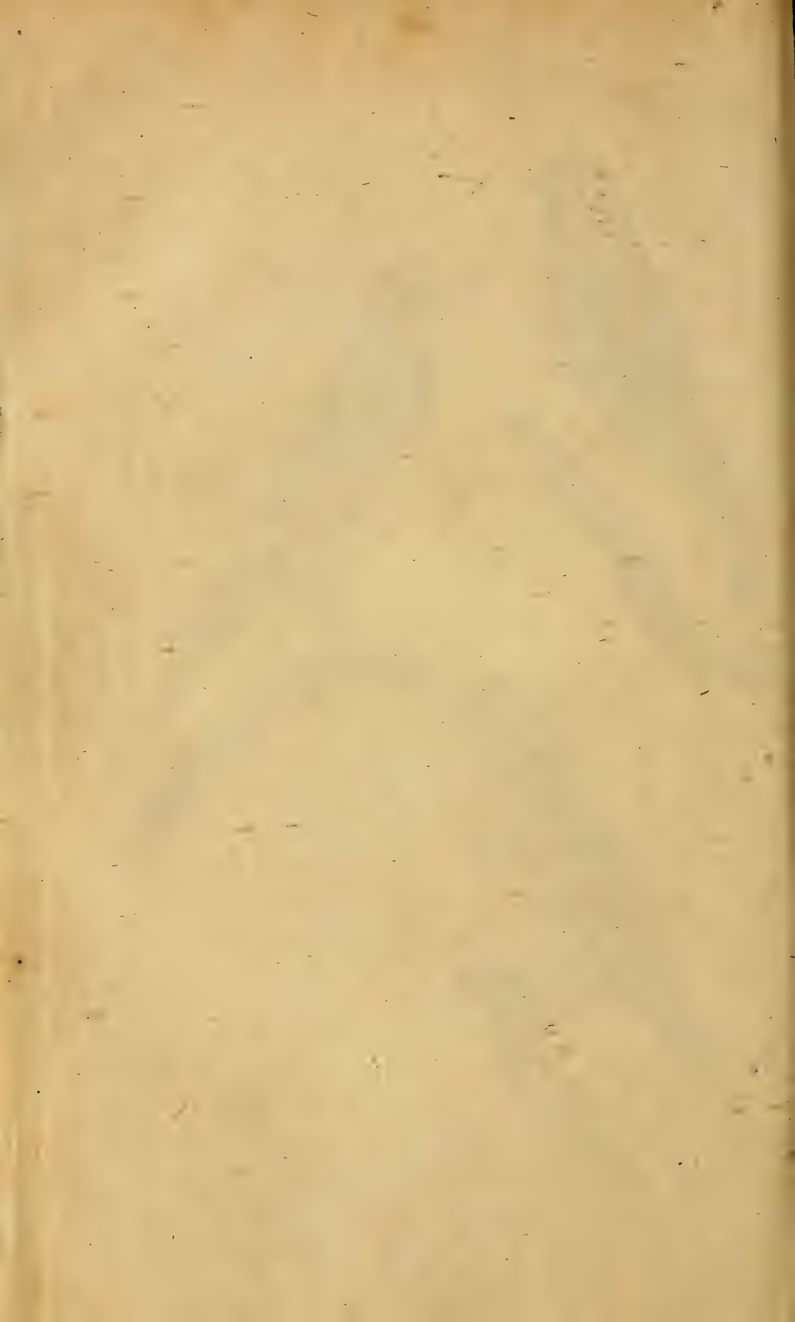




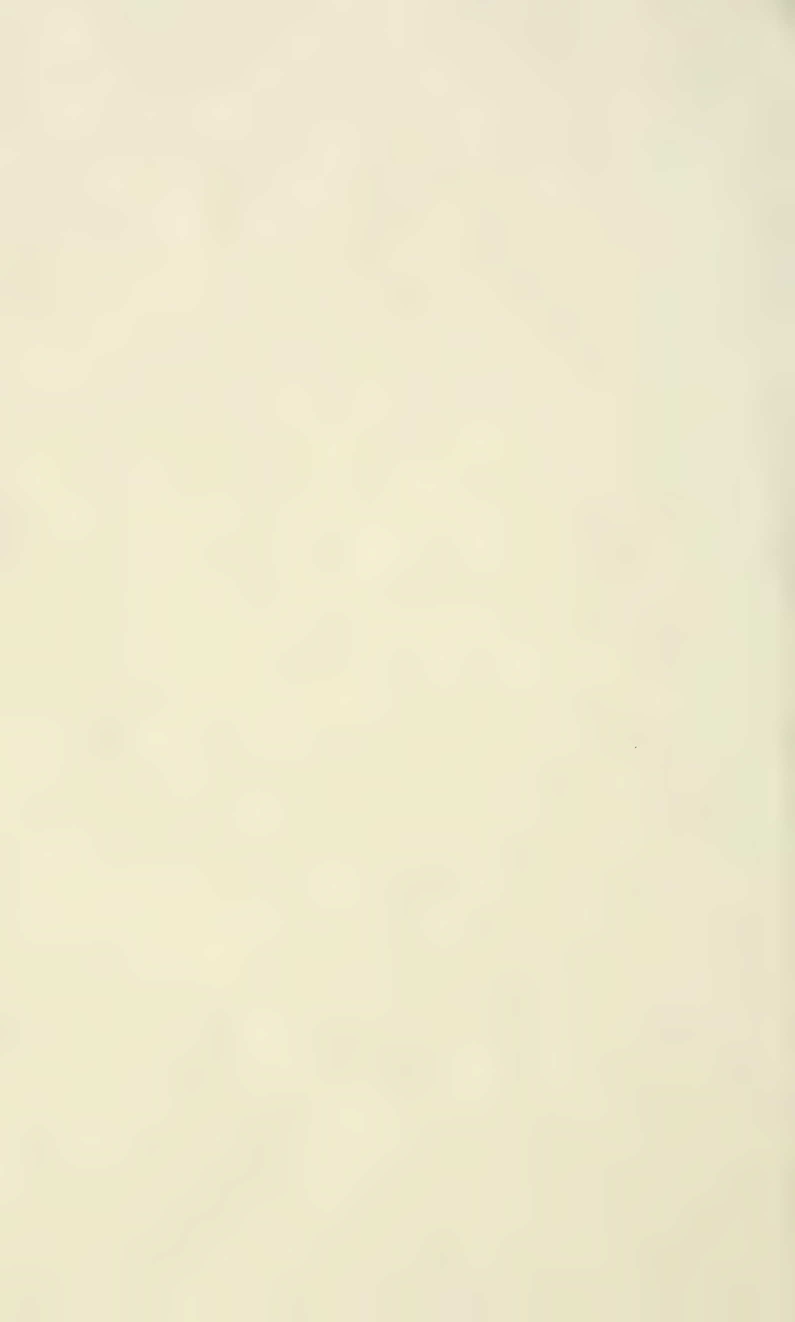




1. Der Girlitzhänfling. 2. Der Brandhänfling. 3. Der Citronzeisig.

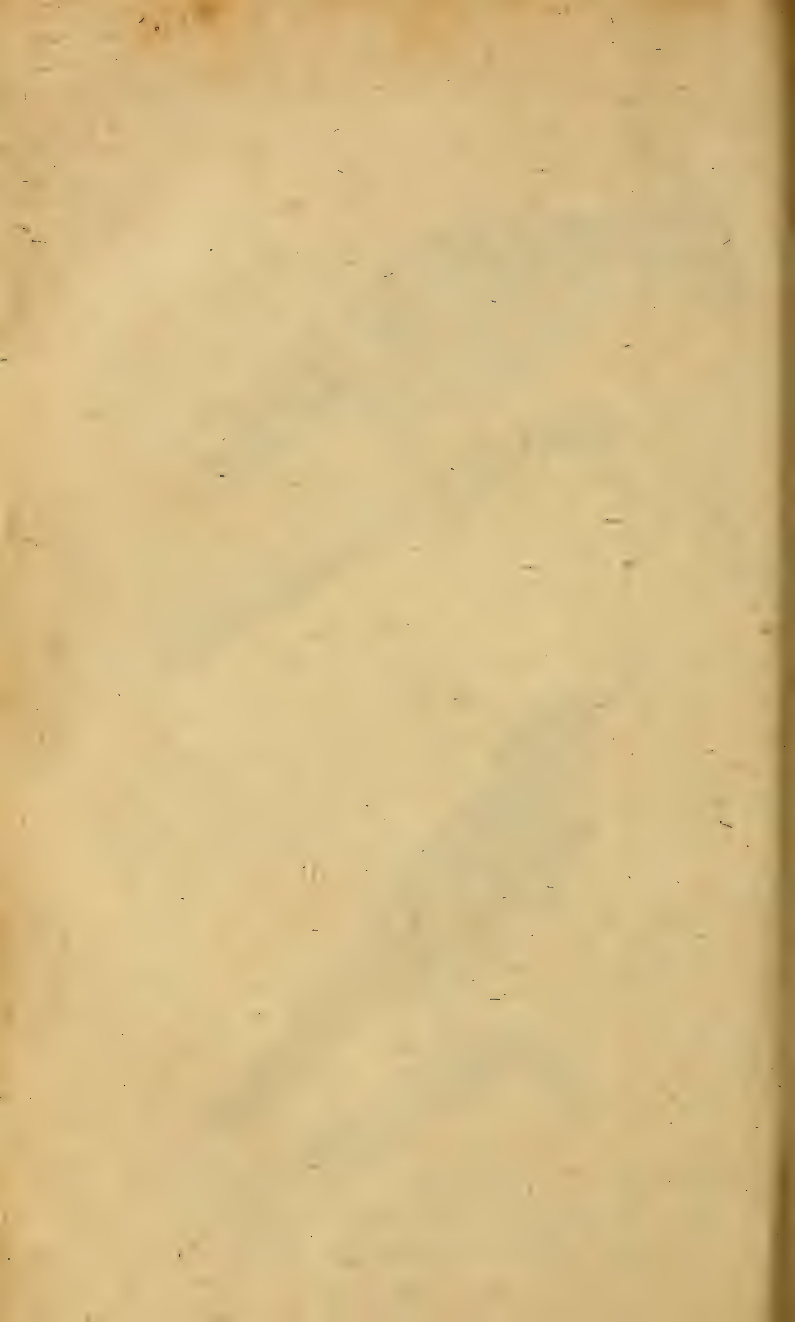


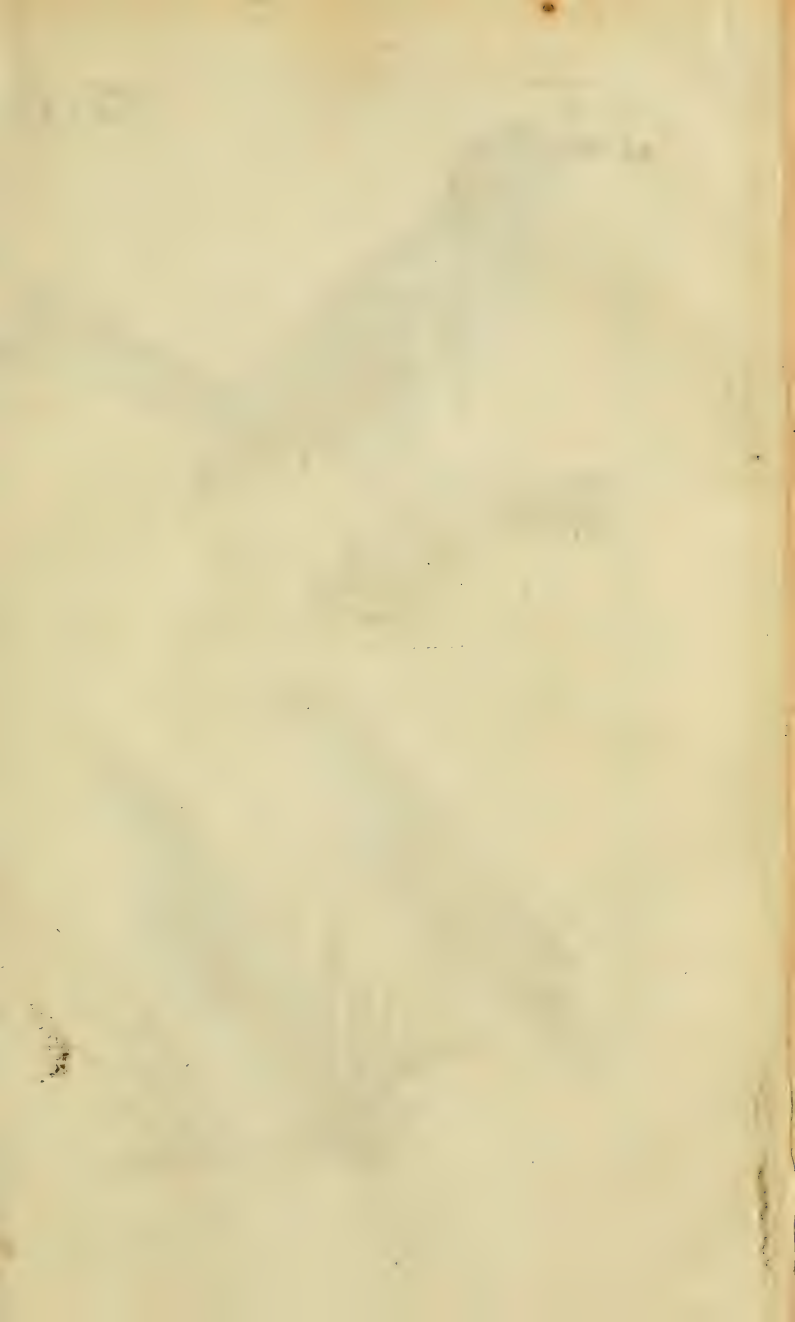


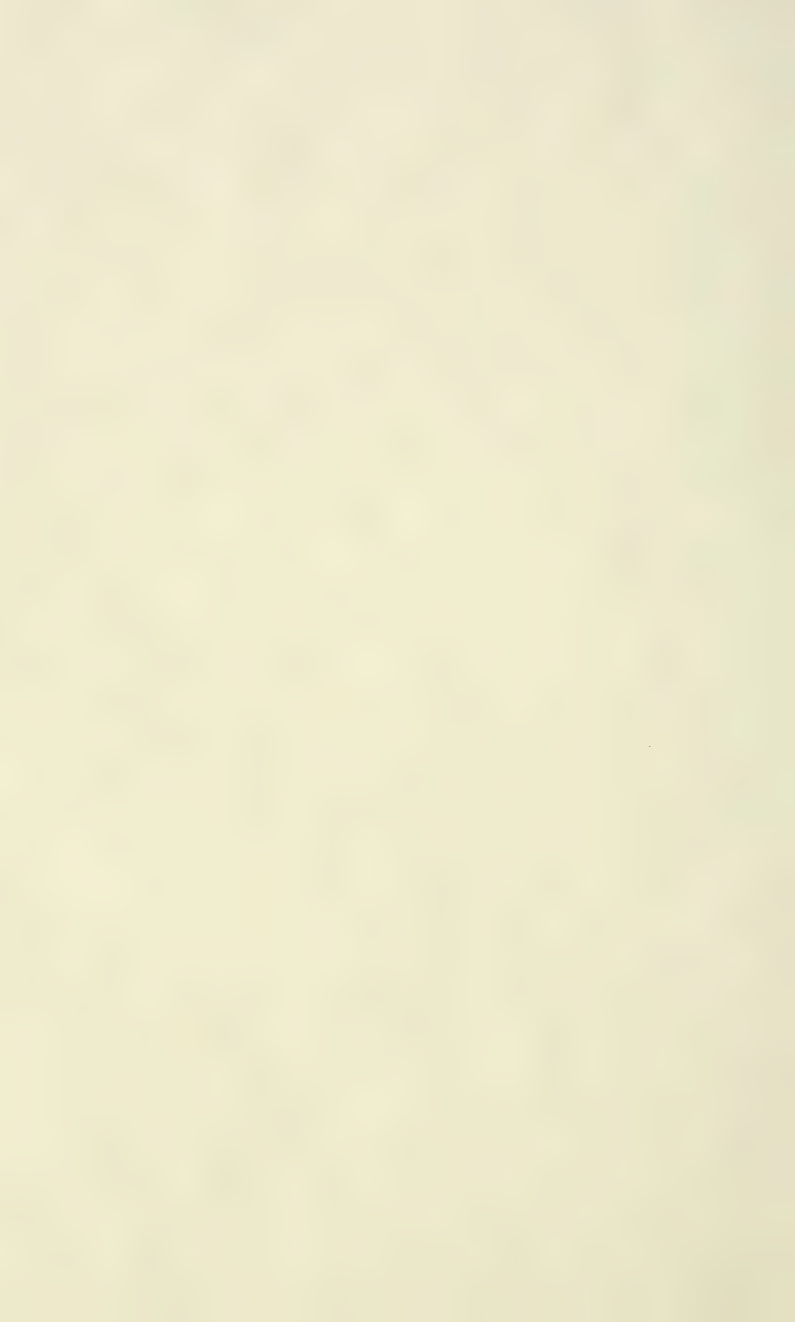




1. Der Europäische Seidenschwanz.
2. Der schwarzgraue Fliegenfänger.

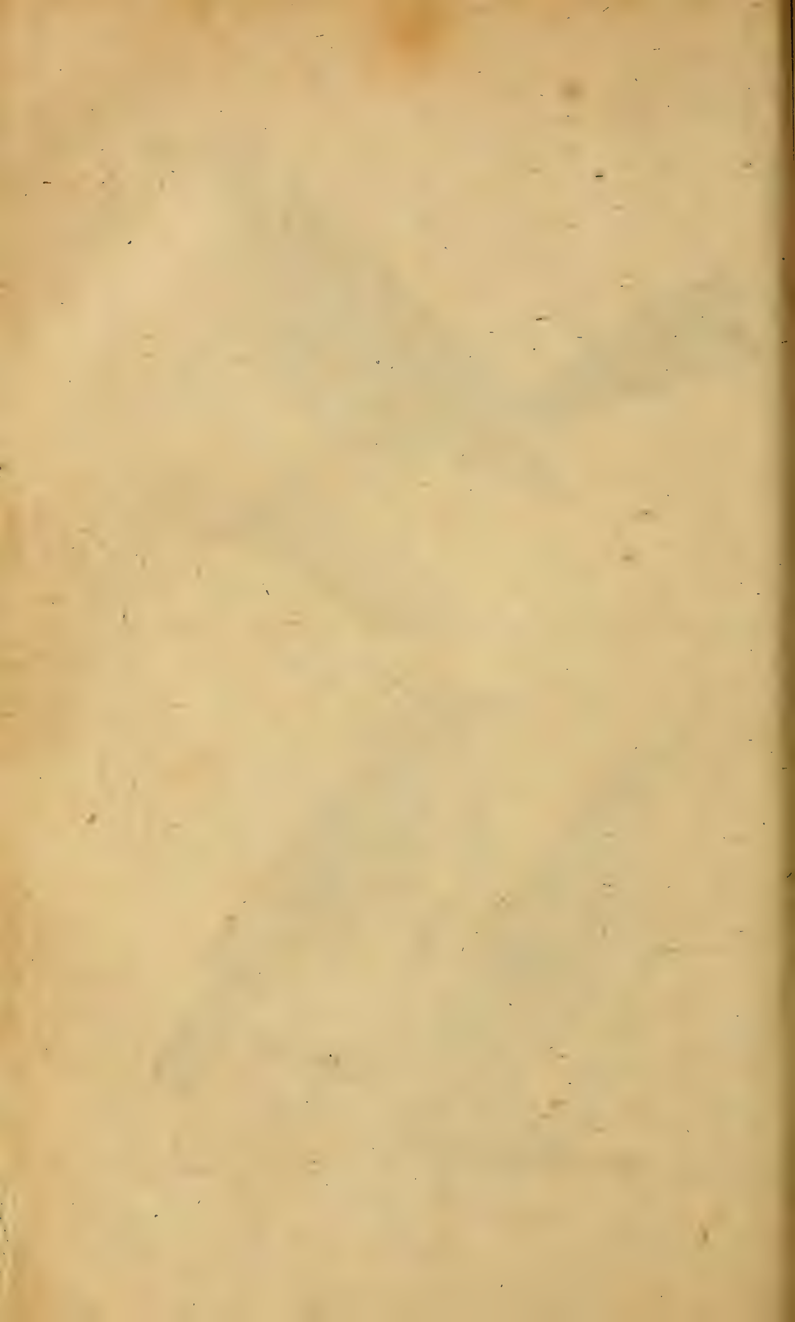


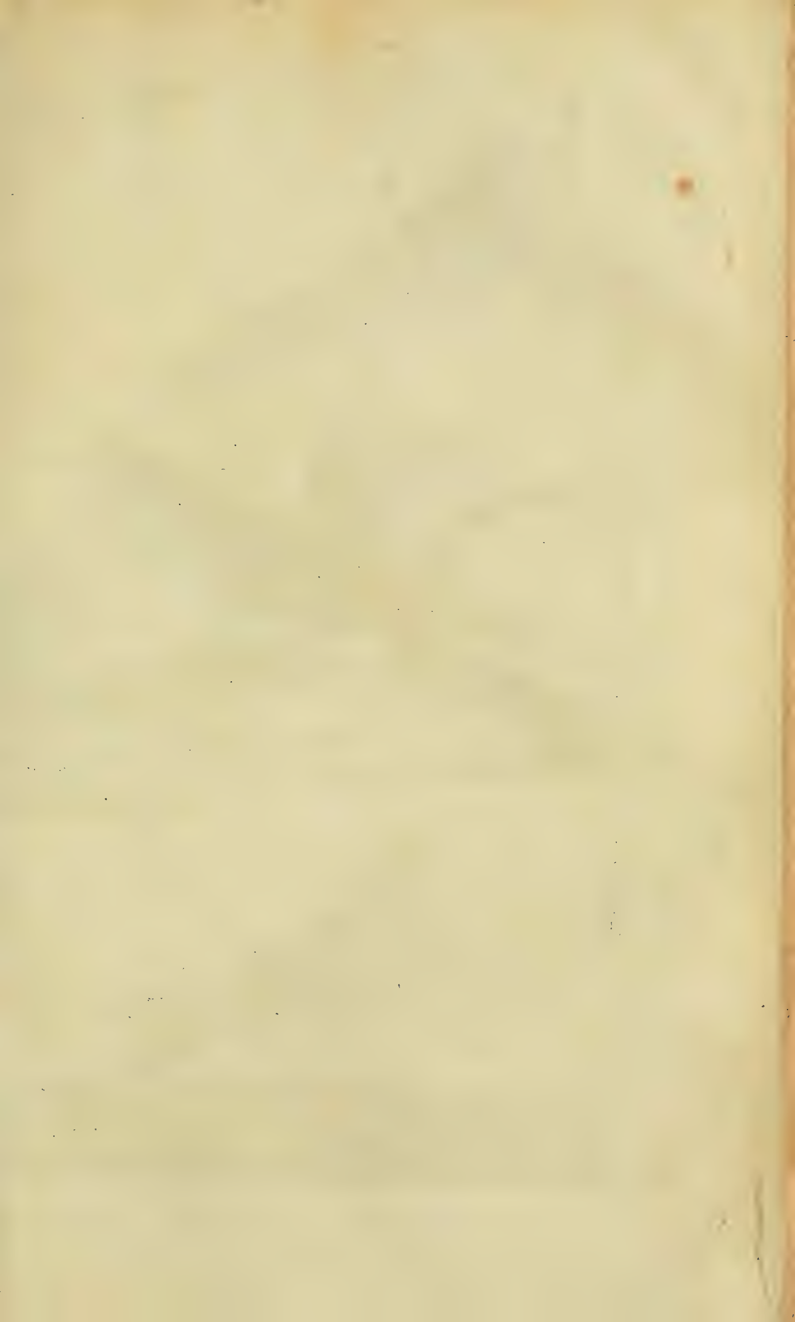






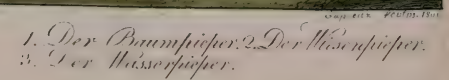
1. Der Sprosser.
2. Der Rohrsänger. 3. Der Schilfsänger.



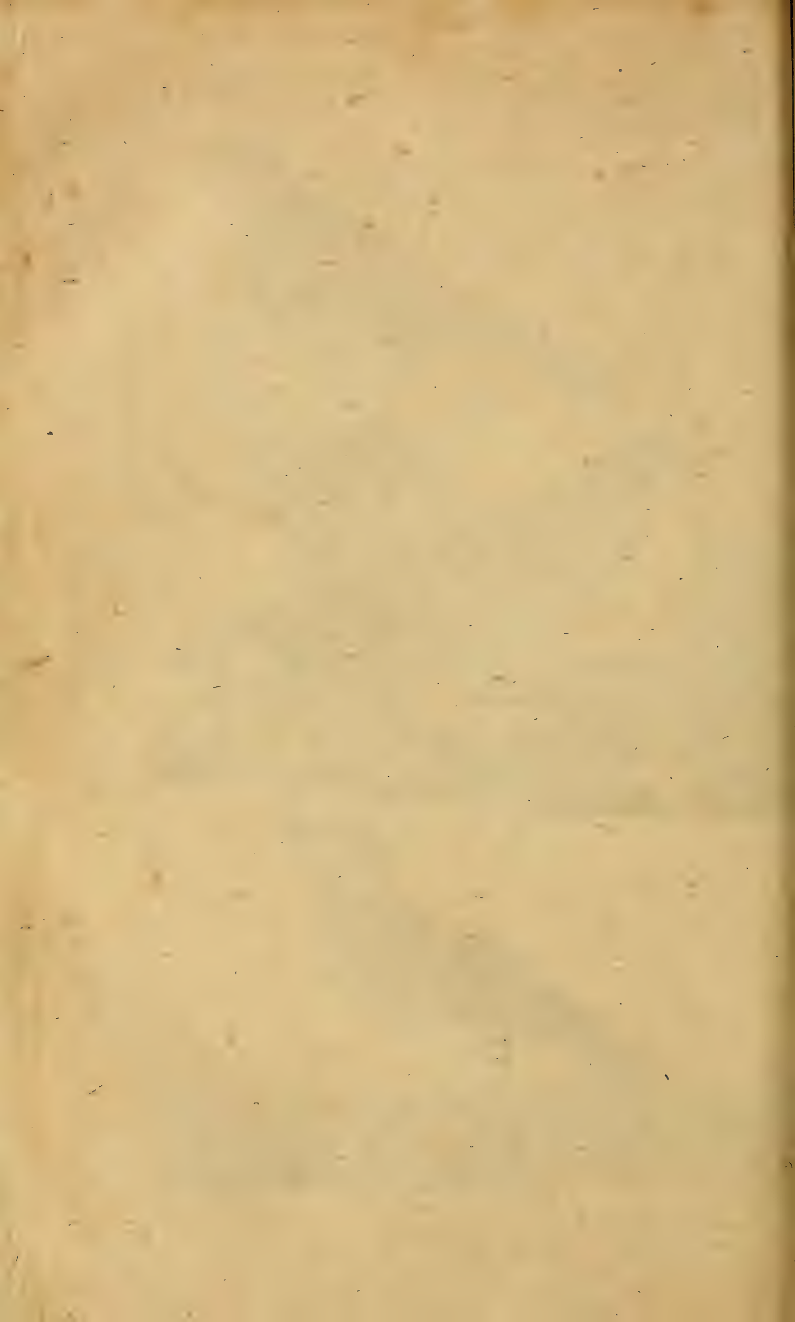




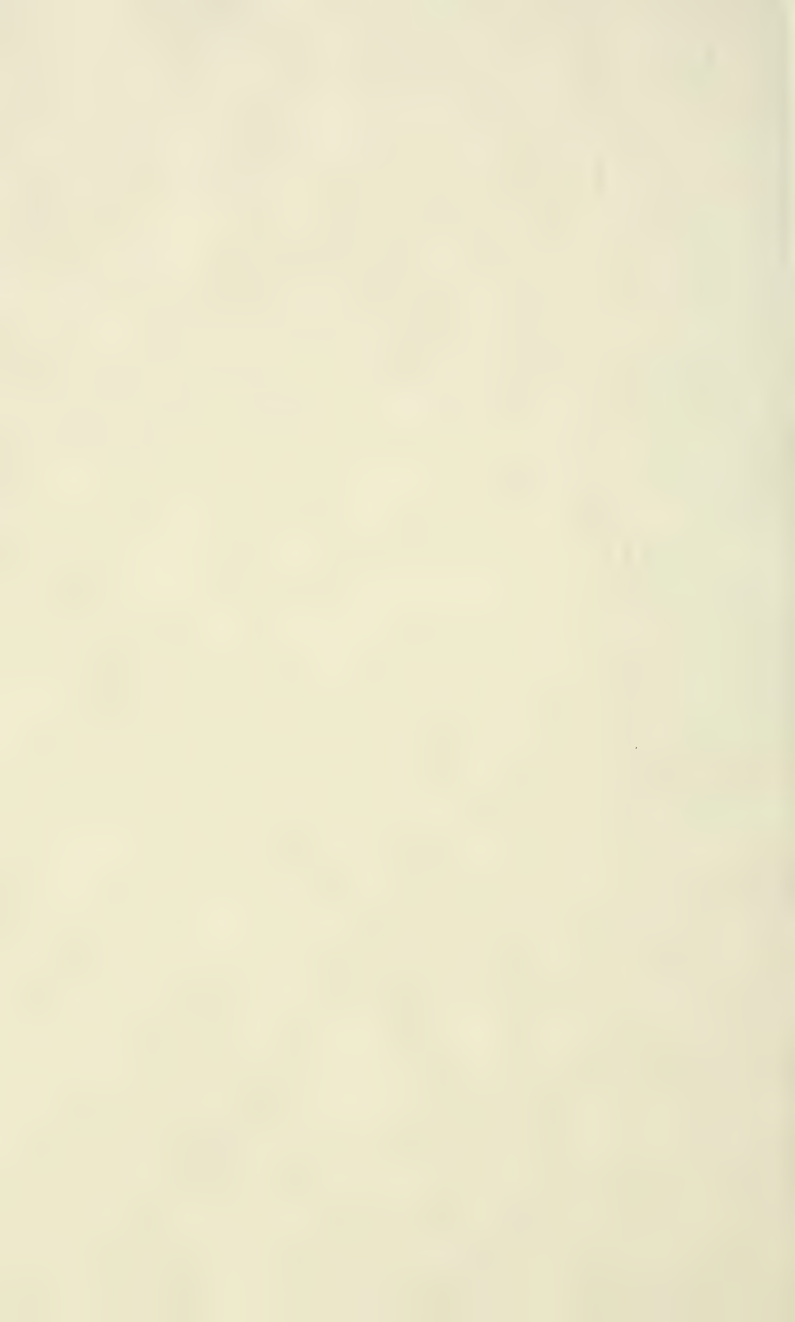
Tab. XXXVI.



1. Der Baumpieper. 2. Der Wiesenpieper.
3. Der Wasserpieper.

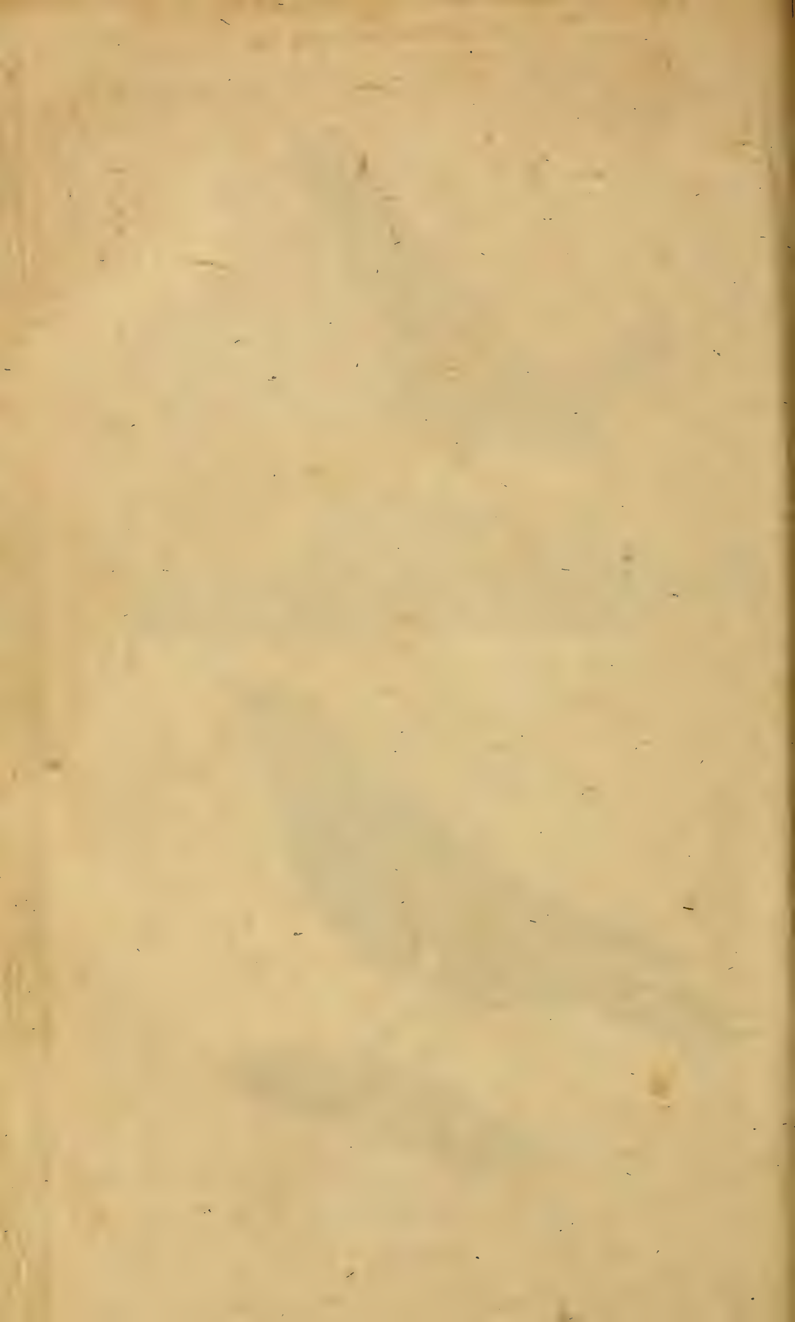


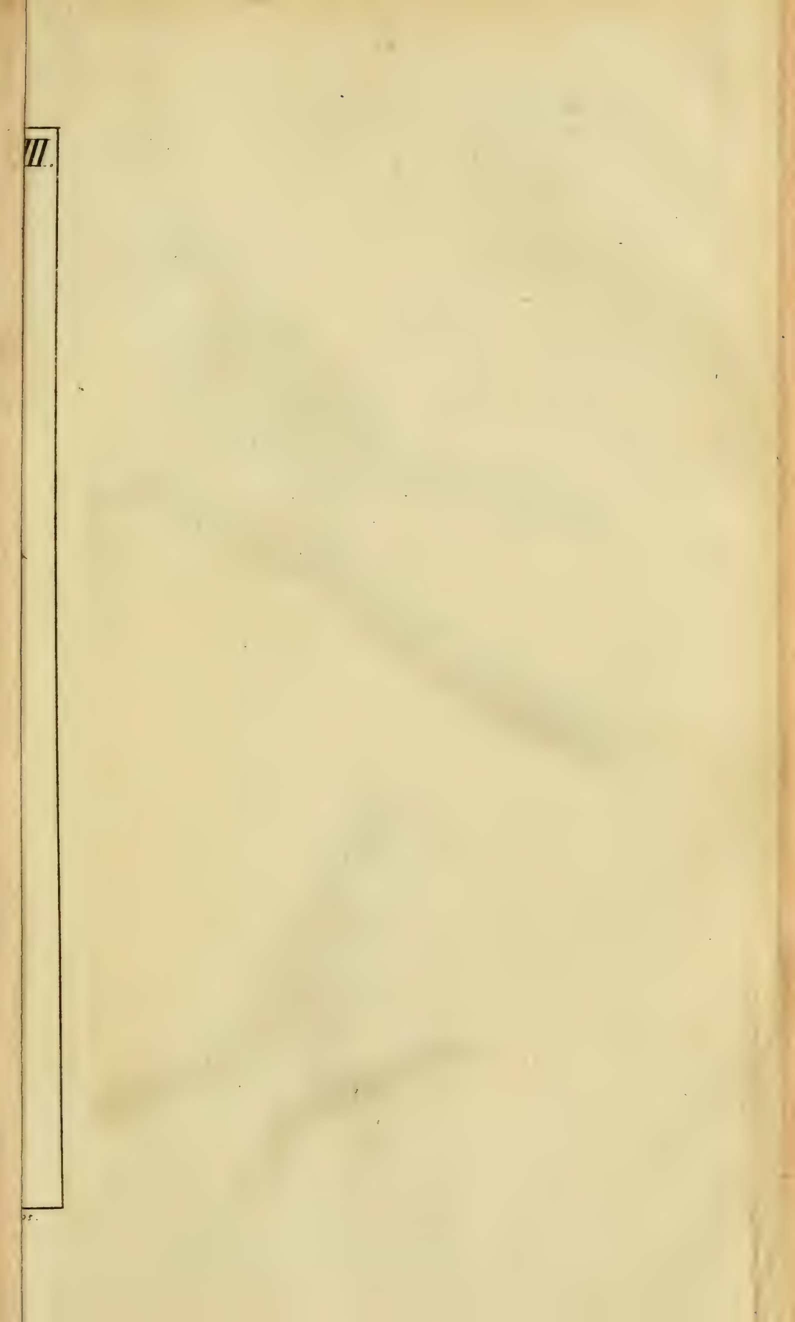






1. Der Wasserschwätzer.
2. Der gemeine Staar.

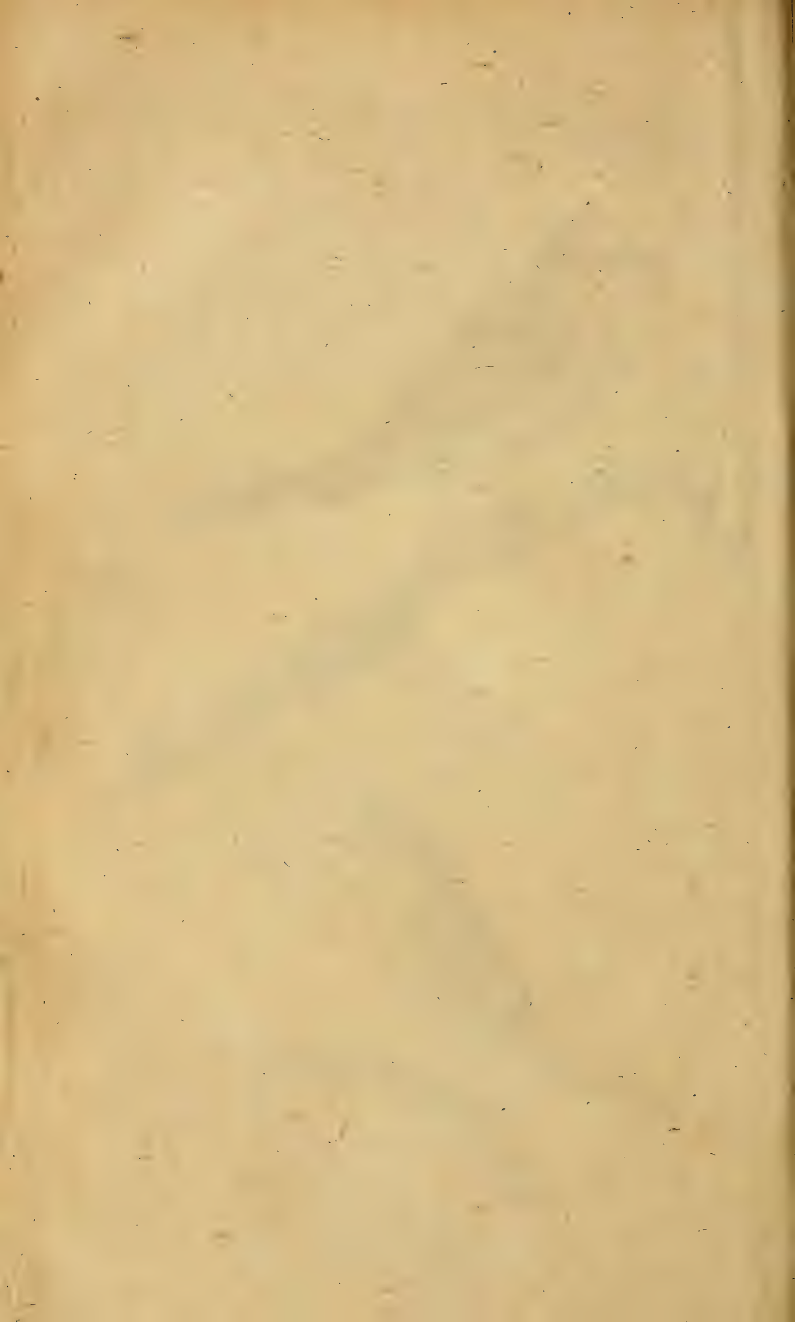


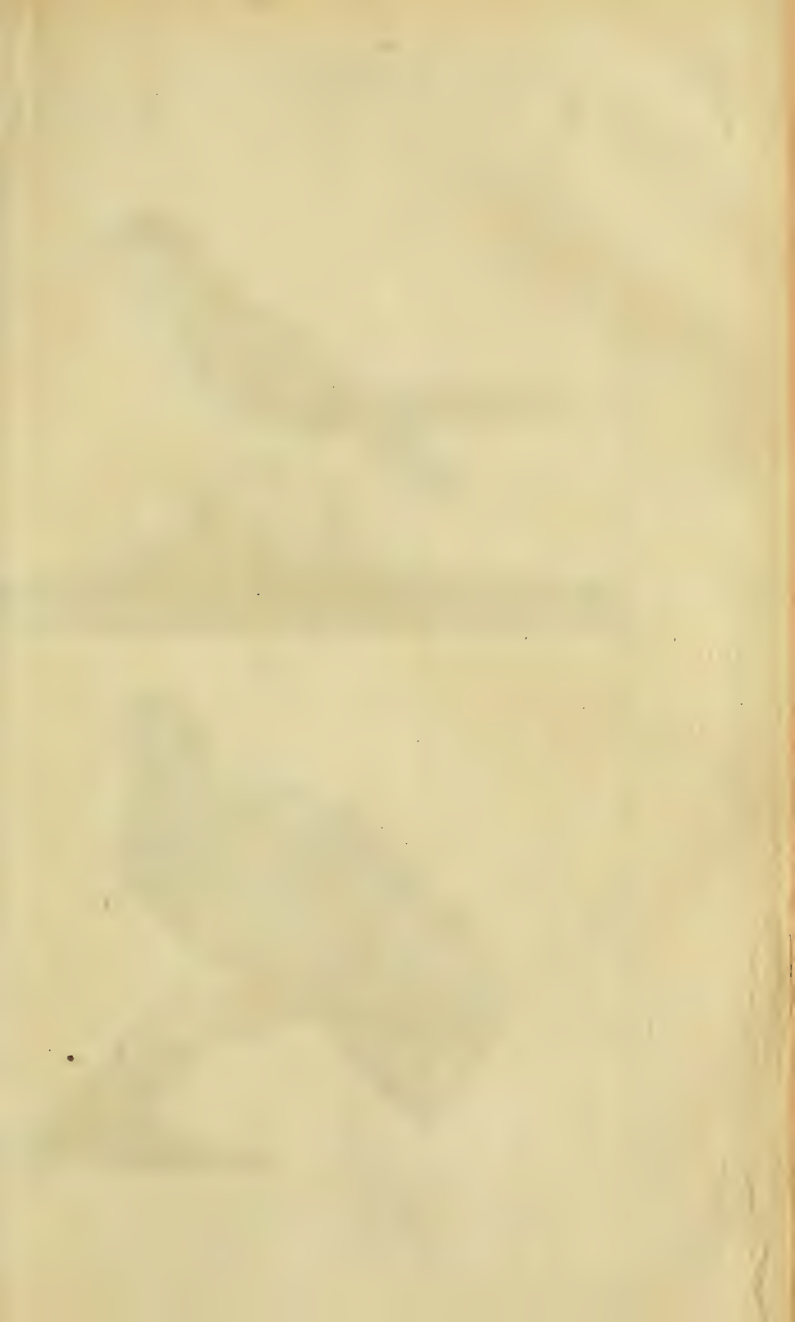


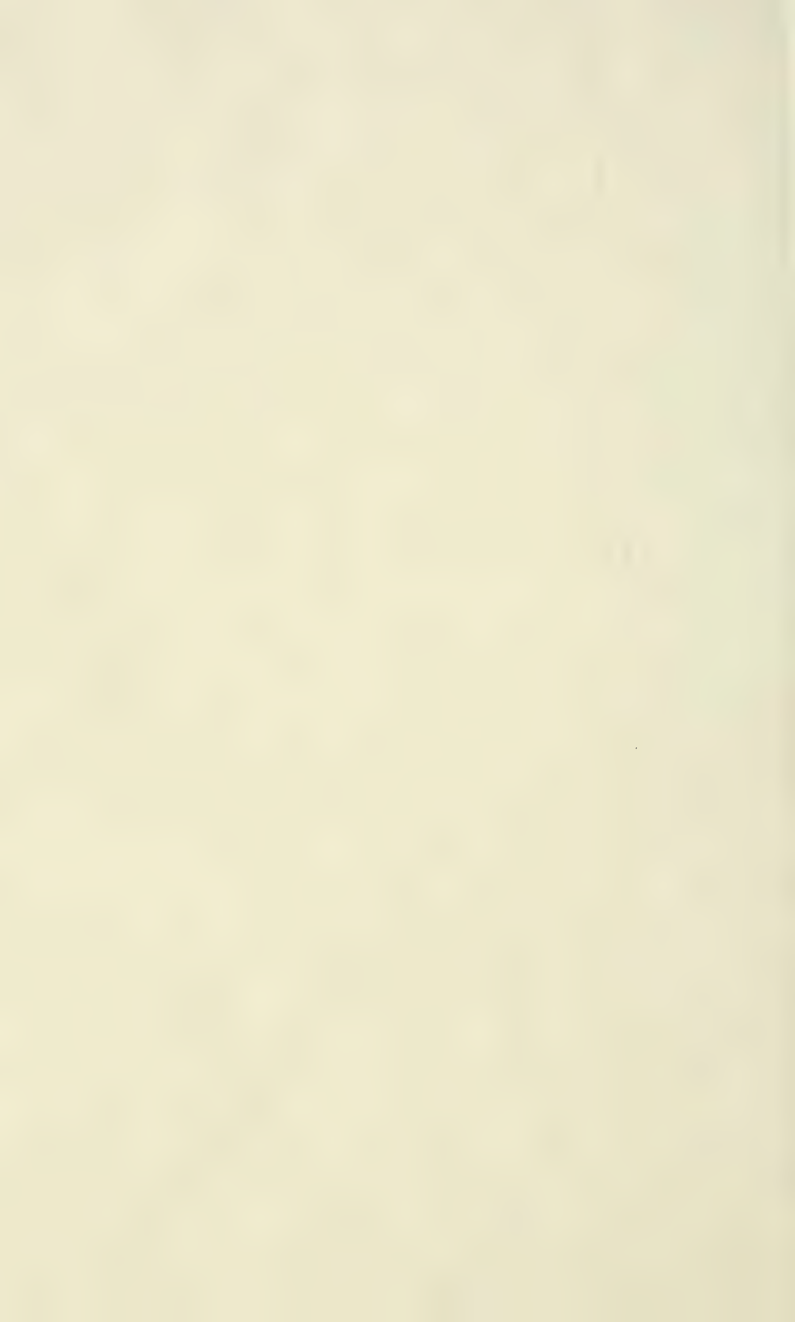




1. Die Lasur - Meise
2. Die Beutel - Meise Weibchen.

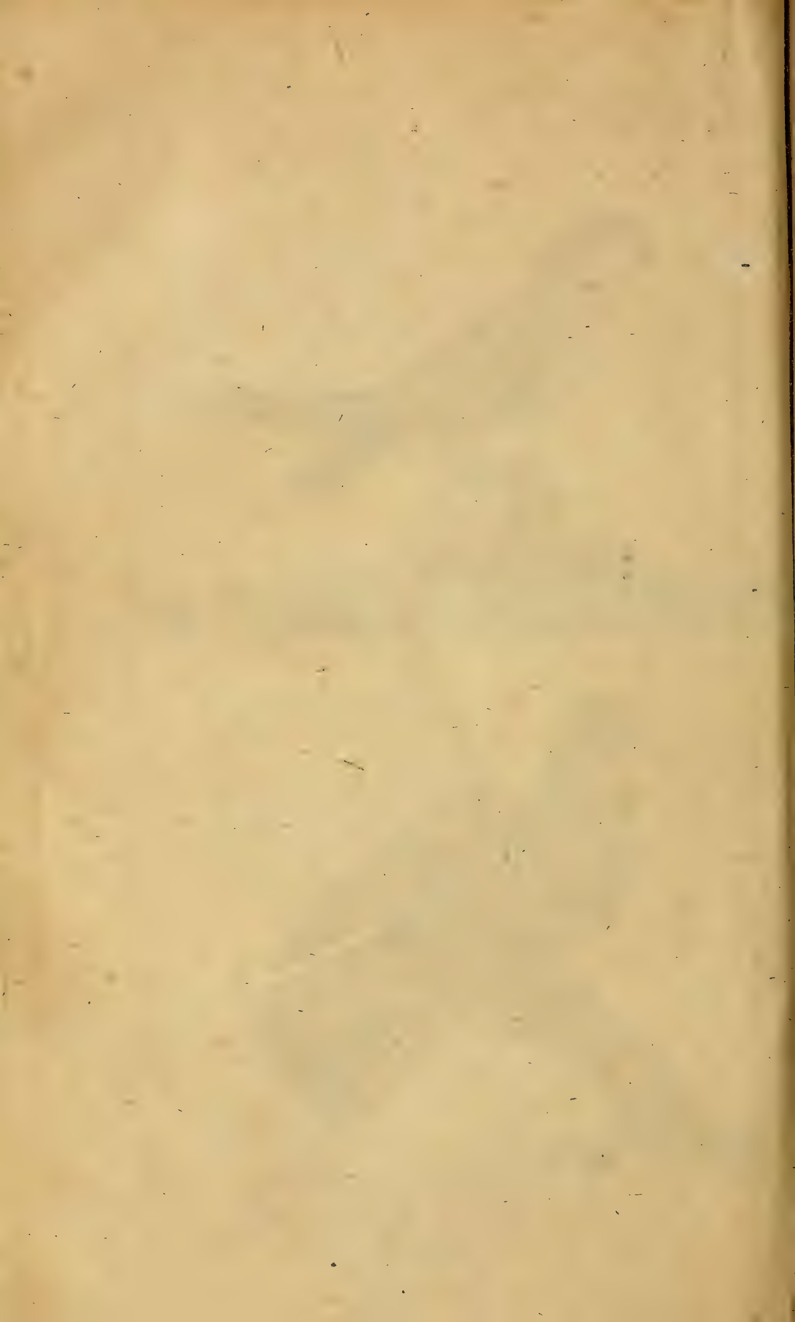




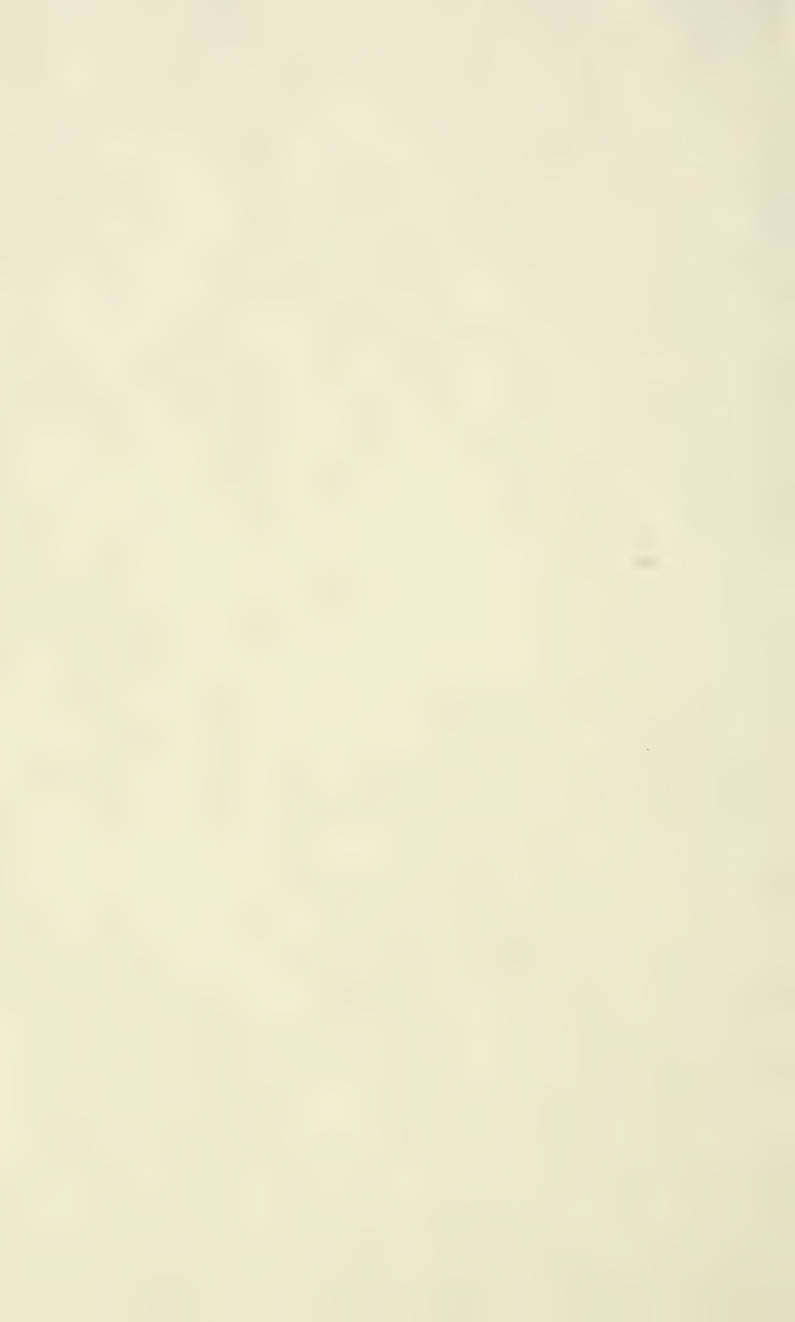




1. Die Alpen- Schwalbe.
2. Der Europäische Tagschläfer.

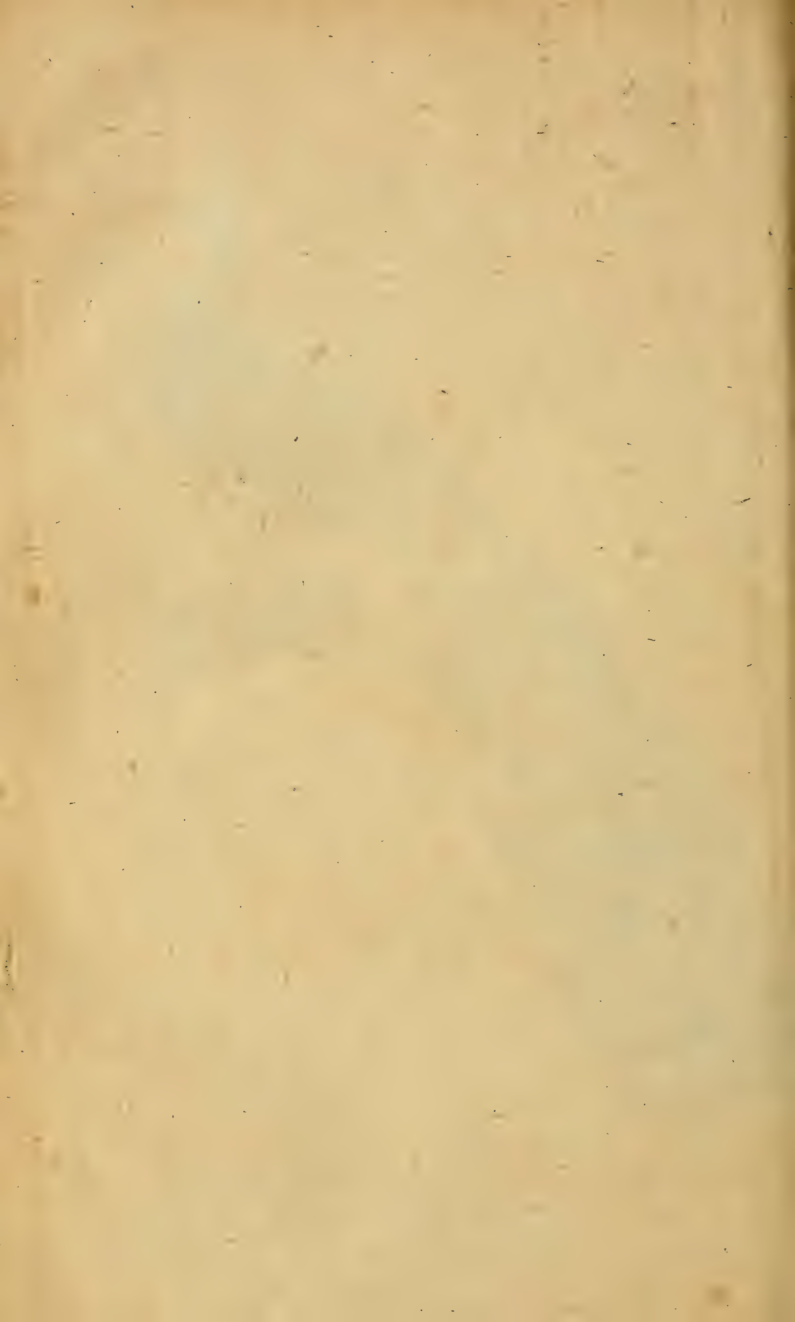


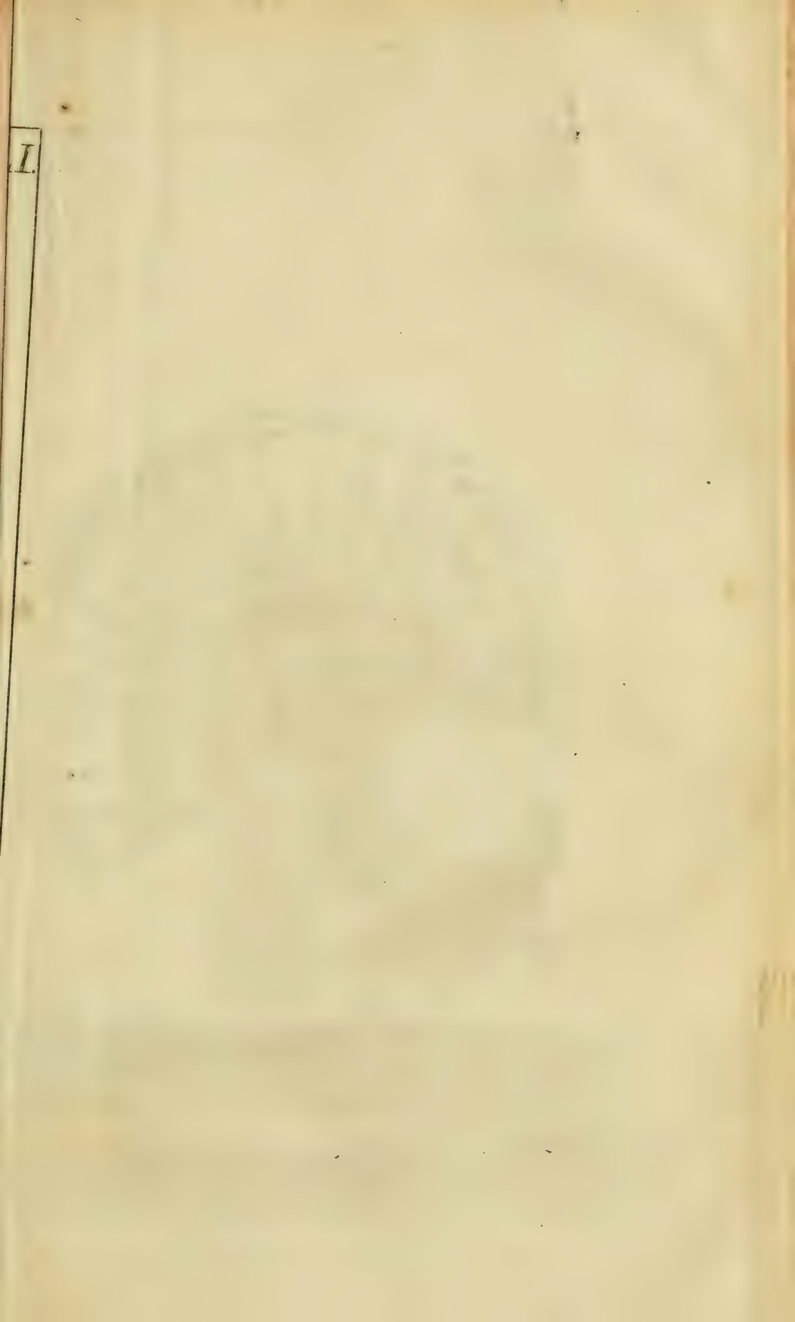


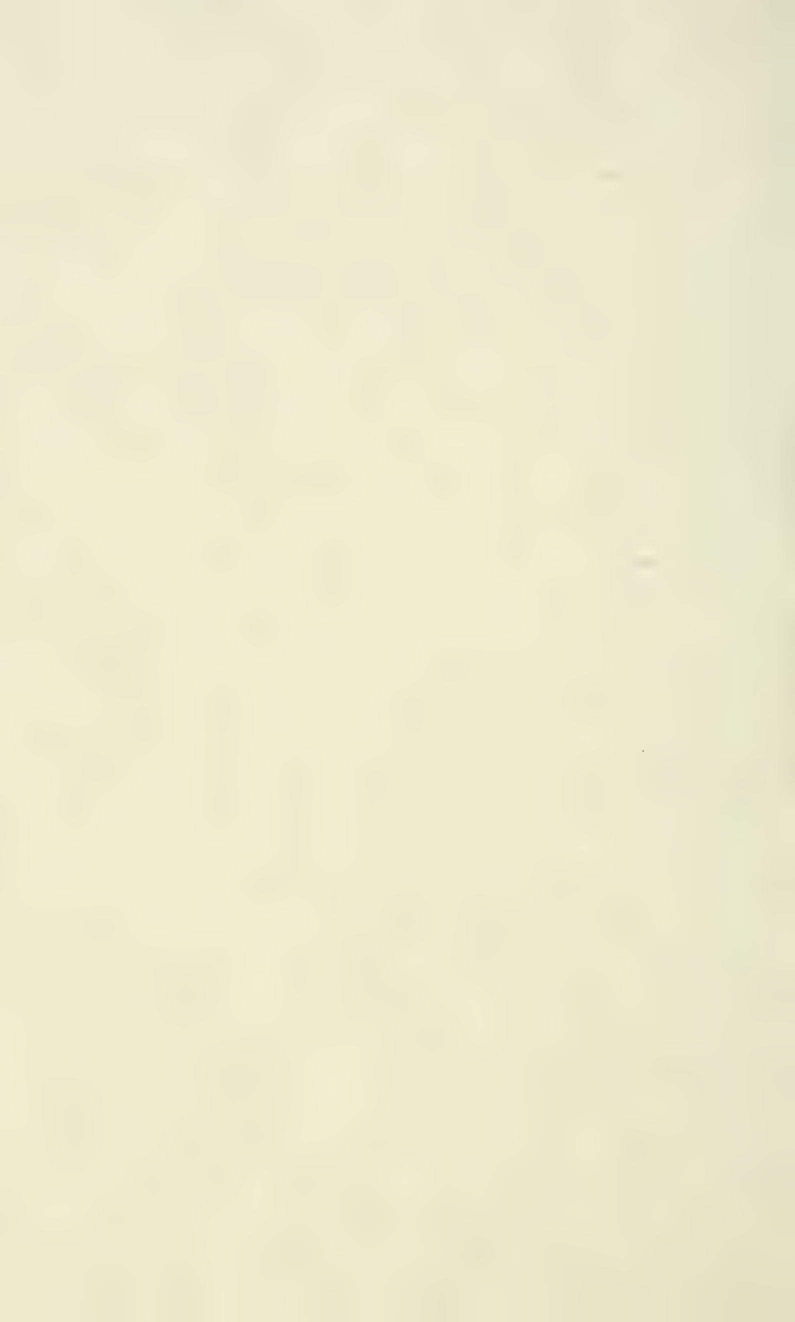




Der gemeine Pfau.



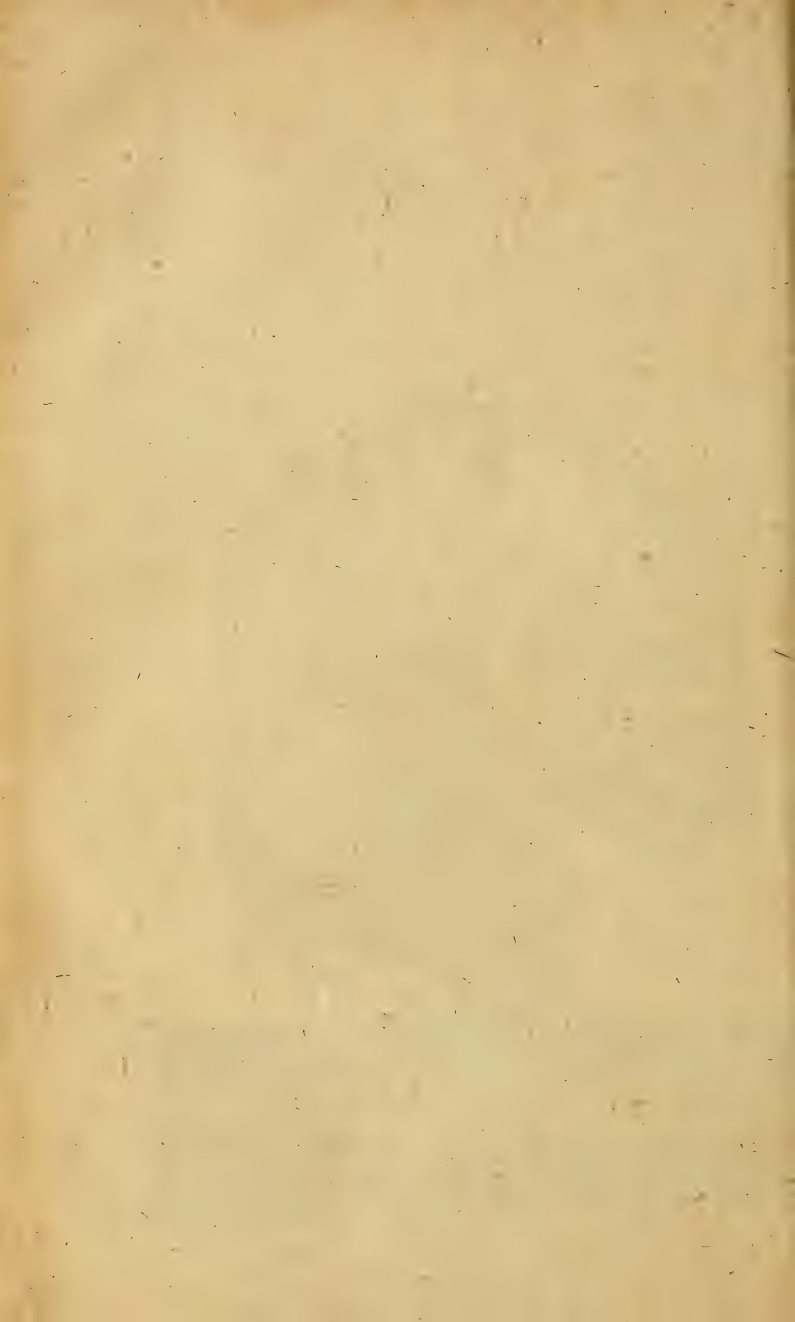




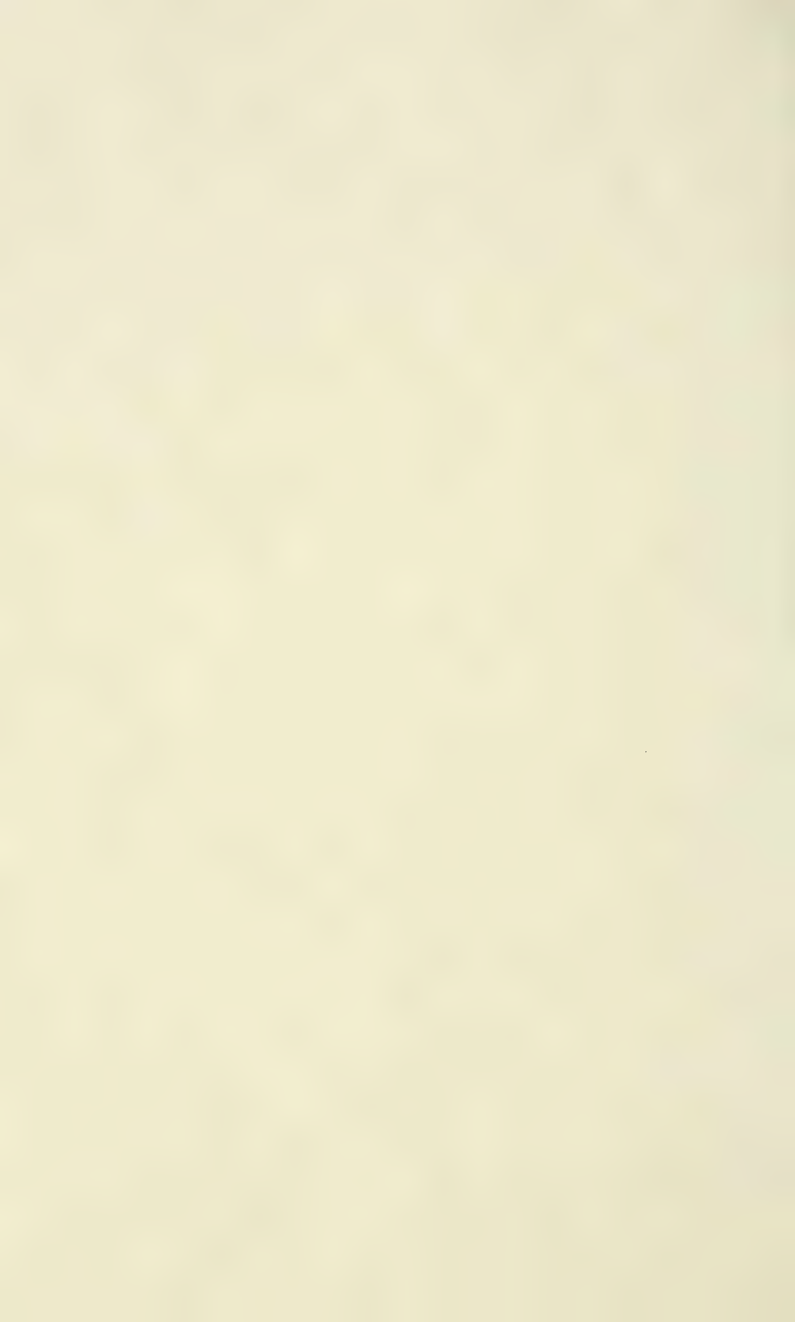
Tab. XLI.

Gapieux. del. & sc. 1806.

Das gemeine Truthuhn.



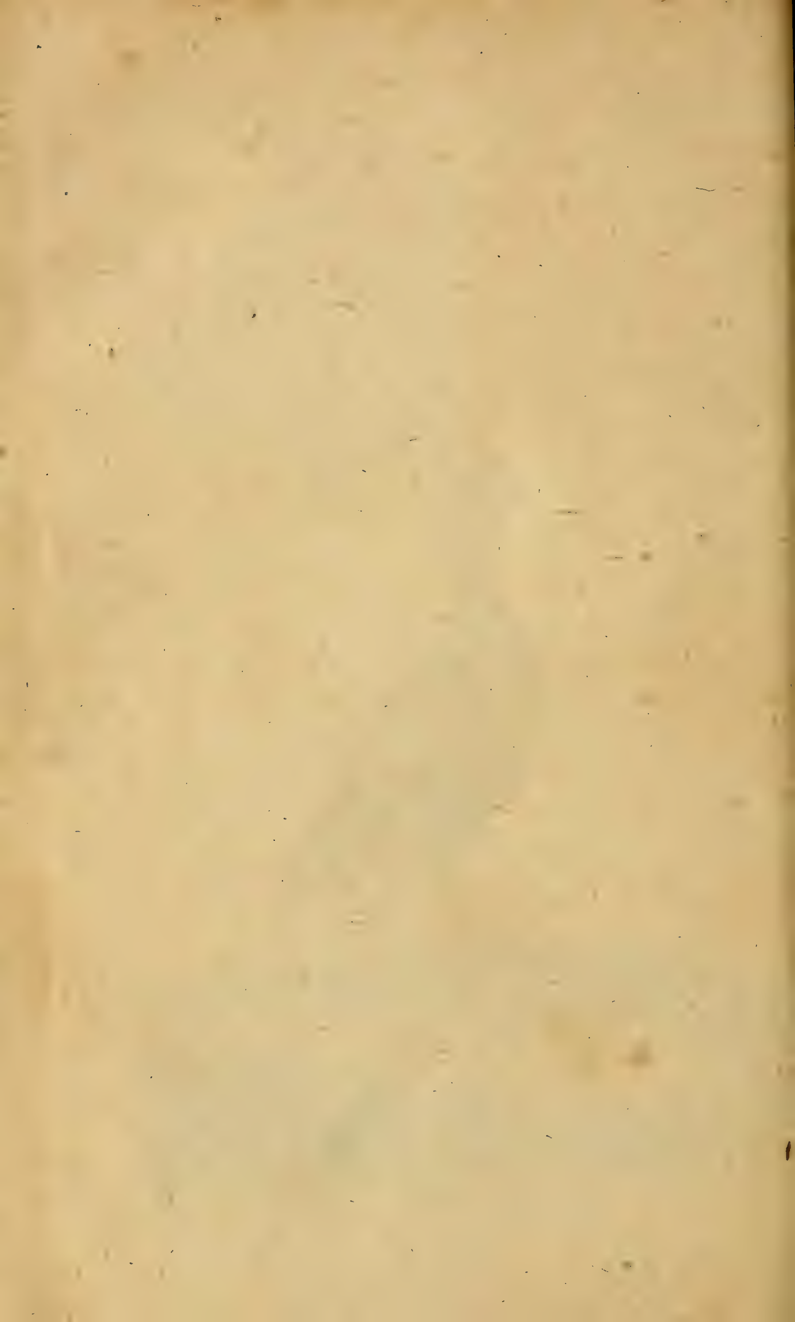


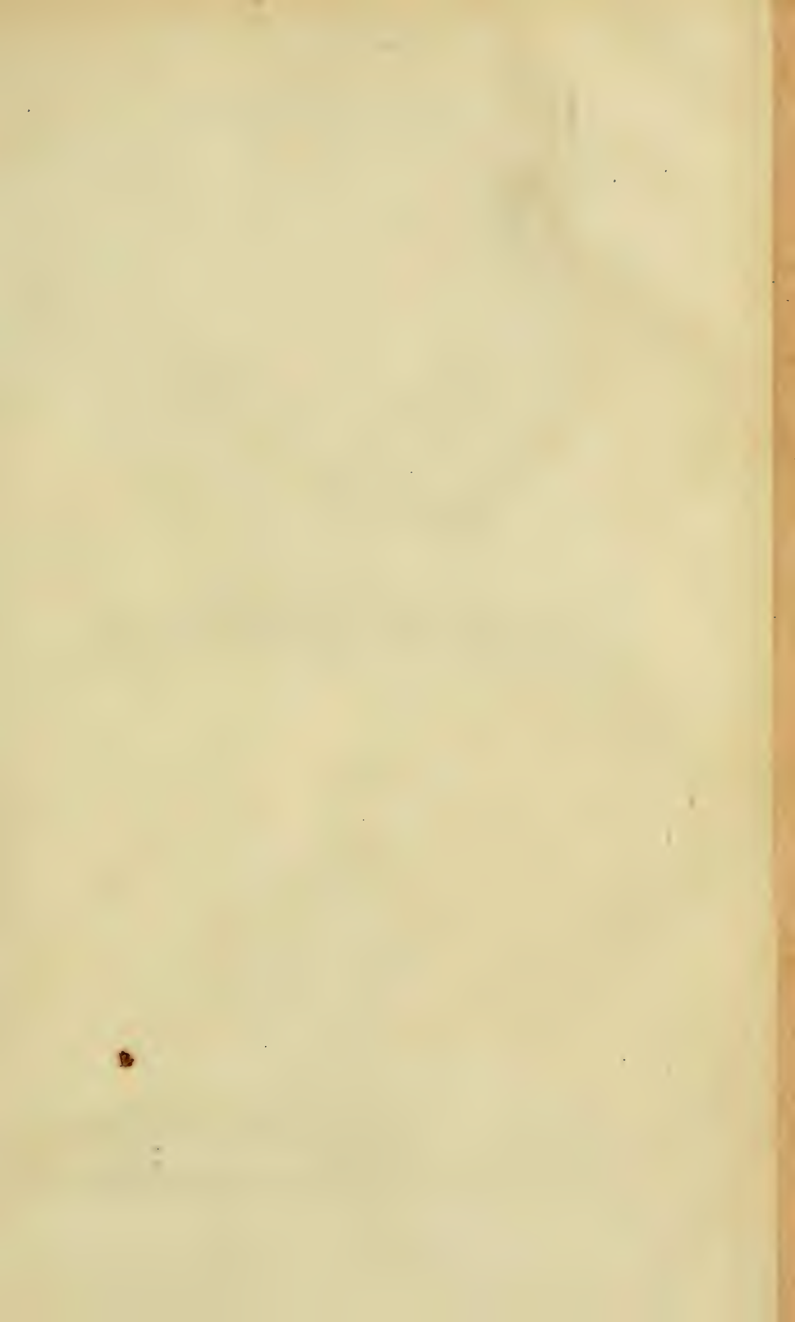


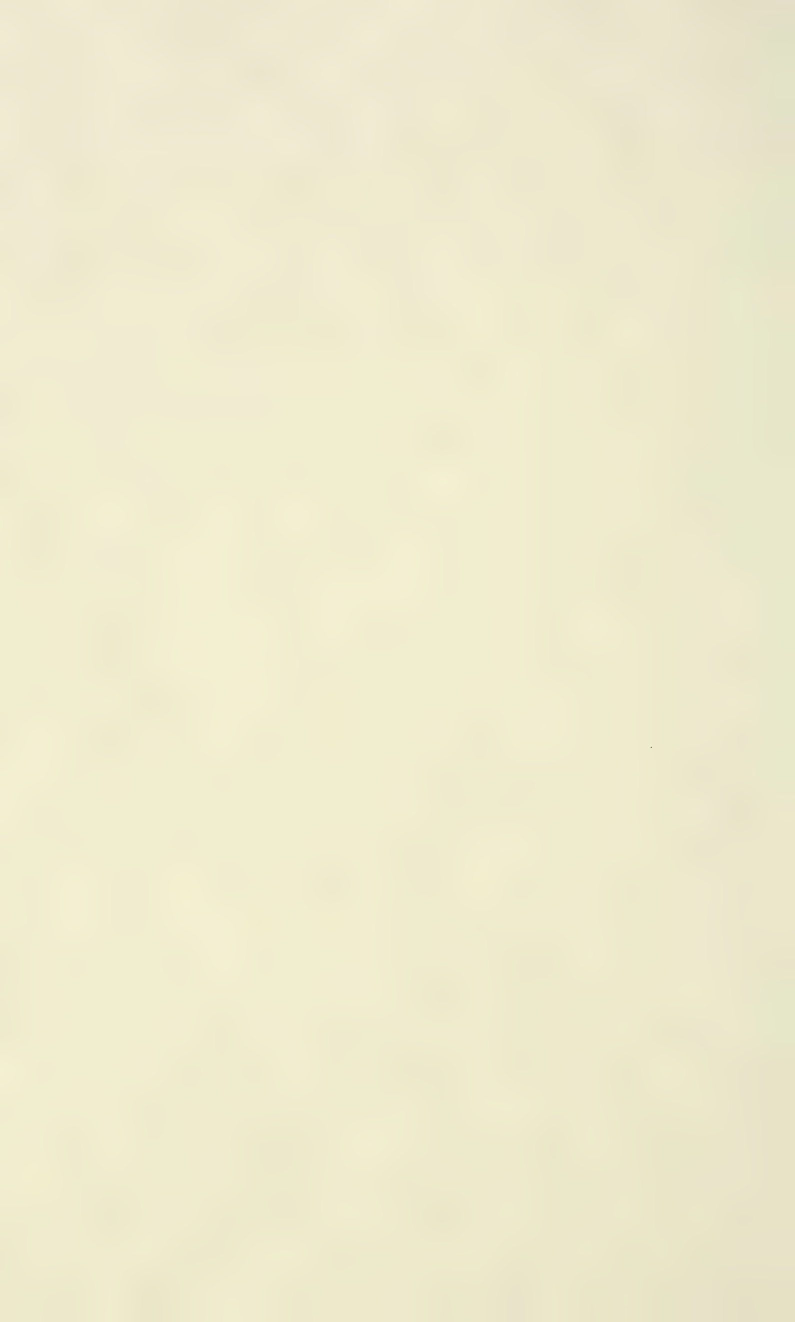
Tab. XLII.

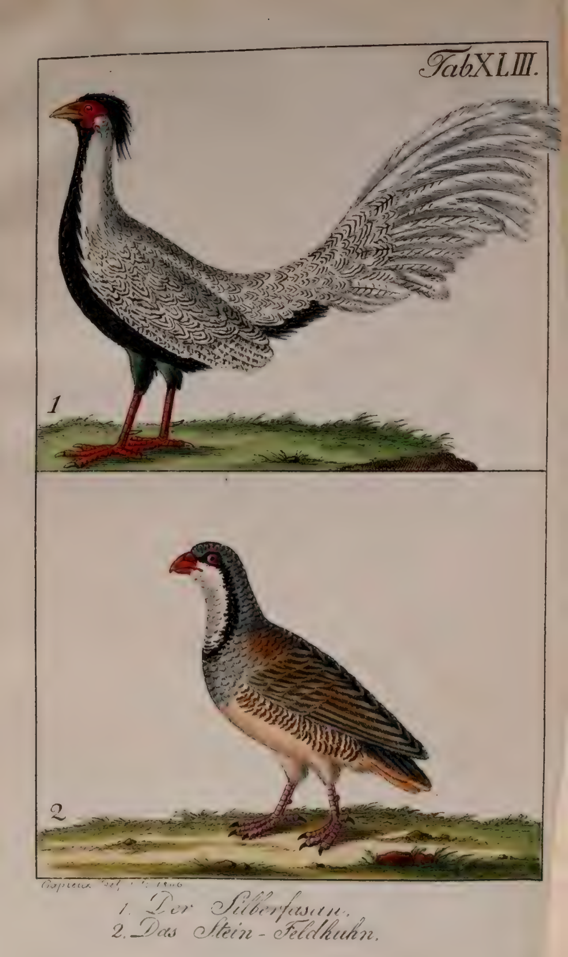
Capieux. del. & sc. 1806

Das gemeine Perlhuhn.





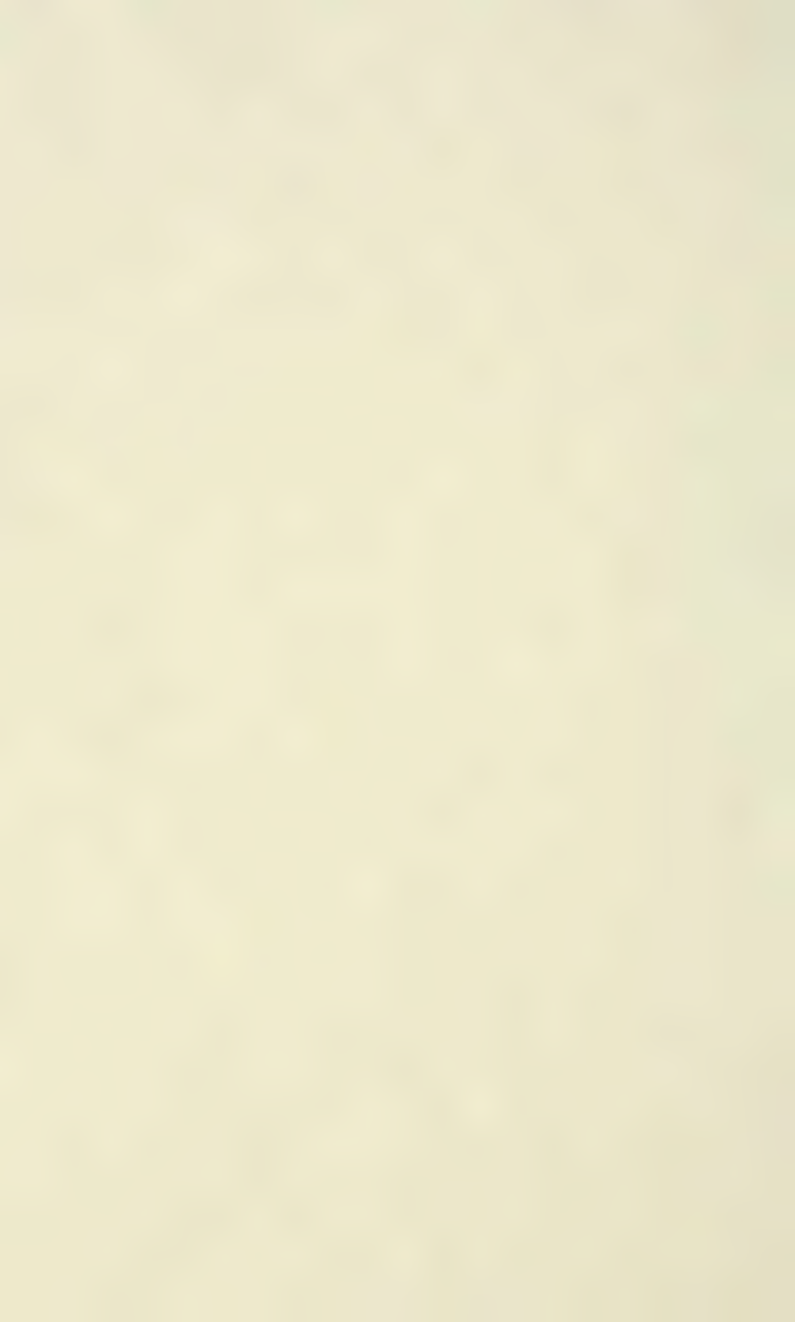




1. Der Silberfasan.
2. Das Stein-Feldhuhn.







Tab XLIV.

1

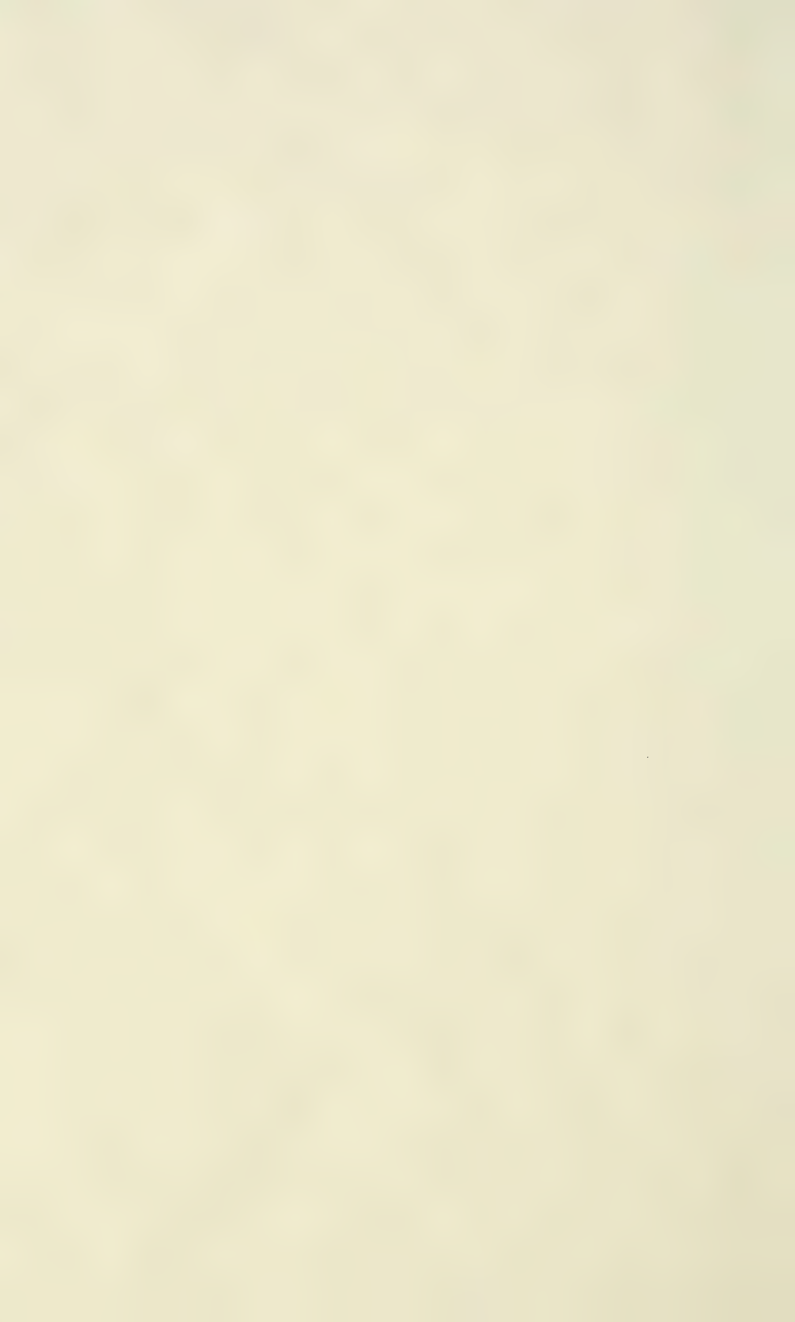
2

Capieux del. & sc. 1806

1. Der Haushahn.
2. Das Haselhuhn. Männchen.







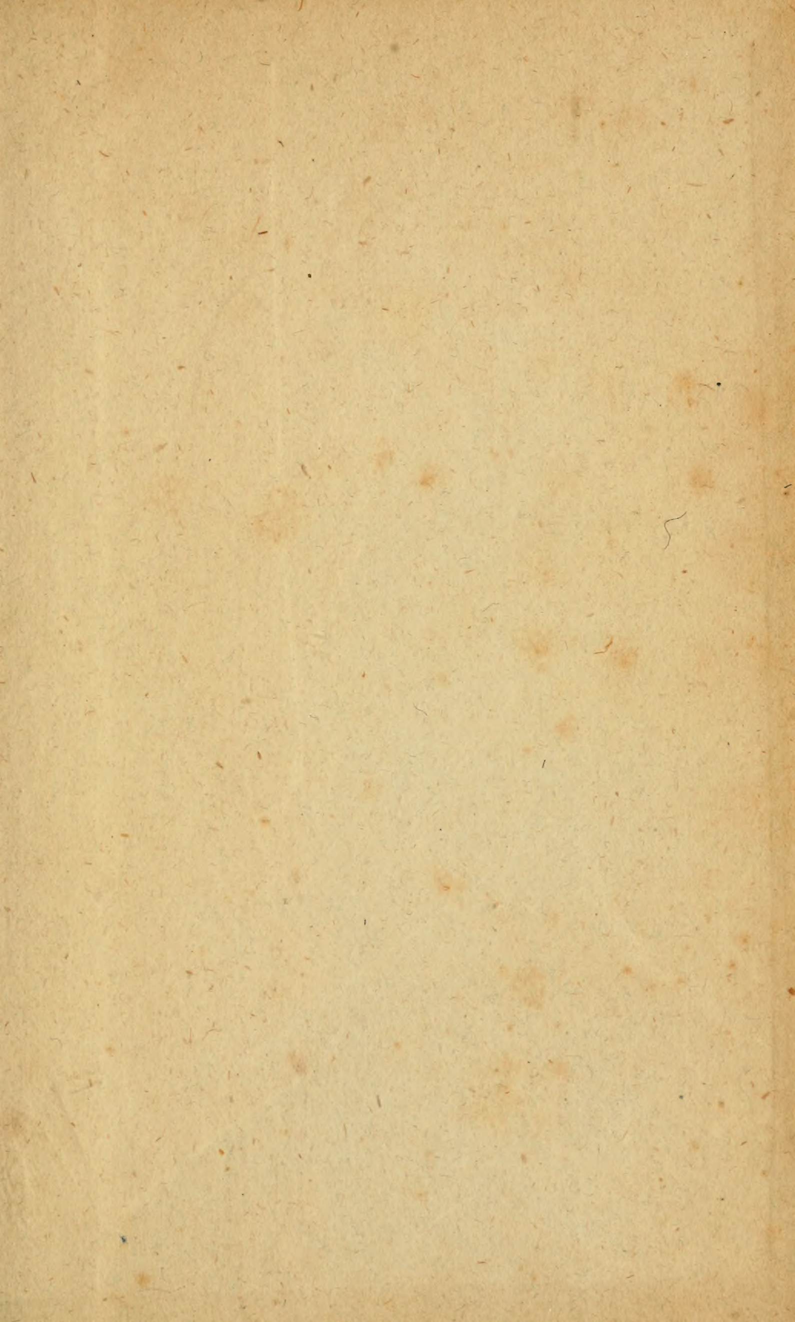


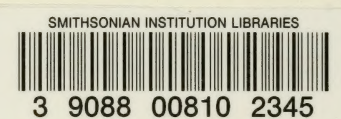
Der kleine Trappe. Weibchen.










SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00810 2345